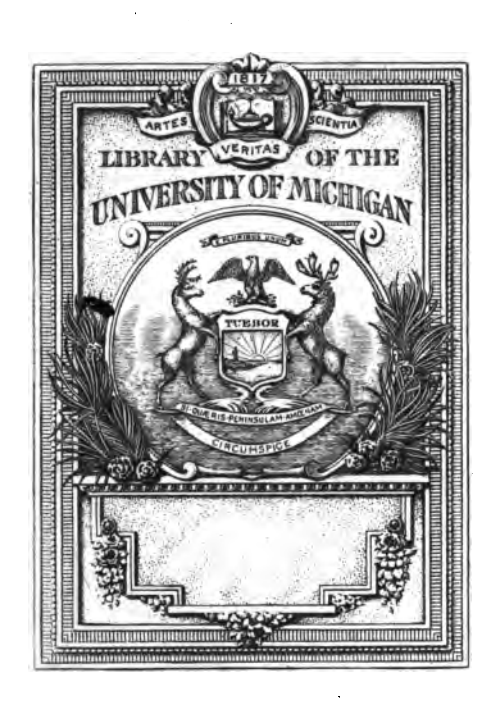
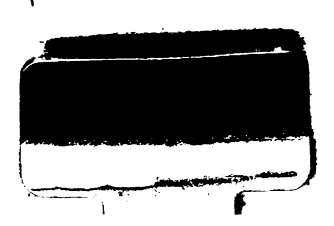





1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

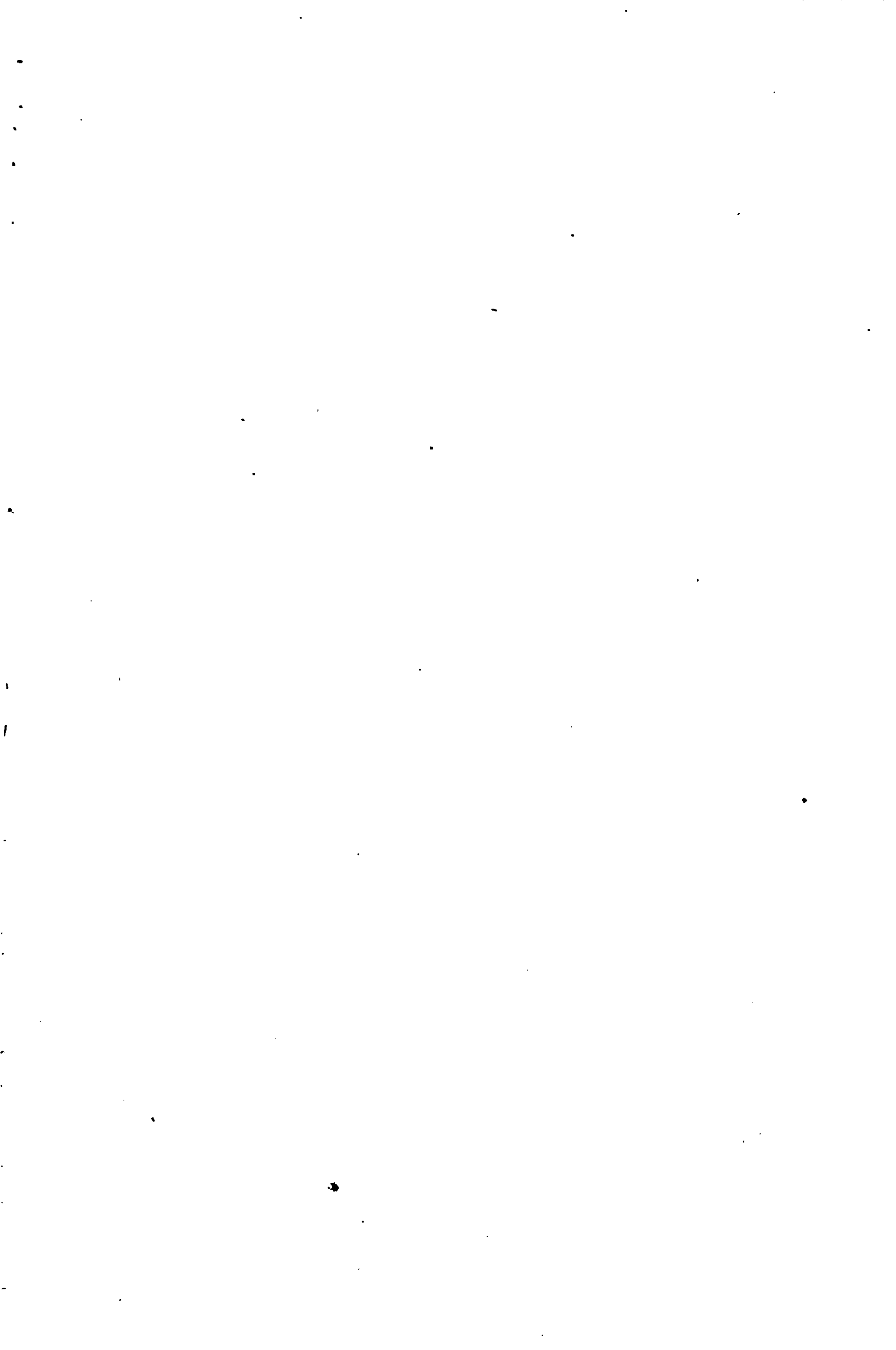


D. L. Wing
1880.

Vlämisch-Belgien.

Erster Band.

Druck von George Westermann in Braunschweig.





J. F. Willems.

Vlämisch-Belgien

von

Gustaf Höfken.

> Die geen knecht is
> Doet wat regt is,
> Slaet wat slecht is.
>
> Altvlämisches Sprüchwort.

Erster Band.

Bremen,
Verlag von Franz Schlodtmann.
Bruxelles, C. Muquardt, Place Royale 11, près du Parc.

1847.

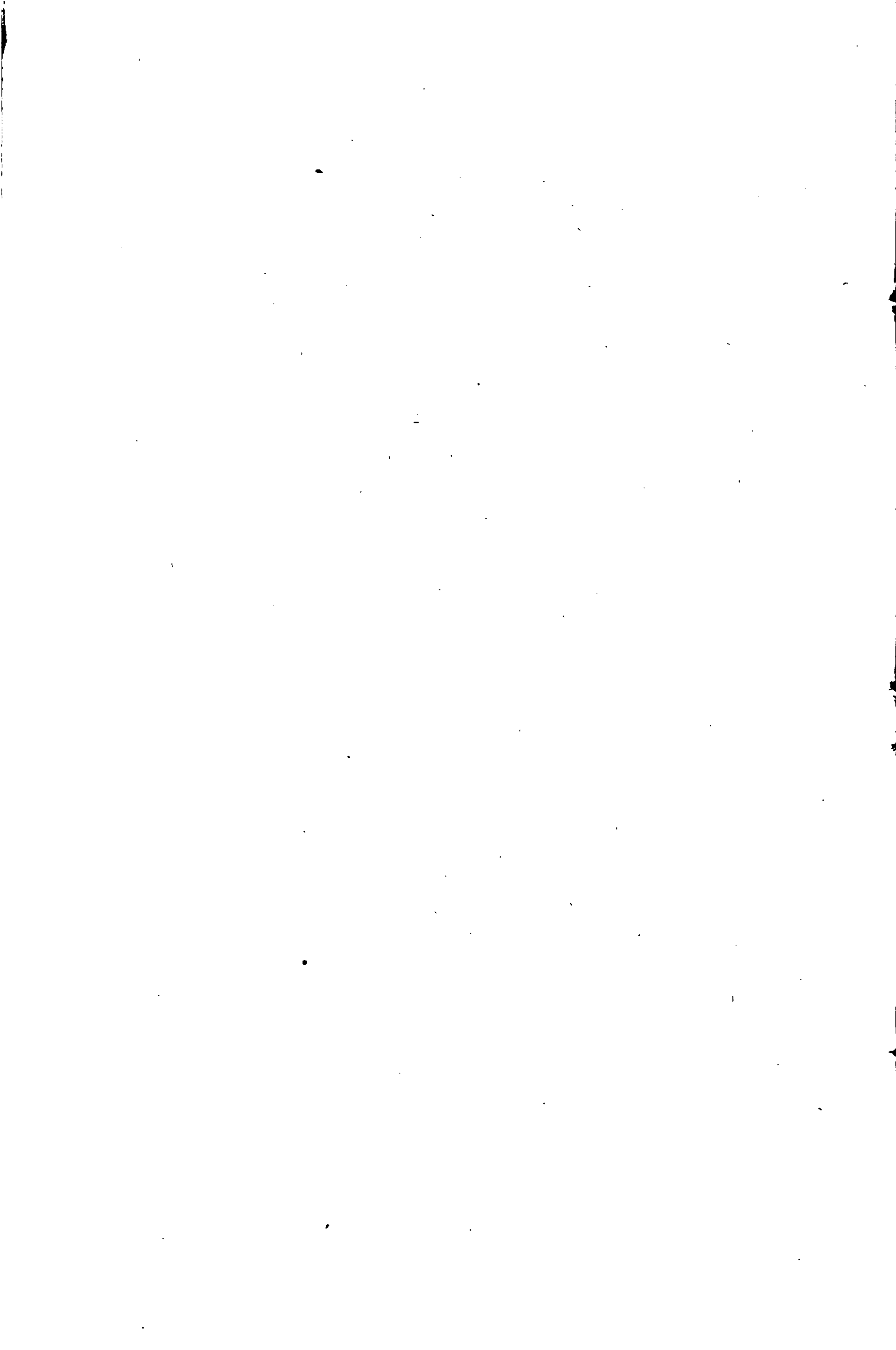
Nachruf an Willems.

Dein Volk, des Nam' ertönt von Thatgewichte,
Ging allen groß in Fleiß und Kunst voran;
Jahrtausend lebt's mit Ruhm in der Geschichte —
Und Willems, Du, Du warst sein bester Mann!

Denn als zerwühlt im Lauf vom Weltgerichte,
Getrübt durch Zwang und was nur List ersann,
Des Volkes Bild verzerrt ein fremd Gesichte —
Da lös'test Du, o Willems! diesen Bann.

Auf Deinen Ruf erstand ein frisches Leben,
Ein Geistesringen, Mühen, Kämpfen, Streben,
Daß drob das Herz im Busen jauchzt entzückt.

Die Saat sproß auf; — Du starbst, davon beglückt.
Das schönste Loos, Du hast es hier gefunden:
Dein Name lebt, mit Deinem Volk verbunden.



Vorrede.

Vergleichen wir die Landkarte des weiland heiligen römischen Reichs mit der Karte des heutigen Deutschlands, so sehen wir ein Zusammenschrumpfen gegen die Mitte hin. Namentlich sind im Westen der Ursprung und theilweise der obere Lauf des Rheins, sowie seine Mündungsgebiete dem Hauptlande entzogen. Was zur Zeit der letzten Friedensschlüsse hier verabsäumt worden, darüber Klage zu führen, liegt zwar unvergeßlicher Grund vor; doch erheitert den vorwärts gerichteten Blick wieder die aufsteigende Bewegung, deren unser Vaterland nach so langer Trübsal sich seit fünfundzwanzig Jahren sichtlich erfreut. War dieselbe uns ungewohnt, so überraschte sie noch mehr unsere uns fremd und abhold gewordenen Vettern. Dieses Fremde und Abholde unter uns wieder abstreifen und ein inniges Verständniß anbahnen zu helfen, das ist ein Ziel,

welches auch dieser Schrift vorschwebt. — Ja, ob uns die politische Markscheide trenne, immer wohnen drüben Brüder, eines Blutes und einer Sprache mit uns, und wer könnte die schöne Hoffnung einer freien Wiedervereinigung mit ihnen für immer aufgeben? Hängt mit jenen Länden doch Deutschlands Geschichte seit Jahrtausenden durch Thaten und Kämpfe, durch Dichtung und Sagen zusammen. Dort ist der Ausgangspunkt der deutschen Litteratur, der oberdeutschen im Elsaß und der Schweiz, der niederdeutschen in Flandern und Brabant. Die Siegfriedssage im Nibelungenlied, die Örtlichkeiten in der Gudrun, das Ludwigslied, unser Thierepos, alles bedeutende Ältere, was wir besitzen, versetzen uns in jene niederländischen Gegenden, in denen frühzeitig derselbe geistige und poetische Aufschwung in den Klöstern sichtbar wird wie in der Schweiz, wo die Mönche sich der süddeutschen Sage annahmen.

Aber dieser Boden bildete von jeher auch den Hauptschauplatz des welthistorischen Kampfes zwischen Romanismus und Germanismus, und ist noch heute strittiges Gebiet. Hier erblicken wir am frühsten römische Kultur Hand in Hand mit der deutschen, hier auch ergreift unsere Dichtung zuerst gestaltend die Volkssage, hier erhielt diese schon den großen historischen Grundzug unserer ganzen Dichtung, das Wirkliche, der, wie ein verehrter Litterarhistoriker, der jetzt Jour-

nalist geworden, um sich der deutschen Politik zu widmen, sagt, „ihr die höchste Ausbildung und Verirrung unmöglich machte.“ Ebenso sehen wir Jahrhunderte später, der mittelalterlichen Dichtungsblüte vorangehend, auf diesem Boden zuerst, schon im **12.** Jahrhunderte, die französischen Trouveres sich mit Person, Sprache und Dichtung eindrängen und deutsche Sage und Lied von den französischen höfischen Dichtungen in Schatten stellen; dann auch, wie die deutsche Volkssprache im **13.** und **14.** Jahrhunderte einen glücklichen Rückdrang gegen die französische ausübt und ihren Sieg bis in's siebzehnte Jahrhundert behauptet. Endlich in neuester Zeit wiederholt sich noch einmal dasselbe große Schauspiel zwischen den beiden Nationalitäten, der Einströmung französischen Geistes folgt die Rückstauchung des deutschen Wesens.

Verschieden indeß haben sich Dinge und Verhältnisse in den germanischen Ländern unserer Westgrenze gestaltet.

Während durch alle Kämpfe die deutschen Hochlande sowohl als die Niederlande, obgleich bei mannigfachem Wechsel einbüßend, weil nie durch's ganze Reich recht unterstützt, im Ganzen ihre Integrität glücklich behaupteten, ward das Gebiet zwischen Hoch- und Niederland, Elsaß und Lothringen, durch Frankreich allmählich von uns losgerissen, zu einer Zeit wo Deuschland, erschöpft durch innern Kampf, um jede Bedingung den Frieden erkaufen zu

müssen schien. Vor den überrheinischen Brüdern hatten die Elsasser dann voraus, Theil eines großen compacten Ganzen zu sein; auch später mochten sie vieles Unliebliche eher ertragen als Preßfreiheit, Öffentlichkeit und Mündlichkeit des Rechtsverfahrens entbehren. Seit Bildung des Zollvereins jedoch, und seit auch die deutsche Staatsreform in allen Richtungen vorrückt, fällt die Vergleichung der Zustände beider Lande nicht mehr für's Elsaß günstig aus, und es scheint sich dort eine Umstimmung vorzubereiten. Daß Elsaß übrigens, trennen wir Volksleben und Staatsleben, im Kerne deutsch geblieben, dafür zeugen alle Merkmale; und bei der alemannischen Zähigkeit der Elsasser, bei dem Wiederaufleben ihres alten Ruhms in deutscher Dichtung, bei ihrer geringen Wahlverwandtschaft mit französischem Wesen ist noch keine tiefwurzelnde Aneignung desselben von ihnen zu fürchten.

Die Schweiz, die in ihren öffentlich tagenden Landsgemeinden und Tagefahrten noch an wesentliche Züge der altgermanischen Verfassung erinnert, hält nebenher uns auch das Zerrbild unserer alten und neuen Übelstände in republicanischem Hohlspiegel vor, und fast scheint sich die Verschiedenheit im Öffentlichen, im Religiösen und Sprachlichen dort noch zu steigern, gleichzeitig mit dem Aufleben eines stärkern Gemeingefühls und einer festern Anziehung. Der innere Kampf dieser kräftigen Stämme, deren

administrativer Einheit sich schon die Natur des Hochlandes zu widersetzen scheint, wird jedoch um so tragischer, je massenhafter und umfassender sich die Beziehungen der übrigen Staaten ausbilden. Möge die Schweiz, ein Bollwerk der europäischen Freiheit, ihre Unabhängigkeit vor allen fremden Einmischungs- und Theilungsgelüsten bewahren! Möge Deutschland ihr dabei zur Seite stehn!!

Tapfer und frei, wie in den Alpen die Bauerngemeinden, erscheinen in Niederland die Städte. Flandern und Brabant waren durch freie Bürgerschaft früher blühend als das übrige Deutschland, in welches sie ihre überschüssige Bevölkerung als Ansiedler, die weithin Gewerbfleiß verbreiteten, schon im 12. und 13. Jahrhundert aussandten. Ja, in Belgien, wo der Anfang aller modernen nordischen Industrie, wo der mächtigste und dauerndste Zusammenstoß der Stämme war, ist auch die Hauptwiege der Kultur, der Kunst und Poesie in Nordeuropa zu suchen. Das Dunkel, das lange über diesen fast vergessenen Verhältnissen lag, weicht der neuen Forschung und ihren schon zu Tage geförderten Schätzen; vielleicht sind noch hellere Schlaglichter darauf durch weitere glückliche Funde litterarischer Denkmale zu gewärtigen, zu denen die neue Bewegung in Belgien nach langem, stumpfem Schlafe, der frischerwachte vaterländische For-

schungstrieb, unterstützt von der allgemeinen Blüte deutscher Alterthumskunde, Hoffnung geben.

Manche der Ursachen, die, wie die Verschwisterung mit den wallonischen Provinzen, die Religionskriege, die Lockerung des reichsständischen Regiments, dieses alte schöne Kulturland der großen, aber in sich selbst zerfallenden Masse der deutschen Nation entfremdeten, dauern fort; andere sind verschwunden oder im Verschwinden, und die Vlamingen bewähren sich, wie im Aussehen ihrer Städte und in Artung, so auch in ihrem Gemüthsleben, in ihrer Liebe für das Ererbte, das Eigene, in ihrem Streben kern-deutsch. Gerade dort, wo der französische Geist für immer triumphirt zu haben wähnte, werden gegenwärtig wieder die heißesten Schlachten zwischen Romanismus und Germanismus geschlagen.

Alle die volksthümlichen Regungen von der Schelde bis zur Eider und vom Oberrhein bis zur Memel stehn aber unläugbar, trotz der politischen Zergrenzung, in einem tiefen innern Zusammenhang, und verstärken eben in diesem die Hoffnung und die Gewähr einer neuen großen deutschen Zukunft.

Heidelberg, 22. Junius 1847.

Inhalt des ersten Bandes.

Belgiens deutscher Volksstamm,

und

seine Stellung im Allgemeinen.

„Innerlichkeit ist der Halt der Völker, wie der einzelnen Menschen".

So hoch wir in der Geschichte aufsteigen können, finden wir wie jetzt deutsche Volksstämme in den Niederlanden, überhaupt am ganzen Südstrande des deutschen Meeres bis zum Ärmelkanal hin. Obwohl der Stromname der Waal (Valis) auf eine ältere Grenze hindeutet zwischen Deutschen und Wälschen, hatten doch schon lange vor Cäsar's Zeiten die Deutschen, aus den Stämmen der Sachsen, Friesen und Franken, den Niederrhein in solcher Zahl überschritten und sich jenseits festgesetzt, daß sie die weit größere Hälfte des damaligen Belgiens inne hatten, und das Gallische in diesen Landschaften fast spurlos weggewischt und ausgelöscht war. Bei seinem Anrücken erfährt Cäsar von den Rhemiern (Rhemi, von denen Rheims seinen Namen), die unter den Belgen zunächst an dem eigentlichen Gallien wohnten und sich ihm ergeben hatten: alle übrigen Belgen stünden in Waffen, auch die Deutschen welche die Ufer des Rheins bewohnten, hätten sich ihnen angeschlossen, und so groß sei die allgemeine Erbitterung,

daß sie (die Rhemier) nicht einmal die Suessonen, welche doch eines Ursprungs mit ihnen (also nicht germanischen; von ihnen führt die Stadt Soissons den Namen), sowie durch einerlei Rechte und Gesetze, ja durch gemeinschaftliche Regierung und Obrigkeit mit ihnen verbunden wären, hätten abhalten können, sich mit jenen zu verbünden. Ferner erfährt er: die meisten Belgen seien dem Ursprung nach Deutsche, die vor Alters (noch vor dem Cimbrischen Kriege) über den Rhein gezogen und sich daselbst wegen des fruchtbaren Bodens niedergelassen hätten mit Vertreibung der Gallier; auch seien sie die einzigen, welche, da zu der Väter Zeiten ganz Gallien hart mitgenommen worden, den Teutonen und Cimbern den Einbruch in ihr Land verwehret hätten*). Daher sich die Belgen damals auf diese noch in frischem Andenken lebenden Thaten und auf ihre Kriegsverfassung viel zu Gute thaten. Der Krieg zwischen deutschen und keltischen Volksstämmen mag Jahrhunderte lang geführt worden sein, und gerade die Festsetzung der Deutschen aus altsassischen Ursitzen längs der Küste, an Schelde und Maas mag dem Drängen deutscher Züge dorthin eine Schranke gestellt haben, wie gegen Cimbern und Teutonen. Denn südwärts waren die Deutschen zu Cäsar's Zeit noch in lebhafter Bewegung, die Kelten schon fast aus ganz Süddeutschland vertrieben, und deutsche Heerhaufen überschwemmten bereits Elsaß, die Freigrafschaft, Burgund. Am Oberrhein konnten sich selbst die tapfern Helvezier und die Sequaner, welche im heutigen Elsaß an den Rhein grenzten, nicht mehr halten gegen die an-

*) Caes. de bello gall. lib. II. C. 4—: „plerosque Belgas esse ortos a Germanis, Rhenumque antiquitus transductos propter loci fertilitatem ibi consedisse, Gallosque, qui ea loca incolent, expulisse: solosque esse, qui patrum nostrum memoria, omni Gallia vexata, Teutones Cimbrosque intra fines suos ingredi prohibuerint.“

dringenden Deutschen: Die Sequaner hatten dem Ariovist bereits ein Drittel ihres Gebiets eingeräumt, und sollten nun, nachdem der deutsche Fürst dasselbe mit 120,000 Mann besetzt hatte, auch noch das zweite Drittel an eine nachrückende deutsche Völkerschaft abtreten*). Wenn Cäsar dann auch die hier drängenden Deutschen an den Rhein zurückwies, so nahmen die Gallier den Landstrich zwischen den unwegsamen Vogesen und dem Rhein doch nie wieder völlig in Besitz. Cäsar selbst nennt die Triboceer, die gleichwie die Vangioner und Nemeter unter Ariovist kämpften, auch späterhin als Bewohner des linken Rheinufers, und Strabo sagt ausdrücklich, daß sie das Gebiet der Sequaner und Mediomatriker am Rhein eingenommen hätten und bewohnten. Plinius kennt nur noch deutsche Völker am Oberrhein **) — der ganze Strom war deutsch geworden.

Keinem Zweifel unterliegt mithin, daß der Name „Belgen" wesentlich deutsche und nicht keltische Volksstämme umfaßte. Irrthum in dieser Hinsicht scheint daraus entsprungen zu sein, daß die Römer dem Worte Gallia zwei verschiedene Bedeutungen, eine engere und eine weitere, beilegten. Cäsar im Beginn seiner Commentarien sagt: Gallien hat drei Theile; den einen bewohnen die Belgen, den andern die Aquitaner, den dritten die Kelten, die so in ihrer Muttersprache, nach der römischen aber Gallier

---

*) Caes. B. G. L. I. C. 31 —: „nunc esse (Germanos) in Gallia ad C et XX millium numerum.. Sed pejus victoribus Sequanis quam Aeduis victis accidisse, propterea quod Ariovistus, rex Germanorum, in eorum finibus consedisset, tertiamque partem agri Sequani, qui esset optimus totius Galliae, occupavisset, et nunc de altera parte tertia Sequanos decedere juberet, propterea quod... Harudum millia hominum XXIV ad eum venissent, quibus locus ac sedes pararentur."

**) Plin. A. N. L. IV. C. 17—: „Rhenum autem accolentes Germaniae gentium in eadem provincia Nemetes, Tribochi, Vangiones."

genannt würden. Alle drei seien untereinander verschieden durch Sprache, Sitten, Einrichtungen und Gesetze. Die Garonne scheide die Gallier von den Aquitanern, die Marne und Seine von den Belgen. Diese Scheidung macht sich zum Theil noch heute bemerkbar: über Paris, Orleans, Tours nach Bordeaux reisend, glaubt man dort mit einemmal ein anderes südliches Geschlecht vor sich zu sehen, die Sprache wird anders, gedehnter die Betonung, im Munde des Landvolks hört man südromanische, dem Spanischen sich nähernde Laute, die Sitten sind verschieden, die Gesichtsbildung, Augen und Haare dunkler. Freilich auch das fränkische Reich Neustrien ging nur bis an die Loire. Eine vierte Geschiedenheit im grographischen Gallien bildete endlich die römische Provinz, die Provence; so auch noch heute. Scheint Cäsar bald darauf die Belgen im Gegensatz zu den Deutschen zu nennen, welche jenseits des Rheins wohnten, indem er von ihnen wie von den Helveziern sagt, daß sie im beständig übenden Streite mit jenen alle übrigen gallischen Völker an Tapferkeit übertroffen hätten; so hat das wohl einen sehr einfachen Grund. Die Bezeichnung Belgae, dort älter als Germani, ward von den Römern als Volksname im Lande vorgefunden und angenommen, während letztere die römische Bezeichnung für den deutschen Menschenschlag überhaupt ist. Was auch der Ursprung dieses Namens sein mag, jedenfalls erschienen alle Deutschen, d. h. die dem Volke Angehörigen im Gegensatz zu den Wälschen oder Fremden, den Römern vorzugsweise als Stammbrüder, wofür der Titel frater et consanguineus, obwohl gleichfalls den gemeinsamen Ursprung verschiedener Stämme andeutend, nicht ausreichte. Die Ähnlichkeit und Verwandtschaft der Einzelnen sprang ihnen bei keinem Volke mehr in die Augen als bei den Deutschen, und wir selbst sind, begegnen uns in südlichen

Ländern deutsche Schaaren, noch heut überrascht, wie einer dem andern gleichsteht und durch blutvolle Farbe, Züge, Wuchs, Augen und röthliches Haar gegen die Südländer absticht; die Spanier nennen die Deutschen, nach dem fränkischen Gegensatze, Alemanes, allein die deutschen Truppen, die sich seit 1810 zu Zeiten nach der Halbinsel verirrten, nannten sie unwillkürlich wieder los Hermanos, die Brüder. Die deutschen Stämme aber, welche vor Alters die Valis überschritten und die Kelten bis an die Seine geworfen hatten, mußten zu ihrer Sicherheit und zur Befestigung ihrer Herrschaft sich staatlich organisiren, gleichsam ein eigenes Volk bilden, das belgische, nud als solches allerdings von den Deutschen diesseits des Rheins, die sie zudem in Gewerbfleiß, Handel und Schifffahrt weit überflügelten, unterschieden werden. Die Belgen waren also, wie jetzt noch, meist Germanen; sie bewohnten den dritten Theil des geographischen Galliens und waren das mächtigste Reich des Landes, ja dehnten ihre Herrschaft selbst nach Britannien aus*). Den herrschenden deutschen Stämmen unter ihnen aber gehörte das Scheldegebiet und die Seeküste fast bis zur Mündung der Seine. Überhaupt wohnten die Germanen gern in den fetten niedern Gründen der Flüsse und am Gestade entlang, das Meer war von jeher ihr Lieblingselement; weder den eigentlichen Galliern noch den britischen Kelten, deren Handelsschifffahrt in belgischen Händen lag, hatte Cäsar jemals eine Seeschlacht zu liefern nöthig; die Belgen aber, auch darin deutsche Natur bewährend, fochten eifrig zur See, und Cäsar lobt sowohl ihre Landwehr als ihr Marinewesen. Die

*) Die Rhemier berichten Cäsarn von den Suessonen: „apud eos fuisse regem nostra etiam memoria Divitiacum totius Galliae potentissimum; qui cum magnae partis harum regionum, tum etiam Britanniae imperium obtinuerit.“

Menagier und Moriner (?) von der Schelde bis zum Meere und Kanal (vielleicht auch im Jülichschen), die Trevirer im Moselgebiet vom Rhein bis zur mittlern Maas hin, die Aduatiker und die Eburonen zwischen beiden im Norden von der untern Schelde bis über die Maas (Südbrabant), und südlich an diese grenzend die streitbaren Nervier (um Cambray), welche sich bis zu den Quellen der Samber und der Schelde ausgedehnt hatten und wahrscheinlich schon damals von keltischen Volkselementen durchflochten waren (bewohnten sie doch bereits Städte!), sie alle waren deutsches Ursprungs, und ebenso mehr oder minder die Bruchteren, Bellovaken (wovon Beauvays seinen Namen), die 100,000 Bewaffnete stellen konnten, die Atrebaten (Artois), die Ambianen (Amiens), Velokassen (Roan), Vermanduer (in der Landschaft Vermandois) und andere.

Wenn nun auch der herrschende Einfluß deutscher Volksstämme hier überall im Laufe der Jahrhunderte geschmälert, wenn namentlich die politische Grenze des heutigen Deutschlands auf der ganzen Linie vom Ärmelkanal und der Schelde bis an die Rhone grausig weit zurückgeschoben worden und die spätern deutschen Reiche von Lothringen und Burgund völlig verschwunden sind; so ist es doch merkwürdig, daß das eigentliche deutsche Sprachgebiet, soweit es im Nordwesten an der Nordsee und an der Mosel festwurzelt, im Ganzen noch immer mit den Grenzen, wie sie die Römer zwischen Germanen und Kelten zuerst bezeichneten, übereinstimmt. Die deutschen Grenzstädte vom Meere, wo Calais die Sprachscheide bildet, bis zur Mosel sind Grevelingen (Gravelines), Vorborgh (Bourbourg), Kassel, Hazebruk, Dorf Steenkerke, Meenen (Menin) an der Lein (Lys), Oudenaerde, Dorf Berghem am rechten Scheldeufer, Gerardsbergen (Grammont), Enghien, Hal, Dorf Lembeck an der Senne, an der Dyle das Dorf St. Agathen-Rode

Thienen (Tirlemont), und südlicher an der Gente die ehmals Pipinsche Besitzung Hougarde, Landen, Tongeren, Mastricht, Achen, Eupen, St. Vith, Dorf Ourt, Klervaux, Wilz, Esch an der Sure (Sauer), Arton, Lüzelburg, Sirck, Diedenhofen (Thionville) *). Doch zeigt sich bei näherm Vergleich ein Vorschieben des walchischen Sprachgebiets, zumal in der mittlern Ausbiegung, indeß so allmählich, daß wenigstens in Belgien bei dem neu geweckten Widerstande der Vlamingen keine Gefahr größeren Verlustes zu befürchten steht; was vom deutschen Sprachgebiet in Frankreich leider nicht überall gilt, zumal man dort das deutsche Element, wehrlos gegen die Übermacht, mit Stumpf und Stiel auszurotten sucht. Selbst in Lüttich (Luik) hat man nach den Schriften des heil. Bernardus (Th. II. Bl. 1194) in frühern Ehwen (Jahrhunderten) niederdeutsch gesprochen. Im Monat Februar 1147 kam St. Bernardus, mit seinen Genossen den Kreuzzug in Deutschland predigend, über Achen nach Belgien zurück und predigte nacheinander zu Mastricht, Lüttich und in andern belgischen Städten; in jenen beiden ließ das Volk, wird erzählt, den vlämischen Gesang hören: „Krist ons genade, Kirie eleison, die heiligen alle helfen ons" — — In den folgenden Städten Hoog, Gemblours, Villers ꝛc. ward das Niederdeutsch, so bezeugt Gaufridus, nicht mehr verstanden. Diese Thatsache scheint doch eine spätere Reaction des romanischen Wesens gegen das deutsche bestimmt anzudeuten**), und das Vorbringen des wallonischen Keils sich mithin nicht bloß, wie Bernhardi meint, aus dem

*) Vergl. die Sprachkarte Deutschlands von Dr. Karl Bernhardi.

**) Schon der belgische Chronist Jakob de Meyer († 1552) bemerkte dieses Vordringen; übrigens scheinen in Namen und Lüttich — weniger im Hennegau — selbst Gestalt und Sitten einen andern Volksstamm als den deutschen zu verrathen.

Vernichtungskriege, den Cäsar gegen die deutschen Grenzstämme führte, erklären zu lassen. Im Walchenland, nördlich auf der Linie von Diedenhofen nach Grevelingen, wohnten zerstreut noch manche deutsche Stämme, wie die Condruser rechts der Maas, wo sie bei Namen einen einspringenden Winkel bildet; welcher Landstrich bis auf den heutigen Tag den Namen „le Condrez" geführt hat. Wie jedoch alle vereinzelten Deutschen in keltischen Ländern und alle Slaven in deutschen Gebieten, so gingen auch jene abgesonderten deutschen Bevölkerungen langsam in die Mehrzahl auf. Dazu kommen denn allerdings die blutigen Niederlagen, welche die Deutschen durch die Römer erlitten. Cäsar schlug die Nervier so auf's Haupt, daß von 600 Häuptlingen nur noch 3, von 60,000 Kriegern nur noch 500 übrig waren, und ließ er diese wegen ihrer Tapferkeit auch im Besitze ihres Gebiets, so mochten sie es doch nicht mehr behaupten können. Die Eburonen traf ein noch härteres Geschick, ihr Land ward planmäßig verheert, alle Bewohner wurden, selbst mit Hülfe benachbarter Völker, grausam niedergemacht — der Name verschwand aus der Geschichte. Nur so konnten die Römer an den Niederrhein vordringen! Vielleicht daß nun, wie Bernhardi vermuthet, die am meisten gegen Süden vorgeschobenen deutschen Stämme eine rückgängige Bewegung gemacht haben, was dadurch bestätigt zu werden scheint, daß am Ende des dritten Jahrhunderts Kaiser Maximian sich veranlaßt fand, das verödete Land der Nervier und Trevirer theils einer Art gallischer Kolonisten, Läti genannt, bei welchen römische Sprache und Bildung gewiß einigermaßen Eingang gefunden, theils einer sich freiwillig unterwerfenden Schaar Franken zur Bebauung einzuräumen; die gegenwärtige Sprachgrenze dürfte mit diesen Ansiedelungen in Verbindung stehn, wenigstens gehörten die wallonischen Grenzorte Armentieres, Etaires und Merville zu

dem Pagus Leticus. Jedenfalls aber darf man annehmen, daß das heutige Belgien vor den römischen Verwüstungskriegen ganz deutsch war. Raepsaet sagt *): Hennegau, Namen und das Lütticher Land bilden auf der Karte Belgiens eine Enklave, von dem Punkt der Picardie und der Champagne aus, außer welcher alle (belgische) Provinzen theils hochdeutsch, theils vlämisch oder niederdeutsch sprechen. Aber diese Enklave bildet ungefähr das ganze Land der Nervier, Eburonen und Attuatiker (deutscher Stämme), von denen man weiß, daß Cäsar sie ausgerottet hat; in der Folge hat er das Land durch Kolonien wieder bevölkert, die fünf (deutschen) Stämme aber, welche nicht Theil an der Bestürmung des Lagers von Cicero genommen, zu schonen gesucht. Diese Ansiedelungen konnte Cäsar indeß weder von den Menapiern noch von den Morinern, deren Land so wüst war, daß es selbst derselben bedurfte, noch von den Ufern des Rheins oder aus den Ardennen ziehen; er nahm sie daher aus der Picardie, der Champagne und andern gallischen Ländern. So schreibt sich von ihnen die wälsche Sprache im Hennegau, Namen und Lüttichschen her, während die fünf Stämme an den Ufern der Schelde und andere, die keinen Theil an der Unternehmung des Ambiorix hatten, ihre Sprache bewahrten, welche die deutsche war, sowie ihre Sitten, Gewohnheiten und Bräuche.

Auch in späterer Zeit spricht für die größere Ausdehnung des deutschen Elementes gegen Westen, wenn vielleicht auch nur sprungweise, das Vorkommen von Örtern mit unzweifelhaft deutschen Namen (z. B. in Boulogne's Umgegend Maninghem, Echinhem, Boulenberg ꝛc.), und daß noch jetzt durch ganz Artois in der Volkssprache Spuren des Niederdeutschen bemerkbar sind.

*) Analyse hist. et crit. de l'origine des Belges. Gand 1824. T. I. p. 18.

Zu unterscheiden bleibt dabei jedoch Ansiedelung im Kleinen oder im Großen, Eroberung bevölkerter Länder und Besitzergreifung großentheils verlassener Gegenden, so daß jener Umstand allein noch nicht beweist, daß früher dort eine deutsche Bevölkerung in Masse wohnte und daß die gegenwärtige Sprachgrenze nicht mehr mit den ursprünglichen Volksgrenzen in unmittelbarer Verbindung stehe. Jene deutschen Namen erklären sich vielleicht auch durch einzelne in jene Gegenden verpflanzte deutsche Kolonien, oder dadurch, daß die fränkischen Eroberer manchen ihnen zufallenden Gütern deutsche Namen gaben, zumal wenn sie sie theilweise mit Landsleuten besetzten, was gewiß häufig vorkam. Aus späterer Zeit haben wir ein Zeugniß Otto's von Freisingen, daß im eilften Jahrhundert die Grafschaften Boulogne und Bouillon, wie noch jetzt, an den Grenzen des deutschen Sprachgebietes lagen, indem er sagt: Gottfried von Bouillon, Sohn des Grafen Eustathius von Boulogne, hat auf der Grenze der romanischen und deutschen Franken gelebt, und darum beider Völker Sprachen geredet. Waren die Moriner, welche die Gegend von Boulogne am Kanal inne hatten, wirklich Kelten, so sind die Trümmer ihrer Hauptstadt Terouenne noch jetzt nicht weit von dem an der Sprachgrenze gelegenen Aire zu sehen; im Gebiet ihres ersten gewiß deutschen Nachbarvolkes, der Menapier, liegt das heutige Kassel (castellum Menapiorum auf der Peutingerschen Karte; später gehörte es zum Pagus Menapiscus) und wird auch jetzt noch Deutsch gesprochen. In neuester Zeit indeß ist nach den Untersuchungen einer französischen Geschichtscommission die deutsche Sprachgrenze dort im Weichen, das französische Element sickert auf hundert Wegen durch Schule, Verwaltung und Interessen in Französisch-Flandern unwiderstehlich ein. Noch einmal, was wir im Laufe der Jahrhunderte im Nordwesten an Frankreich

wirklich eingebüßt haben, ist mit Sicherheit kaum mehr zu bestimmen, da den französischen Königen von Anfang an sehr viel daran lag, den Norden, Artois und Flandern zu romanisiren; wußte der Heldenkampf deutscher Bürger dieses im eigentlichen alten Flandern zu verhindern, so fehlte die Französirung um so weniger in den nach und nach davon abgerissenen Landestheilen.

Die Deutschen, obwohl zu Cäsars Zeit in der äußern Kultur vor den Galliern scheinbar zurück, stunden doch in Hinsicht auf Humanität höher als sie. Nicht nur ragten sie an körperlicher Stärke und persönlicher Tapferkeit, sondern auch durch Sitten und Seelenschwung empor. Der Unterschied spiegelt sich besonders in der Religion und in der Verfassung. Die Gallier glaubten an Unsterblichkeit der Seele, aber durch Wanderung derselben von einem Leibe zum andern; der Deutschen Unsterblichkeit in Walhalla's Heldenreiche, wohin sie Waffen und Rosse mitführten, war der natürlichen Würde des Menschen weit angemessener. Jene hatten einen viel ausgebildetern und pompreichern Kult, aber sie hatten auch Menschenopfer, besondere und öffentliche, um die Götter zu versöhnen; ihre Priester ließen einen ungeheuern Riesen mit Holzwerk aufrichten, seinen Bauch voll Menschen pfropfen und ihn mit Reis anzünden; es wurden dazu zwar meist Verbrecher, Diebe, Räuber genommen, doch auch Unschuldige, wenn jene nicht ausreichten, die aber den Göttern minder angenehm waren. Die Deutschen kannten jene grausamen Opfer, die erst die Römer abstellten, in ihren heiligen Hainen nicht. Bei den Galliern war das Gemeinwesen oligarchisch oder ochlokratisch, Wenige herrschten oder der Pöbel; bei den Deutschen, wo nur persönlicher Adel galt, demokratisch. Die Großen der Gallier zeichneten sich wesentlich durch Geburt und die Zahl der sie umgebenden Knechte (Ambachten, Ambactos), sowie der Schutzergebenen aus; die der Deutschen

durch Tapferkeit, Klugheit und persönliche Würde im Volksrathe, die sie umgebenden Jünglinge waren alle Freie, oft an Geburt vornehmer als die Führer, ihnen bloß durch das unverbrüchliche Band der Treue verbunden bis in den Tod. Daraus leuchtet schon die höhere Sinnesart, sowie der höhere Beruf der Deutschen für die Erfrischung der Welt klar hervor. Ja, die Barbaren sind nicht alle einander gleich, und damit ist im Grunde nichts gesagt, wenn man spricht: sie hatten die Laster und die Tugenden der Barbaren. Welch ein Unterschied zwischen dem armen russischen Leibeigenen und dem freiheitsstolzen Kaukasier! Jener ist ein Christ, ja, aber dieser ist ein Mensch. Civilisation ist nicht Humanität, und nur dann liegt in ihr Heil, wenn sie durch das wahrhaft humane Prinzip beseelt wird; auch ist lebendiges Christenthum ohne Freiheit unmöglich. Civilisation aber, ohne von Humanität getragen zu werden, ist Gift, selbst für gesunde Völker.

Als Cäsar seine Kohorten gegen Belgien führte, drang ihm in deutscher Zunge der Fluch von Roms Untergang in's Ohr, der vier Jahrhunderte später in denselben nicht entarteten Klängen den sterbenden Adler dieses Volkes vom Kapitol herabdonnerte. Die Deutschen hingen fest an ihren Heiligthümern, und bewahrten sich Sprache, Sitte, Freiheit. Galliens Einwohner keltischen Ursprungs dagegen bogen den Nacken unter Rom, formten ihre Sitten nach denen des Siegers und verfälschten ihre Sprache bis zur Unkenntlichkeit. Ihr Geschick war der Richtspruch ihres Werthes.

Der römischen Welt mit ihrer Civilisation und strengen gewaltsamen Einheit stand gegenüber die deutsche Welt mit ihrer frischen Naturkraft und ungebändigen Freiheit; ein langer großer Kampf entbrannte auf allen Berührungspunkten. Der alte

deutsch-gallische Gegensatz hatte sich in einen deutsch-römischen umgewandelt, indem die Gallier sich mit Hülfe der Römer durch Aufopferung all' ihrer Freiheit und Selbständigkeit der Deutschen erwehrten; der neue Gegensatz war ein welthistorischer, seine Vermittelung die Weltgeschichte. Wie hartnäckig nun auch die römische Thatkraft, da sie noch nicht erschöpft war, gegen die Deutschen andrang, um auch sie unter ihr Joch zu beugen, diesen verblieb endlich der Sieg zur Wiederverjüngung der entarteten Welt, und um im Bunde mit dem Christenthum eine neue höhere Entwickelung der Völker und der Menschheit zu begründen. Denn im römischen Kaiserreich, wo ein Gesetz, ein Kult, eine Sprache, eine Sitte und eine Tyrannei waltete, wo die verschiedenartigsten Völker alle in eine gleichförmige Masse von römisch redenden und entsittlichten Sklaven zusammengeschmolzen war — hier war keine schöne menschliche Entfaltung mehr möglich, nur noch Verfall, Versunkenheit, der alles Freie und Selbständige zum Opfer ward; keine Bevölkerung, so wenig eine deutsche als eine andere, konnte sich in diesem Reiche mit ihrer alten Sprache, Sitte und Tugend rein erhalten oder auch nur einen Kern davon bewahren: was sich innerhalb des römischen Kreises erhalten hätte, wenn es möglich gewesen, wären immer nur romanisirte Mischlinge, Wallachen oder Wallonen gewesen, niemals Deutsche. Darum war der Kampf nothwendig und heilsam.

Als nun aber die Stützen des Römerreichs morsch geworden waren, und die Deutschen über alle Grenzen hineinbrachen, da setzten sie sich in demselben auf zweierlei sehr verschiedene und eigenthümliche Weise fest, woraus die neue frische nationale Gestaltung Europa's erwuchs, mit einem neuen Gegensatze, dem romanisch-germanischen, um dessen Vermittelung wir jetzt noch streben und ringen. Einmal nämlich — und dies geschah zumeist in

den nähern Grenzgebieten, wo die vorhergehnden Kriege und Züge die alte Bevölkerung schon sehr verdünnt haben mochten — gingen die Deutschen darauf aus, das romanisirte Wesen mit Stumpf und Stiel und ohne Vermischung auszutilgen, wie es mehrere Jahrhunderte früher schon die deutschen Belgen vom Rhein bis an den Aermelkanal gegenüber den Galliern gehalten hatten; sie ließen sich dort in Masse nieder und bildeten rein deutsche Völker und Staaten. So geschah es südlich von der Donau und am Oberrhein durch die Baiern, Schwaben und Allemannen, rein deutsche Volksstämme, voll Kraft und Beweglichkeit, keine Mischlinge; so geschah es von den Angelsachsen in Britannien und Schottland, denen erst aus der Normandie später französische Elemente zuflossen; so geschah es in andern Zeiträumen auch in slavischen Gegenden, zumal in Ostpreußen, dessen Bewohner meist rein sassischer, westfälischer Herkunft sind. So weit diese massenhaften ungemischten Ansiedelungen deutscher Völker vor sich gingen und in der Folge ungeschwächt blieben, so weit dehnte sich Deutschland auch unmittelbar aus; es ward daraus unser nationales Vaterland, über dessen Grenzen sich die Natur selber in den Zungen der Völker ausspricht, und das in der Gemeinsamkeit von Volkthum, Geschichte, Sprache noch immer seine alte Einheit findet.

Sodann zogen deutsche Völker aber auch, wie namentlich Westgothen, Ostgothen, Longobarden (Baiern), Sueven, Vandalen, Burgunder, Franken (man könnte die Normannen auch hierher rechnen), erobernd in die entferntern Gebiete des Römerreichs und ließen sich dort unter der einheimischen Bevölkerung, die sie wegen ihrer verhältnißmäßig sehr geringen Zahl unmöglich verdrängen oder auchnur germanisiren konnten, in einer so eigenthümlichen Weise nieder, daß beide sich allmählich nothwendig in Blut,

Sitte, Sprache vermischen und zu neuen Nationen, den romanischen, ausbilden mußten. Sie lebten nämlich nicht mehr massenweise nebeneinander, sich scheidend durch innere nationale Grenzlinien, wie Grenzvölker oder wie die verschiedenen Völker noch jetzt in Ungarn, sondern durch- und ineinander, sich im Einzelnen kreuzend. Wenn die Römer ein fremdes Volk unterjochten und nicht alle Bewohner zu Knechten machten, so nahmen sie doch einen großen Theil des Grundeigenthums für sich als römischen Acker in Besitz, und dieser bildete ein zusammenhängendes Ganze; so fand keine durchgängige Kreuzung im Einzelnen statt, und die römische Sprache herrschte mit der römischen Obrigkeit, den römischen Herren, dem römischen Gesetze. Anders bei den Eroberungen jener deutschen Volksstämme. Auch diese nahmen zwar einen Theil des Grundeigenthums, gewöhnlich ein Drittel, für sich in Anspruch, um sich unmittelbar darauf niederzulassen; allein dieser Theil ward ihnen einzeln von den alten Bodeneignern abgetreten, unter denen sie wohnten, und die selbst im Besitze des übrigen Grundstücks, sowie vorerst bei ihren Sittengesetzen verblieben, wie die Deutschen bei den ihrigen. Sie lebten als Edelleute mitten unter andern, römischen Grundbesitzern, vielen römischen Bauern und Bürgern, und zu schwach an Zahl, um die deutsche Sprache zur herrschenden zu machen, nahmen sie im Wesentlichen die Sprache der Mehrzahl an, die sich jedoch durch ihren Gegeneinfluß bedeutend im Volksmunde umgestaltete. Diese merkwürdige Vermischung und wahrhaft gründliche Erfrischung der römischen Bevölkerung durch deutsches Blut und deutsche Natur, woraus denn die romanischen Sprachen und die romanischen Nationen hervorgingen, hat sonst wenig Ähnliches. Deutsche und Slaven haben sich in dieser Weise nie der Sprache nach, selbst nicht in Böhmen, zu etwas neuem Gleichartigen, zu

einem slavo-germanischen Volke verschmolzen, das Bedürfniß der Erfrischung lag hier eben auf keiner Seite vor; auch hat eine solche Doppelvertheilung des Bodenbesitzes, wie zwischen deutschen und römischen Einwohnern, im Osten allgemein nie statt gefunden, wo das deutsche Element auf zweifelhaften Gebieten vielmehr gewöhnlich das Übergewicht erhielt. Indessen nahmen die Slaven in Europa eine ähnliche Stellung zu dem oströmischen oder griechischen Kaiserreich ein, wie die Deutschen zu dem weströmischen: sie überzogen die illyrische Halbinsel, siedelten sich theilweise in Masse dort an, rein slavische Völker bildend, und erfrischten in den übrigen Theilen doch das Hellenenthum, wenn dort auch die griechische Sprache vorwaltend blieb, wie in Italien, Frankreich, Spanien die römische. Ja, sie bildeten selbst in den östlichen Theilen des Westreichs, wo die Bevölkerung noch römisch und nicht griechisch sprach, namentlich an der untern Donau, Slavoromanen, deren Sprache, wesentlich römisch, mit slavischen Elementen durchwoben ist wie das eigentliche oder West- und Südromanische mit deutschen.

Germanen und Romanen sind mithin Halbbrüder, Halbgeschwister; ihr früheres verwandtschaftliches Verhältniß hat sich von Natur wegen bedeutend genähert, da Kelt, Theut und Slav bloß Vettern waren: die Romanen hatten mit uns entweder eine deutsche Mutter und einen römisch-keltischen Vater, oder eine solche Mutter und einen deutschen Vater. In gleicher Weise sind die Slaven Halbbrüder der Neuhellenen, und dieses Verhältniß, das noch durch das Band der griechisch orthodoxen Kirche verstärkt wird, ist gewiß von hoher wohlzubeachtender Bedeutung für die zukünftigen Gestaltungen im Osten. Germanen und Romanen sind demnach mit einander weit näher blutsverwandt als mit den Slaven und Hellenen; zudem umschlang und vereinte auch

sie noch das mächtige Band einer Kirche und einer Sprache (in kirchlichen wie staatlichen Verhandlungen), der lateinischen gegenüber der griechischen. Was den Gegensatz zwischen dem lateinisch-germanischen Westen und dem griechisch-slavischen Osten noch verschärfte, war, daß der letztere, Jahrhunderte lang durch die Raubzüge und Eroberungen barbarischer Horden in seiner Entwickelung gestört, einem asiatischen Despotismus unterlag, mit dem er noch immer qualvoll ringt. Doch gab es auch ein natürliches Vermittelungsglied zwischen dem Westen und Osten, die Westslaven, zumal die Polen: diese gehören dem Blute nach dem Osten, der Kirche und wesentlichen Sittigung nach dem Westen an; nie unterlagen sie ganz dem Geschick ihrer östlichen Brüder, und immer erwehrten sie sich des asiatischen Despotismus. Seitdem dieses heilsame Mittelglied in seiner staatlichen Selbständigkeit grausam vernichtet worden, lediglich zum Vortheil des östlichen Despotismus, sind die Elemente, welche die am wenigsten vermittelten Gegensätze Europas in nationaler, kirchlicher und politischer Hinsicht bilden, in unmittelbare feindselige Berührung und allgemeine Mitleidenschaft gekommen, woraus noch gewaltige Reibungen und Erschütterungen hervorzugehn drohen. Da wäre denn zu wünschen, daß die westeuropäischen Völker sich endlich über die noch in ihnen vorhandenen Widersprüche verständigten, um von den sich vorbereitenden Kämpfen der Zukunft nicht überrascht zu werden, daß namentlich Germanen und Romanen auch im Geiste immer mehr sich ihrer nahen Verwandtschaft bewußt würden, sich wirklich wie Brüder fühlten, Selbstsucht und Eigennutz aus ihren Verhältnissen entfernten und dafür Recht, Wohlwollen und Herzlichkeit unter sich walten ließen.

Ein solcher ungelöster Widerspruch zwischen Germanen und Romanen liegt aber gegenwärtig noch in Belgien vor, diesem

Hauptschauplatz aller Feindseligkeiten und Kämpfe zwischen Deutschen und Kelten, zwischen Deutschen und Römern, zwischen Deutschen und fränkischen Eroberern, zwischen Deutschen und Franzosen, sowie zwischen Protestantismus und Katholicismus — diesem Zankapfel aller Jahrhunderte der lateinisch-germanischen Welt. Gegenwärtig ist Belgiens deutscher Theil der unterdrückte; aber glaubt man, daß die deutschen Belgen, die, soweit geschichtliches Zeugniß hinaufreicht, zwar alle die im Süden wechselnden Volksgegensätze an sich kommen ließen, sie zuletzt aber doch immer mit ihrer, unter allen Veränderungen allein unvergänglichen alten Volkseigenheit überwunden haben, jetzt für immer unterliegen, daß sie den Zwang nicht wieder abschütteln würden?

Wie soll denn aber der Widerspruch gelöst und dauernder Friede hergestellt werden? Bloß und allein auf dem Wege wie alle Widersprüche der kristlich-germanischen Welt gelöst, alle Gegensätze vermittelt werden können — durch das Recht. Nur durch die gleiche volle Berechtigung der Bekenntnisse und der Sprachen, durch wahre Staats- und Glaubensfreiheit kann der Friede in und unter den westeuropäischen Völkern erhalten, können die Kräfte Westeuropa's gesammelt und vereint werden für die Tage, wo die am östlichen Himmel sich vorbereitenden Gewitter losbrechen.

Lange Zeit hat man über den Einbruch der Deutschen oder, um zu unserm beschränktern Gegensatze zurückzukehren, der Franken ins römische Reich gejammert, als über ein betrübendes Schauspiel des Sieges brutaler Gewalt über die Intelligenz. Namentlich sahen die Franzosen da des Nordens Horden über die civilisirte Welt sich stürzen, zerstörend die Denkmäler der Kunst und Wissenschaft, und an die Stelle einer verfeinerten Gesellschaft ihre rohen Sitten, Gesetze, Bräuche setzend. Dem ist nicht so, vor der Leuchte historischer Kritik hellt sich das

düstere Schauspiel auf: an jener zu viel gerühmten römischen Civilisation ging nichts verloren, und in dem Maße als diese vor der Kritik einbüßt, gewinnt die so lange geschmähte deutsche Barbarei, die gar nicht so barbarisch war, an Licht- und Glanzpunkten. Dies wird selbst von der neuen französischen historischen Schule, der eigentlich kritischen, mehr und mehr anerkannt, vor welcher man freilich über die Eroberungen der Franken und die ersten Jahrhunderte ihrer Weise nur eine konventionelle Geschichte hatte, zurechtgelegt nach den modernen Ideen, und die Jedermann in gutem Glauben annahm. Montesquieu, Mably, Dubos brachten diesem Wahngebäu historischer Fantasie die ersten Schläge bei, das endlich zusammenstürzte unter den Anstrengungen der mächtigen Kritik der Thierry, Sismondi, Guizot, Gérard (eines Belgen); man erkannte die Nothwendigkeit jene ganze Geschichtsepoche wiederherzustellen und besonders zu vergessen was man davon früher gerlernt hatte. Indessen ist Belgien, obschon es den Hauptsitz der Franken bildete und in den nächsten Jahrhunderten vorwiegenden Einfluß übte, von den Darstellungen der ganz mit ihrem eigenen Lande beschäftigten französischen Geschichtschreiber zu sehr vernachlässigt worden. Selbst deutsche Schriftsteller sprechen von der „Eroberung Belgiens durch die Franken“, die auf die Veränderung der Sprachgrenze keinen wesentlichen Einfluß gehabt zu haben scheine. Die Franken, deren Heere die großen eroberten Länderstrecken unmöglich dicht besetzen konnten, haben diese Grenze allerdings nicht mehr verrückt; sie lebten schon längst vertraulich mit den Römern und gingen gar nicht darauf aus das romanische Wesen auszutilgen, wie die Alemannen und Angelsachsen. Bei den wichtigen Begebenheiten aber welche gegen den Fall des römischen Reichs und in den nächsten Jahrhunderten sich in der nördlichen Hälfte

Galliens ereigneten, hat Belgien immer die erste Rolle gespielt: von Ostrasien ist beständig der Anstoß gekommen, und dieser Anstoß war nicht zerrüttend, sondern wiederverjüngend und befruchtend, denn er trieb das Leben zurück in das Herz der mit dem Tode ringenden Gesellschaft und setzte an die Stelle einer erschöpften Ordnung eine frische starke voll Saft und Mark. Welch ein entnerfter trauriger Zustand im Römerreiche zu jener Epoche, gegen die Mitte des 3. Jahrhunderts, wo die Franken zum erstenmal in der Geschichte erscheinen! Das Heer ernannte die Kaiser und tödtete sie, wenn sie nicht genug Beute und Gold in seinen unersättlichen Rachen warfen. Die Gewalt war feil, man entriß sie sich durch Bestechung, Verrath, Mord und bürgerlichen Krieg; in einem Augenblick stritten dreißig Prätendenten, bekannt unter dem Namen der 30 Tyrannen, auf allen Punkten des Reichs zugleich um den Purpur. Die Provinzen seufzten unter den Kriegen, dem Raub, besonders unter den Erpressungen des Fiscus, entvölkerten sich auf entsetzliche Weise und boten das Bild des tiefsten Elends. Gallien insonders war in einen unglaublichen Zustand des Verfalls und der Verarmung gesunken: die Felder lagen brach, die Landleute flüchteten, um den Quälereien zu entgehn, in die Städte, und diese selbst geriethen in die äußerste Noth; ungeachtet man 115 gallische Städte zählte, erhob sich unter Constantin die Zahl der Steuerpflichtigen nicht über 25,000 in ganz Gallien! Die deutschen Völker im Norden und Nordosten Galliens um die niedern Sumpf-, Wiesen- und Marschländer der Rhein- und Scheldemündungen bis zur Weser, die Sicambrer, Menapier, Bataven, Friesen, Catten, Brukterer und wie sie alle heißen, die sich jenes Glücks römischer Civilisation zu Gunsten ihrer Freiheit, ihrer eigenen Fürsten, ihrer Gesetze und Sitten stets erwehrt hatten — sie brachen jetzt, im Bunde

vereint unter dem Namen der Franken, in's Reich herein, und ob ihre ersten Züge gleich vom Kaiser Aurelian niedergemacht wurden, so setzten sie ihre Angriffe doch unaufhörlich während zweier Jahrhunderte fort. Das herrliche Land, welches unter der grausamen römischen Herrschaft brach liegen blieb, lockte sie, Haß, Vergeltung und Kampflust stachelten sie an. Endlich im fünften Jahrhundert, als auch Vandalen, Sueven, Burgunder und andere deutschen Völker Gallien durchzogen, gelang es den Franken, einen festen Staat zu gründen, dessen Hauptsitz Cambray war, und bald darauf machte sich Chlodwig, Sieger über Burgunder und Westgothen, zum Herrn von fast ganz Gallien. Während aber der Kampf zwischen dem fränkisch-deutschen und dem gallo-römischen Element sich von den Schlachtfeldern zurückzieht, dauert er in innigerer Weise durch die Beziehungen fort, welche aus der Eroberung hervorgehn. Indeß verliert dieser Gegensatz im innern Gallien allmählig seine Schärfe, die dahin aus ihrem tiefen Heimathlande versetzten Franken legen manche altväterliche Sitte und Rauhigkeit ab und wollen sich mit den übrigen Bewohnern verständigen, wogegen die mehr außer Berührung mit der fremden Gesittung bleibenden Franken ihre Volkseigenheit vor jedem tief einbohrenden Angriff bewahren. Hieraus entspringt natürlich eine Gegenstellung unter den Franken selbst, ein Gegensatz der in den verschiedenen unter den Merovingern stattfindenden Theilungen des Territoriums sich immer durch die beständige Scheidung des Landes nördlich der Loire in Neustrien und in Ostrasien kundthut. Die Häupter Ostrasiens, das die alten deutschen Wohnplätze der Franken mit umfaßte, behaupten beständig das Übergewicht und widerstehn, ihre vom Krebs der Verweichlichung ergriffenen Glieder opfernd, mit Zähigkeit dem gallo-römischen Einfluß. Als die Könige des

ersten Geschlechts unfähig werden, Neustrien zu regieren, so beladet sich die ostrasische Familie der Pipine mit ihrer Vormundschaft und setzt sich zuletzt selbst an ihre Stelle. Die Thronbesteigung der Karolinger rein fränkischen Geschlechts ist eine energische Berufung gegen den römischen Geist, der die Franken Neustriens ergriffen, an die strenge deutsche Natur, und eine Folge der natürlichen Überlegenheit der unverdorbenen Franken über ihre gemischten und verweichlichten Brüder. Inzwischen verfielen die Karolinger selbst allmählich der Verführung römischer Bildung, wozu die römische Kirche — das Christenthum hatte schon seit dem Einsturze des Reichs Eingang bei den herandringenden deutschen Eroberern gefunden, während es sich zu den festsitzenden Deutschen im Norden nur sehr langsam und unter schweren Kämpfen den Weg bahnte — mächtig beitrug. Anfangs evangelisch demüthig und arm, hatte sich die Kirche stufenweise auf die Höhe der großen Staatsgewalten erhoben; ihre wohlberechnete und durchgebildete Organisation sowie ihre Bodenreichthümer erlaubten ihr die Macht, welche dem heidnischen Rom entschlüpfte, wieder zu ergreifen und sich gleichsam an die Stelle des Reiches zu setzen: die Patrizier wandeln sich in Bischöfe und Äbte um, der alte Senat ersteht im christlichen Rom, und fährt fort, die fremden Völker in die Fallstricke seiner Gesittung, seines Rechts und seiner Sprache zu verschlingen, doch nicht mehr unmittelbar mit dem Schwerte, sondern mit der geistigen Waffe des Glaubens. Die Könige des zweiten fränkischen Geschlechts, schon der Macht der Kirche ergeben und oft von ihr beherrscht, verbanden sich mit ihr zur Erneuung des römischen Reichs und gaben ihr Schwert und ihre Schätze in den Dienst des römischen Geistes. Es ist dieser Geist, der Karl den Großen gegen die Sachsen und Briesen treibt und ihn bewegt, durch die

Privilegien und Donationen, die er Fürsten entreißt, den Weg zu der großen christlichen Monarchie zu ebnen, wie Gregor VII. sie aufbaute. Er hat in Belgien tiefste Wurzel geschlagen.

Merkwürdig aber, alle diese Stürme und Wandlungen der Zeit, selbst die Bekämpfung des Heidenthums und die Einführung des Christenthums ließen Belgiens deutschen Volksstamm im Kerne unversehrt. Während wir die Gallier sich in halbe Römer, diese sich in halbe Franken, endlich in Romanen und Franzosen umwandeln sehen, behaupten die deutschen Stämme mit unbesiegbarer Zähigkeit ihre ursprüngliche Volksnatur, ja diese selbst innerhalb ihrer alten Grenzen. Auch finden wir, sobald die Geschichte die frühern Landeszustände wieder hell beleuchtet, in den alten Grenzgauen Deutsche und Wallonen mit gleichen Rechten und unter gleichen Verhältnissen zusammenwohnend, was nach den altfränkischen Gesetzen zu dem Schluße berechtigt, daß kein Theil von beiden Sieger oder Besieger war. Die frühern Volksnamen waren verschwunden, andere an deren Stelle gekommen. Die Wallonen oder Walchen, im Grunde nur eine deutsche Bezeichnung für fremde Zungen, haben eigentlich gar keinen eigenen Namen, so wenig als sie eine eigene literarische Sprache besitzen. Der nun in Belgien vorherrschende deutsche Volksname war aber Vlaming*), so nannte sich der Haupttheil

*) „Vlaeming“, in der Mehrzahl „Vlaemingen“, wie sie selbst, oder „Vlâminge“ wie einzelne Germanisten schreiben. Hochdeutsche Schriftsteller fahren auch fort den südniederländischen Volksstamm „Flamänder“, oder „Flamländer“ zu schreiben, ungeachtet die Endung er so wenig zu diesem Volksnamen gehört als zu dem der Sachsen, Franken, Schwaben, Alemannen; ihr Ohr und Auge haben sich daran so gewöhnt, daß ihnen der richtige Name wohl gar seltsam vorkömmt. Wenn indeß die Niederdeutschen sich in der Sprache an so manches Oberdeutsche gewöhnen müssen, so könnten diese sich auch wohl

dieser niederdeutschen Völkerschaft; und als sich ihre, in mannigfache Sprechweisen abschattende Mundart zu einer Schriftsprache erhob, da hieß diese allgemein die vlämische, als den Hauptsitz bezeichnend, wo in der niederländischen Sprache zuerst eine eigentliche Litteratur erblühte. Die Vlämingе stehn aber den niederrheinischen Franken und Holländern am nächsten, sodann den Sassenstämmen in Westfalen und Ostfalen, am entferntesten der Sprache nach den Friesen, deren eigentliche Mundart keineswegs, wie man anzunehmen pflegt, in der holländischen oder niederdeutschen Schriftsprache vorwaltet. Diese ist vielmehr wesentlich niederfränkisch, und die Bataven sind nur vermischt mit Friesen.

So stellen sich die volksstammlichen Verhältnisse in Belgien nach den fränkischen Bewegungen dar, und wie sind sie gegenwärtig, ein ganzes Jahrtausend voll Kämpfe später? Haben die Vlamingen dem unausgesetzten Andrang der Romanen, in welchem ja nun auch deutsches Blut floß und deutsche Kraft stürmte, haben sie dem vereinten Andrang französischer Waffen und französischen Geistes, dem sie stets in erster Linie ausgesetzt waren, glücklich widerstanden; oder sind sie ihm unter den ungünstigen Umständen, bei der langen Schwächung des deutschen Reichs und der eigenen innern Zerissenheit, zumal als statt der Fürsten vlämischen Stammes Ausländer regierten, an welche die Krone Flanderns sich vererbte, und die selbst in französischer Gesittung

---

so weit dem Niederdeutschen fügen, daß sie wenigstens ihre Volksnamen deutsch und nicht französisch schrieben. „Flamänder" ist barbarisch gebildet. Der Franzose sagt le flamand wie er l'allemand sagt; darum aber sprechen die Oberdeutschen nicht „Allemänder" statt Alemannen, und eben so wenig sollten sie Flammänder sagen statt Vlamingen, oder kommen wir diesen durch französischen Benennung etwa entgegen?

erzogen waren — sind sie diesen vereinten äußern und innern Einflüssen endlich erlegen?

Jawol, wenn man auf den Eisenbahnen fliegend bloß die belgischen Hauptstädte und deren erste „Hotels“ besucht und selbst gern dabei sein bischen Bildung, bestehend in einem barbarischen Französisch, zu Markte trägt; dann sollte man verzweifeln, die schönen südlichen Niederlande jemals wieder in innig geistige Wechselwirkung mit dem großen Vaterlande und der deutschen Hochsprache treten zu sehen. Man hört kaum Anderes als französische Redesarten, natürlich noch mit der schlechtesten Betonung, ein Hin- und Herreden in denselben auswendig gelernten Wendungen, die banale Fraseologie der großen Route. Das Niederdeutsche verhält sich kleinlaut, nur hier und da wagt ein schlichter Vlaming, ein Weigand, trotz dem Naserümpfen äffischer Herrlein, sich in den Lauten auszusprechen, die er mit der Muttermilch eingesogen und daher im Herzensgrunde nicht vergessen hat. Anders aber, wenn man statt der Kaffee, Hotel, großen Theater und all der Kreise übertünchender und verflachender Civilisation die Herde aufsucht, wo das heilige Feuer des jedem Volke eingebornen Geistes unterhalten wird — den Kern des eigenen Volkes: hier anklopfend, antwortet noch der Klang von reinem Golde, und die Besorgniß, die Angst, der Jammer fallen einem von der Seele, die Hoffnung kehrt erwärmend wieder ein, und mit freudigem Muthe feiert das Gemüth ein Fest des Wiedererkennens und der Wiedervereinigung, das doppelt innig und süß ist, weil man darauf schon fast verzichtet hatte. Und Jeder kann diese Herde finden, der sie nur sucht: das ganze flache Land gehört dazu, ebenso die kleinern Städte, und in den größern das eigentliche ansässige Volk. In Brüssel hört man zwar an öffentlichen Orten meist Französisch sprechen. Sieht man dort zur

Zeit in den Kaffeehäusern, Theatern, gebildeten und halbgebildeten Kreisen das Treiben der französisch ausgeputzten Fats und Elegans, stößt man auf die vielen leeren Köpfe und Herzen, aus denen der Geist des eigenen Volkthums entflohen oder verwiesen; so begreift man Lelewels herbe Klage: in Brüssel befinde man sich fast wie abgeschnitten von dem höhern geistigen Leben Europa's, und manchen staatlichen und wissenschaftlichen Erscheinungen (den nicht französischen) sei man dort fremder als selbst in manchen Theilen des mißachteten Rußlands. Aber selbst in Brüssel, wo alles sich vereint, Regierung, Behörden, Kammern, Schulen von der freien Universität herab, Theater und Militair, um dem Französischen die Herrschaft zu geben — selbst in Brüssel, wo man lange Zeit mehr Ehre darin zu setzen schien, eine Pariser Vorstadt als die belgische Hauptstadt zu sein, braucht man nur die Häuser der Bürgersleute oder die Orte, wo sie sich noch in alter Weise versammeln, Jung und Alt, Mann und Weib, oder auch nur die belebten wogenden Wochenmärkte und vor allen Dingen die alte lustige Kirmes zu besuchen, um überall niederdeutsch praten zu hören und zu erfahren welcher Zunge das Land ist*).

Der französische Anflug hat nur die vornehme Welt berührt. Es geht dieser wie den französischen Provinzen: sie hat eine Mondseele und empfängt das Licht aus zweiter Hand. Schon lange vor der endlichen Eroberung des Landes durch die Franzosen (1794) war die französische Sprache der Götze der sogenannten gebildeten Klasse geworden, welche dadurch dem Fürsten

*) Nach den statistischen Angaben Queteleis, eines durch die jetzige Regierung an die Spitze des statistischen Bureau's in Belgien gestellten Franzosen, ist nur ein Drittel der Bevölkerung Brüssels wälsch — das alte Viertel des französischen Hofes.

und dem Hofe zu gefallen suchte, doch nicht mehr oder minder als es damals an allen Höfen und Vizehöfen der Fall war. Die französische Regierung aber suchte sie dem Lande selbst aufzuzwingen, das sich bis dahin ihrer erwehrt und sie nie als Gerichts-, Unterrichts- und Geschäftssprache anerkannt hatte. Dies ist sie jetzt selbst in dem freien belgischen Staate, und ungeheuer waren die Anstrengungen, nun auch das vlämische Volk mit Hülfe der herrschenden Fremdsprache zu romanisiren. Was war aber der Erfolg? Nun, ich hab dem guten Volke, zu dem sich der Belgen Gemüthsleben vor der französischen Tünche geflüchtet, und das die große französische Civilisationsmühle noch nicht zerschroten hat, einen theilnehmenden Besuch abgestattet und mit ihm in deutscher Zunge mit steigendem Vergnügen verkehrt. Denn wie frisch, wie rein und biegsam hat sich seine Mundart erhalten, die schon in früher Zeit so viel Schönes hervorgebracht! Ja, die Reinheit und Milde der vlämischen Sprache, selbst im Munde des jungen Landvolkes, ist wahrhaft bezaubernd. Die Freude hüpfte mir in der Brust, als ich auf dem Wege von Achen nach Maestricht in's Limburgische kam und hier wieder den reinen deutschen Klang vernahm, der dort durch allerlei Mischung und Verwahrlosung (die Limburger spotten über das Achener Dütsch) wie auch in Brüssel bedeutend gelitten hat. Die Linie von Achen nach Maestricht durschneidet durchaus deutsches Land, ohne eine Spur von Wälschem. Ungefähr zwei Stunden von Maestricht die Maas aufwärts fängt auf dem linken schon hügeligen Ufer derselben das Wallonische an — die Spitze des in deutschem Gebiet eingeklemmten wallonischen Keils — während auf dem rechten Ufer noch einige Stunden höher das Deutsche rein und wohlklingend fortfährt. Fast das ganze reich und herrlich bebaute ebene Land nördlich der das Maasthal

begleitenden Höhenzüge ist heute noch deutsch mit all seinen reichen Städten, seinen vielarmigen Kanälen und Eisenbahnen; und das nicht bloß der Sprache nach, sondern eben so sehr in Wohnart, Sitten, Bräuchen, im ganzen Leben. Und wenn man dieses schöne Land, trotz der Ungunst äußerer Verhältnisse für das Volkseigene, in seinem Wesen so unberührt sieht von den französischen Einwirkungen, so kann man nicht mehr fürchten, es werde dereinst in Frankreich aufgehn, sondern nur noch beklagen, daß seine höhere Entwickelung durch Entfremdung und Trennung von dem Gemeingute deutscher Nation verzögert und gehemmt wird. Ich hab die Ueberzeugung gewonnen, daß, ungeachtet die Sprache des Volkes und somit dieses selbst eine fast unerträgliche Knechtschaft erduldet, dennoch die Stimme der Natur nicht erstickt, für deutsches Wesen nichts verloren gegangen ist und, so Deutschland nicht stumpf bleibt bei dem hochsinnigen Streben seiner entfernten Glieder, auch nicht verloren gehn wird. Der Angriff fordert den Widerstand heraus, und der Kern des Volkes ist so wunderbar zähe und unverwüstlich, daß noch Jahrhunderte lang die gewöhnlichen Wogen der Zeit sich daran brechen können. Wollte jedoch eine frevelnde Hand selbst des innersten Heiligthums nicht verschonen, dann würde der Schrei der Natur in allen Herzen Nachhall finden, der Widerstand an tausend Punkten aufflammen, und in diesem Feuer schmölze die eiserne Faust jedes Zwingherrn.

Aber nicht nur lebt in den Tiefen der gesunde Kern des Volkes unberührt von der fremden fressenden Tünche, sondern die Liebe zum Volkthum bricht auch in den Spitzen der Gesellschaft wieder blütenvoll hervor, und ein schönes Morgenroth glänzt auf den Höhen des Landes. Von dieser beginnenden Umwandlung in den Gemüthern erhielt ich bereits im Jahre 1836, als

ich auf der Reise nach dem spanischen Kriegsschauplatze Belgien zum erstenmal durcheilte, manchen angenehmen Vorgeschmack. Eines Tags besuchte ich die Repräsentantenkammer in Brüssel. Ich trat durch ein großes Thor in den Nationalpalast ein, im Vorhause führten prächtige Treppen zu dem Versammlungssaal; oben standen einige Männer im Gespräch, ich stieg hinauf, um mich bei ihnen nach dem Eingang zu den öffentlichen Tribünen zu erkundigen. Einer der Herren antwortete französisch wie ich gefragt: „Diese Treppen gehn in den Sitzungssaal, Sie müssen dort herum" — „Erlauben Sie", rief ein anderer der Deputirten sehr artig, „ich werde Sie auf einen bequemen Platz führen". Er brachte mich in eine der reservirten Tribünen. Auf meinen Dank entgegnete er: „Wenn ich nicht irre, so sind Sie ein Deutscher — — — einem Franzosen diesen Platz anzuweisen, würde mir keine Freude gemacht haben — unsere Sympathien gehn nicht mehr dorthin". Es begegnet einem Deutschen in der Fremde selten, daß die Zufälligkeit, ein solcher zu sein, ihm eine Gunst verschafft. Doch ich selber ahnte damals auf dem raschen Durchfluge, wo ich fast nur französisch sprechen hörte, noch kaum, welch eine große deutsche Bewegung sich binnen wenigen Jahren in Belgien entwickeln sollte; ich hegte, wie allgemein der Fall, eine irrige Vorstellung von dem Sachverhältnisse, von den wahren Wünschen und Bedürfnissen des vlämischen Volkes, und wie freudig ich mich überrascht fühlte, als ich auf einer Reise im Jahr 1842 mich in allen Volkskreisen von Maestricht bis Ostende von reinen deutschen Klängen umgeben fand, davon zeugen meine damaligen Briefe in der Allgemeinen Zeitung. Ja, der Eifer für Ausbildung und Befreiung der Volkssprache erwacht allgemein in Belgien. Gerade die tüchtigsten Vläminge hatten zu begreifen angefangen, welch ein Verlust ihr Volk bedroht und was noth

thut ihn abzuwehren. Sie sahen ein, daß sie sich bei dem Gesetze der Trägheit nicht beruhigen dürfen wie die große Masse, die das Vlämische gedankenlos fortspricht; daß es einer Fortbildung der Sprache und dazu allererst der Wiederanknüpfung an ihre alte Litteraturgeschichte bedarf, ferner eines Anlehnens an eine ihrem Wesen entsprechende Bildung und Litteratur, um dem gewaltigen, durch die äußern Staatsverhältnisse begünstigten Vordringen des Französischen wirksamen Widerstand leisten zu können; denn Geist wird nur durch Geist bekämpft. Sie wissen, daß es sich nicht bloß um den Verlust einer herrlichen Sprache handelt, sondern mit dieser auch um Entgeistung, moralischen Tod, um Schmach und Knechtschaft ihres Volkes; daß sie diesem mit der Sprache seine Seele, sein Innerstes, seine Selbständigkeit zu erhalten suchen müssen. Wenn Frankreichs Provinzen schon erdrückt werden durch das Übergewicht von Paris und durch die Allmacht seiner Sprache, so muß vollends ein Staat, der das Französische äußerlich annimmt, dadurch unbedingt der Sklave des Landes werden, woher ihm Sprache, Litteratur und geistiges Leben kommen, mithin für alle Zukunft auf wahren Ruhm und höheres Glück verzichten. Wollen die Belgen jemals eine selbständige Entwickelung, ein wahrhaft freies Volswesen erlangen, so müssen sie das geistige Fremdjoch abwerfen, und das ist nur durch die Erhebung der vlämischen Volkssprache zur Staatssprache möglich. Nicht als ob dadurch den Wallonen das Vlämische aufgedrungen werden wollte, sie mögen wallonisch oder französisch verhandeln nach ihrem Belieben; allein die Volkssprache der weit größern, reichern und wichtigern Landeshälfte muß ebenfalls geachtet werden und als die einzige eigenthümlich gebildete Sprache des Landes den Vorrang vor einer fremden genießen, will Belgien in Wahrheit das erlangen, was man Nationalität nennt.

Die Muttersprache der Wallonen ist eigentlich nur ein Patois, das sich von Ort zu Ort ändert; auch verstehn es die Franzosen selbst nicht. Hr. Tarte, der sich unter der holländischen Herrschaft durch die Opposition zu der Behauptung verleiten ließ, die französische Sprache sei in Belgien stets national gewesen, sagt doch selbst in einem frühern Werke, Bruxelles 1811: in den walchischen Provinzen spreche die ungelehrte Klasse der Gesellschaft keine gebildete Sprache, sondern ein plumpes Patois, das sich jeden Augenblick ändere; die vlämischen Provinzen seien darin weit glücklicher, sie können sich rühmen, eine wahrhafte Sprache zu besitzen, welche der deutschen angehöre. Wohl sei bei der Einverleibung der 13 belgischen Departements in Frankreich dort das Französische bekannt gewesen, aber nur von Einzelnen: „nirgend war sie national; das wallonische Patois, das Vlämische und Hochdeutsche theilten sich in die Mehrheit der Einwohner". Niemals haben sich die Wallonen wie die Vlamingen einer geistigen Selbständigkeit oder eines geistigen Gemeinguts zu erfreuen gehabt, es sei in Litteratur und Dichtung oder in Kunst, Architektur und Malerei: nur der deutsche Genius hat auf allen diesen Gebieten sich in Belgien reich entfaltet. Die Gebildeten sprachen hier immer theils deutsch oder vlämisch, theils französisch, und schlossen sich der einen oder andern Litteratur an. Es war nicht wohl anders möglich, denn die Bevölkerung in diesem räthselhaften wallonischen Bruch (Reste eines mehr keltischen Theils des alten Belgiens), zählt noch jetzt kaum 1½ Millionen, während 8 Millionen niederländisch verstehn, und ihrem Gewichte nach stand sie von jeher noch mehr zurück. Der wichtigste Punkt des wallonischen Keiles, Lüttich, liegt an der deutschen Grenze und weist mit allen seinen Anliegen der Erzeugung und der Schifffahrt auf Holland und Deutschland;

diese schöne Stadt, die man die Hölle der Weiber und den Himmel der Pfaffen nannte, hat, fast so lange sie bestanden, dem deutschen Reiche angehört. Auch ist das ganze Walchenland, zumal die Städte, seit ältester Zeit her vielfach von deutschen Elementen durchflochten. In dem vlämischen Landestheil, dem fruchtbarern, wohlhabendern, bevölkertern, liegen Belgiens herrlichste Hauptstädte mit ihren unvergänglichen Denkmälern der Kunst, dort war von jeher das geistig tüchtigste Leben, der immer wache Freiheitssinn, dort blühten und reiften von den ältesten Zeiten bis heute Belgiens große Männer und Meister. Der Grund hiervon ist nicht in Mangel an Anlagen der Wallonen, vielmehr eben in dem Mangel einer heimischen gebildeten Sprache und Litteratur zu suchen. Von dem wahren Glück eines Volkes ist seine Sprache nie zu trennen, nimmer von seiner gesunden Entwickelung und gedeihlichen Freiheit. „Die Sprache ist ganz das Volk" hat sich eine vlämische Gesellschaft in Gent getauft; sie ist des Volkes Odem, seine Lebensluft und seine Lust, sein Herz und Muth. Darum war ihre Knebelung, die Unterdrückung des freien Wortes, stets das erste Ziel der Tyrannei, und der unvergeßliche Willems hatte wohl Recht, wenn er seinen Landsleuten zurief:

— — O Belgen! uw geluk is aen die tael verbonden,
Slaet uw geschichtrol op: waer gy uw recht geschonden,
Uw Heil vertreeden vind, de landspraek vind ge' er by,
En haer verdelging steeds het doel der dwinglandy;
Want om naer eysch der kunst een moedig paerd te temmen,
Moet man, doer't slaefsch gebit, vooral zyn mond beklemmen:

Die kunstgreep is aen Spanje en Vrankryk nut geweest,
In't onderdrukken van den Nederlandschen geest *).

---

*) Diese Verse, worin sich kein Fremdwort findet, lauten wörtlich hochdeutsch also:

O, Belgen! euer Glück ist an die Sprach' gebunden.
Schlagt euer Geschichtsbuch auf: wo ihr euer Recht geschunden,
Euer Heil zertreten find't, ist euere Sprach' dabei,
Und ihre Vertilgung stets das Ziel der Tyrannei;
Denn um ganz kunstgerecht ein muthig Pferd zu zähmen,
Muß man, durch Knechtsgebiß, vorall den Mund ihm lähmen;
Hierauf ja stets sann Spaniens, Frankreichs List zumeist,
Um zu erdrücken schnöd den niederländschen Geist.

Zur belgischen Kultur- und Kunstgeschichte.

Die Malerschulen.

Von Fleiß und Kunst ein hehres Monument,
Taucht Niederland aus blauem Element
In grünem Sammetkleid; das Firmament
Umspielt's mit Farben reich, oft glüht's und brennt.

Schon in uralter Zeit splitzte sich der germanische Sprach- und Kulturbaum wie von selbst in zwei mächtige Hauptäste: den deutschen und den angelsächsischen, sowie in zwei gleichfalls angesehene Seitenäste: den isländisch-dänisch-norwegischen und den schwedischen. Auf den angelsächsischen Ast propfte sich mancher fremdartige Sproß, woraus ihm viel gute Früchte, doch auch viel Faules und wuchernde Schlingpflanzen erwuchsen, deren Ausreutung sich jetzt bedeutende Kräfte mittels Sprachreinigung und Erfrischung der gesellschaftlichen Säfte zuwenden. Der deutsche Hauptast, der, wenn zuweilen auch der Entartung, zumal in den höhern Schichten der Gesellschaft, sehr nahe, sich im Ganzen doch vor jener fremden Trübung durch Festhalten am eigenen Leben in Sprache, Sitte, Gemüth bewahrte, spaltete sich gleichwohl wiederum in zwei Hauptzweige: den hochdeutschen und

den niederdeutschen, und von dem letztern bildet der vlämisch-niederländische Zweig nur die westliche Abästung. Alle diese germanischen Äste und Zweige entwickelten sich mehr oder minder auf eigenthümliche Weise, jedoch so, daß sie zugleich in beständiger Wechselwirkung zueinander verblieben, und der ganze Sprach- und Kulturbaum als solcher mit wuchs und sich entfaltete. Seit dem Hinfall des entgeisteten Römerreichs, das sie mit ihrem Blut erfrischt, haben sie vereint die Weltgeschichte getragen, freilich mit sehr verschiedener Theilnahme der einzelnen Zweige an deren Gestaltung und in mannigfacher Vermischung mit den im Westen und Süden vorhandenen römisch gefärbten Volkselementen; doch hat der belgisch-niederländische Zweig, in Verhältniß zu seiner Größe, eine überaus glänzende Rolle dabei gespielt und als ein Ferment der europäischen Kultur, was er noch heut ist, auf die Entwickelung derselben nach allen Kreisen hin mächtigen Einfluß ausgeübt. Das will ich in den wichtigern Richtungen nachweisen.

Die Germanen waren schon zu Cäsars und Plinius Zeiten festsitzende ackerbauende Völker, keine unter Zelten lebende und mit ihren Heerden hin und herziehende Nomadenvölker, wie damals noch die Slaven. Nur die diesen näher wohnenden Germanen, im weiten Osten, die suevischen oder vandalischen Stämme, waren, wenn auch nicht nomadisirend, doch weniger stät und im Ackerbau unvollkommener als die Stämme der Sassen. Namentlich waren in Belgien und in den Rhein- und Weserlanden zu jener Zeit schon, wie wir auch aus Tacitus sehen, Ackerbau und Volksmenge sehr vorgeschritten; ja die Feldwirthschaft und Gütervertheilung, die Einzelhöferei und die ganze so gesunde bäuerliche Verfassung scheint ziemlich in der Weise gehalten und gestanden zu sein, wie wir sie in diesen Landen, namentlich bei den Sassen

und Friesen, die sich stets der Hörigkeit erwehrt, noch heutiges Tages erblicken. Die Sassen sind auch während der Völkerwanderung fest in ihren Sitzen geblieben, ungeachtet sie, wie von Alters her, mächtige Schwärme, wohl meist aus den jüngern Söhnen bestehend, erobernd und kriegend nach allen Richtungen aussandten, selbst über das deutsche Meer nach Britannien. Dagegen geriethen die suevischen und gothischen Stämme im Osten in allgemeine Bewegung, sie besonders durchzogen Europa, setzten sich massenhaft im südlichen Deutschland fest und erfrischten im Blute die südrömische Welt, sich mit ihr zu den eigentlichen Romanen mischend. Doch war gewiß immer in den ursprünglichen östlichen Sitzen eine deutsche Bevölkerung aus ältern Männern, Weibern und Kindern zurückgeblieben, die nun dem Anstürmen der Slaven zwar völlig erlagen, ohne daß sie jedoch in den neugegründeten Reichen der Wenden ihr deutsches Volkthum aufgaben. Hierdurch ward die ein paar Jahrhunderte später erfolgende Wiederherstellung der deutschen Herrschaft in diesen Landen vorbereitet und erleichtert; beide Hauptstämme nahmen Theil an dieser Wiederverdeutschung: die suevische oder hochdeutsche Mundart, die sich wie der Menschenschlag auch in ihr selber beweglicher zeigte als die sassische, hat im Osten Mähren, Schlesien, die Lausitzen, Meißen; die sächsische oder niederdeutsche dagegen alles übrige nördliche Land der Wenden ergriffen und es nach zwei Jahrhunderte fortgesetzten Kämpfen wieder gedeutscht. Indem aber die slavisch verhüllten und überwachten Keime des Deutschen ihre frühere Geistesluft wiedergefühlt, haben sie, frisch aufgrünend, das meiste Wendische bald überwachsen und ausgelöscht. Wie gesagt, fester auf ihren Sitzen und in ihrem Eigenen blieben im Westen die Stämme der Sassen und Friesen, deren Vorkämpfer auf der Grenze gegen die Wälschen die Vlamingen

bilden. Nicht bloß die Sprache und Art der Vlamingen, sondern auch ihr Stilles, Ernstes, Schweres und oft Trübes an Leib und Seele weis't vorzüglich auf den Sachsenstamm, selbst auf das westfälisch Deutsche hin.

Belgiens uralte Zustände lagen bis vor kurzem in tiefem Dunkel gehüllt. Seit einigen Jahren beginnen indeß einige Sterne darüber aufzugehn. Zu den ersten derselben gehörten Schaye's Schrift: „Les Pays-Bas avant et durant la domination romaine“ und der bekannte „Essai historique sur les fêtes, les usages etc. des anciens Belges“. Lansens in Brügge erschienener „Aloude staet van Vlaenderen“ ließ viel zu wünschen übrig; mit reichern Waffen versehen trat der treffliche Blommaert gegen die Verkennung des vlämischen Alterthums in die Schranken. Dieser rief, immer in niederdeutscher Sprache, die nordische Mythologie zu Hülfe, die wenigstens theilweise mit der alteinheimischen übereinstimmt; er brachte die Lieder der alten Edda in vlämische Übertragung, die Niebelungen Noth, und holte mit andern Männern (namentlich im Kunst- und Letterblad) aus der Vergessenheit einen Schatz von Sagen und Märchen hervor, in welche die alte Götterlehre sich geflüchtet hatte, als der Hammer der Apostel des Christenthums die Altäre Wodans und Thonars zerschlug, um das Kreuz an deren Stelle zu pflanzen, und als Karl der Große mit Feuer und Schwert die heidnische Götter verfolgte, im Namen des einen lebendigen Gottes der Liebe. Verschiedene andere Arbeiten, wie die „Wodana“, das „Grootmoederken“, vor allen aber Coremans Werk „L'année de l'ancienne Belgique; Bruxelles 1844“, worin die Jahresfeste, Gebräuche 2c. Belgiens in den Zeiten vor Einführung des Christenthums geschildert sind, haben sich neuerdings jenen Schriften angeschlossen.

Jötune, Riesen scheinen auch in der alt-niederdeutschen Mythologie die Personifizirung des Schrecklichen, Wüsten, Düstern, Eisigen und Feindlichen in der Natur, der rauhen ungezügelten Elemente gewesen zu sein. Das kaotische, aus schmelzenden Eistropfen entstandene Wesen Ymir, auch Orgelmir, aus dessen Körper die Welt geschaffen, war bekanntlich im phantasievollen Norden aller Jötune Stammvater. Erschlagen von den Asen, ward aus seinem Fleische dann die Erde geschaffen, aus seinem Gebein die Felsen, aus seinem Haare die Bäume, aus seinem Blute die See, aus seinem Schädel der Himmel, aus seinem Gehirn die Wolken, aus seinen Wimpern Midgard, der schöne Wohnplatz. Auch in dieser geordneten Welt neigten seine Nachkommen, Riesen und Riesinnen, zu dem alten Kaos und hegten Feindschaft gegen alles was die Erde wohnlich macht; sie sind die Dämonen des nächtlichen Winters, des ewigen Eises, des unbewohnbaren Felsgebirges, der Sturmwinde, der wilden Brandung, des wüsten Unwetters, der stürmischen See. Schöpfer, Lenker und Erhalter der Welt aber sind die Asen, deren Stammvater Buri; sein Sohn Bör zeugt mit der Riesentochter Bestla — durch welche Ehe die geistige Natur seines Geschlechts an die Materie gebunden und demselben Looß unterworfen wird — drei Söhne, unter denen Odin fortan der oberste der Asen, und die aus dem Leichnam des erschlagenen Riesen Himmel und Erde erschaffen, den Lauf der Sterne ordnen, aus Erde und Stein die Zwerge, d. h. die im Schoße der Erde wirkenden Naturgesetze, endlich aus Esche und Ulme das Menschengeschlecht formen und es beseelen. Die Asen regieren die Welt und fahren täglich nach der breiten und hohen, immer grünen Esche Yggdrasil zu Gerichte; da sitzen sie zwölf an der Zahl, wie denn nach nordischem Recht immer zwölf Richter zu Rathe sitzen, und das Geschwornengericht, dessen

Gedanke wie der der Zwölfzahl sich freilich bei allen germanischen Völkern findet, dort seine reinste mythische Grundlage hat. Unter jener Esche wohnen die drei weissagenden Nornen oder Zeitgöttinnen Urd, Verdandi und Skuld (Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft). Loki von jötunischer Abkunft, das Sinnbild des Wechsels und der Vergänglichkeit, der Verleiter und Verderber, hat in den frühesten Zeiten schon Blutsbrüderschaft mit Odin geschlossen und befindet sich stets mitten unter den Asen; ihm als dem Abend des Tags und der Zeiten, dem Winter des Jahrs steht Heimdal gegenüber, der den Morgen, den Aufgang, den Frühling andeutet, und dessen Schwert Höfud (der Beginn) Gras und Wolle wachsen hört und das kleinste Wesen belauscht. Mit der Riesin Oyürboda (der Unheilbotin) hat Loki, außer der Todesgöttin Hel, die Ungeheuer gezeugt, welche einst im letzten Streit die beiden Hauptgötter, Odin und sein kräftigster Sohn Thor, tödten werden. Zwar werden die Asen ihn fangen und binden, doch einst wird er loskommen und die vernichtenden Mächte anführen, er selbst steuert am Ende der Zeiten das Schiff der Verwüster — dann geben Loki und Heimdal, Beginn und Ende, sich wechselseitig den Tod. Doch aus dem allgemeinen Untergang ersteht eine neue Welt, in welcher die Asen auch wieder leben, da sich die Keimkraft des Geistes als des Göttlichen unvertilgbar bewährt. Odin durchschweift jetzt rastlos die Welt, um überall geistiges Leben zu wecken und seine Sache für den großen Kampf zu stärken. Thor, der Donnergott, aber ist der Hauptbeschirmer der Erde, deren Fruchtbarkeit und Fülle er unermüdlich zu mehren sucht, und lebt daher mit den wilden Elementen in unaufhörlichem Kampfe; wo er, aus dessen Augen Feuer flammt, hinfährt, zittern die Berge, wanken die Felsen und die Erde steht in Flammen, seinen Wagen ziehen auf solchen

Reisen zwei gehörnte Böcke, darum heißt er in der jüngern Edda Oküthor der wagenleitende; mit eisernen Handschuhen schlingelt er den Hammer Miolnir, der ausgeworfen mit Blitz und Donner wieder in seine Hand zurückkehrt, und dessen harter Schlag die Erde fruchtbar macht. —

Hr. Coremans will nun Spuren des Kults derselben Götter auch im alten Belgien finden. So soll Thorhout (der Name einer Stadt) ein Gehölz (hout) des Thor gewesen sein, doch dann müßte es nach den Regeln der Grammatik wohl „Thorshout“ heißen; diese Genitivform findet sich in allen mit Thor zusammengesetzten Namen, wie Thorsdag oder Thursdag, altsächsisch Thurnasdag, wonach der Donnergott in Niederdeutschland Thunar oder Thonar genannt worden wäre. Der vlämische Name Saterdag (Samstag) soll von einem Gott Sater herrühren, von dem Ludolf Smits sogar eine Abbildung giebt; Grimm sieht bekanntlich im Gott Sater den römischen Saturnus. Die alten Rederyker gebrauchten den Namen Sater zuweilen auch für Satyr, z. B. in Thyrsis Minnewit:

Als bokvoetje (Faun) speelt op zyn pypje in't dal,
Zoo zingen en springen de satertjes al.

Der Kult der keltischen Druiden scheint dagegen bis auf einen gewissen Grad auch bei den deutschen Belgen Eingang gefunden oder sich dort noch aus früherer keltischer Zeit erhalten zu haben; wenigstens findet sich manches Übereinstimmende vor. Was jedoch die geweihten Bäume, die heiligen Haine, was die religiöse Bedeutung gewisser Pflanzen betrifft, so war das germanische Heidenthum in dieser symbolischen Naturpoesie nicht minder stark und erhabener als das keltische. In Belgien würde der

Einfluß der Druiden den altdeutschen Kult sehr verdüstert haben, wenn Coremans Recht hätte, daß das Leben der tapfern Altvordern dort unter beständigen moralischen Qualen vergangen wäre, daß selbst das Gute und Wahre in ihrem religiösen Instinkt zu ihrem Nachtheil sich gekehrt hätte. Sonst war doch dieser Kult oft sehr lärmig und heiter, wie der Sprung und Tanz um das heilige Feuer, das Aufrichten des geweiheten Baumes unter Sang und Tanz, gefolgt von einem allgemeinen brausenden Gelage. Naturpoesie tritt uns überall aus der religiösen Anschauung unserer heidnischen Vorväter, wie sie sich in den Mythen ausspricht, sowie aus ihren religiösen Gebräuchen und Festen entgegen; doch nach den Feierlichkeiten an geweihter Stätte ging man zu Volksfesten über, wobei die Freude und begeisternder Gesang den Vorsitz führten.

Belgien ist das uralte und älteste Gewerbland des Nordens. Der Zug rastlos schaffender Regsamkeit läuft wie ein grüner Faden durch seine ganze Geschichte. Schon Cäsar fand es darin ausgezeichnet: seine Priester — denn auch diese spielen stets eine Hauptrolle in seiner Geschichte — seine Priester, erzählt er, trugen feine wollene und linnene Kleider, eingebrämt mit reich gearbeitetem Golde; seine Bewohner gewannen Kupfer, Eisen, Blei; die Nervier unterhielten seit Gedenken Verkehr mit den Briten, Kelten und dem Süden Galliens, zu Wasser wie zu Lande. Dort lebten uralte spinnende und webende Völker, die bei spätern Auswanderungen ihren Fleiß und ihre Kenntnisse weithin verbreiteten; besonders nach England und dem Wupperthale wanderten viele Vläminge. Der Geist des Landes war stets der Arbeit zugethan, und immer hat es seinen Ruhm in Besiegung eines feindseligen Bodens und Klima, im fröhlichen Gedeihen seiner Nährzweige und der daraus sprießenden Blüten

gesetzt. Ein anderer mächtiger, durch und durch deutscher Zug ging immer auf die See, auf das schwankende Element, wo German, der wahre Wassermann, sich am meisten heimisch fühlt. Dabei hörte der Riesenkampf der Küstenbewohner um Land und Schutz gegen das wilde Anstürmen der Meereswogen zu keiner Zeit auf, in diesem Kampfe ward ihnen Gelegenheit, all ihre Kräfte, auch die Zähigkeit und Ausdauer ihres Charakters zu entwickeln, und schon längst rühmen die Niederländer sich stolz:

Naturam fecere Dii, sua littora Belgae.

Frühzeitig war auch Garten- und Obstbau wie der Feldbau ein belgisches Erbtheil*). Seit Jahrhunderten hat die Gartenkunst fast alle Länder Europa's Belgien tributpflichtig gemacht. Man traut seinen Augen kaum, wenn man liest, welch große Summen bloß durch die belgische Blumenzucht gegenwärtig in Umlauf gebracht werden. Des Niederländers Farbensinn und Farbenlust stehn gewiß mit dieser Blumenliebhaberei in Zusammenhang, deren Begründung in's graue Alterthum hinaufreicht. Vielleicht darf man dabei schon auf den Pflanzenkult der Druiden hinweisen, der sich wohl nirgend sonst in den Überlieferungen des Landvolkes, in dem Glauben an die Heilkräfte verschiedener Pflanzen so vielfach erhalten hat, als in Belgien. Die Eiche war den Druiden wie den Germanen ein heiliger Baum; der der Sonne geweihte Wald von Soignes (silva solis) war damit angepflanzt. Jeder kennt die immer grüne Mistel, eine Schmarotzerpflanze, die bloß auf den Zweigen einiger Bäume wächst, in deren Rinde sie ihre Wurzel schlägt; die Eichenmistel, die den

---

*) Belgien hat den Ruhm, einen der größten Wohlthäter des allzeit durstigen Theils der Menschheit hervorgebracht zu haben — den unvergleichlichen und unsterblichen König Gambrinius, den Erfinder des Faro und all seiner Brüder und Schwestern, wie Uitzet, Gersten, Diesters, Peetermann ꝛc.

Baum angriff, ward am sechsten Tag des Mondes mit einem goldenen Messer unter großen Feierlichkeiten geschnitten und auf ein weißes Weihetuch gelegt, dann wurden zwei weiße Stiere geopfert. Eine solche Mistel diente als Gegengift und als Mittel gegen Unfruchtbarkeit; ebenso geben in einigen Gegenden, namentlich in Brabant und im Lüttich'schen, die Landleute noch heute fallsüchtigen Kindern die Mistel, und die Starke oder Färse ist in ihren Augen fruchtbarer, wenn auf der Weide, wo sie und der junge Stier grasen, irgend ein Baum die Mistel trägt. Das ist wahrscheinlich eine Druidenüberlieferung, und erinnert an den „Guilkangnaud", den sich die Landleute im Departement der Dordogne beim neuen Jahr anbieten — der Pächter bringt seinem Eigenthümer einen Mistelzweig — sowie an die „Guilanée", einen Neujahrsstrauß mit der Mistel, und an gewisse Neujahrsfeste, die mit Mistelsymbolen in manchen französischen Städten, früher sogar in der Kirche begangen wurden. An die Stelle der Mistel tritt häufig die Haselstaude, die bei den Deutschen gleichfalls in religiösen Beziehungen stand als Staude und als Frucht (diese findet sich sehr oft in alten Gräbern vor), und die ein Symbol der Fruchtbarkeit und der Güte war. Auch das Haidekraut, das verfaulend in einem halben Jahrhundert etwa eine vortreffliche Dungerde gibt, welche besonders die belgischen Blumengärtner jetzt zu hohen Preisen aufzukaufen pflegen, war eine heilige Pflanze. Die gemeinste Art desselben, der Selago, durften die Druiden nicht mit Eisen abschneiden noch mit nackter Hand berühren, sondern nur mittels des Sagum, nackten Fußes, in weißer Tunika und nach Libationen von Brod und Wein. Das in einem weißen Weihetuch aufbewahrte Haidekraut bildete ein untrügliches Mittel für kranke Augen und einen Zauberschutz gegen Unglück; in letzterer Hinsicht sollen noch heute

Manche den Aberglauben der Druiden theilen. Der Sperberbaum hatte gleichfalls bei den Kelten wie Deutschen religiöse Beziehungen. In England, Schottland, Holland, am baltischen Meer entlang findet man häufig alte Stämme von Sperberbäumen, regelmäßig gepflanzt um Kreise von Druidensteinen und Hunengräbern (niederdeutsch in Drenthe, wo sich deren vorfinden, Hunne-bedden genannt). Das Sperberholz gilt noch heut bei unwissenden Volksklassen in Belgien wie in Schottland für ein Schutzmittel gegen Zauberei; so ist z. B. das mit einem Sperberstock geleitete Vieh sicher vor Seuchen, und die Schafe, welche am ersten Mai durch einen Kreis dieses Lieblingsbaums der Drosseln gehn, sind während des Jahres vor jedem Unglück geschützt. Die Wünschelruthe und der Wahrsagerstab, die bei den Vlamingen wie bei den Sachsen eine so große Rolle spielten, waren von Fruchtbäumen. In Flandern sollen sie noch im 9. Jahrhundert häufig gebraucht worden sein.

Hinsichtlich der geweihten Bäume möge hier eine vlämische Sage Platz finden. Unter allen, oft von Natur schon so erhabenen Bäumen, die bei unsern heidnischen Vätern in besondrer hoher Ehre standen und als vom Himmel und der Erde begünstigt angesehen wurden, fanden doch die meiste Verehrung der heilige Baum des Gerichts und der Freiheitsbaum, wie man den Baum nannte, der Jedem unter seinem reichen Schatten einen unverletzlichen Zufluchtsort bot. Das ankommende Christenthum, überall so viel möglich die alten sittlich-poetischen Gefühle des Heidenthums schonend, verherrlichte noch diesen Gedanken und stellte die begünstigten Bäume unter den Schutz der Heiligen und der Jungfrau. Der älteste Baum dieser Art in der Umgegend von Brüssel war der „Unserer lieben Frauen zum Vogelsang (Vogelensangh)“. Ein Minnebruder (Minorit) hat die

Geschichte dieses Wunderbaumes in einem 1753 zu Brüssel gedruckten treuherzigen Büchlein umständlich aufgezeichnet. Zuerst erzählt er die Sage von der Gründung Brüssels durch Torgotus (Thorgot), König von Tongeren und Belgis, der die berühmte Stadt „um das Jahr 3609 nach Erschaffung der Welt, d. i. noch 368 Jahre vor der Geburt des Erlösers Jesus Christ, gestiftet hat und sie darum Broebsel (Brut) nannte, weil der Platz voll Teiche und Weiher war, bei denen die Enten ihre Jungen ausbrüteten". Unter Anderem wird ferner berichtet, daß vor Alters der Baum van Onse Lieve Frouwe ten Vogelensangh vor Brüssel auf der Stelle gestanden, wo jetzt der Buttermarkt gehalten wird. Den Baum, an dessen Fuße man das Bild der heiligen Magd in einer Kapelle sah, umflog des Morgens früh, auch während des Tages, besonders aber des Abends eine große Schaar Vögel, die herrliche Lieder sangen. Später ward ein Minnebruderkloster unfern der Kapelle gebaut, die in der wirren Geuzenzeit verwüstet, doch kurz hernach wieder aufgebaut wurde. Am 13. August 1695 ward die Kapelle von den Franzosen zerstört und dann zum zweiten Male und schöner als früher wieder aufgerichtet. In den Revolutionsstürmen am Ende des vorigen Jahrhunderts verschwanden Kapelle und Kloster gleich so vielen andern, und das folgende herzinnige Lied, welches vordem die frommen Verehrer der Jungfrau vor dem Gnadenbild gesungen hatten, war verklungen:

Wilt aenmerken De leeuwercken
Siet met een aendachtigh oogh
Vogel-Paren Vogel-Scharen
Vliegen zingend naer omhoogh,
Oft sy boven Wihlen loven

Godt, die hun op d'aerde voedt,
En hem prysen Lof bewysen
Voor het goedt, dat hy hun doet.

Zwakke dieren Gaen versieren
Selfs den lof van Godt den Heer,
Heele dagen Sy opdragen
Aen den Godt des hemels eer.
Maer dees Dieren Oock wel swieren
Tot Maria's weerdigh Beeldt,
Sy dit groeten Aen de voeten
Van den boom, daer 't was gestelt.

Eer voor desen Placht te wesen
Brussel van soo groot gelaet;
Was te vinden Buek en linden,
Daer nu haer kapelle staet,
Men toen buyten Hoorde fluyten
Vele vogels dagen langh,
Die verkeerden En daer eerden,
Ons Liev' Vrouw ten Vogel-Sangh.

Siet! sy leeren U te eeren
Onse goddelycke Maeght:
Gy gebeden Danckbaerheden
Met hun liefryk haer opdraeght
Wilt dan leeren U te keeren
Tot de Moeder van den Heer,
Alle dagen Op te dragen
Aen dees Maghet lof en eer.

Komt dan eeren Menigh keeren,
  Ons' Liev' Vrouw ten Vogel-Sangh:
Laet uw zinnen Haer beminnen,
  Heel uw' levensdagen langh,
Wilt geen dagen Overslagen,
  Sonder haer te geven lof,
Soo gy menschen Eens wilt wenschen
  Om te zyn in 't Hemelshof.

Wilt bewysen Menigh reysen
  Dat gy zyt Mariaskindt
Sy sal 't loonen En betoonen
  Dat sy u als moeder mindt.
Wilt de wercken Dan aenmercken
  Van de vogelkens, die al
Eer bewysen En haer prysen
  Met een soet en bly geschal.

Übrigens verdankt der belgische Gartenbau schon Cäsarn manches, wie andrerseits auch die Römer manche Kenntniß von den Wirkungen der Pflanzen den Deutschen schuldig sind; so heilten die Friesen einmal die Soldaten des Germanicus Cäsar, denen in einem sumpfigen Lager die Zähne ausfielen und die Kniee wankten, mittelst eines Krautes, Britannica genannt, von ihrem Übel. Julius Cäsar wählte unter allen druidischen Pflanzen das wunderthätige Eisenkraut oder Eisenhart, um sich daraus eine Krone flechten zu lassen, die er am Tage seines Triumphzuges in Rom wegen der Eroberung Galliens auf seine Stirn legte. In die Ebenen Flanderns führte Cäsar den schönen, Schatten gebenden Ahornbaum oder die Platane des Orients

ein, die mehrmal verfror und von neuem hingebracht werden mußte. Der Apfelbaum, der bei ältern Malern im Paradiese als Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen gilt (bei den Italienern der Feigenbaum, bei den Vlamingen zur Zeit der Entdeckung Amerika's der Banabasbaum), war in Belgien altheimisch; er gibt zugleich schmackhafte Früchte und Wein (Zider). Seine natürliche Zone, gleich auf der des Weinstockes folgend, umfaßt Belgien, ja dortige Äpfelarten waren schon zur Römerzeit berühmt, zumal die trefflichen Kirschäpfel (Kersappele). Die Kirsche dagegen ist eingeführt, Lucullus brachte sie bekanntlich, nachdem er Mithridates besiegt hatte, vom Hellespont nach Rom (Jahr 680), von wo sie sich über den ganzen Westen Europa's verbreitete; am berühmtesten mit ward eine Art des capronischen Kirschbaumes in Lusitanien, die Lusitanica genannt mit dicker Frucht an kurzem Stiele, die in Belgien den Vorzug errang. Siebzehn Jahrhunderte haben diesen Geschmack nicht zu ändern vermocht, die beliebteste Kirsche Flanderns ist noch immer die portugiesische. Doch auch Julius Cäsar hat Belgien noch etwas anderes hinterlassen als den Brustlatz seiner Weste, wie Voltaire parodirte, nämlich den Kohl, von dem es jetzt zahllose Arten besitzt. Die Deutschen wurden allmählich eben so große Freunde des Sauerkrauts, wie die Römer, die selbst auf ihren Kriegszügen keinen Tag ohne dieses edle Gericht leben konnten; in Belgien aber ist das Kraut zur höchsten Güte und Mannigfaltigkeit herangezogen worden, der Kohl oder Spruyt von Brüssel, ein ganz vlämisches Gartengewächs, da selbst die anstelligen schottischen Gemüsefreunde von diesem Urbild nur einen matten Abdruck zu Stande brachten, ist ein Hauptruhm Belgiens unter den Gastronomen der fünf Welttheile. Die römischen Feldherren suchten das Lieblingsgemüse ihrer Soldaten allüberall anzupflanzen,

doch diese mit den römischen Adlern ausgestreute Saat ist, wie gesagt, in keinem Lande so reich und üppig aufgegangen, als in Belgien, wo die Zierde jeder kostbaren Tafel in feinen schmackhaften Gartengemüsen besteht. Am meisten blüht aber die Gartenkunst in dem deutschen Theil; Hr. de Candolle nannte in einem amtlichen Bericht an die französische Regierung vom Jahr 1813 Gent die Hauptstadt von Florens Reich. Karl der Große voran, der durch seine Kapitulationen Belgiens Handel und Institutionen fest begründete, hat auch das Siegel seines Zepters auf Flanderns Garten- und Blumenflur gedrückt. Der Gartenbau ward durch kaiserliche Edikte geregelt, für Anbau der schönsten, merkwürdigsten und nützlichsten Pflanzen gesorgt. Die Schulen, deren er so viel nur möglich gründete, sollten Gärten haben, und seine Kapitularien schrieben vor, welche Pflanzen man darin anbauen sollte. Der Zweck dieses großen Kaisers, wie aus den Kapitularien vom Jahr 805 deutlich erhellt, war, die Menschen durch die Blumen zu verfeinern und zu bilden, etwa wie bei den Griechen die Musik, deren Macht übrigens auch Karl der Große wohl zu würdigen wußte, als ein Mittel zur Milderung der Sitten gehandhabt wurde. Welch eine edle Mission für sie, welch ein freundlicher Gedanke, den unbändigen Charakter des unwissenden Menschen durch den Anblick und das stille Leben dieser unschuldigen, frischen, duftigen Gewächse zu zähmen! Von den Blumen zum bloßen Schmuck verordnete der „Wiederhersteller der Bildung" den Anbau der Rose, der Lilie und der Schwertel; die erste Stelle erhielt die Liebesrose mit hundert Blättern, und diese Blume, ursprünglich am Kaukasus, von dort nach Griechenland und Rom verpflanzt, wo sie die Grazien und auch die Orgien des Nero schmückte, später die Blume der Liebesfestspiele und der Troubadours, ward, Dank den Kapitularien Karls, in

Belgien die „Rose der Bauern (Boerrose)". Die weiße Lilie, entsprossen einem auf die Erde gefallenen Milchtropfen der Juno, urheimisch im ganzen Osten, ward, nachdem sie bei den Griechen und Römern die Satyre gekrönt hatte, zum Sinnbild der Jungfräulichkeit und des christlichen Marterthums; schon erschien sie so schön und rein, daß die Legende sie vom Himmel durch einen Engel Chlodwig zutragen ließ, damit er, als Gründer der fränkischen Monarchie, sie auf sein Wappen setzte. Schlimm genug für diese Legende gab es damals noch keine Wappen, und die Lilie der regierenden Häuser von Frankreich ist nie die weiße Lilie gewesen, sondern die gelbe Iris, die gewöhnlich an den Ufern der Bäche wächst. Karl der Große veranstaltete ferner den Anbau von manchen nützlichen Gewächsen und Industriepflanzen; so namentlich den der Krebsblume für Färber zum Rothfärben der Leinwand (die Fahnen des Heers waren mit dieser Pflanze gefärbt), des Krapps, der außer zum Färben damals auch als Medizin und zum Rothanstreichen der Haare diente, der Kratzdistel zum Karden der Wollengewebe und Tücher, der Haselwurz (französisch Cabaret, weil sie, deren pikante Wurzel zum Trinken reizte, den Wirthshäusern als Schild diente). Überhaupt verstand der große Kaiser, der auch in der Kochkunst tiefe Spuren zurückließ, sich ganz anders auf die Verbesserung der Bildungszustände seiner Völker wie unsere modernen Gesetzgeber und Administratoren mit ihren Papierwischen, ihren Gendarmen und ihrem Kerkerdunst. Die Gemüse, deren Anbau in Belgien man Karl dem Großen dankt, sind folgende: mehrere Kohlarten, Erbsen, Bohnen, Linsen, Karotten, Lattiche, Steckrüben, Zwiebel, Lauch, die Pastinakwurzel, die kleinen süßen Rettige, Schwämme, mehrere Rübenarten, Avroschen, Scharlotten, Melonen und Gurken. Obwohl das große Jahrhundert der Gemüse und der „Renaissance"

das sechszehnte, damals noch sehr fern lag, so möchte es doch leicht sein, noch jetzt weite Gegenden in Deutschland aufzufinden (z. B. Altbaiern), wo der Gemüsebau heute tiefer steht als in Belgien zu Karls des Großen Zeit, wie derselbe denn überhaupt in den deutschen Gebieten, welche Belgien zunächst liegen, am meisten blüht. Karls des Großen Sorgfalt dehnte sich auch auf die Medizinalpflanzen aus, und obwohl die betreffenden Gärten vorschriftmäßig nur 31 Heilpflanzen enthielten, so sollte nach seinem Willen doch jeder Kranke, wie abgelegen er auch wohnte, in seinem eigenen Garten an der Schwelle seiner Thüre die Heilmittel für seine Leiden finden — ein Zustand des Glücks, den wir tausend Jahre später noch nicht erreicht haben.

Als im feudalen Zeitalter fast noch in allen Ländern das Waffengeklirr des Faustrechts ertönte, ging schon zwischen der Somme, Maas und dem Rhein — einem Lande, mühevoll gegen den Andrang der Meereswellen vertheidigt — ein von tiefreligiösen Gefühlen beseeltes, durch Anbau von Getreide, Hanf und Lein und dessen Verarbeitung, durch Gemüse- und Obstbau reiches Volk ein in die Bahn des Fleißes, der Ordnung, des geregelten Haushalts und der Gemeindeselbstständigkeit, auf welcher erst Jahrhunderte später ihm mächtige Staaten folgen sollten. Regsamkeit und Religiosität, gewerbthätigen Gegenden eigen, waren nebst Freiheitsliebe die hervorstechenden Eigenschaften der Belgen. Ohne den religiösen Geist als Ferment giebt es keinen tiefern Zusammenhang der Arbeit, kein rechtes Leben, keine dauernde Schöpfung; zumal dort, wo die Nationalität zerrissen oder geschwächt ist, kann er nur ein fest zusammenhaltendes Band bilden und jenen allgemeinen Arbeitszusammenhang bewirken, der zum höhern Gedeihen unerläßlich ist. Diesen religiösen Sinn ersetzt nur ungewöhnliche Energie des Staats- oder Nationalgeistes,

worin gleichfalls ein solches einendes, die Selbstsucht mäßigendes, zur Hingebung für das Gemeinwohl antreibendes Princip thätig ist: wo aber das nationale Band gelockert und der religiöse Sinn erschlafft ist, da wird man eher die taube Luft verwunden, als die Menschen zu gemeinsamen großen und dauernden Anstrengungen bewegen können. Belege dazu liefert jedes Blatt der Geschichte; auch die neue Welt weist deren schon auf. Wo jene Eigenschaften vereint sich vorfanden, wie z. B. in dem biblischen und zugleich gewerbsamen Geiste der Puritaner, zeigen sich erstaunenswerthe Erfolge; wo sie fehlen, sieht man auch in den jungen Staaten Amerika's geringere Fortschritte. Dieselbe Verschiedenheit fand lange und findet zum Theil noch heute zwischen den Gegenden Deutschlands und der Schweiz statt, wo die Kirchenverbesserung mit dem Geiste der Sittenstrenge auch den des Fleißes erweckt und erfrischt hatte, und denjenigen welche davon nicht berührt wurden; die Hauptherde der mannigfaltigen Schweizer-Industrie sind die vorwiegend protestantischen Kantone Zürich, Genf, St. Gallen, Basel, Waadt. Selbst Belgien verliert mit der Erschlaffung des religiösen Geistes, seit der blutigen Unterdrückung der Glaubensfreiheit durch die Spanier, seine gewerbliche Überlegenheit in Europa, die es erst in diesem Jahrhunderte, wo es sich wieder einer größern Freiheit in Staat und Kirche erfreut, zum Theil wenigstens auf dem Kontinent wieder errungen hat.

Überhaupt aber bildete das Christenthum der germanischen Welt zukommend den Schutz des Gewerbfleißes im Westen und Süden gegen die militairische Anarchie der deutschen Eroberer, in Deutschland selbst gegen die Entartung des Ritter- und Feudalwesens. Es übte einen erhaltenden und versöhnenden Einfluß aus, unter welchem allein der Fleiß und die Künste des Friedens

gedeihen konnten. Arbeit führt zur Sittlichkeit, zur Mäßigung und Tugend, und diese leiten hinwieder zur Arbeit; in dieser innigen Wechselwirkung wird die unermeßliche Straße der Bildung gebahnt, auf welcher die Menschheit aus Druck und Barbarei zur Freiheit geht — ich meine zu der Freiheit die nur auf Überwindung der Materie und rohen Natur durch den Geist dauernd begründet werden kann. Bei allen seinen schönen einzelnen Blüten ging das Alterthum unter, weil ihm der religiöse Begriff der Arbeit und der damit verbundenen allgemeinen Menschenwürde fehlte. Zwar munterte auch damals schon der Handelsverkehr die landwirthschaftliche wie die gewerbliche Erzeugung, bei ganz freiem Austausche, bedeutend auf und gab Anlaß zu Ruhm und Bereicherung vieler Städte und kleiner Staaten; allein die größeren Staaten der alten Weltgeschichte, und selbst noch des Mittelalters, zeigen wenig Wetteifer in solchem Ruhm und solcher Bereicherung. War Industrie doch meist nur den Sklaven und Parias überlassen, während wucherische Spekulanten die Anfangs- und Endfäden eng geschnürt hielten. Jene Zeit war eisern, die Künste des Kriegs wurden gepflegt, man eroberte leicht auf einen Schlag, was die kleinern Gemeinwesen in langen fleißigen Friedensjahren erworben hatten, und bei solcher Zerstörung ging nicht selten mit dem Besitz der Dinge die gewerbliche Geschicklichkeit selbst unter. Erst das Christenthum konnte, zumal nach dem barbarisch-ritterlichen Austoben der Völker des Mittelalters, mit Feststellung edlerer Menschenrechte die stille Thätigkeit der Gewerbe nach ihrem wahren Werthe für Ausbildung und Sittlichkeit würdigen. Hand in Hand mit seiner Entwickelung sehen wir ländlichen Anbau und städtisches Handwerk in Europa herrlich zunehmen, dann lange Zeit unter mannigfachen Wirren schwanken, ja eine Zeitlang abnehmen und endlich in einer neuen

Form der Industrie zu nie gesehener, doch noch nicht wieder organisirten Macht aufblühen.

Vom sechsten ins siebente Jahrhundert entstehn um Abteien und durch die Sorgfalt von Bischöfen und Priestern die beträchtlichsten Städte Belgiens, wie Gent, Bergen, Brüssel, Brügge, Lüttich, und sie wachsen bald merklich an. Unter Klotar verfertigte der heilige Eloi, Bischof von Noyon, mit eigener Hand meisterhafte Sitze aus Gold, und schmückte das Grab des heiligen Germain, Bischofs von Paris, mit erhabenen Arbeiten. Belgische Bischöfe waren auch Beschützer des auswärtigen Handels. Frommen Cenobiten, sagt der Verfasser einer Chronik von Flandern, Lesboussart, verdankt man den Ursprung der (meisten) Städte und Dörfer dieser Länder, den guten Anbau des Bodens; sie gingen überall dem Volk und auch den Mönchen voran, und dieser Einfluß reicht bis auf den heutigen Tag. Sehr wirksam für die Kultur war auch die „Brüderschaft des gemeinsamen Lebens“ — eine Verbindung die ihre Wirksamkeit nicht, wie die neuern die dem Geiste der Liebe nicht immer entstammen, auf sich beschränkte, sondern auf die ganze Menschheit ausdehnte, und besonders für den Unterricht der Kinder thätig war; sie besaß im 15. Jahrhundert die erste Buchdruckerei in Brüssel.

Die Kreuzzüge, woran die Belgen lebhaft Antheil nahmen, übten auf ihre städtischen Gemeinwesen, wie auf die italienischen, einen wohlthätigen Einfluß aus. Nicht sowohl, weil ihr Gottfried von Bouillon und ihr Graf Balduin Könige wurden, der eine zu Jerusalem, der andere zu Konstantinopel — das war vorübergehend; sondern weil ihnen von dorther dauernd heilsame Wirkungen zukamen. Verschieden von den Kaisern und französischen Königen, machten die Vlamingen und Friesen, die Hauptstämme

Niederlands, nicht zu Lande oder auf gemietheten venezianischen und genuesischen Schiffen die Reise nach dem gelobten Lande, sondern auf eigenen Fahrzeugen, womit sie die Küsten Frankreichs und Spaniens umzogen, auf dem Wege also, den sie als Matrosen und Handelsleute kennen gelernt hatten. Auf diese Weise knüpften sie überall Handelsverbindungen an, trieben neben den Kriegszügen blühenden Umtausch, erstarkten zur See und kehrten nicht arm, sondern reich zurück; noch mehr, sie brachten aus dem Orient Kenntnisse aller Art in Künsten, Wissenschaften und Gewerben mit, verbreiteten sie über den Norden Europa's und begründeten ihre hohe Bedeutung für den damaligen Welthandel. Sie zuerst bauten hier Windmühlen, die heute noch die Niederlande zu mannigfaltigen Zwecken, zum Mahlen und Schleifen, Bewässern und Austrocknen bedecken; sie zuerst verfertigten kostbare Teppiche und Spitzen, noch immer neben der großen Industrie ein wichtiger Zweig des belgischen Fleißes; sie zuerst empfingen und übten die Kunst aus Baumwolle, ein seltener Flaum noch, zu weben und zu spinnen — wer hätte damals ahnen können, daß einige Jahrhunderte später die Baumwollmühlen mittelst der Maschinenkraft und des Dampfes eine Umwälzung in allen Gewerbverhältnissen der Festländer von Europa und Asien hervorbringen und das altheimische Linnengewerbe niederdrücken würden durch die halbe Milliarde Kilogramm Baumwollzeuge, welche sie über die Erde senden? Die Kreuzzüge und ihre Folgen zeigen bereits, daß es nicht gleichgültig ist, ob wir mit eigenen Schiffen die überseeischen Länder besuchen oder uns die Erzeugnisse von dort auf fremden Schiffen zuführen lassen: die Venezianer und Genuesen leisteten den Kaisern und Königen Schiffsdienste, wobei sie ihr Gemeinwesen zu größerer Blüte und Macht im Orient brachten, als die Fürsten ihre Reiche; die

Niederländer aber leisteten sich selbst die Freundesdienste und legten dadurch mit den Grund zu ihrer Weltbedeutung.

Damals war Asien der allgemeine Kampfplatz geworden, und das Abendland, Spanien ausgenommen, hatte einige Ruhe zur Pflege von Handel und Gewerben. Es war die wichtige Zeit, wo die großen Handelskörper und Städtebünde entstanden, wo die Bürger, Kaufleute und Handwerker ihre Rechte und Gildeprivilegien erlangten, die so lange die Grundlage der ganzen städtischen Bildung ausmachten. Noch in dieser Epoche, im Anfang des 13. Jahrhunderts, kömmt der Wechselbrief in Gebrauch, werden in Belgien bereits eine Menge Kanäle gegraben, wird die Schifffahrt, sowie die Bequemlichkeit dafür in den Häfen verbessert; erhält Brügge, die alte wunderreiche Hauptstadt des Landes, eine Börse und eine Seeversicherungskammer, und beginnt im Lüttich'schen schon die Ausbeutung von Kohlenminen, die an der Maas hinauf allmählich fortgesetzt wird, während sie an der westfälischen Ruhr, in dem nämlichen großen niederrheinischen Kohlenbecken, erst mehrere Jahrhunderte später anhebt. Die vom zehnten Jahrhundert an durch die Balduine eingeschlagene und streng durchgeführte Richtung in Verwaltung und Staatkunde, die Erlasse der einheimischen Erbfürsten zur Begünstigung kaufmännischer Unternehmen, der Gewerbe und Handwerker, die frühzeitige Anlage von Straßen und Kanälen, vor allem die Achtung und Selbstständigkeit der Gewerbstände, ihre Zulassung zu allen Aemtern (Brauer und Weber waren oft gefürchtete Nebenbuhler der Grafen, Herzöge und Könige, und wurden von fremden Königen wie ihre Verbündete hofirt), die gute Aufnahme fremder Verbannten, kurz eine großartige Bewegung der Arbeit, die Befreiung des Bodens und ein freies Gemeinde- und Städtewesen, das nie demokratisch genug sein kann,

weil in jeder beschränkten Örtlichkeit es doch von Haus an natürlichen aristokratischen Elementen, an Ansehen und Einfluß durch Reichthum nie fehlt — das waren die Hauptursachen der hohen Blüte, zu welcher Belgien in Gewerben, Handel, Kunst und Dichtung vom 12. bis zum 15. Jahrhundert sich aufschwang.

Dieser überlegenen Entfaltung von Macht und Reichthum der vlämischen Städte sowie dem durch das selbstständige Gemeinwesen erzeugten tapfern Bürgertrutz und Freiheitsstolz ihrer Bewohner kann man es lediglich zuschreiben, daß Flandern allein Jahrhunderte lang den Kampf gegen die französischen Könige, den Krieg zwischen Germanischem und Romanischem auf der immer am meisten bedrohten Nordwestgrenze siegreich aufnehmen konnte. Einen tiefen Blick in diese merkwürdigen nur viel zu wenig beachteten Kämpfe eröffnet uns schon das romantische Gemälde des Helden Iwein *), der im 12. Jahrhundert wesentlich dazu beitrug den Usurpator Flanderns, Wilhelm von der Normandie, welchen Frankreich unterstützte, zu vertreiben und dagegen dem berühmten Grafen Dietrich von Elsaß, den die deutsche Volkspartei gewählt, sein Recht zu erkämpfen. An solchen vlämischen Helden ist Belgiens Geschichte reich, indem dort von den ältesten Zeiten her bis auf die unsrige die deutsche Volkthümlichkeit und der echte Bürgersinn gegen die von Frankreich herüberdrohende Überwältigung rangen. Auch haben die Burgunder Herzöge mit ihrer französischen Bildung, welche die Freiheit in den nach dem Erbrecht an sie gekommenen Niederlanden (wie viel Wunden hat das durch Gewohnheit gewordene Erbrecht in den deutschen Fürstengeschlechtern unserm Vaterlande nicht

*) Iwein van Aelst. Gent 1842. Herausgegeben von dem verdienstvollen Blommaert.

geschlagen!), wie später am Oberrhein und in der Schweiz, zu unterdrücken suchten, im vlämischen Bürgerstande nicht weniger tapfern Widerstand als im Schweizer Bauernstande gefunden. Man lese hierüber nur die von Hrn. v. Blommaert herausgegebene Geschichte des Kampfes, den Gent in den Jahren 1450 — 1453 wider Herzog Philipp von Burgund, den Vater Karls des Kühnen, zu bestehn hatte.

Unter allen diesen Erschütterungen wuchsen jedoch fortwährend die Macht, der Reichthum und die Kunst der belgischen Städte, und unter den Burgundern, zumal Kaiser Karl V., dem „Gentner Bürger", der auch Antwerpens maritime Größe schuf, stieg Belgien zu seiner schönsten Blüte. Von den schon alten Kämpfen über den Gebrauch der niederländischen Sprache sowie von der niederdeutschen Literatur wird später besonders die Rede sein. Werfen wir hier nur einige Blicke auf verschiedene Seiten jenes reichen Kunst= und Geisteslebens, das sich in Belgien schon frühzeitig in allen Richtungen prächtig zu entfalten begann, und das im sechszehnten Jahrhundert seine volle Spitze, doch auch schon seinen traurigen Wendepunkt erreichte.

Aus der grauen vorchristlichen Zeit ist, wie gesagt, nur wenig Urkundliches auf uns gekommen. Die Gedichte der Skalden, wohl im nahen Zusammenhang mit dem alten heidnischen Gottesdienste stehend, wurden durch die ersten Verkündiger des Christenthums möglichst vertilgt, wenn diese sich sonst auch den religiösen Volksgefühlen gern anzuschmiegen suchten. Auch aus der unmittelbar folgenden Zeit ragen noch wenige vlämische Urkunden herüber. Unter den übriggebliebenen Stücken sind ein Formular von Teufelsabschwörung für die Kirche von Leptines in Hennegau, ums Jahr 743 aufgestellt; eine Übersetzung der Psalmen aus Karls des Großen Zeit; ein Lied von Hildebrand und Ha=

dubrand; die Eide von Karl dem Kahlen (842); Otfrids Bereimung der Evangelien und das Siegeslied auf Ludwig III. (durch Hoffmann aus Fallersleben herausgegeben und mit Anmerkungen von Willems in das „Belgische Museum" aufgenommen). Die Geistlichen, sich allein den Studien zuwendend, gebrauchten fast ausschließlich das Lateinische; von ihnen rühren alle Urkunden und Schriften jener Zeit her. Der Propst (Proost) von St. Donaes zu Brügge war stehender Kanzler des Grafen von Flandern, die geringern Lehenhalter aber hatten einen Kanzler für Anfertigung der nöthigen Schriften und Übereinkünfte. Auch wurden die Salischen und Ripuarischen Gesetze schon frühzeitig ins Lateinische übertragen, die Sprache aller damaligen Kanzleien. (Bekanntlich sind dahingegen das Syndrecht der Friesen, der Sachsen- und der Schwabenspiegel in der Volkssprache herausgekommen). Dieser Gebrauch des Lateinischen in Kanzlei- und Regierungssachen währte in Flandern und Brabant bis zum Beginn des 13. Jahrhunderts, wo die niederdeutsche Volkssprache ihn zu verdrängen anfing. Das bekannte früheste öffentliche Stück in vlämischer Mundart geschrieben aus dem Jahre 1229 (von Willems im ersten Theil seiner „Geschichte der niederdeutschen Literatur in Belgien" mitgetheilt) enthält Staatsverordnungen des Herzogs von Brabant. Bekanntlich ward auf Vorschlag Kaiser Rudolfs I. (1286) die deutsche Sprache als die Geschäftssprache des Kaiserreichs durch die Reichsstände angenommen, und dabei beschlossen, daß alle Sachen von den Gerichtshöfen und den Staats- und Ständeversammlungen in der Landessprache sollten behandelt werden, auf daß Jeder im Stande wäre, die Anliegen des deutschen Volkes sowie der Einzelnen in eigener Sprache zu betreiben und zu vertheidigen; auch gab derselbe Kaiser eine Reichskonstitution in deutscher Sprache

heraus, welche die gegenseitigen Rechte der Fürsten, der geistlichen und weltlichen Stände, die Reichsregierung und die Pflichten der Lehenhalter und Unterthanen umfaßte.

Mit dieser staatlichen Befreiung der deutschen Muttersprache vom Lateinischen ging ihre Ausbildung und poetische Bereicherung Hand in Hand, bis sie vier Jahrhunderte später, fast ebenso wie früher der lateinischen, nun der Herrschaft der französischen Sprache wieder anheimfiel; wie denn die neuere deutsche Literaturepoche ebenfalls mit der Befreiung von dieser Fremdherrschaft beginnt, noch allerletzt in Flandern, wo der Kampf gegen das Französische eben wieder am härtesten geführt wird. Vielleicht gerade die, wälschen Angriffen am meisten ausgesetzte, Grenzlage Flanderns und Brabants lenkte hier schon frühzeitig den öffentlichen Geist auf den Anbau der Muttersprache hin und rief jene genossenschaftlichen Bestrebungen für Entwickelung derselben hervor, die unter den Namen der Rederykerkammern in den Niederlanden entstanden sind und sich bis auf unsere Tage mit frischer Wirksamkeit fortgesetzt haben — eine wahrhaft einzige Erscheinung. Diese redeheitern Vereine haben ihre Wurzeln im tiefen Mittelalter und hängen mit der ganzen sprachlichen und geistigen Entwickelung in Belgien genau zusammen; immer erscheinen sie mit den Bestrebungen für Kunst, Literatur, selbst bürgerliche Freiheit, überhaupt mit der Geschichte der südlichen Niederlande innig verbunden: oft wurden sie verfolgt und unterdrückt durch strenge Herren oder den Umschwung der Zeitläufte, immer aber traten sie bald hernach in ihrer alten Eigenthümlichkeit wieder hervor und bildeten wichtige Hebel vaterländischer Gesinnung und sittlichen Aufschwungs des Volkes. So auch jetzt: die redereichen Kammern und was sich von andern Vereinen für Gesang, Bühne, Literatur 2c. ihnen anschließt, bilden von neuem die Sammel- und

Brennpunkte, den Kern für alles volkthümliche Sinnen und Streben, insonders für Pflege der durch den wallonisch-französischen Umwälzungssturm aus dem neuen belgischen Staate verschlagenen niederdeutschen Sprache.

Es wäre vergebliches Bemühen, einen bestimmten Zeitpunkt des Entstehens für die niederdeutschen Bühnenspiele, von denen viele übriggeblieben sind, aufzusuchen. Fast wie in den romanischen Ländern, dürften auch in Belgien sich manche Elemente des Drama mit vielen andern Bestandtheilen der alten Gesittung durch ununterbrochene Überlieferung erhalten haben. Die Ansicht, daß das Theater mit dem Untergang der alten Welt gänzlich verschwunden und erst nach langem Zwischenraum von neuem zum Vorschein gekommen sei, mag von dem kunstgerecht ausgebildeten Drama immerhin gelten, nicht aber von jeder Art der dramatischen Poesie und Darstellung, am wenigsten von den scenischen Spielen zur Belustigung des großen Haufens, die auch jetzt noch unter allerlei Gestalten neben der regelmäßigen Bühne fortbestehn. In Belgien ging dem Volke die Lust an mimischen Darstellungen auch in den ödesten Zeiten des Mittelalters nicht aus, und es gab deren ganz weltlicher Natur lange vor dem erweislichen Entstehn des geistlichen Schauspiels, aus welchem unsere Literarhistoriker das neuere Theater abzuleiten pflegen. Die dramatischen Keime, welche der orientalische Geist frühzeitig in den kirchlichen Ritus gelegt hatte, bildeten sich nach und nach zu einer besondern Gattung der scenischen Kunst aus, die sich biblischer Gegenstände und der Legende bemächtigte, um religiöse Eindrücke durch starke sinnliche Mittel hervorzubringen. Nicht weniger bekannt als diese „Mysterien" des Mittelalters sind die sogenannten „Moralitäten", worin dem Volke statt der lebenswarmen biblischen Handlung gewöhnlich nur eine von

bleicher Aszese durchfröstelte Allegorie geboten ward. Die Mysterien wurden in Belgien sehr lange an Feiertagen selbst in den Kirchen dargestellt, sie hingen mit dem gesellschaftlichen Leben der damaligen Zeit vielfach zusammen, und übten auf das weltliche Drama, dessen Überbleibsel fast überall hauptsächlich in dialogischen Gedichten und in Schäferspielen ohne viele Handlung bestehe, bedeutenden Einfluß.

Die rhetorischen Kammern waren nun der schönen Literatur und der Bühne sich widmende Gesellschaften, die von den städtischen Behörden, nicht selten selbst vom Staat unterstützt wurden. Sie führten an bestimmten Festtagen, bei den Besuchen oder Huldigungen der Fürsten und bei andern erfreulichen Ereignissen, Schauspiele auf. Diese bestanden theils in ernsten Stücken, den sogenannten „Abelspelen", theils in lustigen und possenhaften, in „Boerden" (mit etwas groben Helden), „Sotternien" und „Kluchten" oder Schwänken. Während des sechzehnten Jahrhunderts waren die „Sinnspiele (Spelen van Zinne)" sehr im Schwange, wie mehrere auf uns gekommene Dichtungen deutlich zeigen, die bei den damals ausgeschriebenen „Landjuweelen" oder Wettkämpfen, z. B. in Gent 1539, in Antwerpen 1561, im holländischen Haerlem 1607, gespielt wurden; man sah diese allegorische Form als die vollkommenste an, um die sittliche Entzweiung des Menschen vorzustellen, und diese Frage künstlerisch zu lösen. Außerdem bestanden die Hauptübungen der Kammern noch im Dichten besonders von Liedern und Balladen über Gegenstände, welche sie untereinander in ihren dreiwöchentlichen Versammlungen wechselweise ausschrieben. Im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts sehen wir durch das ganze Land Rederykerkammern entstehn, zu Brüssel allein sieben: das „Boek", der „Maria-Krans", die „Koornbloem", die „Veld-

bloem (oder Violette bloem)", die „Lelie", der „Olyssa (Öl-zweig)", und der „Wyngaerd"; von diesen blühte die Veldbloem noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts, wo sie jährlich ihre gewöhnlichen vlämischen Schauspiele aufführte; ja der Olystak und der Wyngaerd bestehn noch heute und bilden mit vielen neuentstandenen Vereinen wieder die Pfleger der niederdeutschen Bühne. Das Mariakransken wird häufig für die älteste Rederykerkammer von Brüssel gehalten (Kops indeß setzt seine Stiftung erst ins Jahr 1482), und es besteht noch immer, doch nicht mehr als literärer Verein, sondern als geistliche Brüderschaft in der Kirche von St. Gery; rührte die mit einem Theil der Bibliothek des Hrn. Lammens zu Gent verbrannte Handschrift (Willems besaß glücklicher Weise eine Abschrift davon und ließ sie im Belgischen Museum abdrucken), welche ein allegorisches Mysterium „de eerste Bliscap (Freude) van Maria oder de Boodscap" enthielt, von dieser Kammer her, so bestand sie schon vor 1450, da dieses Mysterium zur Zeit Herzogs Philipps des Guten, als sein Sohn Karl bereits vermählt war, zur Aufführung kam; in dem Prolog desselben wird auch gesagt, daß alle sieben Freuden Maria's scenisch behandelt und von Jahr zu Jahr aufgeführt werden sollen:

Ende altemet jaerlicx soe 't behoert,
Sonder verlet ende sonder discoert,
Soe meinen wier vort, ter stat beveelne,
Verstaet myn woert, noch VI. te speelne,
Al es de Boetscap 't principale
Ons speels — — — —

Die Brüsseler Kammer das „Boek (Buch)" ward im Jahr

1401 gestiftet und hatte zum Sinnspruch: „Om beters wille“. Herzog Johann der Gute war Mitglied dieser Genossenschaft und wohnte häufig ihren Verhandlungen bei. Auch Philipp der Schöne, der nach dem Beispiel seines Vaters Maximilian die niederdeutsche Literatur liebte und förderte, war als ihr Gildebruder eingeschrieben, setzte mehrmal selbst Preisfragen aus und krönte die Sieger; im Jahr 1493 schenkte er den ersten Preis, der in einem schönen güldenen Ring mit kostbarem Diamant bestand und von dem damals gefeierten Dichter Jan Van Dale (sein Gedicht: „Die ure van den dood“ ward 1601 zu Antwerpen wieder gedruckt) gewonnen ward. Unter den Wettfesten, die das Boek zu Brüssel veranstaltete, gedenkt Kops auch eines Ringstechens auf dem Brüsseler Markt am 5. Mai 1537, wozu die Rederykerkammern und die Musikschulen (ungefähr dasselbe, was jetzt unsere Liedertafeln) eingeladen waren; Hunderte Rederyker und Sänger erschienen zu Pferde beim Spiel, die Koornbloem errang den ersten Preis. Man sieht aus diesen wie manchen andern Angaben, daß auch gymnastisches Spiel und Turnen den Rederykern nicht fremd war. Am 12. Junius 1539 hatte ein großer Preiskampf zu Gent Statt, wobei unter andern die Frage scenisch zu beantworten war: was gereicht dem sterbenden Menschen am meisten zum Troste? In dem Sinnspiele, welches das Boek bei dieser Gelegenheit zum Besten gab, kamen folgende allegorische Personen vor: der menschliche Verstand, der religiöse Sinn, die alte Schlange, der sterbende Mensch, das lebendige Wort, Gott der Vater, Christ am Kreuze, Glaube, Hoffnung und Liebe; doch errang diese Kammer nur den fünften Preis, der in zwei silbernen Schalen bestand. Die damals zu Gent aufgeführten Sinnspiele und die vorgetragenen Dichtstücke ernsten und komischen Inhalts (die „Refereinen“) erschienen im näm-

lichen Jahr in zwei Sammlungen, die später beide von der spanischen Censur auf die Liste der verbotenen Bücher gebracht wurden, als aufrührerische und irreligiöse Begriffe enthaltend — zum Beweise, daß die reformatorischen Bestrebungen auch in diesen Vereinen Wurzel geschlagen. Auf einem Landjuwel zu Brüssel im Jahre 1532 wettkämpften vierzehn Kammern der Rhetorik, die von Mecheln und Antwerpen gewannen die Preise des schönsten Einzugs, Mecheln den ersten Preis des Landjuwels, Diest den zweiten, Bergen-op-Zoom den dritten. Am 1. Mai 1558 gab das Brüsseler Boek zu Ehren des Landvogts Emmanuel Philibert von Savoyen, als er zum König der Kolvenier ausgerufen worden, ein prächtiges Schauspiel. Ein reich geschmückter Triumphwagen, von acht besittigten Pferden gezogen und durch eine große Schaar Rederyker zu Pferde begleitet, zog nach dem Stadthause, auf dem Wagen saß ein junges Mädchen die Göttin Flora darstellend, mit einem Maienbusch in der Hand; ihr rechts zur Seite war Zephyrus, links Aurora, während Phöbus sie von oben umleuchtete; beim Stadthaus angelangt, bot sie dem Herzog den Maizweig an, wofür sie von ihm mit einem Kusse belohnt wurde. Als eines der glänzendsten Feste dieses sechzehnten Jahrhunderts kann der Landjuwel gelten, welcher im Jahr 1561 zu Antwerpen durch die Rederykerkammer der „Violieren (Levkoyen)" gegeben wurde. Der Einzug am 3. August war überaus großartig, die Violieren waren ihren fremden Brüdern entgegengezogen und eröffneten nun, 65 an der Zahl, alle zu Pferde in kostbarer Tracht, den Zug; ihnen folgten in gleichem Prunke die beiden andern Antwerpener Kammern die „Goudbloem (Goldblume)" und der „Olyftak", denen sich dann die Rederyker von Bergen-op-Zoom, Mecheln, Lier, Herenthals, Vilvoorde, Diest, Zuid-Leeuwe, Löwen, 'sHerzogenbusch und

Brüssel anreihten. Die letztern überboten alle andern an Staat und Pracht, gewannen auch den Preis der für die am reichsten und geschmackvollsten geschmückte Genossenschaft ausgesetzt war; ihr Zug bestand, erzählt Kops, aus 340 Rederykern zu Pferde, gekleidet in karmosinrothe, mit Silber gestickte lange Kasakken, weiße Wämser, goldumflochtene Gürtel und rothe Hüte in Form von Helmen, sodann aus sieben römischen Siegeswagen und noch 78 andern Wagen, alle mit rothem, weißgestreiftem und gerändertem Tuch überdeckt, und geleitet von Wagenlenkern in rothen Mänteln. Den Brüsselern that es an Pracht und Geschmack die Pioene-Kammer aus Mecheln nahe gleich, die mit 326 Rederykern zu Pferde, sieben hochgeschmückten und sechzehn andern Wagen heranzog. Im Ganzen zogen nach dem Feste zu Antwerpen aus elf Städten 1473 Rederyker zu Pferde, 21 Siegswagen und 196 andere Wagen. Für das Sinnspiel war die Frage ausgeschrieben: „wat den mensche aldermeest tot kunste verweckt"; diesen Preis errang die Kammer „Rose" von Löwen, den Landjuwel (denn mit diesem Namen feierte man in solchem Wettstreit den Preis) für das Lustspiel aber der „Vierige Doorn" von Herzogenbusch. Am 24. August desselben Jahres ward zu Antwerpen noch ein „Haagspiel" gehalten, bei dem die Brüsseler Koorenbloem den Landjuwel davon trug. Von dieser Zeit an macht sich eine rasche Abnahme dieser sinnigen Volksfeste bemerkbar, es war eine trübe Periode der Wirren und der Gewaltsamkeit eingetreten, die, wenn sie die Kunstblüten auch nicht gleich knickte, doch mit einem frischen Geistesleben und dessen freier Abspiegelung in der Literatur und auf der Bühne unverträglich war. Das Wettfest zu Mecheln im Jahre 1620 kann als eine der letzten noch etwas von altem Glanz umhüllten Zusammenkünfte dieser belgischen Genossenschaften angesehen wer-

den; das Buch, worin die Gedichte dieses Wettstreites gesammelt sind, führt den verdächtigen Titel: „de Schatkiste der Philosophen en Poëten". Im Jahr 1650 schrieb der Brüsseler Mariakranz die Preisfrage aus: was besser sei, Friede oder Krieg? Wilhelm van der Borcht stritt mit und gab seine Antwort in dem Trauerspiel „Rosimunda" heraus.

Vielleicht hat kein Land zu dem, in mancher Hinsicht freilich zweideutigen, Ruhme des sechzehnten Jahrhunderts verhältnißmäßig so viel beigetragen als die Niederlande. Auf jedem Gebiete begegnen wir dort Sternen erster Größe, auf dem der Kunst, der Wissenschaft, selbst des Kriegsruhms, und zwar eines sehr gerechten, denn die militairischen Heldenthaten sind nur dann wahrhaft rechtmäßig und fleckenlos, wenn sie die Vertheidigung des Vaterlandes, der Rechte und Freiheiten des Volkes zum Ziele haben. Welch eine glänzende Zahl Gelehrter hatte Belgien in dieser seiner großen Epoche aufzuweisen! Da beschleunigten Simon Stevin, dem seine Vaterstadt Brügge jetzt ein Denkmal errichtet, Ortelius, Mercator, Van Helmont, Vesale, Doboneus durch wichtige Entdeckungen und scharfsinnige Beobachtungen die Fortschritte der Wissenschaften; das Studium der Litteratur, die Kenntniß der Alten aber förderten im ersten Rang Männer wie Putranus, Justus Lipse, Divoeus, Erasmus etc., die alle wesentlich dazu beigetragen, dem Zeitalter eben den Namen der Wiederaufblühung der Wissenschaften zu verschaffen. Niederländer treten unter der Zahl der berühmtesten Lehrer, zumal in den klassischen Sprachstudien, auch an den Universitäten von Frankreich, Deutschland, Italien und Spanien hervor, und Löwen galt damals als die Musteruniversität. Wenn die Baukunst in Nachahmung des Antiken absprang, so nahm in den Niederlanden die Malerei doch einen neuen Aufschwung, deren Meisterwerke

dort aufzuzählen unmöglich wäre. Weniger sind die musikalischen Werke älterer niederländischer Meister bekannt. Dennoch stand auch die niederländische Schule der Musik einst im höchsten Rufe, und sie prangte bereits in reichster Blüte, als die verschiedenen Abzweigungen der italischen Schule gleichsam noch im Keime verschlossen waren, dessen Aufgehn dann die Leistungen der Niederländer in den Hintergrund treten ließ. Die nun seit mehreren Jahren wirksame „Gesellschaft zur Beförderung der Tonkunst in den Niederlanden" wendet reiche Mittel auf, um für die Musik wieder lebendige Theilnahme zu wecken; sie läßt auf ihre Kosten nicht bloß große Werke jetzt lebender niederländischer Komponisten im Stich erscheinen, sondern sucht den Zeitgenossen auch dasjenige ins Gedächtniß zurückzurufen, was in frühern Jahrhunderten auf diesem Gebiete von niederländischen Meistern, wie Jakob Klemens (non Papa), Christian und Sebastian Hollander, Hubert Waelrant, Adrian Willaert (dem Stifter der venezianischen Tonschule, geb. 1492 zu Brügge, gest. 1563 zu Venedig, der zuerst für eine größere als bisher gewöhnliche Anzahl von Stimmen, nämlich für sechs und sieben, setzte, und dem auch die Erfindung der Doppelchöre zugeschrieben wird) und anderen Werthvolles geschaffen worden, und das sich größtentheils nur in wenigen seltenen Exemplaren in Bibliotheken zerstreut vorfindet *). Namentlich soll in den Werken des Jakob Klemens, der als Mönch in einem niederländischen Kloster gelebt, die Stimmführung überall den Meister bekunden, und die harmonischen Wendungen sollen oft wunderbar lieblich und schön sein, ohne daß es ihnen an erhabenem Gefühl und Ausdruck fehlte.

*) „Collectio operum musicorum Batavorum saeculi XVI. Edidit Franciscus Commer. Sumptibus societatis Bataviae ad musicam promovendam".

In allen jenen Beziehungen übten die Niederlande natürlich eine vielfache Einwirkung auf das übrige Deutschland aus. Flandern vorall ist eine alte Heimat der Lieder und des Sangs wie der Farben und der Kunst. Zugleich gab es von Alters her ein geistiges Verbindungsglied zwischen Deuschland und Frankreich ab. Denn obwohl seine reiche epische und lyrische Dichtung wesentlich gewiß aus volksmäßiger Poesie und Musik entsproßen, so ward sie doch von dem romanischen Süden aus mit befruchtet; war ja auch die nahe Champagne sehr liederreich, und wir wissen, daß ein Herzog von Brabant zugleich an französischer und deutscher Lyrik Theil nahm. Ebenso führen uns, bezeichnend genug, die ältesten Denkmale hochdeutschen Schriftenthums und Dichtung nach dem jetzt schon fast zwei Jahrhunderte französischen Elsasse *), wo namentlich unter den ritterlichen Hohenstaufen der Meistergesang die eifrigste Pflege fand, besonders zu Straßburg und Kolmar; auch dort machte in den Anfängen romanischer Einfluß sich geltend. Mit jenen befruchtenden Keimen wurden über die Grenzlande auch französische Sitte, Kleidertracht und Tanz, Turnier- und Ritterwesen, höfisches Leben, auch schon Fremdwörter und Gallizismen im 12. und 13. Jahrhundert nach Deutschland herübergezogen; doch entfaltete sich die deutsche Lyrik und Musik im Niederlande wie im Oberlande bald weit allseitiger und reicher als in Frankreich. Jenes Doppelverhältniß in allen Dingen ist Belgien eben natürlich: thatkräftig für das Eigene auf der gei-

*) Der Elsäßer Otfrid von Weißenburg, dessen um die Mitte des 9. Jahrhunderts geschriebenes Evangelienbuch eines der ältesten Denkmale des deutschen Schriftenthums bildet, steht in der ersten Reihe der Dichter, welche der deutschen Poesie durch die Einführung des Reims und der Strophenabtheilung ein neues Gewand gaben — eine Veränderung von etwas zweifelhaftem Werthe. Vgl. W. Wackernagels Gallerie der alten elsässischen Dichter.

stigen und nationalen Markscheide wachend, war ihm doch zugleich die große Aufgabe zu vermitteln geworden. Erst durch die freie Anerkennung dieses Naturverhältnisses erscheinen auch die neuern preiswürdigen Bestrebungen der Vlamingen für Erhaltung ihrer höchsten Besitzthümer, Sprache und Sitten, in ihrer vollen Bedeutung. Wer weiß, was die nächsten Tage uns bringen aus West oder Ost, und wofür es noch alles gut ist?

Doch verfolgen wir etwas näher die Geschichte der vlämischen Kunst, die, weil sie in Belgien echt volkthümlich war, in der Regel parallel läuft mit dem Geschicke des Volkes selbst und seiner Sprache. Die vlämische und holländische Kunst hat manche Geschichtsschreiber gefunden. Bis vor kurzem, wo Alfred Michiels „Histoire de la peinture Flamande et Hollandaise" erschien, war das einzige umfassendere belgisch-französische Werk darüber das von Descamps, ein ziemlich trockenes, wesentlich aus den Originalbiographien gezogenes Buch; die vlämischen, holländischen und deutschen Schriften über dieselbe Materie haben mehr Werth. Michiels philosophirt gern, und sucht die nationalen Kunstrichtungen, oft mit Glück, aus der Natur des Landes und seiner Bewohner, gleichsam aus den physischen Kategorien, diesen verschleierten symbolischen Typen der Geschichte, abzuleiten oder doch zu erklären. Die Kunst, wie die Gesellschaft, wie der Mensch, ist kein Erzeugniß des Zufalls, alles in der Welt geht aus einem Keime hervor und ist ein Ergebniß, nur der Schöpfer nicht. Um eine Sache zu begreifen, muß man also die Gesetze ihrer Bildung, ihr Wesen zu erkennen suchen, nicht bloß das Äußere; man muß wissen, warum sie sich eher in die eine als die andere Form kleidet, was nur aus allgemeinen Ursachen, nicht aus genauester Einzelkenntniß erklärt werden kann, die daher oft unfruchtbar bleibt. Der bloß äußere Kenner fährt auf

finsterm Meere das Spiel des Windes, er enthüllt kein Prinzip, erleuchtet keinen geheimnißvollen Punkt. Darum hat Hr. Michiels Recht, wenn er zuerst nach den schöpferischen Kräften forscht, welche die Hervorbringer belebten und ihnen die Werke einflößten, wenn er gleichsam der Arbeit lauschen will, durch welche die Natur den Genius erweckt, gemäß dem Klima, der Örtlichkeit, den Zeiten. Das nordische Licht spielt eine Hauptrolle bei dieser Erklärung: es verdichtet, beschattet gleichsam die Farben, mischt sie durch die Energie der Stralenbrechung, mit Hülfe des Nebels, worin es sie taucht; es schattet die Härten ab und mildert die Konturen. Ein solches Licht erleichtert daher die Arbeit des Koloristen, kein Wunder, daß beinahe alle Maler des Nordens dafür ein großes Talent kundthun, daß selbst die vorragenden italienischen Koloristen dem Norden am nächsten unter den Wolken der Alpen und den Nebeln der Lagunen lebten. Keine Schule hat es in der Täuschung der Natur weiter gebracht als die niederländische, weil keine die Gesetze des so wesentlichen und so schweren Theils der Kunst, den man „Helldunkel" nennt, besser gekannt als sie — Gesetze, die von ihr entdeckt, bestimmt und den andern Schulen mitgetheilt worden sind. Auch das rege öffentliche Leben sowie das innige Familienleben der Niederländer spiegelt reich ihre Kunst; die Fruchtbarkeit der niederländischen Malerei an solchen Scenen, ihre Naivetät und Genauigkeit dabei, verbunden stets mit wunderbaren Natureffekten, ist wahrhaft erstaunlich. Ebenfalls ist der Menschenschlag von Bedeutung; eine schöne Rasse ebnet oft den Weg zum Ideal; doch darf dies nimmer ein ganz abstraktes werden, denn überall muß die Kunst vom Volksmäßigen ausgehn. Michiels schildert die Holländer, deren allgemeines Bildniß er in dem des Erasmus ziemlich treu wiederfindet, mit weniger lebhaften Farben als die Südnieder-

länder, doch auch diesen schmeichelt er nicht. Die Vlamingen sind blond, sagt er, bald hell kastanienbraun, bald dunkelroth, das für's Auge nicht unangenehm ist; die Kinnbacke ist stark, das Kinn entwickelt, der Bart dünn, der Mund groß; überhaupt hat der untere Theil des Gesichts einen schweren und materiellen Ausdruck, den die Breite desselben noch vermehrt. Dagegen sind die Züge welche den Menschen am meisten auszeichnen, im Ganzen schön: die Natur bildet mit Sorgfalt die Augen, die meist braun und voll Glanz sind, die Nase und die Stirn; die Schläfe treten stark hervor, worin die Liebe zur Kunst und das Talent, das ihren Anbau fordert, sich andeuten sollen. Der Wuchs ist hoch, die Haut weiß, die Farben lebhaft. Jene fetten, dickbäuchigen, fleischigen Menschen, wie sie der besondere Geschmack von Rubens, Jordaens und ihre ganze Schule darstellte*), sind in Flandern nicht zahlreicher als in Frankreich oder Deutschland und haben mit dem vlämischen Menschenschlag nichts zu schaffen.

Über der ersten Kunstepoche der Niederlande liegen noch immer viele Schatten verbreitet; selbst Karl Van Mander, der beste Historiker der vlämischen Malerei, bekennt in dieser Hinsicht das unzureichende Wissen. Zwar hat Michiels sich nicht gescheut, jene Dunkelheit zu erhellen und den Zustand der Kunst in Belgien von der Ankunft der Römer und den Altären von Sandraudiga und Nehalenia bis zu den Gemälden der Brüder van Eyck zu verfolgen; doch er stützt sich dabei hauptsächlich nur auf die gemalten Kirchenfenster, einzelne Bilder und die Ausmalungen der Handschriften, die selbst nichts von der Kunst enthalten. Wie im Mittelalter alles geistige Leben religiös durchdrungen war,

*) Rubens konnte übrigens auch zartschöne Körper malen, wie man sich namentlich auf dem Madrider Museum überzeugt.

wie das Drama, die scenischen Spiele, der Gesang und die Musik mit dem Gottesdienste verbunden waren, so hat sich auch die Kunst, vielleicht in noch höherm Grade, im Bunde mit der Religion und der Kirche entfaltet. Man weiß wie der gothische Dom in seinem Spitzbogenstyl so wunderbar dem mittelalterlichen Gottesdienste und den Mysterien des Christenglaubens entspricht, wie er das Sinnbild ist des innig erhabenen Glaubensschwungs unserer Vorväter, und wie fast jeder Stein an ihm den Stempel ihrer tiefen Überzeugung trägt. Bekannt ist auch wie der deutsche Baustyl hinzusinken begann unter der Erinnerung an die griechischen und römischen Bauordnungen, die unter Karl V. aus dem Süden allmählich nach Belgien drangen in dem Jahrhundert, das man in dieser Hinsicht mit Unrecht als das der Wiedergeburt begrüßt, und wogegen erst mit Beginn unseres Jahrhunderts der Rückschlag angefangen. Es war nicht mehr der reine Styl, griechische oder römische Zierrat mengte sich unter das phantastische Laubwerk der schlanken himmelstrebenden Säulen, die Spitzbogenform der Fenster verplattete sich, die dünnen und luftigen Pfeiler wurden ineinandergedrungen und schwer: es war die Pfropfung des heidnischen Styls auf den christlichen. Der Einfluß des Antiken auf die Malerei war nicht so verderblich; doch wird von vielen das Verschwinden der naiv-frommen deutschen Kunst um so mehr bedauert, als sie offenbar noch einer großen Entwickelung fähig war. Ihr Verfall schreibt sich weniger von dem Einflusse des Antiken als von der Nachahmung der Italiener her. Die einfältige, kindliche und gewissensvolle Weise der Hemling, Van Eyck, Metsys, der Meister am Rhein, in Nürnberg, Augsburg, Ulm ward breiter, loser, eleganter, fiel nun rasch der Nachahmung zum Opfer, und die Reformationskämpfe schienen auch die Lust an der Kunst auszulöschen. Man hat

mit Recht gesagt, Rubens zeige zwar weniger tiefreligiöses Gefühl und fromme Zartheit wie jene ältern Meister, aber desto mehr Genialität, frische Sinnlichkeit und Malverdienste. Doch wenn dieser große Meister nicht erschienen wäre und wenigstens auf Augenblicke, unter Albert und Isabel, auf's neue vollen Glanz über die Welt ausgestralt hätte?

Ja, binnen vierhundert Jahren glänzen die vlämischen Lande dreimal in der neuern Kunstgeschichte, jedesmal epochemachend, mit bewundernswürdigen, unter sich verwandten Werken auf. Jeden dieser Glanzpunkte trennen zwei Jahrhunderte vom nächsten: im Jahre 1430 steht Johann Van Eyck, 1630 Rubens in seiner höchsten Kraft, und an das Jahr 1830, wo Belgien seinen Wunsch auf Wiedererringung staatlicher Selbständigkeit in Erfüllung gehn sah, schließt sich der Aufschwung der jüngsten belgischen Kunst an. Die eigentlichen schöpferischen und befruchtenden Gründer der vlämischen Malerei sind die Gebrüder Van Eyck und Hemling, deren Heimatstätte die alte Hauptstadt Brügge war. In ihren Bildern liegen die nachfolgenden Richtungen der Kunst, zumal der nordischen, alle neuen Gattungen der Malerei in Natur und Geschichte, in Darstellung des ernsten und des heitern menschlichen Daseins, wie im Keim und als Ahnung ausgesprochen. Indem sie ein bisher ungewöhnliches Bindemittel der Farbe zuerst mit vollkommener Zweckmäßigkeit anwandten, vielleicht auch entdeckten, gewannen sie die Möglichkeit, die Natur in früher nicht geahnter Wahrheit darzustellen, die Menschengestalt aus dem Goldgrund oder dem einfärbigen Hintergrund zu lösen und ihre in wirklichen, das Licht zauberhaft zurückwerfenden Umgebungen „mit dem Reize der Bewegung hineinzustellen". Die Landschaft, die sie zuerst als Hintergrund für Heiligengeschichten hereinzogen, löste sich allmählich von diesem

ihrem frommen Ursprung ab, um als selbständige Gattung aufzutreten; die meisterlich ausgeführten Geräthe, Speisen, Thiere und andere Nebendinge führten die Nachfolger der Van Eyck auf's Stillleben, auf's Thierstück, auf die Intérieurs, in denen später die Holländer den Preis errangen; ihre gemüthvoll bürgerliche Auffassung religiöser Stoffe gab Anlaß zur Ausbildung des weltlichen Genrestückes, während der kraftvoll edle Natursinn, womit sie den Menschen zur Anschauung bringen, schon dem weltlichen Historienbilde vorarbeitete. Das Kennzeichen der vlämischen Malerei, gleichsam ihr Eigenthum, besteht überhaupt aber in einer naiven germanischen Art der Anschauung und in einem kräftig freudigen Sinn für das Leben der Farben.

Dieser frische, ursprüngliche, volkseigene Sinn, der in Rubens allumfassendem Genius zugleich seinen kühnsten, reichsten und höchsten Ausdruck fand, ging zu verschiedenen Zeiten verloren. Schuld an dem ersten Verfall nach dem Tode jener Meister hatte, wie gesagt, die Nachahmung der Italiener. Die oberdeutschen Schulen geriethen etwas später auf dieselbe Irrbahn, zum Nachtheil der gesammten vaterländischen Kunst, wie man sich z. B. hinsichtlich der schwäbischen Schule in der bezüglich dieser einzig dastehenden Augsburger Gallerie schmerzlich überzeugen kann.

Unsere Maler, statt die tiefen wundervollen Keime in dem einfachen Erbe ihrer Väter selbständig zu einem Baume reicher Kunstblüten zu entfalten, stürzten sich kopfüber in das wälsche Element und wurden blasse Nachahmer einer Schule, deren Genius sie nie beherrschen lernen konnten. Der deutsche Kunstgeist ward von dem weiter vorgeschrittenen italienischen völlig überwunden, und hat seidem sich von diesem Banne nie wieder völlig zu befreien vermocht, selbst nicht in der neuesten Zeit. Denn

das Nationale liegt im Allgemeinen weniger in den Gegenstän-
den als in deren Behandlung. Zwar hat die wahre Kunst, als
eine Tochter der Zeit, ihre Nahrung unmittelbar aus dem Boden
des Lebens zu ziehen; allein dies Verhältniß ist ein naives, sich
von selbst gestaltendes, nicht ein von den Gesetzen und Ansprüchen
des Lebens nach Inhalt und Form abhängiges; die Kunst hat
nur immer ihrem eigenen innewohnenden Genius zu folgen und
nicht für ihre Beziehungen zum Leben zu sorgen, die dann als
natürliche Folgen aus den Gesetzen beider doch niemals ausblei-
ben können; ja, je freier sie sich auf den eigenen Bahnen bewegt
und entfaltet, je gewisser gelangt sie mit dem Leben zu inniger
Gemeinschaft und Verständigung. Wenn die deutschen Künstler
bis ins 16. Jahrhundert größere, durch Haltung und Styl den
heutigen überlegene Werke hervorbrachten, so hat wohl der Um-
stand, daß die Deutschen damals mehr Nation waren als heute,
Antheil an diesem Vorzuge; ja das Schwanken unserer neuern
Kunst, ihre Abhängigkeit bald von Theorien, bald von dieser und
jener Gewalt der Zeit ist, hat man sehr richtig gesagt, weit
weniger wunderbar, als wenn es wirklich irgendeine große Be-
strebung gäbe, bei welcher der Mangel an Einheit, den Deutsch-
land so schmerzlich an sich empfindet, nicht zum Vorschein käme.
Lebende Maler, achtungswerthen Zeitregungen folgend, suchen
sich den nationalen Boden zwar durch Wahl national geschicht-
lichen Stoffes zu geben, doch darin giebt sich eher ihre Verlegen-
heit als eine glückliche Abhülfe zu erkennen; mit dem nationalen
Gegenstande hat man noch lange nicht die Sache, die nationale
Kunst, die sich vorzüglich in der durch die Behandlung sich aus-
prägenden Anschauungsweise erweist. In jenen Zeiten, als unsere
niederdeutschen und oberdeutschen Künstler ganz deutsche Bilder
malten, ging keiner von ihnen auf die Wahl deutscher Gegen-

stände aus. Regt der Anblick eines Bildes von Dürer oder einem der Holbein, von Rubens oder einem der Van Eick das Bewußtsein unserer nationalen Gemeinschaft, das Gefühl unserer Deutschheit nicht tiefer in uns an, als es die heutigen Bilder vaterländischen Inhalts von der Herrmannsschlacht bis zu den Befreiungskriegen im Stande sind?

Als das Haupt der brabantisch-italienischen Schule gilt Franz Floris, von seinen Zeitgenossen der „belgische Raffael" zubenamst — ein sicheres Zeichen der Erschlaffung jener Zeit. Immer steht es schlimm um die einheimische Kunst, wenn sie zur Bezeichnung ihres Vertreters nach einem ausländischen Namen greift; im sogenannten güldenen Zeitalter der französischen Kunst, wo der große Ludwig als griechischer Gott abgemalt ward, gab es auch einen französischen „Phidias" und einen französischen „Sophokles". Der Romanismus rang damals in Belgien vorzüglich unter dem Panier der Kunst mit dem Germanismus, und schon drohte dieser niederzusinken — da erschien Paul Rubens, und der Sieg hatte sich gewandt. Nach langer Zwischenpause nimmt Rubens in der deutschen Kunstwelt wieder für Jahrhunderte eine gebieterische Stellung ein und, mit seinem belgischen Volke auf dem erschütterten, aber durch die spanische Rückeroberung wieder gefesteten Boden des katholischen Kirchenthums stehend, führt er das germanische Element der Naturempfindung sowie die höhere Auffassung und Individualisirung der Charaktere zur höchsten Sinnenfülle und Thatkraft durch; während die gleichzeitigen Holländer durch ihren Protestantismus, der ihnen die Berechtigung des Weltlichen aufschließt, zu jener im Kleinen so großen Meisterschaft der Naturbeobachtung fortgeleitet werden. Er, der große deutsche Künstlergeist, unter den Malern aller Zeiten an Mannigfaltigkeit der Stoffe der ein-

bildungsreichste, an Fülle der hingestellten Werke schöpferisch wie keiner vor und nach ihm, in jedem Zweige der Malerei gleich kühn und bahnbrechend — er, der unerreichte Meister der Gestaltenschöpfung, darum der Malerkönig wie Shakspeare der Dichterkönig — Rubens beherrscht kraft dieser Allseitigkeit, die sich mit einer bis dahin nicht erhörten Leichtgkeit des Technischen und mit umfassenden Kenntnissen *) verbindet, eine endlose Reihe der Nachfolger, und sein Einfluß macht in fast allen seitdem aufgeblühten Schulen sich geltend. Obwohl von Köln gebürtig, ward doch Belgien sein wahres Vaterland, und nur auf diesem reichen Kunstboden ist Rubens in seiner Ganzheit und vollen Größe kennen zu lernen; besonders in den Bilderschätzen Antwerpens, damals vielleicht noch der glänzendsten Handelsstadt des Nordens, scheint seine Kunstseele diesseits in ewiger Glorie zu weilen. Doch wetteifern die zahlreichen Rubens im Madrider Museum (sowie einige in München, aus Düsseldorf stammend) mit den schönsten in Belgien, wie ich denn überhaupt glaube, daß sein Aufenthalt in Spanien und der mäßigende Einfluß der spanischen Schulen, die nicht minder hoch stehen durch ideale Naturwahrheit und Frische der Anschauung, als durch mystische Schwärmerei, echten Witz und Humor, alles im nationalen Gepräge, auf seinen Genius nicht genug beachtet sind.

Nach Rubens Tode (1640) theilten sich die Schüler in die Herrschaft des Meisters. Das rasch sinkende Antwerpen, durch

*) Er soll sieben Sprachen geredet haben; er schrieb ein Buch über Architektur, Abhandlungen über die Farben, die Perspektive, Optik, Anatomie; er gründete die Schule der Bildgrabekunst in Antwerpen; dabei war er Weltmann, versah zur Abwechselung diplomatische Geschäfte am spanischen und englischen Hofe, und ließ beim Malen sich wohl aus lateinischen Klassikern vorlesen.

den westfälischen Frieden vom Meere abgesperrt, hörte auf, der Mittelpunkt dieser Schule zu sein; — sie zerstreute sich, und ihr Vaterland selbst schien ihre Spuren zu verlieren. Fünfundfünfzig Jahre nach Rubens Begräbnisse starb in Belgien der letzte bedeutende Maler seiner Schule, Erasmus Quellin. Fortan unterlag die vlämische Malerei denselben leidigen französischen Einflüssen, denen die vlämische Sprache unterliegen mußte, bis die Umwälzung von 1830 beide zugleich aus langem Schlummer wieder aufweckte, das enge fremdmodische Kunstkleid gelüftet oder ganz abgeworfen und die fremden Ketten, natürlich nicht ohne wilde Hast und Lust, zerbrochen wurden. Auf den übrigen Gebieten der Kunst sah es gleich traurig aus. Unter Ludwig XIV. sank mehr und mehr der Geschmack in der Baukunst, man verpfuschte selbst die Griechen, indem man ihnen nachahmte; namentlich wich man von den strengen Verhältnissen der griechischen Architektur ab und brach ihre reinen Linien durch die unschönen Züge des jenem Jahrhundert eigenen Laub- und Schnitzwerkes. Unter der nachfolgenden Regierung ward es noch ärger mit dem Geschmack wie mit dem Sittenverderb des Hofes. Wie die Italiener Dante, Tasso, Petrarca die ersten Repräsentanten der höchsten geistigen Blüten des gläubigen katholischen Mittelalters sind, so erscheinen die Franzosen Voltaire, Diderot, d'Alembert mit einigen andern geistreichen materialistischen Weltweisen als die Spitzen der entgegengesetzten, in Verstandeskritik, Negation und Unglauben umgeschlagenen katholischen Welt, von denen beiden die deutschen Reformatoren mit ihrer feurigen glaubenerfüllten Kritik und ihrem volsmäßigen Geiste sich wesentlich unterscheiden. Je weniger noch von Christenthum und von christlicher Kunst, oder doch nur spottweise, die Rede war, desto mehr sprach man von den Göttern der Alten und ihrer Kunst, und jedes Gebäude

aus jener Zeit trägt die Kennzeichen davon an oder auf sich, wie wenn das Heidenthum wieder erstanden wäre; da strotzt alles von Kupiden, Venussen, Najaden, Nymphen, Muscheln und Schalen. Die Revolution und Napoleon fegten wie mit einem Winke all das Zerbrechliche des vergangenen Jahrhunderts hinweg, doch setzten sie nicht Besseres an dessen Stelle. Was Napoleon, sich in seiner Cäsarrolle gefallend, an Bauwerken schuf, waren, mit Ausnahme seiner großen Straßen und Kanäle, einförmige Kasernenbauten oder magere und schale Nachäffungen der Lateiner, zu deren Werken sie sich ungefähr verhalten, wie die Orestes, Brutus und Sylla des Theâtre Français zu diesen großen Römern. So war auch in Belgien die Kunst von Stufe zu Stufe gesunken, bis sie im Beginne der niederländischen Regierung bei einer Art Kartenhausstyl anlangte, wie ihn der Justizpalast zu Brüssel und hundert mißglückte Nachäffungen des griechischen Pantheon zeigen.

Doch zum drittenmal erscheint Belgien in unsern Tagen als Sitz einer blühenden Kunst. Wie die alte Malerzeit auf die Namen van Eyck, Hemling und Quintin Metsys, die mittlere nach der Gegenreformation auf Rubens und van Dyck ihren Ruhm baut, so sind Wappers und Navez die Pole der jungen Kunst in diesem Lande, beide inmitten rühriger Schulen und an der Spitze der ersten Malerakademien des Landes, zu Antwerpen und Brüssel, stehend, von einzelnen Schülern bereits überflügelt. — Im vorigen Jahrhundert malte man auch in Belgien, wie ganz Europa damals Affe der französischen Mode, girrende Schäferinnen, reifröckige Nymphen und gepuderte Jupiter. David, der Maler der Revolution und der Kaiserzeit, rief hierin zwar einen heilsamen Umschwung hervor, aber er schien durch seine Überlegenheit zugleich den letzten Rest der Anhänglichkeit

an die volksmäßige Kunst in Belgien zu brechen, dessen schönste Bilder und nationale Kunstdenkmale die französischen Kommissäre nach Paris entführten; ja, während zur Restaurationszeit in Frankreich eine neue Schule gegen David sich aufthat, hielt dieser in Brüssel, wohin er sich übergesiedelt, durch das Gewicht seiner Persönlichkeit jeden andern Keim lange neben sich nieder. Gustav Wappers gebührt nun der unverwelkliche Ruhm, den fremden Geistesbann im Gebiet der Malerei von Belgien gelöst und in Antwerpen eine Schule gebildet zu haben, die, an Rubens wieder anknüpfend, sich hoffnungsreich entwickelt und den alten freudigen Sinn für das Farbenleben in den Niederlanden wieder aufgefrischt hat. Diese Erscheinung ist nicht bloß für die Kunst, sondern auch für das ganze nationale Leben bedeutungsvoll, denn sie trifft, merkwürdig genug, zusammen mit der Verjüngung des belgischen Staats und den wackern Strebnissen der Vlamingen für die Befreiung ihrer Muttersprache gleichfalls aus fremdem Geisteszwang. Hier berührt sich die Kunstgeschichte unmittelbar mit der politischen und mit der Kulturgeschichte. So gewis im belgischen Volke ein tiefer Sinn für die Werke des Genius, aus dem allein sie abzuleiten, verbreitet ist — denn kaum vermag hier selbst Italien den Vergleich auszuhalten, da seine Kunst ja nur einmal einen Höhepunkt gehabt, von dem sie bis auf unsere Tage im Absinken begriffen war — so gewis ist dieser Sinn die Folge des ganzen Charakters und der Kulturzustände des Volkes. Die geistige Entwickelung des Menschen richtet sich nach seiner Heimath, dem Naturboden, nach seinen angebornen Neigungen und Fähigkeiten, und nach den äußern und geschichtlichen Verhältnissen, in denen sein Leben sich bewegt. Wenn die bildenden Künste überall eine bestimmte Stellung zu dem Gesammtleben der Zeit haben, so nehmen sie doch in jedem Lande das eigenthümliche Gepräge

desselben an und treten in ein verwandtes Verhältniß zu der ganzen natürlichen und geschichtlichen Erscheinung des Volkes. Die niederländische Ebene, sich von den Ardennen und dem wallonischen Berglande unabsehbar zum Meere hin erstreckend, nur durch den Schimmer der Flüsse und Kanäle belebt, mit ihren vielen düstern Schatten, aber auch mit ihrem spielenden Lichtwechsel und mit einem Pflanzenleben, welches die Feuchte des Landes immer frisch erhält — das Laub ist von tief saftigem Grün, das Gras der Wiesen wächst nirgends sonst höher, nirgendwo wird die Viehzucht in so hohem Grade begünstigt als dort — wer erkennt diese Natur nicht in der niederländischen Landschaft auf der Leinwand wieder? Zwar höher hinauf vom Strande fehlt auch der Reiz romantischer Bergwildniß nicht, und an den Ufern der Maas haben die van Eyck den Sinn für die Natur verschärft, haben Joachim Patenier, Herri de Bles, Lambert Lombard, kurz vor der Reformation das Landschaftsbild erschaffen; doch diese Wallonen mußten den Männern der Ebene die Palme lassen. Nicht die Alpengegenden mit ihren imponirenden Linien und Formen, mit den scharfen klaren Farben ihrer hellen Luft, sondern die Ebenen und Tafelländer, wie am Niederrhein, in Oberdeutschland um Nürnberg und Augsburg, in Spanien um Sevilla, Valencia und Madrid, in Oberitalien um Venedig und Mailand prangen mit berühmten Malerschulen. Der äußere Grund davon liegt vielleicht nicht minder in der Übung selbst, welche eine weite, zumal feuchte Fläche mit ihrer feinen Luftschicht, die lichtdurchfluthet zwischen den Beschauer und die Gegenstände hinzufließen scheint, dem Künstlerauge bietet, als in dem kulturhistorischen Moment, daß reiche Ebenen den Sinn für Luxus und Ausschmückung des Lebens mehr wecken als dürftig ernährende Bergländer. Den

Niederlanden fehlt ein völlig wolkenloser Himmel, jenes goldene warme Licht, das mit zauberhafter Klarheit Rom und Neapel umglänzt, oder das tiefe wunderklare Violblau, das Andalusien duftig umzieht. Doch haben die Niederlande einen Ersatz dafür in der Farbe selbst, welche als Produkt aus Licht und Luft dort schon in der Natur frischer ist als in manchen sonst reizendern Gegenden. Hängt es mit diesem Farbenvorzug nicht zusammen, daß auch Venedig im Zauberdufte seiner Lagunen, Ferrara unweit der sumpfigen Niederungen der Pomündung, in Spanien Valencia von üppig fruchtbarem, reich bewässertem Gartenland umgeben, und Sevilla an den Niederungen des Guadalquivir, nebst Brügge und Antwerpen, wo am sonnenlichten Morgen ein vollfluthendes Meer von Duft und Glanz über den Wassern sich ausbreitet, die größten Koloristenschulen hervorgebracht haben? Übrigens vermag der Süden, dem der kraftvolle, das ganze Antlitz der Natur umwandelnde Wechsel der Jahreszeiten, die majestätische Pracht der Schneelandschaft und das fröhliche Leben des Eislaufs unbekannt ist, jene romantische Sympathie des nordischen Gemüths mit der ersterbenden und wiederauflebenden Schöpfung nicht zu theilen, welche sich auch in der ganzen Dichtung, in zahllosen Winterklagen und Maienliedern der nordischen Völker, der Germanen wie Slaven, ausspricht. In dieser Sympathie mit der Natur liegt gewis eine Hauptwurzel ihres Verständnisses, jener Naturwahrheit, die wir in niederdeutschen Bildern so erquickend nachempfinden. Das strengere Klima weist zugleich den Menschen auf Haus und Heerd an, giebt allem Häuslichen große Wichtigkeit; es entsteht die gemüthliche Poesie des Familienlebens, welche die südliche Kunst nicht spiegeln kann, weil der Süden diese Poesie nicht recht kennt. Hieran knüpft sich leicht eine gewisse Vertraulichkeit mit den unentbehrlichen Hausthieren,

die draußen in Haide, Busch und Wiese zur Freude an der prächtigen Heerde oder an dem freiem Gethier wird, und man hat es mit Recht für nicht zufällig erklärt, daß das Thierepos von Reinecke Fuchs, die eigenthümlichste poetische Schöpfung des niederdeutschen Geistes, seine ersten Wurzeln in flandrischem Grund getrieben hat. Dieses Gedicht, das neuerdings für die bildende Kunst wieder wichtig geworden (Kaulbach), entspricht vollkommen dem niederländischen Malersinn, der auch außer der menschlichen Natur das andere organische Leben schätzt. Wie herrlich sind Rubens mächtige Löwenhazen und die Jagdstücke seines Zeitgenossen und Freundes Seyers! Nirgends ist das Thierstück so vollständig und naturtreu ausgebildet worden als in den Niederlanden, und wenn jetzt England durch Lantscheer um den Preis ringt, so hat Belgien auch wieder seinen Eugen Verbroekhoven. Das nordische Klima gibt ferner den Stoffen, in die der Mensch sich kleidet, höhern Werth. Die großen Historienmaler Italiens, Leonardo da Vinci und die naturalistischen Venetianer ausgenommen, drapiren ihre Heiligen mit idealen Stoffen; die Niederländer dagegen bezeichnen Seide, Sammet, Tuch, Leder, Linnen auf's schärfste; der Flaming, der früheste Manufakturist in Europa, der im Mittelalter schon in Prachtgeweben mit dem Orient siegreich wetteiferte, hat auch jetzt noch darin eine Hauptstärke. Kurz, das Wirkliche und seine getreue Nachahmung ist in den Niederlanden wie für das Leben so in der Kunst von großer Bedeutung. Selbst das phantastische Element des Nordens, welches in den Teufels- und Hexenbildern von Hieronymus Bosch, Swaanevelt, Teniers 2c. oder im magischen Lichtspiel bei Rembrandt, auch in manchen der größten Schöpfungen Rubens zu Tage tritt, ist in dieser Wirklichkeit untergegangen, nur die alte volle Liebe zu der Natur und ihren Farben, die in den nieder-

ländischen Gärten der Kargheit der einheimischen Flora die üppigsten Blüten abgerungen, ist der jungen Schule verblieben. Das Alterthum ist gestorben ohne Wiederkehr, dahin sind selbst die Bilder, an denen es sich begeisterte; doch lebt Arkadien nicht mehr im Peloponnes — es „lebt in Belgien, Holland und Deutschland".

Kommen wir auf den Umschwung von 1830 zurück. Einen Monat vor dem Ausbruch der Revolution ward in Brüssel die Kunstausstellung eröffnet. Die Nachzügler der französischen Kunst hatten sich breiter als je gemacht, alle Wände waren mit griechischer und römischer Mythologie und Geschichte ausgetäfelt. Doch die Besucher wandten sich von den fechtenden Helden vor Troja bald zu einem Gemälde, das eine der denkwürdigsten Episoden aus den niederländischen Freiheitskämpfen darstellte; die Stadt Leyden, nach dem muthigsten Widerstande gegen die belagernden Spanier, leidet an furchtbarer Hungersnoth (1574), das Volk bringt auf Übergabe, der Bürgermeister van der Werff, dessen Haus gestürmt wird, soll die Schlüssel der Stadt dem Feinde übergeben; da tritt er, bleich aber fest, unter die wüthende Menge: „Ich hab' den Staaten gelobt, diese Stadt zu halten; ich kann mein Wort nicht brechen; Brod hab ich keins, aber wenn ihr mein Blut trinken wollt, nehmt's hin und sättigt euch daran". Das Bild, durch Wahrheit des Ausdrucks und harmonisches Kolorit unwiderstehlich an die alten vaterländischen Meister mahnend, war von einem jungen unbekannten Maler aus Antwerpen, Gustav Wappers, einem Zögling der dortigen Akademie, die mühsam Rubens Spuren nachwandelte. Nach fast hundert Jahren trug der verdorrt geglaubte Baum zum erstenmal wieder Frucht, Rubens! der Name kam wie durch Zaubererinnerung auf alle Lippen, und man schämte sich des Götzendienstes,

den man vor fremden Altären getrieben. Nationalität ward nun auch auf dem Kunstgebiete das begeisternde Losungswort, man suchte, in der Geschichte zurückblickend, nach Brücken zur Verbindung der Gegenwart mit den ruhmreichen Epochen von ehmals, und die jungen Maler bemühten sich durch das Studium der alten Meister hinter das Geheimniß ihrer mannigfachen und prächtigen Farbentöne, ihrer bezaubernden Harmonie zu kommen. Eine Art Verschwörung gegen das französche Kunstjoch und die klassische Schule Davids kam auf der ersten Brüsseler Ausstellung nach der Revolution (1833) unter dem farbenschillernden Panier der romantischen Schule zum Vorschein — ein merkwürdiges Schauspiel, aber übertrieben und gewaltsam. Doch bereits bei der zweiten Brüsseler Nationalausstellung (1836; sie findet im Herbste statt und wechselt alle drei Jahr zwischen Brüssel, Gent und Antwerpen) zeigte sich, statt der frühern Zügellosigkeit, eine innere feste Begründung der jungen Schule; der Enthusiasmus begann sich mit Besonnenheit und ernstem Studium zu paaren, die Ausstellung zeigte eine große Zahl historischer Bilder von Bedeutung, die ihren Stoff meist den Tafeln der Landesgeschichte entnommen hatten. Vorwärts! war die Losung, von Kunstausstellung zu Kunstausstellung in der Hauptstadt reiften zusehends die Talente, gestachelt durch den neuen Geist und die nationale Anspornung in dem jungen Staate. Die Kunstausstellung von 1839 und 1842 wiesen neben einer Legion junger Künstler, die aus der neuen Begeisterung geboren, auch bereits eine stattliche Gruppe von Meistern auf, wie Wappers, de Keyser, Gallait, de Biefve und andere. Eine solche rasche Entwickelung war nur in einem Staate möglich, dessen König bei Eröffnung des Landtags mitten zwischen den größten Lebensfragen auch der einheimischen Kunst gedenkt und sie als Nationalange-

legenheit behandelt — bei einem Volke das seine Kunstgeschichte gründlich versteht, und von dem selbst die ungebildeten Glieder lebendigen Farben- und Formensinn, sowie für die unterscheidenden Merkmale und Schönheiten ihrer eingebornen Meister scharfe Augen haben. Der belgische Staat schätzt und begünstigt die Kunst als ein kostbares ihm anvertrautes Nationalgut. Er hat das Bewußtsein, daß jedes Element, welches dem Geiste der Nationalität Nahrung und Aufschwung geben kann, ein Gewinn für den jungen Staat ist; seine zahlreichen prächtigen öffentlichen Gebäude mit Standbildern und Gemälden schmückend, wendet er die Kunst im edelsten Sinne zur Erweckung und Erhaltung des patriotischen Sinnes an, auf welchem das belgische Staatsgebäude beruht. Er macht zur Belebung der Geschichtsmalerei jährlich bei den jungen Malern, welche auf der Kunstausstellung hervorstechen, große Bestellungen, ihnen die Wahl des Gegenstandes wie die Ausführung nach mehrjährigen Studien überlassend, gewährt jährlich zwei Stipendien, jedes zu 2500 Fr., solchen Zöglingen der Antwerpener Akademie welche die ersten Preise davon tragen; der Preisgekrönte genießt dieses Stipendium vier Jahre lang, um im Ausland, namentlich in Paris und Italien, neuerdings mitunter auch in München, seine Studien ergänzen zu können. Mit dem Staate wetteifern die städtischen Verwaltungen und die begüterte Priesterschaft: jene bringen zur Gründung und Erhaltung einheimischer Schulen bedeutende Gemeinbeiträge auf und kaufen Bilder aus der städtischen und vaterländischen Geschichte an, um ihre alten Rathhaussäle zu zieren; diese aber begünstigen die religiöse Kunst, und füllen in ihren weiten Kirchen die Lücken, welche der Bildersturm bewirkt und die Rubens'sche Epoche noch nicht ersetzt hat, mit Werken neuerer Künstler aus. Die Kunst hat in Belgien ein zahlreiches Publi-

kum, bei uns in Deutschland nur noch einzelne Beschützer; dort sind die fast zahllosen Privatsammlungen der Stolz und die Freude ihrer Besitzer, ein kleines Bilderkabinet gehört zum Luxus der begüterten Bürgerfamilien. Neben der herbstlichen Nationalausstellung bestehn an manchen Orten Vereine zur Aufmunterung, die alle sechs Monate ausstellen; fortwährend läutern sich so Geschmack und Urtheil, und jener fröhliche Farbensinn, das beglückende Erbtheil der niederländischen Schulen, durchdringt alle Volksklassen. Das Land wird rasch mit dem jugendlichen Talent bekannt, und ein kraftvoller Patriotismus erkennt es als Pflicht, dasselbe zu schützen und zu beschäftigen; die Laufbahn des Künstlers ist eine lockende. So begreift es sich, daß in keinem andern Lande auf einem so kleinen Raum eine so große Anzahl von Kunstschätzen sich finden, und daß Belgien dreiundvierzig Lehrsäle und Akademien für Malerei, höhere Zeichenkunst und Architektur aufzuweisen hat. Die Zahl der Zöglinge beläuft sich bis auf siebentausend, ungefähr so viel als alle deutschen Universitäten zusammen Studirende zählen. Jene Kunstsitze vertheilen sich den Provinzen nach hauptsächlich also, wobei das Überwiegen der vlämisch redenden vor den wallonischen Landestheilen in Hinsicht auf Kunstausübung schlagend in die Augen fällt: die Antwerpener Akademie, der Herd schon der Rubens'schen Schule, nimmt den ersten Rang ein unter Wappers Leitung; jährliche Ausgabe an 9 Professoren, ohne die zwei großen vierjährigen Stipendien zu Reisen ins Ausland, 27,000 Fr., von denen der Staat ein Drittel, die Stadt den Rest trägt; die Zahl der Schüler erläuft auf die Tausend. In derselben Provinz thut sich, außer zwei kleinern Schulen in Lierre und Turnhout, die Akademie von Mecheln unter Wauters' Leitung mit etwa 500 Schülern rühmlich hervor. (An Wauters knüpft sich eine Schul-

richtung in Belgien, die auf eine neue Behandlung der Farbe ausgeht, in den neuern Bildern von ihm und seinen Nachfolgern herrscht ein Streben nach starken ungebrochenen und flott nebeneinander aufgesetzten Farben, das, wenn auch noch zu keinem schönen Kolorit durchgebildet, doch als eine glückliche Rückwirkung gegen das überwiegende Verlaufen der Töne bei den Antwerpenern gelobt wird). In Brabant blüht die Brüsseler Akademie unter Navez als die zweite (für Bildhauerei vielleicht die erste), mehr den Franzosen zuneigende Kunstschule des Landes, mit Antwerpen durch die Maler Verbroekhoven, Madou, Lauters, de Biefve, Gallait und die Bildhauer Geefs, Jehotte, Simonis wetteifernd, etwa 600 Schüler; sodann die Schule zu Löwen, über 430 Zöglinge, und die kleinern von Thienen und Nivelles. In Westflandern zählt Brügge über 400 Schüler, Kurtrik 200, Ypern fast eben so viel (dort ist Bossuet Professor, der neuerdings durch seine Veduten aus Afrika und Spanien, zu denen er am liebsten die phantastischen Trümmer maurischer Kunst wählt, sich als einen der ersten Maler für Architektur in Landschaft erwiesen hat), Ostende 100 Schüler 2c. In Ostflandern hat Gent über 500, Aelst halb so viel, Dendermonde, Oudenaerde, St. Nikolas, jede gleichfalls über 100 Schüler. Das meist wallonische Hennegau hat eine Kunstschule in Bergen mit 200, eine in Turnik (Gallaits Vaterstadt und Schule) mit ungefähr eben so viel Schülern, und noch drei kleinere. Die Provinz Namen hat nur eine Kunstschule zu Namen mit etwa 200 Zöglingen und eine Zeichenschule, Lüttich eine solche mit stark 400 Schülern; nur eine Provinz, das gewerbarme Belgisch-Luxemburg, hat keine eigentliche Kunstanstalt.

Diesen Thatsachen, sowie überhaupt der ganzen belgischen Kunstentfaltung gegenüber, sollte man nicht länger behaupten, daß industrielle Volksrichtungen dem Gemüth und Geist noth-

wendig Schaden thun oder die Freude am Schönen unterdrücken. Das wird noch mehr erhellen, wenn wir bei der Wirksamkeit der königlichen Akademie von Antwerpen verweilen, die neben dem Kunstruhm, den sie seit dem 15. Jahrhundert über Belgien ausbreitete, auch technischen Gewerben vielfach diente, beides Hand in Hand. Von jeher war diese Anstalt, als Mittelpunkt der vlämischen Schule, Gegenstand der Sorge und Zuneigung von Volk und Fürsten; selbst die spanischen Könige beschenkten sie mit wichtigen Privilegien. König Leopold blieb in dieser Beziehung nicht zurück, durch Beschluß vom 18. Oktober 1841 stellte er ihr mehr Mittel zu Gebote, als sie je vorher besessen hatte; der Stadtmagistrat gab ihr gleichfalls einen Beweis seiner Kunstliebe. So ward es möglich, der Akademie eine neue verbesserte Einrichtung zu geben und ihr Lehrsystem auf eine Höhe zu bringen, daß sie wirklich den Namen der „Hochschule" für die Künste in Belgien, den man ihr gegeben hat, in jeder Hinsicht verdient. Die glücklichen Folgen davon ließen nicht auf sich warten. Nach dem vlämisch abgefaßten Bericht des Sekretairs des Verwaltungsraths der Akademie, Veydt, über das Schuljahr 18$^{3}/_{4}$ besuchten in demselben, außer den Antwerpenern, nahe 300 Zöglinge aus andern Landestheilen oder aus der Fremde die Akademie, und zwar 67 Fremde mehr als im Jahre vorher. Wie sehr die Frequenz überhaupt seit der Reform von 1841 schon bis zum Jahre 1844 zugenommen hatte — und sie ist seitdem noch immer gestiegen, zeigt folgende Übersicht:

Gesammtzahl der Schüler betrug 1837 — 427.
— — — — 1838 — 433.
— — — — 1839 — 363.
— — — — 1840 — 520.
— — — — 1841 — 443.

Gesammtzahl der Schüler betrug 1842 — 904.
— — — — 1843 — 1124.

Die Zunahme hat alle Fächer betroffen, am meisten jedoch die Figurenzeichnung, die Zeichnung von Zierraten und die Baukunst. Antwerpen allein lieferte von den Zöglingen im letzten Jahre 830, und schon dies giebt Zeugniß von dem an der Schelde herrschenden regen Kunsteifer. In Antwerpen erinnert alles entweder an den Handel oder an die Kunst, und die jungen Männer, die sich dieser widmen, finden dort unaufhörlich Ermunterung in den reichgeschmückten Kirchen, in den von Rubens strahlenden Museen, in dem Wetteifer zahlreicher Kunstgenossen und in der wohlwollenden Anerkennung der Bevölkerung einer Stadt, wo das Lob der Kunst selbst im Munde der Kinder klingt. Die übrigen Zöglinge vertheilten sich also: aus andern Gemeinden der Provinz Antwerpen 114, aus Brabant 31, den beiden Flandern 36, Hennegau 19, Lüttich 6, Limburg 8, Luxemburg 3, Namen 2, aus Niederland 54, Frankreich 10, Deutschland 5 (gegenwärtig viel mehr), England 4, Amerika und Java 2. Nach den Fächern, für welche die Zöglinge sich bestimmt, vertheilten sie sich also: eigentliche Kunstmaler 222, Verzierungsmaler 70, Bildhauer 116, Baukünstler 43, Schiffbauer 9, Kupferstecher 20, Zimmerleute und Kunstschreiner 191, Goldschmiede 29, Steinmetzen 39, Schneide- und Werkzeugmacher 17, für technischen Kriegsdienst 12, verschiedene Handwerke 64, Schüler ohne feste Bestimmung 292 — zusammen 1124. Auf der Akademie werden auch mehrere Zweige der Mathematik, Meßkunst, Anatomie gelehrt (letztere vom Prof. Geefs, dessen zergliederbare Modelle des menschlichen Körpers sehr gelobt werden) und täglich werden Vorträge gehalten über Geschichte, Geschichte der Malerei, der Baukunst u. s. w., die Verhältnisse

der Körpertheile, Kostüme, Baustoffe, Sprache, Ausdruck u. s. w.; täglich stellt die Akademie vier verschiedene lebende Modelle, zwei für Malerei nach dem Leben, eines für Zeichnung nach dem Leben und eines für Zeichnung nach dem gekleideten Modell. Alljährlich finden Preiskämpfe statt. Die große Preisprämie der Regierung von 2500 Fr. vier Jahre hindurch wird mitunter auch in der Baukunst ausgeschrieben, und alle belgischen Baukünstler unter einem Alter von 30 Jahren können an diesem Wettkampfe Theil nehmen. Besondere Werksäle für Maler, Bildhauer, Baukünstler und Kupferstecher sind oder werden noch eingerichtet. Alljährlich werden die Sammlungen der Akademie durch Ankauf oder durch Geschenke, es sei seitens des Staats oder von Privaten, vermehrt. So ward im Schuljahr 18$^{3}/_{4}$ die Modellsammlung um 229 neue Modellzeichnungen, die der Privaten für die Kupferstecher mit 91, die Bibliothek um 78 neue Werke vermehrt; die Sammlung von Gipsabdrücken ward durch sieben neue Standbilder und funfzig kleinere Modelle, meist in den Pariser Museen abgegossen, vervollständigt, wozu noch ein Privatgeschenk von 93 neuen Gipsmodellen für antike und spitzbogige Baukunst kam. Was den Geist der Zucht und Moral der schönen Anstalt betrifft, so mögen darüber ein paar Worte aus dem Schlußsatze des oben angezogenen Jahresberichts Aufschluß geben, also lautend: „Herren Zöglinge! auf Euch beruht unsere Hoffnung und die Hoffnung des kunstliebenden Belgiens. Mögen wir durch unsere Sorgen auch etwas für den Ruf der vlämischen Schule beitragen, Ihr allein könnt unsere Bemühungen krönen und den Ruhm des Vaterlandes mehren. Von Eurer Bestimmung hängt eine ganze Zukunft ab. Beherziget wohl, welch hohe Sendung Euch anvertrauet ist! In Euch müssen die Namen und der Geist unserer alten Meister fortleben.

Ach, wenn Ihr aus Mangel an Eifer und ernstem Streben nach dem Schönsten Euern Beruf verfehlen könntet, wer sollte den Nachkommen die Flamme des Kunstgefühls und die herrlichen Geheimnisse von Rubens' Schöpfungen überliefern? Wer sollte den Ruhm und den Fortschritt der vlämischen Schule aufrecht halten, wer verhindern, daß traurige Zeiten des Ungeschmacks und der Finsterniß zurückkehren? Doch nein, ihr werdet immer von dem durchdrungen sein, was den wahren Künstler bildet und was er dem Vaterlande sein muß." — —

Ja, es ist die alte Kunststadt Antwerpen, wo das neu entkeimende Licht seine hellsten Stralen schießt, wo eine junge Schule sich unter Leitung des kräftigen Wappers heranbildet, wo schon eine Menge junger Küustler sich den Namen als Meister verdienten, wo auch der junge Baumeister Durlet, die Wirtz, Gaillet, Slingenaeyer, Dujardin, Hammen, de Hoy und viele andere die Kunstmilch einsogen und ihr Talent entwickelten. Wie die Vlamingen in Wappers gern einen zweiten Rubens sehen, so nennen sie Nikaise de Keizer wohl einen andern Giotto, doch glücklicher Weise nur darum, weil er aus den bäuerlichen Poldern hervortrat und, wie dieser Italiener, den Hirtenstab mit der Palette vertauschte. Derlei Erscheinungen sind in Belgien nicht selten, es spiegelt sich darin eben der alle Schichten des Volkes durchdringende Kunstsinn, von dem uns auch Heinrich Conscience gar anmuthig zu erzählen weiß, besonders in dem Stillleben „Wie man Maler wird." So gehört Geefs einer Bäckerfamilie an, deren Söhne den Trog zum Backwerk mit dem Meißel zum Kunstwerk vertauschten; unter seinen Meisterhänden erhält der Marmor Leben, wie wenn du Quesnoi oder Quellyn ihn mit ihren schöpferischen Fingern berührt hätten. Die zahlreichsten Nachfolger haben indeß Teniers, Ostade, Brauwer,

Wouwermans gefunden, besonders in de Block, Leys, de Brankeleer, Vennemann, Dyckmans und andern, welche die neuere Genremalerei vertreten. Im Thierstück ragt Verboeckhoven hervor, der, immer Virtuos, jedoch mehr Porträtmaler als Historienmaler der Thiere ist, und dem das dramatische Talent, wie's sich im Reineke Fuchs entfaltet, abzugehn scheint. Die Virtuosität in der Farbentechnik wird den Belgen bereitwillig zugestanden; als Maler von Nachtstücken und Mondaufgängen in verschiedenartigster Beleuchtung ragt unter andern P. J. van Schendel in Brüssel hervor. Doch wird ihnen als Kunstgriff vorgeworfen, fast nur warme Töne anzuwenden, mit Vorherrschen des Braunen und des Gelblichen, um dadurch leuchtende Farben, zu Gunsten lebhafterer Wirkung zu gewinnen.

Wie stellt sich die vlämische Schule aber zu den übrigen neuern Schulen, namentlich der Düsseldorfer, der Münchener und der Pariser? Denn die Holländer schließen sich im Ganzen den Vlamingen an. Ihre Technik ist nicht so glänzend, vielleicht aber noch solider als die belgische, und wenn sie an künstlerischen Gedanken ärmer sind, so bringt doch ihr altes Erbtheil, womit sie so Großes in der Geschichte ausgerichtet, Fleiß und Beharren, auch auf dem Kunstgebiete noch immer schöne Ergebnisse hervor. Die höhere Landschaft ist für Holland so wenig als für Belgien ein sehr ergiebiges Fach, obschon beide darin Vortreffliches aufzuweisen haben (Ludwig Kühnen in Brüssel, vielleicht der beste Farbendichter der Landschaft unter den Belgen, ist aus Aachen gebürtig); dagegen sind sie in den der Landschaft verwandten Gattungen des Viehstücks, der Marine, der Stadtansicht, des Strandbildes und des Eises unübertroffen, ja unerreicht. Indeß blüht in Kleve unter Koekkoeck

spr. Kukkuk) eine sehr bedeutende Landschafterschule, die ganz entschieden dem niederländischen Geiste angehört.

Uns dünkt es natürlich, daß die Niederländer sich in Sprache und Literatur früher oder später der allgemeinen Schrift der Deutschen anschließen. Gleiches gilt nicht so geradezu von der Malerei. Denn einmal beruht diese auf anderen Grundbedingungen als die Literatur, sie ist nicht unmittelbar an etwas geistig Konkretes, Nationales, wie die Sprache, die nur dem eigenen Volke verständlich, gebunden, und darum eben heißt sie mit Recht eine freie Kunst. Wie die Musik nicht in einem volklich Besondern oder Begrenzten erklingt, sondern in Luft und Tönen, wesentlich allen Menschen gleich verständlich, so lebt die Malerei in Licht und Farben, die jedes gesunde Auge versteht; Licht und Luft, Töne und Farben sprechen zu den äußern Sinnen, während die Sprache nur dem innern Sinn verständlich ist, dem Geiste der sie fassen, und der Phantasie welche die poetischen Gestaltenschöpfungen nachbilden muß. Freilich, es wäre ein Irrthum zu meinen, der Künstler könne der Nationalität entbehren und ohne sie sogleich zur Darstellung des Menschlichen, als der höchsten Aufgabe aller Kunst, gelangen; vielmehr ist der fruchtbare Boden der Nation, der ja selbst bis auf die Farben der Natur und den reinen Schall der Luft sein Eigenthümliches hat, allein der sichere Grund, von welchem aus jenes höhere Ziel zu gewinnen ist; das eine bleibt immer die Bedingung des andern, und das Menschliche, als Ziel der Kunst, steht in gar keinem eigentlichen Gegensatz zum Nationalen, wie man häufig anzunehmen scheint. Die äußerlich freieste Stellung behaupten unter den Künsten aber die Malerei und die Musik, schon darum, weil ihre Mittel unmittelbar nichts Nationales haben wie die Sprache. Sodann war die vlämisch-nieder-

deutsche Malerei bisher weit überwiegend, Rubens ist der germanische Malerkönig, mit dem sich kein anderer messen kann. In Bezug auf Anschließung möchte daher hinsichtlich der bildenden Kunst fast das Umgekehrte von dem natürlich erscheinen, was wir hinsichtlich der Sprache wünschen. Wenn die Oberdeutschen in der gemeinsamen Hochsprache und Literatur das starke Übergewicht erlangt haben, so ragen die Niederdeutschen dagegen in der bildenden Kunst hervor; selbst einige Matadore der neuen Malerschule in München gehören der Geburt nach Niederdeutschland an. Die Niederlande bilden den Hauptherd und den Brennpunkt für die gesammte nordische Kunst, von ihnen ging der erste Anstoß aus, sowie zu wiederholten Malen die Wiederverjüngung derselben aus echt germanischer Anschauung und germanischem Geist — eine Bewegung die, trotz ihrer Großartigkeit und Gewalt unter Rubens, in der Kunst der benachbarten Länder wenig Spuren zurückließ. Ohne Zweifel, dem Lande das so viele Kunstschätze hervorbrachte und die halbe Welt damit bereicherte, das auf eine so kräftige Weise den hinsinkenden Kunstgenius des Nordens vom Untergang in dem südlichen errettete und ihm die volkseigene freie Bahn zu einer spätern großen Zukunft aufbewahrte — ihm gebührt die erste Stelle.

Auf den leidenschaftlich geführten Streit über den Werth der verschiedenen neuern Schulen will ich mich nicht näher einlassen. Wettstreit ist immer fördernd, und wenn die Parteiung auf dem Boden der Kunst selbst entstanden, wenn der Zwiespalt aus einer Verschiedenheit der künstlerischen Denk- und Behandlungsweise selbst hervorgeht, dann ist der Kampf ein Zeichen des Lebens in der Kunst. Leider sind bei uns die Kämpfe der Kunst nicht immer auf ihrem eigenen Boden entstanden; Ansichten und Zwecke aus andern Gebieten her haben häufig den An-

stoß dazu gegeben. Die neuere deutsche Kunst begann damit, daß sie auswanderte, und nicht um ihrer selbst, sondern um religiöser Ansichten willen, auf ferne und fremde Jahrhunderte zurückging; diesen Ursprung vermag sie noch immer nicht zu verläugnen, ihre Dienstbarkeit im Reiche anderer Gewalten und Bestrebungen nicht ganz abzustreifen. Darum, und weil das Nationalgefühl bei uns so wenig der Kunst wie andern Richtungen zu Statten kömmt, bleibt unsere öffentliche Theilnahme an den Kunstwerken im Ganzen gering, meist auf Örtlichkeiten und Persönlichkeiten beschränkt. In Frankreich sind die Kämpfe und Bewegungen unter den Schulen weit mehr auf dem Boden der Kunst selbst entstanden und verblieben. Mitten unter den Reibungen um die Herrschaft zwischen dem idealen und realistischen, dem romantischen und dem klassischen Prinzip entstand die heutige französische Kunst, der Lebensfrische und nationaler Geist nicht können abgesprochen werden, und worin Zeit und Volk ein verwandtes und befreundetes Wesen erkennen. Was den französischen Kunstschöpfungen an innigem Gemüthsleben abgehn mag — und es mangelt ihren Bildern fast nicht minder auffallend als ihrer Musik und Poesie — heftige Affekte und Leidenschaften wahr und klar zu schildern, in aller Kunst eine der schwersten Aufgaben, verstehn sie in Farben wie in Tönen, und das alles mit nationalem Gepräge, da die äußere französische Lebendigkeit dem Künstler gestattet, sich auch bei der lebhaftesten Bewegung auf dem sichern Boden des Nationalen zu halten. Hieraus erklärt sich zugleich die Beschränktheit der französischen Kunst; sie hat, wie ihre klassische Bühne, mehr Sicherheit, Rundung und Styl als die unsrige, aber sie ist auch ärmer, einseitiger, weil sie aus den engnationalen Schranken nicht heraus kann. Wie die Personen der französischen Bühne, ihre Römer und

Griechen, ihre Spanier und Araber, sämmtlich Franzosen, so sind auch die Gestalten der französischen Maler immer nur Franzosen. Doch dies ist ein Vorzug gegenüber der neuen deutschen Schule, die leider in einen entgegengesetzten Fehler fällt und ihre Menschengestalten, zumal die Köpfe, gar zu gern nach den Bildern italienischer Meister abreißt, abstrakte ideale Formenideale, ohne Frische und höhere Wahrheit und mit gänzlicher Aufopferung des doch so ausgezeichneten germanischen Typus. Auch in der energischen, einheitlichen Behandlung des Stoffs sind die Franzosen uns voraus, und unter den Deutschen hat diese Aufgabe allein Cornelius, der geniale, geistig mächtigste unter allen neuern Meistern, der Rubens unserer Zeit in der Gestaltenschöpfung, nur ohne sein Farbenleben und seinen wunderbaren Pinsel, umfassend zu lösen verstanden. Vielleicht würde man unsern Künstlern den Rath ertheilen dürfen, den Begriff der bildenden Kunst schärfer ins Auge zu fassen und ihn von dem der dichtenden Kunst wohl zu trennen. Unklarheit hierin kann zu manchen Mißgriffen und Übergriffen Anlaß geben. Wie das Gemälde vom Gedicht verschieden, so ist der malerische Gedanke ein ganz anderer als der dichterische, der epische; er muß vor allen Dingen sich dem äußern Auge, durch welches er allein zu fassen ist, sogleich in seiner vollen Einheit darstellen. Mich dünkt fast, die Komposition, welche die Stärke der neueren deutschen, namentlich der Münchner Schule, bildet, sei zugleich auch ihre Schwäche, eben weil sie gern über den malerischen Gedanken, der bei aller Mannigfaltigkeit der alten Meister, zumal der vlämischen und spanischen, uns bei ihnen doch immer klar entgegenspringt, hinausstrebt und gleichsam ein aus mehrern Episoden zusammengesetztes Gedicht an die Leinwand fesseln will, wobei die nothwendige Einheit des Bildes dem schauenden Auge

und damit die wesentliche Wirkung verloren geht. So zeigt Kaulbachs Zerstörung Jerusalems zwar viele Schönheiten und gute Gedanken künstlerisch mit einander verflochten; aber es ist ein gemaltes episches Gedicht, in dem man die einzelnen überaus schön ausgeführten Gedanken nachlesen kann, ohne Brennpunkt jedoch in dem sich alle Schönheitsstralen zu einem Gesammteindruck vereinen, und es entspricht deshalb als Kunstwerk noch keineswegs der höchsten Anforderung. Meines Erachtens besteht die Kunst der malerischen Komposition nicht bloß in der Zeichnung, sondern auch im Ausdruck, in der Behandlung, eben in der Malerei. Schaut doch die Gestalten eines Rubens, die Engelsköpfe eines Murillo! Da ist auf dem Madrider Museum eine Verklärung Mariens von Murillo mit wenigen Linien, ja mit Himmel, Licht und Wolken umgossen fast ohne Linien, rein ätherisch, und doch welch eine Anmuth, welch eine Herrlichkeit, welch ein Reichthum an Gedanken und Empfindungen haucht aus diesem Bilde! Wird ein heutiger Künstler in so einfache Linien der Komposition etwas so unaussprechlich Poetisches, so unendlich Malerisches hineinzaubern können? Ich bezweifle es sehr. Man sehe in München bei den Neuern nur einmal von der Zeichnung ab und auf den Ausdruck der Köpfe und Gestalten, auf die Poesie der Farben und der Malerei selbst hin — denn die höhere Kunst des Malers liegt so wenig allein in der Zeichnung, wie die des Tondichters allein in der einfachen Melodie, sie liegt auch in dem Zusammenklingen der Melodien zur farbenreichen volltönenden Harmonie — finden wir nicht fast immer Gesichter, Züge, Formen ohne Farbe und Leben der Natur, obendrein meist an italienische Meister erinnernd? Die Kraft wie die Wirkung der Farbendichtung liegt im Auge, dem eigentlichen und hauptsächlichen Organ des Künstlers, wie das Ohr

das des Virtuosen. Der Blinde kann die rein geistige Gestaltenschöpfung eines Gedichts, die außer den Sinnen liegt, mit dem innern Auge anschauen, er kann sie ganz wie ein Sehender genießen; um aber die Gestaltenschöpfung eines Bildes malerisch zu genießen, muß man sehen können, wie man Musik nur mit dem leiblichen Ohre zu hören vermag: alle Schönheitsstralen des Bildes müssen daher mit einemmal im Auge des Schauenden wie in einem Brennpunkte sich vereinen, damit sie zum lichten heiligen Funken sich verdichten, der mit unwiderstehlicher Gewalt in den Herzen zündet.

Es ist bezeichnend, daß die eigentlichen Schöpfer der neuen deutschen Kunst, wie Karstens, Schick, Eberhard Wächter (der in Stuttgart thatenlos und mittellos verkümmerte), vom Volke schon vergessen sind, wenn sie je darin gelebt haben. Ihre Nachfolger, namentlich Cornelius und seine Freunde, die sich an dem Beispiel jener, an den Werken die ihnen Rom aufschloß, besonders aber an der geistigen Wiederverjüngung ihres Vaterlandes aufrichteten, mit der sie eins und insofern auch national sind, waren glücklicher, indem König Ludwig ihnen eine freundliche Stätte der Vereinung und des Zusammenwirkens aufschloß, welches durch malerische Wiederspiegelung der deutschen Sage, Geschichte und Poesie seine Hauptstadt zu einem Schmuck Deutschlands machte. Man kann nicht läugnen, ein glänzender Anfang ist gemacht, und München hat sich zum Mittelpunkt der neuern deutschen Kunstbestrebungen erhoben, weil dort zuerst die einzelnen Künstler sich größere Bahnen gebrochen sahen. Aber haben wir schon wieder eine wahrhaft nationale Kunst? Nein, so wenig ihrem Ursprung als ihren Lebensbedingungen nach. Trotz einzelner bedeutenden Schöpfungen stehn wir an volkseigenem Kunstgepräge doch noch nicht einmal auf der Stufe, wie am Anfang

des sechzehnten Jahrhunderts, von der wir damals durch Nachahmung der Italiener unerbittlich hinabsanken, und an die wir heute nicht angeknüpft haben. Scheint die Düsseldorfer Schule nicht Vielen die Periode ihrer schönsten Blüte bereits hinter sich zu haben? Gewiß, sie umfaßt eine große Mannigfaltigkeit der Richtungen und einen bedeutenden Reichthum an selbstständigen Individualitäten, man denke nur an Schadow, Lessing, Sohn, Deger, Hildebrandt, Köhler, Scheuren, Achenbach, Schirmer, Jordan, Schrödter, Hasenklever, K. Hübner und an die auswärtigen Bendemann, J. Hübner, Rethel und J. Becker; auch hat man das Lehrprinzip ihres Gründers dahin bestimmt, daß jedes Talent seinen eigenen Weg geführt worden. Wessen sich die deutsche Malerei überhaupt rühmen darf — des Strebens, den Gegenstand nicht bloß nach der Natur zu kopiren, sondern ihm einen Gedanken und eine Grundstimmung unterzulegen und ihn dadurch in die Sphäre der Poesie zu erheben — das gilt vorzüglich auch von der Düsseldorfer Schule. Auf dem Felde der Landschaft hat sie das Beste hervorgebracht, mit Festhaltung des seit Ruisdael, Rosa, Claude zum Siege gekommenen Grundsatzes, daß die Landschaft, um zu wirken, eine menschliche Seelenstimmung aussprechen muß, was vorzüglich durch Farbe und Licht, sowie durch die novellistisch anregende Staffage geschieht. Wenn aber die Düsseldorfer, wie Scheuren, Schirmer, Achenbach, A. Leu rc., in diesem Fache voraufgehn, so sind sie in andern großen Fächern zurückgeblieben, wie denn überhaupt die Sentimentalität unserer Malerei von dem vollen Ernste der historischen oder socialen Wirklichkeit gern abzulenken und an die Stelle der Geschichte lieber wieder die Poesie zu setzen scheint. Die großen Aufgaben monumentaler Historienmalerei, welche König Ludwig den Münchener Künstlern gab, fehlten indeß den Düsseldorfern,

die lediglich auf die Liebhaberei des Publikums und die Bedürfnisse der Kunstvereine hingewiesen blieben. Die hiervon unabhängig entstandenen Werke höhern Styls, wie namentlich die Fresken, von Deger und andern in der Apollinariskirche zu Remagen aus Auftrag des Grafen v. Fürstenberg ausgeführt, und die Fresko-Ausschmückung des Kaisersaales im Achener Rathhause, zu welcher Rethel im Auftrag des Kunstvereins für Rheinland und Westfalen die Entwürfe gemacht hat, eine Reihe der bedeutendsten Momente aus dem Leben Karls des Großen darstellend, werden dem Besten zugezählt, was die neuere Kunst geleistet. Diese schönen Anfänge in der höhern Kunst sind jedenfalls um so bedeutungsvoller, als unverkennbar die historische Bildung auf dem Wege ist, die deutsche Nation zu durchdringen. Hier gilt es nun nicht bloß äußerlich in den Gegenständen, sondern durch die Erhebung und Entfaltung des nationalen Geistes das Fremde und Angelernte, als das Unfreie was die neuern deutschen Schulen von ihrem Ursprung an behaftet und ihre Kehrseite bildet, zu durchbrechen und für immer zu beseitigen. Die Düsseldorfer Schule stammt nach ihrer Kehrseite mit den matten Gestalten, leeren Gesichtern, mit ihrem Mangel an Kühnheit und Witz, offenbar von derjenigen die vor Jahrzehnten in Rom aus trüber Lebens- und Glaubensansicht hervorging und, befangen sich vom Boden gesunder Sinnlichkeit ablösend, die christlich-germanische Malerei des deutschen Mittelalters mit dem Styl eines Perugino und Fiesole zu verbinden suchte. Diese Bestrebungen standen freilich in allzu schneidendem Widerspruch mit dem Charakter der Gegenwart, wo sich der öffentliche Sinn lebensthätig den reellen Dingen hingegeben, sowie mit den jugendlich-frischen Kräften welche der Kunst sich zuzuwenden begonnen, als daß sie sich hätten durchsetzen lassen. Doch blieb

ein trüber Niederschlag in der Schule zurück, der dadurch nicht entfernt wurde, daß sie in der Poesie und Romantik und in der Geschichte der Nation ihre Stoffe aufsuchte.

Was die neue vlämische Schule, die ihre Kehrseite nach einer andern Richtung hat, auch noch zu wünschen übrig läßt, sie hat unwidersprechlich gesunde volkseigene Keime sowohl ihrem Ursprung und ihrer Auffassung als ihren Lebensbedingungen nach. Sie trat als enthusiastischer Rückschlag, im Bunde selbst mit den Volksbewegungen, gegen das Vorherrschen des Fremden auf, sie suchte ihre Muster und Namen nicht in Italien, sondern im eigenen Lande, und ihr ganzer Fleiß wandte sich auf das Studium ihrer alten Meister sowie der Natur. Wahrlich aber, das Zusammentreffen der verschiedenartigen Regungen des belgischen Volks im Grunde für eine und dieselbe Idee — die Befreiung des volkseigenen Wesens vom Fremden — beweist mehr als alles deren innern Lebenszusammenhang und deutet auf ein von diesem Volke tiefgefühltes Bedürfniß selbstständiger Gestaltung und Lebensbestimmung.

Dies edle Bedürfniß der Selbstständigkeit schließt jedoch nicht aus, daß das Verwandte sich sucht. Im Gegentheil, es bedingt die Annäherung desselben, denn nur diese sichert den nationalen Bestrebnissen ihren letzten und höchsten Erfolg. Wie daher die vlämische Literatur mehr und mehr das Bedürfniß fühlt, sich an die allgemein deutsche anzulehnen und in diese zu ihrer eigenen Bereicherung hineinzuwachsen; so fühlt auch die vlämische Malerei daß ihr zu ihrer höhern Entfaltung noch etwas fehle, daß die naive Naturanschauung und das positive Moment der Farbenfrische ihr nicht genügen zur Vollendung, und sie ahnt daß ihr das Mangelnde, das mehr ideale Moment der Komposition, gerade durch nähere Verbindung mit Deutschland gegeben werden

könne. Diesem Gefühl aber sollten wir herzhaft entgegenkomm
zumal auf dem Gebiete der Kunst eine Annäherung leichter
zubahnen ist als auf dem der Literatur, wo wegen Entfremdu
der Sprachen zum Verständnisse vorher eine materielle Schw
rigkeit beseitigt werden muß. Gewiß, wir müssen Wappers' Str
ben für Anknüpfung näherer Kunstbeziehungen zwischen Belgie
und Deutschland mit inniger Freude begrüßen. Warum sollt
die deutsche Kunst sich von der verwandten niederdeutschen abwen
den und sich der befruchtenden Stralen erwehren, die noch im-
mer von dem alten Brennpunkte der nordischen Kunst ausgehn?
Entspricht nicht gerade diese Verbindung, keineswegs aber eine
jämmerliche Eifersucht auf die vlämische Schule, einer höhern
nationalen Forderung? Ja, ich lebe mit Vielen der Hoffnung,
daß gerade durch die Ergänzung der beiderseitigen Schulen, durch
die geistige Durchdringung beider Richtungen in der Kunst etwas
wahrhaft Großes und Vollendetes erreicht werden möge. Der
Süden hat die Gestalt, er meißelt und zeichnet, die Niederlande
malen. Dort geht man auf den idealen Styl, auf das große
kirchliche und historische Bild aus; hier, wo die wirklichen Na-
turfarben sehr kräftig sind, wo der feuchte Boden tiefgrünes
Weidegras und saftigen Baumwuchs erzeugt, wo das farben-
schillernde Meer und die bunten Schiffe, Häuser und Trachten
stets wirksame und doch durch den weichen Luftton gemilderte
Gegensätze bilden — hier eifert man dem Farbenglanz der Er-
scheinung nach und gelangt zur höchsten Vollendung des Natur-
bildes. Die Belgen sind geübter und lebhafter in Auffassung
der Natur in festumrahmten Bildern, bei größerer Leistung in
der gesammten Kleinwirthschaft der Kunst; in ihren Kunstschulen
ist die Farbe die höchste Leistung, und sie verstehn es besser als
wir, der ganzen Beleuchtung die rechte Einheit zu geben, so daß

die Hauptfiguren ins wirksamste Licht, die Nebenfiguren ins untergeordnete Dunkel hineintreten. Ist doch in Rembrandt sein heimatliches Lichterspiel fast zum symbolischen Ausdruck des Naturkampfes zwischen Tag und Nacht geworden. Um aber in unsere geistig bewegte Gegenwart hinauszutreten, um die höhere Bildung, die bewegenden Ideen mit tragen und fördern zu helfen, dazu bedarf die Kunst auch der Grundlage freier gedankenvoller Thätigkeit, und diese findet bei deutschen Meistern durch ihre umfassenden Studien und Forschungen, ihre vielseitigen Hülfsmittel und gereifte Anschauung mehr Anbau und eine offenere Bahn als bisher in Belgien.

Doch nicht bloß in der Malerei, auf allen Gebieten der Kunst erwachen von neuem Wechselbeziehungen zwischen Belgien und Deutschland, und unsichtbar webt die Zeit durch tausendfache Kräfte und Triebfedern an dem geistigen Bande, das diese tiefverwandten Länder wieder aneinander knüpfen soll. Gerade dieser vielseitige Zusammenklang, diese mannigfachen Erinnerungen an die alte Verwandtschaft leisten Bürgschaft, daß wir es hier nicht mit einer vorübergehnden Erscheinung auf dem einen oder andern besondern Kunstgebiete zu thun haben; das Übereinstimmen vielerlei ernster geistiger Regungen zwischen zwei stammverwandten Nachbarländern trägt, fördert und befestigt auch das wechselseitige Verständniß zwischen ihnen, wie überhaupt, so für jeden besondern Zweig der Kunst. Von Dichtung und Gesang wird weiter unten die Rede sein. Hier will ich nur noch darauf hinweisen, wie die Sorge für Erhaltung der stolzen belgischen Baudenkmale gothischen Styls, wie überhaupt der Sinn und das Verständniß für die eigene deutsche Baukunst gleichmäßig in Belgien wie in Deutschland erwacht, ja dort noch allgemeiner und glühender geworden ist als bei uns. Fast in jeder belgischen

[illegible] herrscht in dieser Hinsicht Thätigkeit. In Antwerpen war man seit Jahren mit Herstellung der Thürme Unsrer lieben Frauen beschäftigt, dieses Meisterstücks von kühner Großheit und zarter Zierlichkeit, worauf das Auge voll Befriedigung unter dem tausendfach gestalteten Laubwerk umherirrt, das es vom Fuße bis zur Spitze bekleidet. Auch im Innern des stolzen Baues sind schöne Arbeiten ausgeführt nach den Zeichnungen Durlets und durch den Meißel Geerts'. Unter den Verjüngungswerken in Belgien verdient ferner die St. Gudulakirche mit vorangestellt zu werden. Ebenso ward das Stadthaus von Löwen dem nagenden Wurm des Verderbens durch einen umsichtigen Herbau entzogen und dieses echte Kunstjuwel zur Ehre Belgiens erhalten. Zugleich ist die Glasmalerei in Belgien wie in Deutschland wieder aufgelebt — die Vlamingen nennen Pluys von Mecheln den Wiederauffinder dieses Geheimnisses, das fast zwei Jahrhunderte schon im Grabe schlief — die Kirchenfenster und Rahmen bedecken sich wieder mit herzrührenden und glanzvollen Bildern, die der deutschen Kirche ihren kennzeichnenden Schmuck und jenes mystische Helldunkel zurückgeben, das so poetisch zum Gemüthe spricht und die Seele aufwärts richtet. Doch nicht bloß alte Kirchen wurden verjüngt und neu ausgeschmückt, sondern man baute auch ganz neue, wie die Kirche von Burgerhout bei Antwerpen (Entwurf und Zeichnung sind von Berckmans), und trug mit zum Beweise bei, daß der deutsche Kunstgenius auch im Kirchenstyl des neunzehnten Jahrhunderts seine Flügel schlägt und darin vielleicht Großes, dem vierzehnten Jahrhundert Würdiges hervorbringen würde, wenn die fromme Begeisterung die nöthigen Mittel dazu wieder herbeitrüge. Dieser in Belgien erwachte Kunsteifer beschränkt sich übrigens nicht auf die engen Grenzen des eigenen Vaterstaats, er dehnt sich nach dem Rhein aus, und

reicht den deutschen Brüdern die Hand. Fanden doch von jeher innigste Kunstbeziehungen zwischen den Landen um Rhein, Maas und Schelde Statt. Der in Köln geborne Rubens ward der belgische Malerfürst, und aus dem Haupte des Vlamings Geerhart von Sint-Truyen entsproß der Riesenentwurf zu dem Kölner Dome, dem erhabenen und sonst unerreichten Meisterwerke deutscher Baukunst. In Antwerpen hat sich ein Verein zur Förderung des Kölner Dombaues gebildet, damit Belgien wie zu der Begründung so auch zu der Vollendung dieses Wunderwerkes das seinige beitrage, und der alte Bruderbund im Geiste wieder erfrischt werde.

Griechen, ihre Spanier und Araber, sämmtlich Franzosen, so sind auch die Gestalten der französischen Maler immer nur Franzosen. Doch dies ist ein Vorzug gegenüber der neuen deutschen Schule, die leider in einen entgegengesetzten Fehler fällt und ihre Menschengestalten, zumal die Köpfe, gar zu gern nach den Bildern italienischer Meister abreißt, abstrakte ideale Formenideale, ohne Frische und höhere Wahrheit und mit gänzlicher Aufopferung des doch so ausgezeichneten germanischen Typus. Auch in der energischen, einheitlichen Behandlung des Stoffs sind die Franzosen uns voraus, und unter den Deutschen hat diese Aufgabe allein Cornelius, der geniale, geistig mächtigste unter allen neuern Meistern, der Rubens unserer Zeit in der Gestaltenschöpfung, nur ohne sein Farbenleben und seinen wunderbaren Pinsel, umfassend zu lösen verstanden. Vielleicht würde man unsern Künstlern den Rath ertheilen dürfen, den Begriff der bildenden Kunst schärfer ins Auge zu fassen und ihn von dem der dichtenden Kunst wohl zu trennen. Unklarheit hierin kann zu manchen Mißgriffen und Übergriffen Anlaß geben. Wie das Gemälde vom Gedicht verschieden, so ist der malerische Gedanke ein ganz anderer als der dichterische, der epische; er muß vor allen Dingen sich dem äußern Auge, durch welches er allein zu fassen ist, sogleich in seiner vollen Einheit darstellen. Mich dünkt fast, die Komposition, welche die Stärke der neueren deutschen, namentlich der Münchner Schule, bildet, sei zugleich auch ihre Schwäche, eben weil sie gern über den malerischen Gedanken, der bei aller Mannigfaltigkeit der alten Meister, zumal der vlämischen und spanischen, uns bei ihnen doch immer klar entgegenspringt, hinausstrebt und gleichsam ein aus mehrern Episoden zusammengesetztes Gedicht an die Leinwand fesseln will, wobei die nothwendige Einheit des Bildes dem schauenden Auge

und damit die wesentliche Wirkung verloren geht. So zeigt Kaulbachs Zerstörung Jerusalems zwar viele Schönheiten und gute Gedanken künstlerisch mit einander verflochten; aber es ist ein gemaltes episches Gedicht, in dem man die einzelnen überaus schön ausgeführten Gedanken nachlesen kann, ohne Brennpunkt jedoch in dem sich alle Schönheitsstralen zu einem Gesammteindruck vereinen, und es entspricht deshalb als Kunstwerk noch keineswegs der höchsten Anforderung. Meines Erachtens besteht die Kunst der malerischen Komposition nicht bloß in der Zeichnung, sondern auch im Ausdruck, in der Behandlung, eben in der Malerei. Schaut doch die Gestalten eines Rubens, die Engelsköpfe eines Murillo! Da ist auf dem Madrider Museum eine Verklärung Mariens von Murillo mit wenigen Linien, ja mit Himmel, Licht und Wolken umgossen fast ohne Linien, rein ätherisch, und doch welch eine Anmuth, welch eine Herrlichkeit, welch ein Reichthum an Gedanken und Empfindungen haucht aus diesem Bilde! Wird ein heutiger Künstler in so einfache Linien der Komposition etwas so unaussprechlich Poetisches, so unendlich Malerisches hineinzaubern können? Ich bezweifle es sehr. Man sehe in München bei den Neuern nur einmal von der Zeichnung ab und auf den Ausdruck der Köpfe und Gestalten, auf die Poesie der Farben und der Malerei selbst hin — denn die höhere Kunst des Malers liegt so wenig allein in der Zeichnung, wie die des Tondichters allein in der einfachen Melodie, sie liegt auch in dem Zusammenklingen der Melodien zur farbenreichen volltönenden Harmonie — finden wir nicht fast immer Gesichter, Züge, Formen ohne Farbe und Leben der Natur, obendrein meist an italienische Meister erinnernd? Die Kraft wie die Wirkung der Farbendichtung liegt im Auge, dem eigentlichen und hauptsächlichen Organ des Künstlers, wie das Ohr

das des Virtuosen. Der Blinde kann die rein geistige Gestaltenschöpfung eines Gedichts, die außer den Sinnen liegt, mit dem innern Auge anschauen, er kann sie ganz wie ein Sehender genießen; um aber die Gestaltenschöpfung eines Bildes malerisch zu genießen, muß man sehen können, wie man Musik nur mit dem leiblichen Ohre zu hören vermag: alle Schönheitsstralen des Bildes müssen daher mit einemmal im Auge des Schauenden wie in einem Brennpunkte sich vereinen, damit sie zum lichten heiligen Funken sich verdichten, der mit unwiderstehlicher Gewalt in den Herzen zündet.

Es ist bezeichnend, daß die eigentlichen Schöpfer der neuen deutschen Kunst, wie Karstens, Schick, Eberhard Wächter (der in Stuttgart thatenlos und mittellos verkümmerte), vom Volke schon vergessen sind, wenn sie je darin gelebt haben. Ihre Nachfolger, namentlich Cornelius und seine Freunde, die sich an dem Beispiel jener, an den Werken die ihnen Rom aufschloß, besonders aber an der geistigen Wiederverjüngung ihres Vaterlandes aufrichteten, mit der sie eins und insofern auch national sind, waren glücklicher, indem König Ludwig ihnen eine freundliche Stätte der Vereinung und des Zusammenwirkens aufschloß, welches durch malerische Wiederspiegelung der deutschen Sage, Geschichte und Poesie seine Hauptstadt zu einem Schmuck Deutschlands machte. Man kann nicht läugnen, ein glänzender Anfang ist gemacht, und München hat sich zum Mittelpunkt der neuern deutschen Kunstbestrebungen erhoben, weil dort zuerst die einzelnen Künstler sich größere Bahnen gebrochen sahen. Aber haben wir schon wieder eine wahrhaft nationale Kunst? Nein, so wenig ihrem Ursprung als ihren Lebensbedingungen nach. Trotz einzelner bedeutenden Schöpfungen stehn wir an volkseigenem Kunstgepräge doch noch nicht einmal auf der Stufe, wie am Anfang

des sechzehnten Jahrhunderts, von der wir damals durch Nachahmung der Italiener unerbittlich hinabsanken, und an die wir heute nicht angeknüpft haben. Scheint die Düsseldorfer Schule nicht Vielen die Periode ihrer schönsten Blüte bereits hinter sich zu haben? Gewiß, sie umfaßt eine große Mannigfaltigkeit der Richtungen und einen bedeutenden Reichthum an selbstständigen Individualitäten, man denke nur an Schadow, Lessing, Sohn, Deger, Hildebrandt, Köhler, Scheuren, Achenbach, Schirmer, Jordan, Schrödter, Hasenklever, K. Hübner und an die auswärtigen Bendemann, J. Hübner, Rethel und J. Becker; auch hat man das Lehrprinzip ihres Gründers dahin bestimmt, daß jedes Talent seinen eigenen Weg geführt worden. Wessen sich die deutsche Malerei überhaupt rühmen darf — des Strebens, den Gegenstand nicht bloß nach der Natur zu kopiren, sondern ihm einen Gedanken und eine Grundstimmung unterzulegen und ihn dadurch in die Sphäre der Poesie zu erheben — das gilt vorzüglich auch von der Düsseldorfer Schule. Auf dem Felde der Landschaft hat sie das Beste hervorgebracht, mit Festhaltung des seit Ruisdael, Rosa, Claude zum Siege gekommenen Grundsatzes, daß die Landschaft, um zu wirken, eine menschliche Seelenstimmung aussprechen muß, was vorzüglich durch Farbe und Licht, sowie durch die novellistisch anregende Staffage geschieht. Wenn aber die Düsseldorfer, wie Scheuren, Schirmer, Achenbach, A. Leu rc., in diesem Fache voraufgehn, so sind sie in andern großen Fächern zurückgeblieben, wie denn überhaupt die Sentimentalität unserer Malerei von dem vollen Ernste der historischen oder socialen Wirklichkeit gern abzulenken und an die Stelle der Geschichte lieber wieder die Poesie zu setzen scheint. Die großen Aufgaben monumentaler Historienmalerei, welche König Ludwig den Münchener Künstlern gab, fehlten indeß den Düsseldorfern,

die lediglich auf die Liebhaberei des Publikums und die Bedürfnisse der Kunstvereine hingewiesen blieben. Die hiervon unabhängig entstandenen Werke höhern Styls, wie namentlich die Fresken, von Deger und andern in der Apollinariskirche zu Remagen aus Auftrag des Grafen v. Fürstenberg ausgeführt, und die Fresko-Ausschmückung des Kaisersaales im Achener Rathhause, zu welcher Rethel im Auftrag des Kunstvereins für Rheinland und Westfalen die Entwürfe gemacht hat, eine Reihe der bedeutendsten Momente aus dem Leben Karls des Großen darstellend, werden dem Besten zugezählt, was die neuere Kunst geleistet. Diese schönen Anfänge in der höhern Kunst sind jedenfalls um so bedeutungsvoller, als unverkennbar die historische Bildung auf dem Wege ist, die deutsche Nation zu durchdringen. Hier gilt es nun nicht bloß äußerlich in den Gegenständen, sondern durch die Erhebung und Entfaltung des nationalen Geistes das Fremde und Angelernte, als das Unfreie was die neuern deutschen Schulen von ihrem Ursprung an behaftet und ihre Kehrseite bildet, zu durchbrechen und für immer zu beseitigen. Die Düsseldorfer Schule stammt nach ihrer Kehrseite mit den matten Gestalten, leeren Gesichtern, mit ihrem Mangel an Kühnheit und Witz, offenbar von derjenigen die vor Jahrzehnten in Rom aus trüber Lebens- und Glaubensansicht hervorging und, befangen sich vom Boden gesunder Sinnlichkeit ablösend, die christlich-germanische Malerei des deutschen Mittelalters mit dem Styl eines Perugino und Fiesole zu verbinden suchte. Diese Bestrebungen standen freilich in allzu schneidendem Widerspruch mit dem Charakter der Gegenwart, wo sich der öffentliche Sinn lebensthätig den reellen Dingen hingegeben, sowie mit den jugendlich-frischen Kräften welche der Kunst sich zuzuwenden begonnen, als daß sie sich hätten durchsetzen lassen. Doch blieb

ein trüber Niederschlag in der Schule zurück, der dadurch nicht entfernt wurde, daß sie in der Poesie und Romantik und in der Geschichte der Nation ihre Stoffe aufsuchte.

Was die neue vlämische Schule, die ihre Kehrseite nach einer andern Richtung hat, auch noch zu wünschen übrig läßt, sie hat unwidersprechlich gesunde volkseigene Keime sowohl ihrem Ursprung und ihrer Auffassung als ihren Lebensbedingungen nach. Sie trat als enthusiastischer Rückschlag, im Bunde selbst mit den Volksbewegungen, gegen das Vorherrschen des Fremden auf, sie suchte ihre Muster und Namen nicht in Italien, sondern im eigenen Lande, und ihr ganzer Fleiß wandte sich auf das Studium ihrer alten Meister sowie der Natur. Wahrlich aber, das Zusammentreffen der verschiedenartigen Regungen des belgischen Volks im Grunde für eine und dieselbe Idee — die Befreiung des volkseigenen Wesens vom Fremden — beweist mehr als alles deren innern Lebenszusammenhang und deutet auf ein von diesem Volke tiefgefühltes Bedürfniß selbstständiger Gestaltung und Lebensbestimmung.

Dies edle Bedürfniß der Selbstständigkeit schließt jedoch nicht aus, daß das Verwandte sich sucht. Im Gegentheil, es bedingt die Annäherung desselben, denn nur diese sichert den nationalen Bestrebnissen ihren letzten und höchsten Erfolg. Wie daher die vlämische Literatur mehr und mehr das Bedürfniß fühlt, sich an die allgemein deutsche anzulehnen und in diese zu ihrer eigenen Bereicherung hineinzuwachsen; so fühlt auch die vlämische Malerei daß ihr zu ihrer höhern Entfaltung noch etwas fehle, daß die naive Naturanschauung und das positive Moment der Farbenfrische ihr nicht genügen zur Vollendung, und sie ahnt daß ihr das Mangelnde, das mehr ideale Moment der Komposition, gerade durch nähere Verbindung mit Deutschland gegeben werden

die lediglich auf die Liebhaberei des Publikums und die Bedürfnisse der Kunstvereine hingewiesen blieben. Die hiervon unabhängig entstandenen Werke höhern Styls, wie namentlich die Fresken, von Deger und andern in der Apollinariskirche zu Remagen aus Auftrag des Grafen v. Fürstenberg ausgeführt, und die Fresko-Ausschmückung des Kaisersaales im Achener Rathhause, zu welcher Rethel im Auftrag des Kunstvereins für Rheinland und Westfalen die Entwürfe gemacht hat, eine Reihe der bedeutendsten Momente aus dem Leben Karls des Großen darstellend, werden dem Besten zugezählt, was die neuere Kunst geleistet. Diese schönen Anfänge in der höhern Kunst sind jedenfalls um so bedeutungsvoller, als unverkennbar die historische Bildung auf dem Wege ist, die deutsche Nation zu durchdringen. Hier gilt es nun nicht bloß äußerlich in den Gegenständen, sondern durch die Erhebung und Entfaltung des nationalen Geistes das Fremde und Angelernte, als das Unfreie was die neuern deutschen Schulen von ihrem Ursprung an behaftet und ihre Kehrseite bildet, zu durchbrechen und für immer zu beseitigen. Die Düsseldorfer Schule stammt nach ihrer Kehrseite mit den matten Gestalten, leeren Gesichtern, mit ihrem Mangel an Kühnheit und Witz, offenbar von derjenigen die vor Jahrzehnten in Rom aus trüber Lebens- und Glaubensansicht hervorging und, befangen sich vom Boden gesunder Sinnlichkeit ablösend, die christlich-germanische Malerei des deutschen Mittelalters mit dem Styl eines Perugino und Fiesole zu verbinden suchte. Diese Bestrebungen standen freilich in allzu schneidendem Widerspruch mit dem Charakter der Gegenwart, wo sich der öffentliche Sinn lebensthätig den reellen Dingen hingegeben, sowie mit den jugendlich-frischen Kräften welche der Kunst sich zuzuwenden begonnen, als daß sie sich hätten durchsetzen lassen. Doch blieb

ein trüber Niederschlag in der Schule zurück, der dadurch nicht entfernt wurde, daß sie in der Poesie und Romantik und in der Geschichte der Nation ihre Stoffe aufsuchte.

Was die neue vlämische Schule, die ihre Kehrseite nach einer andern Richtung hat, auch noch zu wünschen übrig läßt, sie hat unwidersprechlich gesunde volkseigene Keime sowohl ihrem Ursprung und ihrer Auffassung als ihren Lebensbedingungen nach. Sie trat als enthusiastischer Rückschlag, im Bunde selbst mit den Volksbewegungen, gegen das Vorherrschen des Fremden auf, sie suchte ihre Muster und Namen nicht in Italien, sondern im eigenen Lande, und ihr ganzer Fleiß wandte sich auf das Studium ihrer alten Meister sowie der Natur. Wahrlich aber, das Zusammentreffen der verschiedenartigen Regungen des belgischen Volks im Grunde für eine und dieselbe Idee — die Befreiung des volkseigenen Wesens vom Fremden — beweist mehr als alles deren innern Lebenszusammenhang und deutet auf ein von diesem Volke tiefgefühltes Bedürfniß selbstständiger Gestaltung und Lebensbestimmung.

Dies edle Bedürfniß der Selbstständigkeit schließt jedoch nicht aus, daß das Verwandte sich sucht. Im Gegentheil, es bedingt die Annäherung desselben, denn nur diese sichert den nationalen Bestrebnissen ihren letzten und höchsten Erfolg. Wie daher die vlämische Literatur mehr und mehr das Bedürfniß fühlt, sich an die allgemein deutsche anzulehnen und in diese zu ihrer eigenen Bereicherung hineinzuwachsen; so fühlt auch die vlämische Malerei daß ihr zu ihrer höhern Entfaltung noch etwas fehle, daß die naive Naturanschauung und das positive Moment der Farbenfrische ihr nicht genügen zur Vollendung, und sie ahnt daß ihr das Mangelnde, das mehr ideale Moment der Komposition, gerade durch nähere Verbindung mit Deutschland gegeben werden

könne. Diesem Gefühl aber sollten wir herzhaft entgegenkommen, zumal auf dem Gebiete der Kunst eine Annäherung leichter anzubahnen ist als auf dem der Literatur, wo wegen Entfremdung der Sprachen zum Verständnisse vorher eine materielle Schwierigkeit beseitigt werden muß. Gewiß, wir müssen Wappers' Streben für Anknüpfung näherer Kunstbeziehungen zwischen Belgien und Deutschland mit inniger Freude begrüßen. Warum sollte die deutsche Kunst sich von der verwandten niederdeutschen abwenden und sich der befruchtenden Stralen erwehren, die noch immer von dem alten Brennpunkte der nordischen Kunst ausgehn? Entspricht nicht gerade diese Verbindung, keineswegs aber eine jämmerliche Eifersucht auf die vlämische Schule, einer höhern nationalen Forderung? Ja, ich lebe mit Vielen der Hoffnung, daß gerade durch die Ergänzung der beiderseitigen Schulen, durch die geistige Durchdringung beider Richtungen in der Kunst etwas wahrhaft Großes und Vollendetes erreicht werden möge. Der Süden hat die Gestalt, er meißelt und zeichnet, die Niederlande malen. Dort geht man auf den idealen Styl, auf das große kirchliche und historische Bild aus; hier, wo die wirklichen Naturfarben sehr kräftig sind, wo der feuchte Boden tiefgrünes Weidegras und saftigen Baumwuchs erzeugt, wo das farbenschillernde Meer und die bunten Schiffe, Häuser und Trachten stets wirksame und doch durch den weichen Luftton gemilderte Gegensätze bilden — hier eifert man dem Farbenglanz der Erscheinung nach und gelangt zur höchsten Vollendung des Naturbildes. Die Belgen sind geübter und lebhafter in Auffassung der Natur in festumrahmten Bildern, bei größerer Leistung in der gesammten Kleinwirthschaft der Kunst; in ihren Kunstschulen ist die Farbe die höchste Leistung, und sie verstehn es besser als wir, der ganzen Beleuchtung die rechte Einheit zu geben, so daß

die Hauptfiguren ins wirksamste Licht, die Nebenfiguren ins untergeordnete Dunkel hineintreten. Ist doch in Rembrandt sein heimatliches Lichterspiel fast zum symbolischen Ausdruck des Naturkampfes zwischen Tag und Nacht geworden. Um aber in unsere geistig bewegte Gegenwart hinauszutreten, um die höhere Bildung, die bewegenden Ideen mit tragen und fördern zu helfen, dazu bedarf die Kunst auch der Grundlage freier gedankenvoller Thätigkeit, und diese findet bei deutschen Meistern durch ihre umfassenden Studien und Forschungen, ihre vielseitigen Hülfsmittel und gereifte Anschauung mehr Anbau und eine offenere Bahn als bisher in Belgien.

Doch nicht bloß in der Malerei, auf allen Gebieten der Kunst erwachen von neuem Wechselbeziehungen zwischen Belgien und Deutschland, und unsichtbar webt die Zeit durch tausendfache Kräfte und Triebfedern an dem geistigen Bande, das diese tiefverwandten Länder wieder aneinander knüpfen soll. Gerade dieser vielseitige Zusammenklang, diese mannigfachen Erinnerungen an die alte Verwandtschaft leisten Bürgschaft, daß wir es hier nicht mit einer vorübergehnden Erscheinung auf dem einen oder andern besondern Kunstgebiete zu thun haben; das Übereinstimmen vielerlei ernster geistiger Regungen zwischen zwei stammverwandten Nachbarländern trägt, fördert und befestigt auch das wechselseitige Verständniß zwischen ihnen, wie überhaupt, so für jeden besondern Zweig der Kunst. Von Dichtung und Gesang wird weiter unten die Rede sein. Hier will ich nur noch darauf hinweisen, wie die Sorge für Erhaltung der stolzen belgischen Baudenkmale gothischen Styls, wie überhaupt der Sinn und das Verständniß für die eigene deutsche Baukunst gleichmäßig in Belgien wie in Deutschland erwacht, ja dort noch allgemeiner und glühender geworden ist als bei uns. Fast in jeder belgischen

könne. Diesem Gefühl aber sollten wir herzhaft entgegenkommen, zumal auf dem Gebiete der Kunst eine Annäherung leichter anzubahnen ist als auf dem der Literatur, wo wegen Entfremdung der Sprachen zum Verständnisse vorher eine materielle Schwierigkeit beseitigt werden muß. Gewiß, wir müssen Wappers' Streben für Anknüpfung näherer Kunstbeziehungen zwischen Belgien und Deutschland mit inniger Freude begrüßen. Warum sollte die deutsche Kunst sich von der verwandten niederdeutschen abwenden und sich der befruchtenden Stralen erwehren, die noch immer von dem alten Brennpunkte der nordischen Kunst ausgehn? Entspricht nicht gerade diese Verbindung, keineswegs aber eine jämmerliche Eifersucht auf die vlämische Schule, einer höhern nationalen Forderung? Ja, ich lebe mit Vielen der Hoffnung, daß gerade durch die Ergänzung der beiderseitigen Schulen, durch die geistige Durchdringung beider Richtungen in der Kunst etwas wahrhaft Großes und Vollendetes erreicht werden möge. Der Süden hat die Gestalt, er meißelt und zeichnet, die Niederlande malen. Dort geht man auf den idealen Styl, auf das große kirchliche und historische Bild aus; hier, wo die wirklichen Naturfarben sehr kräftig sind, wo der feuchte Boden tiefgrünes Weidegras und saftigen Baumwuchs erzeugt, wo das farbenschillernde Meer und die bunten Schiffe, Häuser und Trachten stets wirksame und doch durch den weichen Luftton gemilderte Gegensätze bilden — hier eifert man dem Farbenglanz der Erscheinung nach und gelangt zur höchsten Vollendung des Naturbildes. Die Belgen sind geübter und lebhafter in Auffassung der Natur in festumrahmten Bildern, bei größerer Leistung in der gesammten Kleinwirthschaft der Kunst; in ihren Kunstschulen ist die Farbe die höchste Leistung, und sie verstehn es besser als wir, der ganzen Beleuchtung die rechte Einheit zu geben, so daß

die Hauptfiguren ins wirksamste Licht, die Nebenfiguren ins untergeordnete Dunkel hineintreten. Ist doch in Rembrandt sein heimatliches Lichterspiel fast zum symbolischen Ausdruck des Naturkampfes zwischen Tag und Nacht geworden. Um aber in unsere geistig bewegte Gegenwart hinauszutreten, um die höhere Bildung, die bewegenden Ideen mit tragen und fördern zu helfen, dazu bedarf die Kunst auch der Grundlage freier gedankenvoller Thätigkeit, und diese findet bei deutschen Meistern durch ihre umfassenden Studien und Forschungen, ihre vielseitigen Hülfsmittel und gereifte Anschauung mehr Anbau und eine offenere Bahn als bisher in Belgien.

Doch nicht bloß in der Malerei, auf allen Gebieten der Kunst erwachen von neuem Wechselbeziehungen zwischen Belgien und Deutschland, und unsichtbar webt die Zeit durch tausendfache Kräfte und Triebfedern an dem geistigen Bande, das diese tiefverwandten Länder wieder aneinander knüpfen soll. Gerade dieser vielseitige Zusammenklang, diese mannigfachen Erinnerungen an die alte Verwandtschaft leisten Bürgschaft, daß wir es hier nicht mit einer vorübergehnden Erscheinung auf dem einen oder andern besondern Kunstgebiete zu thun haben; das Übereinstimmen vielerlei ernster geistiger Regungen zwischen zwei stammverwandten Nachbarländern trägt, fördert und befestigt auch das wechselseitige Verständniß zwischen ihnen, wie überhaupt, so für jeden besondern Zweig der Kunst. Von Dichtung und Gesang wird weiter unten die Rede sein. Hier will ich nur noch darauf hinweisen, wie die Sorge für Erhaltung der stolzen belgischen Baudenkmale gothischen Styls, wie überhaupt der Sinn und das Verständniß für die eigene deutsche Baukunst gleichmäßig in Belgien wie in Deutschland erwacht, ja dort noch allgemeiner und glühender geworden ist als bei uns. Fast in jeder belgischen

Stadt herrscht in dieser Hinsicht Thätigkeit. In Antwerpen war man seit Jahren mit Herstellung der Thürme Unsrer lieben Frauen beschäftigt, dieses Meisterstücks von kühner Großheit und zarter Zierlichkeit, worauf das Auge voll Befriedigung unter dem tausendfach gestalteten Laubwerk umherirrt, das es vom Fuße bis zur Spitze bekleidet. Auch im Innern des stolzen Baues sind schöne Arbeiten ausgeführt nach den Zeichnungen Durlets und durch den Meißel Geerts'. Unter den Verjüngungswerken in Belgien verdient ferner die St. Gudulakirche mit vorangestellt zu werden. Ebenso ward das Stadthaus von Löwen dem nagenden Wurm des Verderbens durch einen umsichtigen Herbau entzogen und dieses echte Kunstjuwel zur Ehre Belgiens erhalten. Zugleich ist die Glasmalerei in Belgien wie in Deutschland wieder aufgelebt — die Vlamingen nennen Pluys von Mecheln den Wiederauffinder dieses Geheimnisses, das fast zwei Jahrhunderte schon im Grabe schlief — die Kirchenfenster und Rahmen bedecken sich wieder mit herzrührenden und glanzvollen Bildern, die der deutschen Kirche ihren kennzeichnenden Schmuck und jenes mystische Helldunkel zurückgeben, das so poetisch zum Gemüthe spricht und die Seele aufwärts richtet. Doch nicht bloß alte Kirchen wurden verjüngt und neu ausgeschmückt, sondern man baute auch ganz neue, wie die Kirche von Burgerhout bei Antwerpen (Entwurf und Zeichnung sind von Berckmans), und trug mit zum Beweise bei, daß der deutsche Kunstgenius auch im Kirchenstyl des neunzehnten Jahrhunderts seine Flügel schlägt und darin vielleicht Großes, dem vierzehnten Jahrhundert Würdiges hervorbringen würde, wenn die fromme Begeisterung die nöthigen Mittel dazu wieder herbeitrüge. Dieser in Belgien erwachte Kunsteifer beschränkt sich übrigens nicht auf die engen Grenzen des eigenen Vaterstaats, er dehnt sich nach dem Rhein aus, und

reicht den deutschen Brüdern die Hand. Fanden doch von jeher innigste Kunstbeziehungen zwischen den Landen um Rhein, Maas und Schelde Statt. Der in Köln geborne Rubens ward der belgische Malerfürst, und aus dem Haupte des Vlamings Geerhart von Sint-Truyen entsproß der Riesenentwurf zu dem Kölner Dome, dem erhabenen und sonst unerreichten Meisterwerke deutscher Baukunst. In Antwerpen hat sich ein Verein zur Förderung des Kölner Dombaues gebildet, damit Belgien wie zu der Begründung so auch zu der Vollendung dieses Wunderwerkes das seinige beitrage, und der alte Bruderbund im Geiste wieder erfrischt werde.

Belgiens wirthschaftliche und sociale Zustände; —

Gemeindewesen; Pauperismus in seinen Ursachen und Heilmitteln; die Landbevölkerung.

Was löst die menschlichen Räthsel anders als Gerechtigkeit die in Liebe wurzelt? Es lohnt nicht alles umzustürzen, um eine Tyrannei durch die andere zu verdrängen; die Freiheit besteht nicht darin, daß dieser an jenes statt herrscht, sondern darin, daß Gerechtigkeit waltet.

Belgien behauptete zu verschiedenen Zeiten, zum Theil noch heut, ein gewerbliches Übergewicht auf unserm Festlande. Wie schon früher angedeutet, verdankt es dasselbe weniger dem Überflusse seines Bodens und seiner Mineralschätze, woraus man auch wohl das Übergewicht Englands gar zu nüchtern erklären will, als vorzüglich dem Fleiße, Unternehmungsgeiste, der Ausdauer und Willensstärke seiner Bewohner. Diese Eigenschaften haben Belgien stets eine gewisse Wohlhäbigkeit und tüchtige Zustände selbst unter vielen traurigen Wechselfällen des Staats erhalten. Wir haben die belgische Kulturgeschichte bis auf ihren Höhepunkt

im sechzehnten Jahrhundert begleitet, von welchem dann ein lange fortwährender Abgang statt fand, wenigstens im Verhältniß zu den Fortschritten anderer benachbarten Staaten, besonders solcher wo Freiheit in Staat und Kirche herrschte. Es war eine traurige düstere Periode mit wenigen Lichtpunkten, die mit den beiden unglücklichsten Jahrhunderten der deutschen Geschichte zusammenfällt. Die Ursachen des Rückgangs waren mannigfach. Die deutsche Schwäche, Mangel an Einheit, war auch die Schwäche Belgiens. Zwar erfreute es sich einer größern Einheit als viele andere deutsche Landschaften unter der Regierung eines Erbfürsten, während z. B. die im Handel rivalisirenden Hansestädte ganz ohne Territorialzusammenhang blieben; jedoch stand es darin gegen andere Staaten zurück, und die Schattenseite des auch ihm angebornen Provincialismus trat immer stärker hervor. Wie unter den Grafen und Herzögen, so hörten die innern Streitigkeiten auch unter dem spanischen und österreichischen Hause nicht auf. Die demokratische Gemeindefreiheit suchte sich ohne Grenze und Zaum geltend zu machen und hinderte die Unterordnung unter das Ganze; der Lokalgeist wucherte. Die Städte entbrannten in Eifersucht: Brügge will z. B. seinen Privilegien ähnliche nicht auch Eckloo zugestanden wissen, dieses jenem den Zugang zum Meere verweigern; Mecheln erhebt sich gegen Brüssel für besondere Rechte, Antwerpen gegen Mecheln, und Brügge gegen Antwerpen. Selbst in einer und derselben Gemeine stemmt sich die Eifersucht der Gewerbsgilden untereinander der Solidarität ihrer Glieder entgegen. Das eine Volk zerfiel fast in eben so viele Bruchtheile als es Individuen und Eigenthümlichkeiten gab, die nebeneinander gestellt blieben und fast nie zu großen allgemeinen Zwecken einig waren, weil in Wirklichkeit keinem höhern Ganzen unterthan. Belgien ist in mehr als einem Sinne das Opfer

des deutschen Partikularismus geworden. Aus Mangel an organischem Zusammenhang und Kohäsion verstand es seine Gewerbsamkeit und seinen Handel damals nicht auf einer festen dauerhaften Staatsgrundlage aufzuführen, die nöthig gewesen wäre, um den Stürmen der Zeit zu widerstehn. Hieran waren indeß nicht bloß die innern Verhältnisse Schuld, sondern auch fast eben so sehr die äußern und die Lage des Landes. Wie glücklich war das von der See umflossene und beschützte England, dessen Boden Jahrhunderte lang kein Feind mehr zertrat, gegenüber Belgien, dessen Ebenen den Tummelplatz für alle europäischen Kriege bildeten! Dort fochten Vläminge und Franzosen Jahrhunderte lang, und auch dann blieb der Boden eines der großen Schlachtfelder, auf dem Spanien, Frankreich, England, Österreich ihre Zwiste entschieden, wie die Traktate von Nimwegen, Utrecht, Riswyk, Gent, Breda, Achen &c. bezeugen.

Karl V. hatte der innern Zersplitterung und Zwietracht kräftig zu wehren gesucht, ja das mit der Zeit allein wirksame Mittel dagegen wohlbedacht ergriffen: er substituirte den Provincialständen der einzelnen Landestheile die hochwichtige Institution der Generalstaaten oder allgemeinen Reichsstände, und arbeitete überhaupt auf Einheit der Verwaltung und Einigung der Gerichtsnormen und der Landesanliegen hin. Dieses wohlthätige Bestreben unterbrachen zum Unglück für die Größe des Landes die Religionszwiste, und Karls V. Nachfolger, zumal Philipp II., handelten in einem ganz andern Sinn: sie wollten die Einheit des Staats sowie die der Kirche durch Erdrückung aller ständischen Rechte, durch Vernichtung der Freiheit, die doch allein zur wahren Einheit führt, äußerlich erzwingen. Das Institut der Generalstaaten kam daher vorerst nur in dem sich losreißenden Nordniederland zur vollen Entwickelung. Die Störung des kirchlichen Friedens oder viel-

mehr die Unterdrückung der Glaubensfreiheit ward aber Belgiens eigentlicher Unstern. Weil der Religionskampf in Südniederland nicht bis zur Freiheit durchgefochten wurde, mußten daraus zahlreiche Auswanderungen (besonders während des siebenzehnten Jahrhunderts) entspringen, welche den Spaniern seit den Zeiten Ferdinands des Katholischen und der heiligen Inquisition in der Gewohnheit lagen, und die Schiller auf eine volle Million Menschen schätzt. Nach Holland, Rheinland, England gingen Handwerker und Künstler; Amsterdam bewilligte jedem belgischen Weber 200 Gulden; England schreibt von der Übersiedelung vlämischer Tuchweber seine Überlegenheit in diesem auch für die Landwirthschaft so hochwichtigen Gewerbzweige her, die es mit seiner gewöhnlichen Ausdauer schon zweihundert Jahre vergeblich erstrebt hatte. Und dennoch blieb das unverwüstliche Belgien bis auf den heutigen Tag ein industrieller Sporn Englands wie der Kontinentalländer!

Furchtbar waren die Krämpfe, welche während der langen Religionswirren in den Eingeweiden Belgiens wühlten. Um davon einen rechten Begriff zu bekommen, muß man die im Jahr 1839 von Blommaert herausgegebene Vlaemsche Kronyk oder Dagregister des Ph. de Kempenare lesen, worin dieser alle Genter Begebenheiten von 1566 bis 1585 verzeichnet hat — eine um so wichtigere Quelle für die Geschichte des niederländischen Freiheitskrieges, als Gent in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts der Mittelpunkt aller politisch-kirchlichen Bewegungen und Listen war, durch welche die Niederlande so tief erschüttert und gleichsam neugeboren werden sollten. Die Geschichte der Genter Demokratie in jener Zeit, wo diese Stadt noch die reichste und bevölkertste der gesammten Niederlande war, bietet eines der merkwürdigsten Schauspiele dar. Während das reformirte Element

im deutschen und das katholische im wälschen Niederland sich unversöhnlich entgegensetzten, entspann sich in und um Gent ein heftiger Kampf, der nur durch die unsinnigsten Ausschweifungen und Übertreibungen der reformirten demokratischen Partei zum Siege der katholischen Partei führte. Schlag folgte dann auf Schlag.

Der westfälische Frieden erkannte die vollständige Unabhängigkeit der Republik der niederländischen Generalstaaten an. Der vierzehnte Artikel dieses Vertrags bestimmte, der durch ihre fanatische Zerstörungswuth selbst ohnmächtig gewordenen spanischen Regierung zum Hohne, dem Lande zum Unheil, die Sperrung der Schelde durch Holland; Antwerpens Hafen verödete für fast zweihundert Jahre, und der Reichthum der alten Welthandelsstadt ging an ihre Nebenbuhlerin Amsterdam über, die Kunst mit ihm. Holland herrschte nun auf der See durch seine Schiffe, auf dem Lande durch seine Kunst, seine klassische Wissenschaft und Literatur, durch seine politische und religiöse Freiheit. Indeß traten um diese Zeit die großen Nationalstaaten mächtig wetteifernd hervor, zumal England, dessen politische und gewerbliche Entwickelung bereits auf eine zukünftige Weltherrschaft hindeutete. Unter den germanischen Staaten erlangte England die größte Einheit bei innerer Freiheit: der aus dem Bedürfnisse hervorgehnde Geist der Einheit, getragen nicht von einem absoluten König wie in Frankreich, Spanien und anderwärts, sondern von einer sich glücklich entwickelnden Reichsverfassung, hat das System begründet, auf welchem Englands industrielle und politische Überlegenheit beruht. Unter den großen Nationalstaaten führte England zuerst eine Staatswirthschaft und eine auf festen klaren Grundsätzen beruhende Handelspolitik durch. Bisher hatte gleichsam die Gewohnheit Märkte für Halbfabrikate und fertige

Waaren, wie für Rohstoffe geschaffen und erhalten; Jahrhunderte lang benutzte man sie, ohne wesentliche Veränderung oder Eifersucht. Doch weckte der nach damaligem Geldwerthe riesenhaft angewachsene Reichthum jener alten Stapelplätze des Handels- und Gewerbverkehrs allmählich den Neid der größern Nachbarn; England wollte seine Wolle im eigenen Lande verarbeiten und nicht mehr von den Belgen abholen und verweben lassen, um ihnen dann die Tücher theuer abzukaufen; doch wußte Kaiser Karl V. seine Erblande noch gegen die damals schon feindselige Nebenbuhlerei Englands zu schützen. Mehr und mehr aber suchten die großen Staaten die Rohstoffe sowie die Fabrikate daraus, durch Monopole und Verbote, oder durch Besteuerung fremder Einfuhr geschützt, selbst zu erzeugen; einerseits entstand das Mauthsystem mit seinen Schranken, Hemmnissen und wenigstens augenblicklichen Vertheuerungen, andrerseits aber ein reger fördernder und erziehender Kampf zwischen der noch jungen einheimischen Erzeugung und den frühern Erzeugern des Auslandes, wobei Landwirthschaft und Gewerbe erstarkten und die Erzeugung in unendlichem Fortschritt sich mehrte und verwohlfeilte, zu Gunsten aller Bevölkerungsklassen wie des Staats selbst.

Aus dem großen kommerciellen Wettkampfe der europäischen Völker in jenen Zeiten treten zwei wichtige Thatsachen hervor. Einmal gehn Industrie und Handel aus den südlichen, katholisch gebliebenen Ländern, deren Bevölkerung wie ermüdet und erschlafft zurückbleibt, ja zum Theil verarmt, mehr und mehr über in die nördlichen protestantischen Staaten, deren Völker mit der durch die Reformation erlangten größern Freiheit zugleich unternehmender, rühriger, beweglicher zu werden scheinen, jedenfalls die Sache der Industrie und ihre Fortschritte beharrlicher zu Gunsten

ihrer Macht und ihres Reichthums festhalten. Sodann erlangen die Nationalstaaten in ihrer großartigern umfassendern Entwickelung der Arbeit und Macht allmählich das ihren Kräften entsprechende, natürliche Übergewicht über die kleinern Staaten, die nur Bruchtheile großer Nationalitäten darstellen. In beiderlei Beziehung befand Belgien sich in ungünstiger Lage, wenn es auch nicht auf die Stufe sank, wo ein Volk in stumpfem Hinbrüten sich der Gegenwart entfremdet und selbst nicht mehr die Fasen der Fortschritte und Zustände glücklicherer Nachbarn mit patriotischer Eifersucht beobachtet.

Die französische Revolution hat dieses Mißverhältniß zwischen dem Süden und Norden, zwischen den katholischen und protestantischen Landen zum Theil wieder verbessert, und ihre weiteren Wirkungen, die südlichen Volksgeister immer mehr aufweckend, scheinen das alte Gleichgewicht allmählich wieder ganz herstellen zu sollen. Denn wiewohl von allgemeinem Charakter, da sie selbst England nicht ganz unberührt gelassen, hat die französische Revolution doch in Europa wie in Amerika mehr die südliche und katholische Welt aufgeschüttelt als die nordische und protestantische, hat sie weit tiefere Spuren und Umbildungskeime in jener hinterlassen als in dieser; kurz, sie ist in mancher Hinsicht das für die südlichen Länder gewesen, was die Reformation für die nördlichen war, ungeachtet der Einfluß beider großen, erfrischenden Weltbewegungen sich natürlich zu keiner Zeit bloß auf den einen oder andern Theil beschränkte. Die französische Revolution, dieser allgewaltige Rückschlag gegen alles, was in den letzten Jahrhunderten zur Bekämpfung und zur Fesselung des *reformatorischen* Prinzips in Staat und Kirche war festgestellt worden, hat vornehmlich in den katholischen Landen die Bahnen der Freiheit und des Fortschritts wieder geöffnet, vor-

nehmlich dort die Geister aufgerüttelt, die Vaterlandsliebe, den regen Fleiß und Unternehmungsgeist, den muthigen intelligenten Wetteifer auf den Bahnen der Macht wieder aufgerufen, dort vornehmlich überall auch die Keime der staatlichen Wiedergeburt ausgestreut.

Dies zeigt sich auch in Belgien, dessen Wiederverjüngung in Staat und Freiheit, in Kunst und thätigem Leben seit jener Zeit aufzukeimen beginnt. Was dafür, sowie zur Aufmunterung von Gewerben und Handel schon unter Maria Theresia und Kaiser Joseph II. im Einzelnen auf bürokratischem Wege geschehen ist, verschwindet völlig gegen die neuere Entwickelung Belgiens in Folge der Aufregung und Erfrischung des Volksgeistes selbst. In Vergleich hiermit sind auch die immer zweideutigen Wohlthaten Napoleons, der übrigens die Wichtigkeit dieses Landes wohl erkannte, geringfügig; er eröffnete die Docken von Antwerpen, verbesserte die Häfen von Ostende, Blankenberg, Neuhafen, ließ durch Kanäle die Schelde mit der Seine und im Plan mit dem Rhein vereinen, die Oise über Brüssel mit der Schelde. Auch war die Kontinentalsperre Belgien, das im großen Seehandel nicht viel mehr zu verlieren hatte, nicht verderblich wie Holland und anderen vorzugsweise seefahrenden Staaten und Städten; verschlossen sich die Zugänge zu der neuen Welt, so öffnete sich ihm dagegen das Abendland, Napoleons Reich, und unter dem Verbot- und Sperrsystem nahmen seine Manufakturen einen neuen, wiewohl künstlichen Aufschwung. Die höhere Entwickelung beginnt erst mit der Wiedervereinigung mit Nordniederland unter freisinnigen politischen Institutionen und dem im Ganzen wohlwollenden und für die Volkswohlfahrt eifrig besorgten holländischen Regiment. Es war die wichtige Bildungs- und Übergangsperiode Belgiens zu einer selbstständigen Staatsgestaltung

— der Erfüllung eines alten, seit dreihundert Jahren im Lande vielfach genährten Wunsches. Dieser Wunsch, im Bunde mit andern Anliegen, war stärker als das mehr materielle Band, welches die niederländische Regierung für stark genug hielt, die beiden Theile in einem Verwaltungskörper zusammenzuhalten, und das lediglich in einem auf Ermunterung der belgischen Industrie wohlberechneten Handels- und Schifffahrtssystem bestand, nicht eben zu Gunsten Nordniederlands. Mit diesem Bande zerrissen die Belgen allerdings eine Menge für ihr Bestehn wichtigen Handelsvortheile, und es bedurfte bewundernswerther Anstrengungen des jungen Staats, um auf eigenen Füßen stehn zu können und nicht den schwierigen Verhältnissen zu erliegen.

Verweilen wir einen Augenblick bei seinen ersten und treuesten Bundesgenossen — es sind sinnreiche Erfindungen, Mittel und Hebel der allgemeinen Kultur. Von den beiden denkwürdigsten Begebenheiten des Jahres 1830, die sich für kein Land so folgenreich bewiesen als für Belgien, erscheint das Rollen des ersten Dampfwagens noch von wichtigern nachhaltigen und universellen Folgen als die Juliusrevolution. Unscheinbare Triebfedern helfen oft gewaltige Erscheinungen vorbereiten. Die Buchdruckerkunst, der Kompaß, das Pulver — Erfindungen fast zu schwer für ein Jahrhundert — haben die Mittel, wenn auch nicht Grund und Anlaß, zu all den mächtigen sich drängenden Bewegungen, Umgestaltungen und Fortschritten der folgenden drei Jahrhunderte gegeben, die keine einzige Erfindung aufzuweisen haben, die verdient, ihnen in Großartigkeit der Wirkungen an die Seite gesetzt zu werden. Die Dampfmaschine ist die vierte Erfindung von welthistorischer Bedeutung, die Begründerin der Maschinenmacht, die äußere Triebfeder einer erst im Beginn begriffenen Umwälzung, die von Gewerben und Erzeugung sich auf das ganze

gesellschaftliche Leben ausdehnen wird. Mit ihrer Hülfe schwinden die Entfernungen, die Menschheit wächst zu einem lebendigen Körper, dessen Blutlauf, Schmerzen und Freuden überall fast zugleich gefühlt werden. Jedes geistige Bedürfniß einer Zeit sucht die Form, durch welche es in die Erscheinung treten kann; zu diesen Formen gehören die tief eingreifenden Erfindungen, die nicht zufällig gemacht werden, sondern nothwendige Zeitbegebenheiten sind. Wie die Reformation der Druckpresse bedurfte, so kann die Dampfmaschine erst die Zwecke der Revolution erfüllen. Soll die Entwickelung der Ideen nicht die Wirklichkeit wirr und gähnend hinter sich zurücklassen, so muß auch die materielle Erzeugung und Verbindung endlos vermehrt werden: Waare, Wort und That wollen mit Blitzesschnelle von Land zu Lande, von Pol zu Pole gehn. Die Menschheit hat, ungeachtet der unendlichen Mannigfaltigkeit ihrer Gliederung, das Bedürfniß, sich selbst als ein einiges Bewußtsein zu fassen, das nach Befreiung ringt; daher muß ein Blutstrom sie durchziehen, ein Pulsschlag sie bewegen, jede Errungenschaft muß sich ihr mittheilen, jeder Druck, jeder Schlag, von wo ausgehend, sie wie Ein Wesen durchzucken können. Diesem Zwecke dient der Dampfer, ein wichtiges Glied in der Kette von Ursache und Wirkung der Weltentwickelung. — Das Wesen jeder nützlichen Erfindung besteht aber darin, daß sie Zeit und Kräfte, besonders menschliche, erspart oder wirksamer macht. Je mehr die Menschen mit denselben Mitteln hervorzubringen im Stande sind, desto wirksamer, mächtiger, reicher, gebildeter und freier werden sie. Jene großen Erfindungen zeichnen sich auch hierin vor allen andern aus: mit dem Kompaß durchschneidet der Kauffahrer die Meere, die gefährlichen und langwierigen Küstenfahrten abkürzend; mit dem Pulver wirkt der körperlich Schwache dasselbe wie der Starke; die Presse

ersetzt Millionen mal Millionen Schnellschreiber; die Dampfmaschine erspart Unermeßliches nach jeder Richtung. Anders ausgedrückt, sie sind wirksamere Mittel der Bewegung; das Pulver beflügelt das schwere Blei, der Kompaß erlaubt dem Schiffer, Wind und Dampf mit schwellenden Segeln zu benutzen, die Presse bildet die Schwingen des Worts und der Rede, die Dampfmaschine ist ein Triebrad nicht bloß der Industrie, sondern der ganzen Entwickelung, sie bewegt geistige wie körperliche Dinge.

Indem Belgien, allen Kontinentalstaaten voranschreitend, sich der neuesten Erfindung des schaffenden Geistes auf eine kühne und großartige Weise bemächtigte, erwuchsen ihm daraus die wichtigsten Vortheile für sein staatliches Bestehn. Einmal befestigte es durch das Eisenbahnnetz seinen innern Zusammenhang, seine innere Einheit; sodann sicherte es, dem Zeitbedürfnisse so bald und vollständig entsprechend, seine staatswirthschaftliche Zukunft, und legte dadurch den Grundstein zu dem Aufbau seiner Unabhängigkeit; ferner brachte es sich in die Gelegenheit, die Vortheile seiner natürlichen Lage geltend und den darin liegenden Schatz flüssig zu machen. Vorzüglich aber stärkte es das moralische Selbstgefühl des jungen Staats, griff der Hoffnung, dem Selbstvertrauen des Volkes kräftig unter die Arme und gab ihm einen nationalen Schwung.

Dieses war für Belgien um so wichtiger als es, wie vormals das vereinte Königreich der Niederlande, volklich gespalten ist und einen innern Gegensatz birgt, der, bei näherm Ansehen, sich als tief schneidend darstellt. Die belgische „Nationalität“ war Anfangs, wo nicht eine Täuschung, doch bloß ein Begriff, der seine Realität noch nicht gefunden hatte. Diese Realität kann dort, wo die Volksbestandtheile verschieden sind, aber nur der Staat geben durch etwas Gemeinsames, das dieselben über

dem Rassengegensatz zusammenhält und welches dort daher ein Gebot der Noth wird. Vor allen Dingen gehört politische Freiheit dahin und eine Verfassung, die auf dem Grundsatze der vollkommen gleichen Berechtigung beider Volkseigenheiten beruht, und unter deren Schutze jeder Theil sich wohnlich fühlt, weil er freien Spielraum und volle Befriedigung findet. Der volkliche Gegensatz geht alsdann in einem höhern politischen Gemeingut, in umfassenden und tiefgreifenden Gemeinanliegen auf, und diese gemeinsamen Güter und Anliegen ersetzen die Einheit der Abstammung. Dahin ist es inzwischen noch lange nicht in Belgien gekommen, wie wir in den folgenden Abschnitten sehen werden; obwohl nicht zu läugnen, daß es während der siebenzehn Jahre seiner selbstständigen Entwickelung schon manchen Einschlag zu solchem Band gethan hat, und daß es nur noch wenige Belgen geben dürfte, die das Gewirkte wieder zerreißen möchten oder Neigung spürten, sich in Frankreich oder Niederland zu verlieren.

Jener Gegensatz wird durch Verschiedenheit der Natur, Gesittung und Industrie noch verschärft. Ja, der Wallone hat seine eigenthümliche Bedeutung vorzüglich in der besondern, mit der Natur und den Schätzen seines Berglandes verwachsenen Betriebsamkeit. Daß er in diesem Lande festsitzt, beweist die trotzige Einklemmung des wallonischen Keils ganz zwischen deutschen Gebieten seit Jahrtausenden. Überall findet man, daß bedrängte Völker den Kern ihrer Eigenheit am längsten im Gebirg behaupten. Berge, Eilande und Küsten halten ihre Bewohner am meisten fest, auf Bergen und See'n ruht etwas Geheimes, was den Menschen an sie fesselt, die Traulichkeit und Heimlichkeit, was der Schweizer das Heimelnde nennt. Die Basken haben in den Westpyrenäen Jahrtausende lang dem herrschenden Einflusse mächtiger Reiche und erobernder Völker widerstanden; die

Griechen haben im Gebirgslande manchen Zug ihres Volksthums mit der Sprache vor den drängenden Slaven und türkischer Gewalt gerettet. Als die Slaven das platte Land im östlichen Deutschland eingenommen, an der Elbe hinauf in Böhmen und in Sachsen weit an der Saale hinauf vorgedrungen waren, blieb das Bergland zwischen ihnen, blieb das Erz- und Fichtelgebirge, ja selbst das Riesengebirge wahrscheinlich meist von Deutschen bewohnt; was die spätere Wiederverdeutschung des Landes erleichterte. Gebirgsland mit seinem oft versteckten Gewerbfleiß und Wohlstand reizt weniger durch Bequemlichkeit und Reichthum, weit schwieriger wird Eroberern seine Behauptung. So gewannen die Galen mit ihrer Oil-Sprache, einem der ältesten gälisch-französischen Dialekte, der oft laut nach der Gallier Art doch nicht übel klingt, dem eigentlichen Franzosen unverständlich, im Gebirgslande der Maas und in den Ardennen immer wieder die Oberhand. Während der Vlaming ganz die germanischen Stammzeichen hat, helles Haar und Augen, weiße blutvolle Haut, zeichnen den Wallonen schwarzes Haar, dunkle Augen, braune Haut aus; jener ist stämmiger und ausdauernder, dieser gelenkiger und rascher. Nichts Lieblicheres kann man sich denken als die Kinder der Vlamingen mit ihren Engelköpfchen, der blendend weißen Haut, dem zart angehauchten Roth der Wangen und dem goldigen reichen Haare; dagegen machen die Kinder der Wallonen mit dunkler Hautfarbe und unregelmäßigen Gesichtszügen einen unvortheilhaften Eindruck; doch zum Jüngling und zur Jungfrau gereift, bekommen die Züge der Wallonen mehr einen bestimmten Ausdruck und bilden sich überhaupt anziehend aus. Die vlämischen Frauen behalten die zarte reine Haut länger als die Männer, die das Weiche auch weniger gut kleidet, und es gibt unter ihnen, namentlich in Brügge und Antwerpen, wahre

Ideale von Sanftheit und Lieblichkeit; die Wallonin ist selten schön, doch der zierliche Wuchs, die rasche Bewegung, das feurige Auge verleihen ihr oft hohen Reiz. Die Belgin ist durchweg eine rüstige musterhafte Wirthin und tugendsame Hausfrau; doch ist die häusliche Reinlichkeit im Norden ungleich größer als im Süden, nur dort besonders findet man alles von dem weißen Linnen des Tischtuches bis zum messingenen Knopf an der Thürklingel stets von Sauberkeit leuchtend. Die französische Pensionserziehung der Mädchen aus den wohlhabendern Klassen ist verderblich; Conscience hat sie in seinen vlämischen Erzählungen treffend beleuchtet und bekämpft. Der Handelsgeist ist auch den vlämischen Frauen angeboren, sie walten mit großem Ernste in der Schreibstube wie im Ausschnittsladen; unter den arbeitenden Klassen beschäftigen sie sich hauptsächlich mit sitzendem Fleiße, Spinnen, Weben, Spitzenklöppeln. Die wallonischen Weiber verrichten schwerere Arbeiten, auf dem Felde, im Walde, sie tragen in Lüttich, sprichwörtlich die „Hölle der Frauen", Kohlenlasten und ziehen Schiffe, wie Sklaven der Männer. Vermischung beider Volksbestandtheile findet häufig statt, zumal in Brabant, und unter allen Städten am meisten in Brüssel, wo auch zahlreiche fremde Ansiedler durch die bequeme Lage im Mittelpunkt Europa's, das üppige, wohlfeile und freie Leben Belgiens herbeigelockt werden; dort findet man auf jedem Schritt den Gegensatz von schwarzen Haaren und hellen Augen, dort nur hört man jenen unverständlichen Jargon aus deutschen und französischen Wörtern gemengt. Doch haben darum die Abneigungen, Vorurtheile und Neckereien zwischen dem Volke beider Stämme, die oft zu blutigen Raufhändeln ausarten, nicht aufgehört. Sie haben eine Menge Spitznamen füreinander, besonders stark im Schimpfen ist der Vlaming; ihm fehlt überhaupt die gute deut-

sche Grobheit nicht, die der Wallone plump findet, und unter seinen verächtlichen Sprüchwörtern ist das „wat walsh is, valsh is“ noch ein glimpfliches. Das alles hindert jedoch nicht, daß die „harten Köpfe von Flandern“, wie Karl V. sie nannte, und das „böse Blut von Lüttich“, wie Karl der Kühne sich ausdrückte, recht gut zusammen im Staate passen, da Liebe zum Herde und Gemeindewesen, Eifersucht auf ihre Freiheit und ein tiefes Rechtsgefühl bei beiden Stämmen ein Grundzug geworden ist, der sich fast zu einem Nationalcharakter erhebt.

Gewöhnlich zeichnet Gebirgsgegenden welche ihre alte Volkseigenheit zwischen fremdem Einflusse bewahrt haben, reger Gewerbfleiß aus; schon die Noth zwingt sie dazu. Soll ich an die Landschaften vom Fichtelgebirge bis an die Sudeten oder an die baskischen erinnern, obwohl letztere jetzt meist spanisch reden? Welch ein Fleiß, gegründet auf unerschöpflichen unterirdischen Schätzen, blüht in dem wallonischen Maasthal, das von Stollen unterhöhlt ist! Unvergeßlich bleibt mir, als ich zum ersten Mal von der Höhe in das Thal bei Lüttich hinabschaute; — jetzt kömmt man gewöhnlich auf der Eisenbahn durch das reizende, felsenreiche Vesderthal an. Es war eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang an heiterm Tage. Lang hin an der silberglänzenden vielgewundenen Maas dehnte sich die Stadt, von Rauchwolken, die aus tausend Feueressen dieser belgischen Metropole der Schmiede aufquollen, wie von halbdurchsichtigen Schleiern umhüllt. Schiffe, theils bedampft, theils besegelt, schwammen munter auf- und abwärts; soweit der Blick reichte, war alles belebt. An Hügeln aufwärts zieht sich mancher Stadttheil, so mit den Vesten auf den Höhen über Rauch und Dampf ragend, worin die Stralen der Abendsonne, das ganze lebensreiche Bild verklärend, sich farbenreich brachen. Hier empfängt man sogleich den Eindruck

einer großartigen vielseitigen Fabrikthätigkeit; der Besuch der sehenswerthen Fabriken in und um Lüttich erfordert Wochen. Andere belgische Städte, wie namentlich Brügge, sind schöner, stolzer, schmucker, an Kunstwerken reicher, als Lüttich, keine ist gewerbthätiger, keine reizender gelegen, oder man möchte den Wogen der seearmbreiten Schelde bei Antwerpen den Vorzug als Naturschauspiel geben. Der Lütticher Gewerbsleiß ist kein entnervender, zum Sitzen oder zum Aufenthalt in dumpfen Fabrikräumen verdammender, vielmehr der stählende, der aus bergmännischem Betrieb und Eisenverarbeitung hervorgeht; Kohlen und Eisen sind seine Hauptfactoren, und die tiefen Schachte, die Stollen und Gänge ziehen sich selbst unter die Stadt wie unter die Maas hin. Berühmt sind die Lütticher Eisenarbeiter, zumal die Büchsenmacher und Nagelhauer; sie besitzen meist, wie der Schmied in Mark und Berg um Ruhr und Wupper, wo sich ganz verwandte gewerbliche Verhältnisse finden, eine eigene Werkstatt und ernähren eine Familie; die Gewerbefreiheit hat die Büchsenschmiede nicht hindern können, sich wiederholt gegen die Ausführung des Planes aufzulehnen, Gewehrfabriken im Großen auf Actien anzulegen, in der Furcht sie möchten dadurch von den Fabrikherren abhängig werden. Wie abwärts von Lüttich nach Mastricht bis in die niederdeutsche Ebene, ist das Thal aufwärts bis Namen anmuthig, hier nur grotesker und belebter. Doch entspricht diese Strecke bei weitem nicht der großartigen Romantik des Rheinthals von Bonn bis Bingen, so wenig wie das Gewächs an den Geländen des Maasthals, das man auch Wein heißt, dem rheinischen gleichkömmt. Besondere Reize bietet die Landschaft um die Stadt Huy mit ihrem befestigten Schlosse, der Brücke über die Maas und einzelnen aus dem Baumgrün leuchtenden Felspartien; auch reift in den Weinbergen

daselbst die schmackhafteste Traube. Tacitus berichtet in seiner Lebensbeschreibung Agricolas, der 96 Jahre nach unserer Zeitrechnung starb, daß dieser römische Feldherr bereits Weinstöcke nach Belgien verpflanzt habe, und zwar in dieselbe Gegend, wo diese (wahrscheinlich in Persien urheimische) Pflanze noch heute gedeiht und ihr Anbau auch durch die Kapitularien Karls des Großen unter dessen Augen gefördert worden ist. Bei Namen, nur etwa sechs Meilen Maas aufwärts von der französischen Grenze gelegen, vereint sich die Sambre mit dem Hauptfluß, der sich dort wendet; bis Namen nämlich läuft die Maas nördlich, wendet sich hier östlich bis Lüttich in die Spitze des wallonischen Keils (Herstal), und fließt sodann wieder in nördlicher Richtung der Waal zu. Verläßt man das Maasthal bei Namen, sich nördlich gen Brüssel wendend, so gelangt man gleich nach Überschreitung der waldigen Höhenreihen auf die offene brabantische Ebene mit milden Hügelwellen, wo der Menschenschlag wieder deutsch wird. Auf dem Schlachtfelde von Waterloo (welcher vlämische Name Dickicht oder Gebüsch am Wasser, wie es denn in Niederland viele Loo gibt, nicht „Wasser-l'eau" bedeutet) steht auf einem künstlichen Kegelberg ein kolossaler goldener Löwe: alles Land, was er stolz überschaut, spricht schon niederdeutsch. Immer ebener wird die Gegend, Brüssel selbst liegt an den letzten sanften Hügelabhängen, auf deren Höhe sich die vornehme französische Hofstadt breit macht; weiter bis Antwerpen ist durchaus flaches, reiches Korn-, Garten- und Wiesenland, doch ist das üppige Grasland erst über dem Moorgrunde in Nordniederland und Friesland vorherrschend, Belgien erzeugt für seinen Bedarf nicht einmal genug schweres Vieh. Welch eine Menge altberühmter reicher Städte voll Kunstdenkmale erheben sich auf dieser Ebene! Welche Regsamkeit, welcher Fleiß auch dort! Eine kräftige Bevölkerung bestellt den seit lan-

gen Jahrhunderten wohlgepflegten verbesserten Acker mit musterhafter Umsicht; dieser entwickelte Ackerbau und der rege Gewerbfleiß, die sich überall gegenseitig am mächtigsten unterstützen, versorgen das Land, troß der dichten Bevölkerung in dem größeren nördlichen Theil, selbst reichlich und wohlfeil mit den meisten Bedürfnissen zur Nahrung, Kleidung, zu Hantierungen. Obwohl Belgien in seinen jeßigen Grenzen, nach Rückgabe der kornerzeugenden deutschen Theile von Luxemburg und Limburg, nicht genug Getreide mehr für seinen vollen Bedarf erzeugt, fast im Verhältniß wie England; so besteht sein Reichthum doch immer vorzüglich im blühenden Bodenbau und in dem innigen Verbande desselben mit seiner Industrie: hierin ist lediglich der Grund davon zu suchen, daß alle ungünstigen Umstände der letzten drei Jahrhunderte, der Verlust des großen Handels, das Herabkommen der meisten vlämischen und brabantischen Städte doch das Land noch nicht in Armuth gebracht haben. Dort kann man lernen, von welcher nachhaltigen Wohlthat die eigene Hervorbringung aller daheim erzeugbaren Rohstoffe, deren eigene Verarbeitung und Veredlung, also die vollkommene Verschwisterung des Bodenbaues mit den Gewerben für ein Land sein kann, wie eben hierauf die naturgemäße, daher gedeihlichste, haltbarste und nicht leicht zu kränkende Entfaltung des gesammten schaffenden Landesfleißes beruht. Bei einer solchen gewerblichen Entwickelung, in welcher die verschiedenen Erzeugungszweige sich das Gleichgewicht halten, wird der Staat zwar zu einem industriellen, das ist mit Verstand zur gemeinen Wohlfahrt arbeitenden Staat, aber nicht zu einem einseitigen Industriestaate, und braucht er, bei sonst gesunden Zuständen, Pauperismus und Proletariat von der Entfaltung der Industrie nicht zu befürchten. Belgien ist von diesen Übeln leider nicht frei, weil es andere wunde Stellen hat.

Unter der holländischen Regierung hatten die Gewerbe, namentlich im vlämischen Belgien, einen ungewöhnlichen Aufschwung genommen, in Gent erwuchsen blühende Baumwollenmanufakturen, Antwerpen und Ostende führten einen ausgedehnten See- und Kolonialhandel; auch das Lüttichsche blühte zusehends auf. Die holländischen Kolonien erweiterten Belgiens Schiffahrt und Seehandel, und boten, wie das Mutterland selbst, den Erzeugnissen seines Fleißes, namentlich den vlämischen Linnen- und Baumwollenwaaren sichern Absatz. Durch die Trennung von Holland wurden alle diese Anliegen aufs empfindlichste gekränkt: die holländischen Ostindienfahrer zogen sich aus Antwerpens Hafen zurück und trugen den Haupttheil des dortigen Verkehrs mit nach Rotterdam und Amsterdam; Ostende's Seefahrt schmolz wieder zu Null, seit mehreren Jahren hat es keine Ostindienfahrer gesehen, obschon es, bei guten Hafenanlagen, doch immer 25 Fuß Wassertiefe für den Einlauf mit der Flut in den Binnenhafen bietet und sowohl durch einen breiten, 18 Fuß tiefen Kanal als auch durch Eisenbahnen in Verbindung mit Brügge und weiter mit dem ganzen Lande steht; endlich verschloß sich den großen Spinnereien und Webereien Gents, sowie den zahlreichen Leinenwebern des Landes ein Hauptmarkt, der nicht verschmerzt werden kann. Die spinnende und webende Thätigkeit ist in Flandern so geartet, daß sie ohne große Märkte, also ohne Verbindung mit bedeutenden Handelsmächten mühsam bestehn kann; sie verdankte ihre neuere Blüte einem solchen erweiterten Staatsverhältnisse, wuchs auf diesem groß und kann desselben nun nicht gut entbehren. Daher die hartnäckige orangistische Gesinnung vieler Genter Fabrikherren und Antwerpener Kaufleute, daher jetzt die Geneigtheit der erstern zu einem Zollanschluß Belgiens an Frankreich, daher selbst der niederträchtige Gedanke

einer Spaltung Belgiens mit Übergabe des einen Theils an Frankreich, des andern an Niederland. Daher erklärt sich aber auch zum großen Theil die Erscheinung des Pauperismus in Flandern und Brabant, den alle Anstrengungen der neuen Regierung nicht entfernt zu halten vermocht haben.

Weit glücklicher war, wie in sprachlicher und politischer, so auch in volkswirthschaftlicher Hinsicht das Loos des kohlen- erz- und holzreichen wallonischen Theils nach der Revolution. Zwar nahm der Kohlenabsatz auf der Maas nach Holland Anfangs beträchtlich ab, zu Gunsten der mitbewerbenden westfälischen Ruhrgegend; allein das währte nicht lange, Niederland bedarf der Kohlen, des Eisens, die belgische Ausfuhr dahin ist höher als je gestiegen, und dabei hat der noch weit wichtigere innere Verbrauch ums Vierfache zugenommen. Die metallurgischen Gewerbe, deren Sitz der wallonische Keil ist, haben in Folge vieler Umstände, namentlich der Eisenbahnanlagen, einen noch vor wenigen Jahren nicht geahnten Aufschwung genommen, und erfreuen sich einer Blüte, die nichts Ähnliches kennt. Desungeachtet ist das vlämische Land nach wie vor in Bezug auf Wohlhabenheit und Steuerfähigkeit der weit wichtigste Theil des belgischen Staates. Man kann annehmen, daß der deutsche Bestandtheil zwei Drittel der öffentlichen Steuern entrichtet; in Bezug auf Zölle und Verbrauchsabgaben stellt sich dies Verhältniß noch höher, da der Norden Belgiens ungleich mehr Bedürfnisse hat und größere Massen fremder und Luxusartikel verzehrt als der ärmere, in viel beschränktern Verhältnissen lebende Süden. Zwar zeigen die belgischen Armenlisten, welche, außer der verschämten Armuth, regelmäßig an 600,000 als hülfsbedürftig sich offen erklärende Menschen aufweisen, ein für die deutschen Provinzen ungünstiges Verhältniß: in Westflandern ist der fünfte bis sechste

Mensch ein Armer, im wohlhäbigen Brabant mit Brüssel, sowie im fabrikreichen Ostflandern mit seinen Webern und der zweiten Hauptstadt Gent ist es, von den Wirkungen der letzten Misernte und Kartoffelfäule abgesehen, der siebente Mensch; in den Provinzen Lüttich und Namen mit ihren Eisengewerben und Kohlengruben ist der neunte, in der mit Wäldern bedeckten Provinz Luxemburg nur der sechzigste ein Armer. Allein die letztere straßen- und gewerblose Provinz, die neunmal weniger Bettler als das dichtbevölkerte Brabant hat, kennt auch die Bedürfnisse des Luxus nicht, der herkömmliche Ertrag des Wald- und Feldbaues reicht aus für ihre bescheidenen Ansprüche. Aus folgenden Angaben des belgische Moniteurs erhellt bis auf einen gewissen Grad der verschiedene Reichthum der Provinzen: die Zahl der Steuerpflichtigen, die, 40 Jahre alt und darüber, mindestens 1000 Fl. oder 2116 Fr. jährlich an Steuern bezahlen und dadurch zu Mitgliedern des Senats wählbar sind, beträgt in Brabant 111, in Ostflandern 71, in Westflandern 63, in Antwerpen 50, im Hennegau 36, in Namen 35, in Lüttich 26, in Limburg 9, in Luxemburg 1. Nähern Aufschluß gibt folgende Tabelle über die Ausdehnung und Vertheilung des Grund und Bodens von Belgien und seinen Provinzen in Hektaren, die nach den Angaben des Katasters entworfen ist:

Flächeninhalt von Belgien und seinen Provinzen.

Art der Gründe.	Antwerpen.	Brabant.	West-Flandern.	Ost-Flandern.	Hennegau.	Lüttich.	Limburg.	Luxemburg.	Namen.	Ganz Belgien.
	Hektaren.	id.	id.	id	id.	id.	id.	id.	id.	id.
Bepflügtes Land	118,413	227,933	119,114	09,625	236,423	130,620	140,241	98,000	145,226	1,505,595
Weideland	35,190	35,792	66,509	234,926	48,256	73,893	12,957	50,355	30,328	388,206
Höfe, Gärten, Baumgärten	6,231	7,681	5,316	7,096	7,870	5,014	1,937	2,105	5,744	48,994
Hopfenland	"	0,428	"	0,040	568	221	"	"	5	1,262
Weinberge	"	0,030	"	0,013	"	184	"	"	2	229
Waldung	32,632	42,986	33,546	30,137	60,810	54,300	31,645	139,100	125,541	550,697
Moorgrund, Teiche, Weiher	1,398	0,661	0,279	1,200	770	82	662	200	283	5,555
Bebaute Gründe	2,301	2,612	2,916	3,961	3,261	1,657	686	890	1,277	19,561
Wege, Kanäle, Straßen, öffentliche Plätze	6,787	8,050	5,665	7,388	8,766	7,505	2,113	9,517	7,523	63,314
Flüsse und Gräben	3,027	0,804	0,757	2,436	721	2,023	373	800	1,658	12,599
Eigenthum verschiedener Art*)	11,777	0,083	4,740	1,839	1,100	212	33	43	251	10,078
Unfruchtbares Land	75,554	1,262	4,607	1,126	3,661	13,608	49,353	138,970	48,343	336,484
Ganzer Flächeninhalt der Provinzen	283,310	328,382	323,449	299,787	362,206	289,319	240,000	440,000	366,181	2,942,574
Flächeninhalt in Geviertmeilen von 5000 M.	0,113¹/₄	0,131¹/₄	0,129¹/₄	0,120	149	115³/₄	96	176	146¹/₂	1,177
Zahl der katastralen Vertheilung in 1839	412,889	599,697	662,345	802,263	710,907	580,431	440,700	944,000	500,729	5,653,961
Antheil der unfruchtbaren Gründe in Vergleich mit den fruchtbaren	1/3,7	1/2,60	1/7,0	1/2,66	1/1,01	1/2,1	1/4,8	1/3,1	1/7,5	1/8,7

*) Steinkohlenminen, angespültes Land, Dünen, Werfte, Deiche, Festungswerke, Waffenfelder, Begräbnisplätze 2c.

Bei der Theuerung der letzten Jahre fühlte man doppelt schwer, wie ungleich Lebensgenuß und Lebensnothdurft vertheilt sind, und wie der Pauperismus der Krebs und die schmerzhafteste Wunde der europäischen Gesellschaft ist. Immer ernster dringen sich die Fragen der philantropischen Ökonomie (économie politique chrétienne nennt sie Villeneuve Bargemont) der allgemeinen Beachtung auf. Es handelt sich bei ihnen hauptsächlich um die Ursachen des Übels und um die zweckmäßigsten Mittel es zu heben; beides hängt zusammen, weil nur die genaue Erkenntniß eines Übels die richtigen Heilmittel an die Hand gibt. Dort sehen wir die Armuth zunehmen in Folge allgemeiner Abnahme der Wohlfahrt, verbunden mit Übervölkerung und dem Mangel an Verdienst; hier bei Ansammlung ungeheurer Reichthümer, die in ihrem Umlauf viele bereichern, wimmelt es plötzlich von Armen, die Brodmangel leiden. In manchen Ländern, wo bei vorwiegendem Bodenbau und dünner Bevölkerung Überfluß an den ersten Lebensbedürfnissen walten sollte, wird durch Unfreiheit und Überbürdung des Grund und Bodens an öffentlichen und Privatlasten, durch schlechte drückende Verwaltung und Rechtspflege bei nur einigem Mißwachs gleich Mangel hervorgerufen; oder es ist die gewerbliche Arbeit der Städter gefesselt, die natürliche Entwickelung der Kräfte, der Intelligenz, des Unternehmungsgeistes durch verknöcherte Zunfteinrichtungen gehemmt; oder auch alle diese Gebrechen, die Unfreiheit des Bodens und der Arbeit finden sich zusammen und bringen in manchen von Natur gesegneten Ländern Erscheinungen des Mangels hervor, die man sonst unbegreiflich finden würde. Was helfen da, wo solche Gebrechen vorliegen, in Zeiten der Noth vorübergehnde Ausfuhrverbote, die nur dem eigenen Lande mittelbar neue Auflagen aufbürden, die natürlichen Verkehrswege

stören und die Bildung eines heilsamen regelmäßigen Kornhandels unmöglich machen? Die Nahrung des Volkes ist eines jener Bedürfnisse, für welche die Vorsorge nie zu weit gehn, die man in ihrer Erzeugung und Umsatzfreiheit nicht genug beschützen kann. Auch wenn nur ein geringer Mangel an Lebensmitteln droht, gleich erhöhen sich die Preise derselben maßlos, und das Elend dehnt seine gewöhnlichen Zerstörungen weit aus. Gesetze zur Erschwerung der Einfuhr von Lebensmitteln, so lange Zeit in England eine Hauptursache des Pauperismus unter den Fabrikarbeitern, streiten gegen die allgemeine Wohlfahrt, und diejenigen welche im Eigenbelang sie zu rechtfertigen suchen, fühlen es so gut, daß sie vorgeben, sie nur zur Ermuthigung des Ackerbaues in Schutz zu nehmen. Hiergegen spricht jedoch alle Erfahrung, die sich auf eine Statistik stützt, die neben den Ziffern auch moralische Thatsachen und den vollständigen Zustand der Masse der Bevölkerung erkennen läßt. Der auch in der Gesetzgebung von Belgien wie von Niederland noch vorwaltende Einfluß des Grundbesitzes hat diese Wahrheit lange Zeit dort, wie in England, verkennen lassen; doch fangen die Gutsbesitzer selbst an, sich gegen die Korngesetze auszusprechen, die den eigentlichen Landwirthen wie den Pächtern und Taglöhnern mehr Nachtheile als Vortheile bringen und nur einzelne Grundherren durch die Auftreibung der Kornpreise auf bequeme Weise zu einem höheren Pachtzins verhelfen, zum Nachtheil aller andern Klassen. Sie erhöhen die Noth der Arbeiter, das Elend der Armen, hemmen den geregelten Gang und die Vertheilung des Nationaleinkommens, welche, unter Wirkung natürlicher Ursachen, alle Theile der Gesellschaft vor Schaden schützt und das ökonomische Gleichgewicht bewahrt. Die Gutsherren aber bilden gerade die Klasse, welche von allen einer

künstlichen Begünstigung am wenigsten bedarf, weil ihr durch die allgemeine Entwickelung ohnehin die meisten Vortheile zufließen. Bei der Überzeugung hiervon, daß nämlich die allgemeine Zunahme von Betriebsamkeit und Handel, sowie der Anwachs der Bevölkerung und die Ausbreitung der Kultur die kräftigsten, stets fortwirkenden, weil natürlichen Ursachen zur Begünstigung des Grundbesitzes und zur Erhöhung der Bodenrente sind, können die Kornzölle nirgends lange mehr Bestand haben. Überhaupt hat der Grundeigenthümer, der selbst anhaltendes Sinken der Preise der Bodenerzeugnisse im Ganzen nicht zu befürchten braucht, schon einen relativen Vortheil in dem Verhältnisse, als die Preise aller Fabrikwaaren, sowie des baaren Kapitals fallen, was trotz zeitweiliger Schwankungen im Großen ganz ohne Zweifel fortwährend geschieht.

Ein anderer Krebsschaden, an dem die belgischen Städte schon lange leiden, sind die Oktroi, welche besonders unter der französischen Herrschaft bei ihnen systematisch ausgebildet, unter der holländischen noch drückender gemacht wurden, und unter der neuen aus Noth geduldet werden. Wo möglich, ist das Oktroi-Unwesen in Belgien noch mehr übertrieben als in dem darin klassischen Frankreich. Hat man sich doch genöthigt gesehen, von Waaren, die aus einer belgischen Stadt ausgeführt werden, Rückzoll von Oktroi zu vergüten! Die unter diesem munizipalen Abgabensystem leidenden Gewerbe haben bittere Klagen geführt und gezeigt, wie der mit Unverschämtheit getriebene Schleichhandel in den offenen Städten auch den ehrlichen Mann fast nothwendig in seine Schlingen ziehe, damit er bestehn könne. Minister Nothomb hatte daher den Kammern Aufschluß über diese Angelegenheit versprochen, und Anfangs 1845 einen sehr ausführlichen gedruckten Bericht — „Rapport sur les octrois communaux

en Belgique“ — in zwei starken Bänden (2000 Seiten und 70 statistische Tafeln) vorgelegt, der wegen seiner Vollständigkeit dem Ministerium des Innern (administration provinciale et communale) Ehre macht, obwohl statt der Zusammenreihung aller statistischen Dokumente eine öffentliche Untersuchung besser gewesen wäre, denn diese hätte neben den gesetzlichen Bestimmungen uns auch ihre tägliche Anwendung und Wirkung auf das Leben gezeigt. Außer den eigentlichen octrois communaux gibt es noch eine Menge anderer Gemeinde-Auflagen, welche die Erzeugung und den Verkehr berühren, jeder Kontrole der Centralverwaltung aber größentheils entzogen sind; so die Standgebühren auf den Märkten und Dulten, Wägegelder, Maß- und Eichgebühren, Kai-, Hafen-, Rinnungsgefälle, Jagdgelder und andere.

Das Gemeinde-Oktroi ward in Frankreich durch Dekret vom 2. März 1791, in Belgien durch eine Verordnung des vollziehenden Direktoriums vom 14. November 1796 zwar abgeschafft, im Jahre 1798 aber schon auf regelmäßige Weise wieder hergestellt, unter dem Namen Octrois de Bienfaisance zur Unterstützung der Armen und der Krankenhäuser. Nach und nach verloren sie diese Bestimmung und wurden überhaupt wieder der Hauptzweig der städtischen Einkünfte; sie haben jetzt theils die Natur der Accise, theils die der Zölle, und üben einen wichtigen Einfluß auf Industrie und Handel aus. Die politische Einverleibung der belgischen Provinzen in Frankreich (Dekret vom 1. Oktober 1795), die mit einem Schlag die meisten belgischen Einrichtungen umstürzte, verschonte nicht lange die alten Gemeinde-Auflagen, an deren Stelle jenes Dekret von 1796 das uniforme System der Zuschlagcentime für Departemente und Gemeinden setzte. Doch schon ein Gesetz vom 28. März 1797 läßt die Wiedereinführung von indirekten und lokalen Abgaben im Nothfall zu;

nach einem näher bestimmenden Gesetze vom 1. Dez. 1798 können diesen, denen die Ermächtigung durch den gesetzgebenden Körper vorhergehn muß, indessen nicht unterworfen werden Getreide, Mehl, Früchte, Butter, Milch, Käse, Gemüse und andere gewöhnliche Nahrungsmittel, und muß die Erhebung möglichst wenig Unkosten machen und die Freiheit der Bürger wie des Verkehrs so wenig als thunlich hindern. Das Gesetz vom 24. Februar 1800 führte die Oktroi für die Gemeindebedürfnisse, wenn die gewöhnlichen Einkünfte dazu nicht ausreichten, und für die Mildthätigkeit definitiv wieder ein, und das kaiserliche Reglement vom 17. Mai 1809 stellte fünf Kategorien von Gegenständen auf, die dem Oktroi unterworfen werden konnten: Getränke, Eßwaaren (doch mit Ausnahme der obengenannten) *), Brennstoffe, Viehfutter und Baumaterialien. Die besteuerten Gegenstände sollten auch dann die tarifmäßige Abgabe entrichten, wenn sie innerhalb der Gemeinde hervorgebracht waren; aus andern Gemeinden eingeführtes Bier durfte höchstens nur ein Viertel mehr bezahlen, als das in der Gemeinde selbst gebraute — die erste Bestimmung, durch welche die Verwaltung die Bedingungen des Mitbewerbs von Gemeinde zu Gemeinde zu regeln suchte. Endlich entzog ein kaiserliches Dekret vom 8. Febr. 1812 die Verwaltung der Oktroi den Gemeindebehörden, und vereinigte sie mit der allgemeinen Finanzverwaltung; welche in Belgien sehr verhaßte Maßregel jedoch gleich 1814 mit Zustimmung des Prinzen von Oranien wieder aufgehoben wurde. Das niederländische Grundgesetz bestimmt, daß die städtischen Auflagen vor ihrer Erhebung von den Provinzialständen zu genehmigen seien, die darüber zu

*) Nur getrocknete Früchte, Südfrüchte in Kisten eingeführt, ausländischer Käse und Butter können besteuert werden.

wachen haben, daß sie den Transit nicht hindern und die Erzeugnisse anderer Gemeinden nicht höher besteuern, als die der eigenen; jede neue Auflage bedarf später der königlichen Zustimmung; die benachbarten Gemeinden sollen möglichst dieselben Gegenstände gleichmäßig besteuern, und dazu solche vermeiden, welche schon allgemeinen Verbrauchsabgaben unterliegen. Die neue Regierung hat nur wenige Änderungen mit dem Oktroiwesen vorgenommen, doch gab sie auch die direkte Erhebung der Communaltaxen auf Getränke, die bisher die Accise-Einnehmer erhoben hatten, an die Gemeinden zurück. Die Grundsätze, auf welchen dasselbe jetzt beruht, lassen sich auf folgende zurückführen: 1) die Verbrauchsabgaben der Gemeinden dürfen nur den örtlichen Verbrauch treffen, sie müssen mithin im Fall späterer Ausfuhr aus dem Gemeindekreise zurückgezahlt werden; die Einrichtung von Gemeinde-Entrepots erleichtert die Durchführung dieses Grundsatzes; 2) die Transitfreiheit muß auf's strengste geachtet werden; — 3) ebenso die Freiheit des nationalen Mitbewerbs, die folgerecht den Städten verbietet, ihre örtlichen Nährzweige mittelst Differenzialabgaben vor anderen zu begünstigen. Dieser billige Grundsatz ward von den Municipalitäten des Mittelalters nur zu häufig vergessen, dadurch das nationale Band gelockert, die natürlichen Bedingungen der Nationalindustrie wurden über den Haufen gestürzt und so zu sagen um jede Stadt eine eigene Zollkette geschlungen, welche die Gemeinwesen ein und desselben Landes von einander trennte, sie in Zollkrieg verwickelte und fast das Gefühl der Zusammengehörigkeit in ihnen erstickte; damals waren die Oktroi eine Hauptursache beständiger Zwietracht in Belgien, wie jetzt des Pauperismus, um so mehr als sie zum Theil auch Repressalien bildeten, welche die Stadtbürger gegen den Feudaladel draußen ausübten. 4) Der Oktroitarif muß sich auf möglichst wenige

Gegenstände beschränken und solche gewerbliche Erzeugnisse davon ausnehmen, deren Hauptwerth in der Arbeit besteht; auch soll er die bereits vom Staate besteuerten Gegenstände vermeiden, um durch die Preiserhöhung dem Schatze keinen Nachtheil zuzufügen. Doch hat die Centralverwaltung das Abweichen von diesen Grundsätzen nicht verhindern können, so wenig als alle Anstrengungen des Ministeriums des Innern vermocht haben, dem beständigen Anwachsen der Gemeindeauflagen einen Damm entgegenzustellen. In Besteuerung der Gegenstände ist man in Belgien noch weiter gegangen als in Frankreich, das Mehl wird durch's Oktroi besteuert, was in Frankreich verboten ist; manche belgische Städte belasten selbst Fabrikate, z. B. Schuhe, neue Wagen und Möbeln, irdene Waare, Glasflaschen, eine sogar neue Seile, Pech, Blei, Leinen, Barken, Mineralwasser, Cichorien, Melasse, Syrup, Honig, Trüffeln rc. Die Städte sind immer bereit, ihre Gewerbe und Brauereien durch Oktroi dieser Art, wie durch förmliche Schutzzölle, gegen den Mitbewerb der Umgegend zu schützen; es gehört in Frankreich die äußerste Strenge der Regierung dazu, dieses zu verhindern, was in Belgien die schwächere Hand der Centralregierung nicht vermag.

Von 86 Städten, welche das Königreich enthält, erheben 59 ihre Verbrauchsabgaben, und dazu kommen noch 11 Flecken; zwei Städte haben sich seit 1830 davon losgemacht, vier andere dagegen es seit dieser Zeit eingeführt. Diese Oktroi werden in 50 Orten durch die Stadtbehörden erhoben, und in diesen bezahlten 845,671 Einwohner im Jahre 1843 an den gewöhnlichen Gemeinde-Oktroi die Summe von 8,602,275 Fr. (10¼ Fr. auf den Kopf); die zwanzig übrigen minder bedeutenden und minder besteuerten Plätze mit 127,450 Einwohnern haben ihre Oktroi um 383,480 Fr. verpachtet. Ohne Rücksicht auf die

letzteren, sind Folgendes annähernd die Erträgnisse der Hauptgegenstände des Oktroi im Jahre 1843:

	Fr.	erhoben von Bevölkerung	in Oertern	macht auf den Kopf der Besteuerten Fr.
Bier und Bieressig	2,179,864	847,668	67	2,57
Vieh und Fleisch	1,781,943	782,979	58	2,27
Mehl	417,866	219,461	5	1,90
Kohlen	787,946	793,779	55	0,99
Wein	703,378	841,322	62	0,83
Butter	154,328	201,264	—	0,76
Kalk, Marmor, Quader ꝛc.	311,069	661,998	—	0,45
Frischer Fisch, Austern ꝛc.	181,155	626,469	30	0,28
Heu und Stroh	190,232	706,233	28	0,27
Holz zum Heizen	172,170	703,402	39	0,24
Gesalzener u. geräucherter Fisch	133,314	685,673	32	0,19 ꝛc.

Die Gesammtsumme der Gemeinde-Ausgaben der mit einem Oktroi versehenen Örter betrug:

im J. 1820.	Fr. 9,695,335 08	also Fr.	13 59	auf den Kopf des Einwohners
„ 1825.	10,189,302 30	id.	13 41	„
„ 1830.	12,561,947 84	id.	14 42	„
„ 1835.	14,478,161 22	id.	16 44	„
„ 1840.	15,540,102 73	id.	16 78	„
„ 1843.	15,649,062 26	id.	15 93	„

Hr. Nothomb bemerkt, das Steigern der Oktroi-Einnahme sei die Folge der gesteigerten Municipalausgaben, und freilich mögen die Gemeinderäthe oft nur auf Kosten ihrer Popularität sich dem Anwachsen der Ausgaben entgegenstemmen. Richtiger aber wäre zu sagen: die höheren Ausgaben seien die Folge der höheren Einnahmen, da man überall, wo Oktroi bestehn, die Municipalausgaben in einer weit schnelleren Zunahme begriffen

steht, als da wo die Lokalausgaben durch direkte Steuer erhoben werden müssen. Würde Paris sich wohl gefallen lassen, 50 Millionen Fr. direkte Steuern für Stadtausgaben zu bezahlen? Die City von London ist der kleinste Sprengel der Stadt, und der einzige, der ein Oktroi von Kohlen und anderen auf der Themse eingeführten Artikeln erhebt, während die übrigen Sprengel direkte Auflagen erheben müssen. Nun die Ausgaben der City steigen auf 2 Millionen Pf. St., auf mehr als die Gesammtausgaben der übrigen Sprengel der Weltstadt, obschon diese zehnmal mehr Bevölkerung enthalten. Gibt es ein schlagenderes Beispiel der Verschwendung, zu welcher Gemeindebehörden durch mittelbare Auflagen geführt werden? Auf diesem Wege still zu stehn, ist nicht anders möglich, und die Forderungen der Verwalteten sind nicht eher zum Schweigen zu bringen, bis man zu direkten Abgaben übergeht. Daß die großen Städte ihre Hospitäler nicht unterhalten, ihre Straßen nicht pflastern und erleuchten könnten, ohne indirekte Abgaben zu erheben, das wird Niemand behaupten, als die Municipalitäten selbst, bei denen dieser Krebsschaden sich einmal eingefressen hat. Es genügt nicht, daß man bloß der Buntscheckigkeit in Erhebung der Oktroitaxen ein Ende macht und uniforme Tarife einführt, man muß überhaupt diese Verbrauchsabgaben durch eine unmittelbare Steuer ersetzen; sie bestehe nun in einer billig vertheilten Klassensteuer (in den meisten ländlichen Gemeinden Belgiens ist eine Kopfsteuer eingeführt), oder noch besser in einer eigentlichen Vermögenssteuer, die des Armen schont, ohne den Reichen sehr zu belästigen. Man ist in Belgien übrigens gegen die Nachtheile des Oktroisystems, als einer Hauptursache des dortigen Pauperismus, nicht blind, und König Leopold soll demselben persönlich entschieden abgeneigt sein.

Die scheinbare Leichtigkeit, womit vermöge des Oktroi die

Einnahmen der Städte gesteigert werden können, führen immer zu Vermehrung der Ausgaben und Vernachlässigung anderer Einnahmen. So hatte Brüssel noch im Jahre 1820 von Kapitalien, Liegenschaft und anderem Stadtvermögen eine Einnahme von 144,058 Fr., die 1843 auf 22,430 Fr. gesunken war, weil die Stadt das Kapital größtentheils verzehrt hatte. Im letzteren Jahre betrugen ihre regelmäßigen Einnahmen 3,528,244 Fr., wovon 2,577,181 auf das Oktroi kamen, 300,000 auf eine Rente vom Staat für die Abtretung ihrer Bibliothek und Gemäldesammlung, 200,000 Fr. auf direkte Steuer, 300,000 auf Markt-, Hafen-, Straßengeld &c. Ihre ordentlichen Ausgaben waren von 1,099,260 Fr. in 1820 auf 2,438,267 Fr. in 1843 gestiegen, die Beiträge für Kranken- und Armenhäuser hatten sich z. B. von 169,992 auf 656,938 Fr. erhöht, trotz der sehr geringen Zunahme der in der Stadt wohnenden Bevölkerung. Für Gemälde, Musik und Theater hatte die Stadt 1820 nur 14,514 Fr., 1843 aber 115,688 Fr. ausgegeben; dazu unter den außerordentlichen Ausgaben eine Summe von 125,370 Fr. für „dépenses de simple agrément.“ Das Oktroi von Brüssel enthält 56 Tarifsätze, der Hektoliter Wein bezahlt z. B. 24 Fr., Weinessig dasselbe, Branntwein 15 Fr., in der Stadt gebrautes Bier 2 Fr. 5 C., auswärtiges 4 Fr., Ziber 6 Fr., Fleisch 10 — 20 C. der Kilo je nach Art desselben, Lichter 18 C. der Kilo, Bausteine 10 Fr. der Wagen, Bauholz 14 Fr. der Wagen. Die Steuersätze sind seit 1830 auf unerträgliche Weise erhöht worden, namentlich auf Wein, Fleisch und Bier (der Oktroi-Ertrag ist von 1,186,141 Fr. in 1830 auf 2,577,181 Fr. in 1843 gestiegen, mithin bei einer Bevölkerung von 114,000 Seelen auf mehr als 22 Fr. pro Kopf) und müßten, da das Oktroi wie eine uniforme Kopfsteuer wirkt und auf den ärmeren Klassen mehr

drückt als auf den reicheren, ohne die große Ausdehnung des Schmuggels die Bevölkerung gänzlich in die Vorstädte treiben. Eine Brüsseler Familie, bestehend aus Mann, Frau und zwei Kindern, bezahlt nach obigem Durchschnitt bloß an städtischen Verbrauchsabgaben 88 Fr., die, den Taglohn der rohen Handarbeit zu 1½ Fr. angenommen, den Preis von 69 Arbeitstagen ausmachen! Daher die geringe Zunahme der Bevölkerung in der Stadt und die unverhältnißmäßige in den Vorstädten, wohin förmliche Umzüge stattfinden. Dieser Stand der Dinge kann nicht dauern, er entwerthet das Eigenthum — die Folge jedes Abgabendruckes — und untergräbt den Wohlstand der Stadt. Und wie erst, wenn durch irgend eine Begebenheit der gegenwärtige Zufluß von Fremden unterbrochen würde? Selbst die Einführung einer direkten Steuer anstatt des Oktroi würde dem Übel nicht mit einem Male abhelfen, indem die seit einer Reihe von Jahren gesteigerten Preise aller Bedürfnisse nicht sogleich auf ihre alte Grundlage zurückkehren würden; das Oktroi hat unnöthige Zwischenhändler zwischen den Erzeugern und Verbrauchern eingeführt, die die Preise noch mehr erhöhen als die Verbrauchsabgaben selbst, und die nach Aufhebung derselben das Feld nicht räumen; auch bringt Vertheuerung immer Verfälschungen mit sich, die nicht gleich aufhören. Ein so tief gehendes Übel bewirkt im Verlauf der Jahre eine weitverbreitete verkünstelte und krankhafte Organisation, welche die Zerstörung seiner Ursache lange überlebt, und das Gefühl dieser Umstände, die neugeschaffenen und künstlichen Interessen, die sich daran hängen, die Ringmauern zur Beschützung der Einnahmen und die kostbaren Gebäude für Entrepots selbst — das alles wirkt zusammen, daß eine Stadt die einmal das Oktroi in sich hat umgreifen lassen, sich fast nie wieder daraus retten kann. Darum möge, wer bisher sich des

Übels erwehrt, der ersten Lockung widerstehn — principiis obsta!

Häufig liegt eine Ursache zunehmender Armuth auch in dem öffentlichen Armenwesen selbst, in der Art und Weise, wie das Uebel von Staat und Gemeinden behandelt wird; es sei nun, daß man dem Elend nicht zeitig genug beispringt und besonders den jungen Nachwuchs geistig und leiblich vernachlässigt, oder daß die mildthätigen Einrichtungen zur Versüßung der Armuth übertrieben sind und gleichsam eine Prämie bilden für Leichtsinn, Trägheit und Verschwendung, wie früher in England der Fall war, und noch heute zum Theil in den Niederlanden. Zwar wird die Zu- und Abnahme der Armuth nirgends bloß durch die Armenanstalten bedingt, allein nichts ist auch schwieriger als die öffentliche Mildthätigkeit, die als ihrem Wesen nach frei sich nicht zwingen läßt, wenn sie auf einen verkehrten Weg gerathen, wieder auf den besseren zurückzuleiten. Ein gutes Armengesetz gehört zu den schwierigsten Aufgaben, denn es soll der Wohlthätigkeit eine wahrhaft fördersame Richtung geben und vorbeugen, daß alles was dafür geschieht, sich nicht vereint, die Armuth zu mehren, statt sie zu mindern. Alle Philantropie, d. h. die erleuchtete Menschenliebe die mit dem Almosengeben nicht genug gethan zu haben meint, sondern wirklich helfen will, stellt sich praktisch zum Ziele, daß jeder Arme der arbeiten kann, auch die seinen Kräften angemessene Arbeit finde, und daß jeder dem die Kraft zur Arbeit mangelt, versorgt werde; für solche die nicht arbeiten *wollen*, hat sie nur Mittel der Zucht und Besserung, Zwang oder Entfernung aus der Gesellschaft. Jede gesetzliche Armenpflege muß von diesem Grundsatz ausgehn, jedes Armengesetz ein Schritt dahin sein. Es soll arbeiten, wer arbeiten kann; doch der Bedürftige der es nicht kann, der Gebrechliche,

der Kranke, der Altersschwache, muß vor Mangel behütet, und die armen verlassenen Waisen sollen zu achtungswerthen Mitgliedern der Gesellschaft erzogen werden. Dieser Grundsatz gewinnt in der Armengesetzgebung der gebildeten Länder immer mehr Geltung; er ist in dem verbesserten englischen Armengesetz durchgeführt, er herrscht seit mehr als 50 Jahren im französischen Gesetz. Die Beschränkung des gesetzlich verpflichteten Unterhalts auf arbeitsunfähige Armen übt einen heilsamen Einfluß auf die gesunden aus, denen Arbeitsverdienst geboten wird, und deren Ehrgefühl sich daher so lange als möglich gegen Almosen sträuben wird. Außer den Werkhäusern für arbeitsfähige Armen, die jedoch den freien Fleiß der Arbeiter draußen nicht beeinträchtigen dürfen, sollte man nur noch Waisenhäuser mit den nöthigen Schulen und Werkstätten, sowie Spitäler, Gasthäuser für alte Männer und alte Frauen, kurz jene Anstalten haben, die man in Niederland unter dem gemeinsamen Namen „Godshuizen" begreift.

In Belgien und Niederland muß verfassungsmäßig alljährlich ein umständlicher Bericht über das Armenwesen dem Landtage vorgelegt werden — ein wohlthätiger Brauch, der den milden Sinn weckt und auf dem richtigen Wege erhält. Desungeachtet liegt der Zustand der Armuth auch in diesen Staaten nicht immer klar vor, da viele Gemeindebehörden sich zu genauen Berichten an die Regierung schwer verstehn, von der sie sich, in Erinnerung der Zeiten wo die Städte der Niederlande sich gleichsam souverain regierten, noch immer unabhängig glauben. Hr. van den Bergh findet in seiner Schrift „Gedachten over armoede (Leiden 1845)", der amtliche Berichte zu Grunde liegen, daß in 1816 nahe 91, in 1830 schon 100, in 1840 117 und 1842, mit Hinzuzählung auch der Armen in den Bettlerkolonien und in

sämmtlichen Stiftungen, sogar 215 Arme auf 1000 Einwohner Niederlands kommen. Nach der amtlichen Armenstatistik betrug 1843 die Anzahl regelmäßig unterstützter Armen 128 auf 1000, und es hatten überhaupt 237 von 1000 der Bevölkerung aus öffentlichen Fonds Unterstützung empfangen. Dies Verhältniß, ein regelmäßiger Armer auf 8 bis 9, und ein Unterstützter auf 4 bis 5 Einwohner, ist erschreckend hoch, und Niederland hat verhältnißmäßig mehr Bettler zu unterhalten als irgend ein anderes Land, vielleicht England ausgenommen. Im Winter 184⁵/₆ stieg die Zahl der Hülfsbedürftigen in Amsterdam auf 70,000. Zwar sind auch fast ein Viertel der Familien Brüssels in die Armenliste eingeschrieben, und diese Zahl erregt auf den ersten Blick Grauen; allein dort lassen sich viele Familien, die nie Geldunterstützung beanspruchen, auf die Armenliste eintragen, um manche Gebühren nicht zu bezahlen, den Kommunalgardendienst, dessen die armen Arbeiter, um den Taglohn nicht zu verlieren, enthoben sind, nicht zu leisten, um den Armenarzt und Medikamente umsonst zu haben oder im Spital ohne Schwierigkeit aufgenommen zu werden. Das regelmäßige Armenbudget der Gemeinden (budget de la bienfaisance publique) wird in Belgien auf 10 bis 12 Millionen Fr. berechnet, 6 Millionen auf die Bureaux de Bienfaisance, 5 Millionen auf die Spitäler ꝛc., außerdem ist die Privatmildthätigkeit schrankenlos; in Niederland dagegen werden auf die milden Anstalten, nach derselben Weise berechnet, jährlich sogar 20 Millionen Gulden oder viermal mehr verwandt (1843 z. B. erliefen die Einnahmen derselben auf 20,648,145, die Ausgaben auf 19,817,133 Fl.), einschließlich natürlich der Verwaltungskosten für die Armengüter, und es kommen dort im Durchschnitt 8 Fl. auf den Kopf, ohne daß eine eigentliche Armentaxe besteht oder der Staat als solcher beisteuert. Diese Ausgabe stellt ein

Kapital von 400 Millionen Fl. Werth dar. Indeß kömmt hier in Betracht, daß der Zustand der niederländischen Armen im Allgemeinen bei weitem nicht so beklagenswerth ist, als der der Fabrikarbeiter in manchen englischen Bezirken, selbst in gewissen Londoner Vierteln, oder gar der Feldarbeiter in Irland. Hungersnoth im ganzen gräßlichen Sinne des Worts kömmt dort nicht vor, auch ist das Elend nie so aufeinander gehäuft, wie in einzelnen Gegenden anderer Länder, deren allgemeine Armenstatistik sonst günstiger lautet, z. B. in Theilen von Flandern, vom nordwestlichen Frankreich, im Gebirgslande Schlesiens, wo die Arbeiter für Spottlohn oft kein Werk finden. Wegen der größeren Lebensbedürfnisse kann man in Niederland minder arm sein als anderwärts, um schon hülfsbedürftig zu werden. Zeugt dies auch für milden Sinn, so liegt darin doch ein wunder Fleck, indem schon vor dem Eintritt der äußersten Noth das Almosenempfangen aufhört eine Schande zu sein. Gewiß, die Arbeiter die im Jahr 1833 zu Lyon unter dem Wahlspruch: vivre en travaillant ou mourir en combattant! zu den ungewohnten Waffen griffen um ihr Loos zu verbessern, die lieber sterben als betteln wollten, sie verdienen ungleich mehr unser Mitgefühl und stehn moralisch unendlich höher als die Faullenzer, die gebetteltes Brod für eben so schmackhaft halten als das im saurem Schweiße verdiente. Wühlt dort in den aufgeregten Gemüthern der Arbeiter vielleicht auch eine überspannte Ehrliebe, so ist sie doch noch zu allem Guten und Tüchtigen zu leiten; während hier eine sittliche Erschlaffung und Fäulniß aus der Gesellschaft stinkt, die an deren Wiedererfrischung schier verzweifeln läßt.

In England nahm die Gesetzgebung über das Armenwesen zuerst ein festes System an. Das berühmte Statut der Elisabeth von 1602 führte die Armentaxe (poor rate) ein und legte jeder

Parochie, d. h. kirchlicher und bürgerlicher Gemeinde zugleich, die Verpflichtung auf, für ihre eigenen Armen zu sorgen. Das Steigen der Armensteuer (1831 über 9 Millionen Pf. St.) und die ungeheuern Mißbräuche, hervorgerufen namentlich durch Unterstützung arbeitsfähiger Armen außer dem Werkhause, was zugleich die fleißigen Arbeiter beeinträchtigen mußte, führten 1834 durch Parlamentsakte (poor law amendment act) zu dem strengen Werkhaussystem, das zwar in wirthschaftlicher wie in sittlicher Hinsicht nicht ohne gute Früchte geblieben, immerhin aber auch mit Nachtheilen verknüpft ist, besonders weil es den armen, im Werkhause zersplitterten Familien die Aussicht erschwert, sich ein selbständiges häusliches Leben wieder zu erringen. In Irland ist die Armentaxe mit strengem Werkhaussystem seit 1838 gleichfalls eingeführt worden, im sittlich-arbeitsamen Schottland dagegen besteht sie nicht, dort bestreiten die Gemeinden ihre verhältnißmäßig geringen Armenkosten aus freiwilligen Gaben. Außerdem giebt es in Großbritannien fast zahllose mildthätige Vereine, die meist immer für besondere Zwecke, für Milderung bestimmter Arten von Elend, körperlicher Gebrechen, Kranken- und Gefangenenpflege ꝛc. sich gebildet haben. In Frankreich befindet sich das Armenwesen in einem verhältnißmäßig günstigen Zustande. Zu den schönen Träumen der ersten constituirenden Nationalversammlung gehörte auch der, die Bettelei mit Stumpf und Stiel auszurotten. Ein erster Schritt dazu war das Gesetz vom 10. September 1790, welches die Errichtung von freien Werkstätten und Bettlerhäusern (ateliers de charité et dépôts de mendicité) anordnete und jeden Bettler in die letzteren verwies. Indeß ließ diese Versammlung, überzeugt daß die große Reform nicht auf einmal durchzuführen sei, ohne die Leiden der Armuth zu vermehren, die zahlreichen mildthätigen Stiftungen in ihren

Zwecken und Rechten noch unberührt. Anders dachte der Convent; er wollte, alles Alte abbrechend, auch das gesammte Armenwesen in Eins umformen. Im Jahre II. der Republik wurden alle milden Güter und Stiftungen für Nationaleigenthum erklärt und zugleich die Unterstützung aller bedürftigen Bürger als eine Pflicht der Nation ausgesprochen. Die Unterstützung kann der Bedürftige in der Gemeinde fordern, wo er geboren ist oder ein Jahr gewohnt hat; schwachen und alten Leuten muß überall geholfen werden wo sie sich anmelden, doch gewöhnlich gegen Vergütung seitens des Orts, wohin sie gehören. Die heillose Beraubung der Stiftungen währte bis 1795, wo das Directorium den meisten etwas mehr als ein Drittheil des Genommenen zurückgab. Das Consulat und das Kaiserreich bemühten sich, die durch die Gewaltthaten des Conventes den wohlthätigen Einrichtungen geschlagenen Wunden möglichst zu heilen; doch blieb der Grundsatz, der den Staat zum Unterhalt der arbeitsunfähigen Armen verpflichtet, aufrecht, nur daß ihm jetzt auch die besondere Mildthätigkeit zu Hülfe kommen konnte. Die Restauration begünstigte die frommen Stiftungen. Die Juliregierung macht einerseits die obere Aufsicht des Staats über das Armenwesen mehr und mehr regelmäßig und allgemein, andrerseits befördert sie die Bildung von mildthätigen Privatvereinen, welche das Werk der Verwaltung erleichtern. Eine besondere Armentaxe besteht nicht, die Kosten werden durch Abgabenzuschläge, aus den städtischen Oktrois und aus Steuern auf öffentliche Vergnügungen bestritten. Des Staats unmittelbare Theilnahme an der Armenversorgung besteht in den gemeindlichen und cantonalen Wohlthätigkeitsbureaux, in welchen der Maire und ein oder mehrere Geistliche von Rechts wegen Sitz haben, und die besonders zur Unterstützung von Hausarmen

dienen; ferner in einer Anzahl Stiftungen, welche die Regierung den Städten oder größern Bezirken ganz oder theilweise zugewiesen hat; in den Bettelbepots, die leider noch nicht in allen Departements errichtet sind, endlich in der seit 1834 organisirten allgemeinen Central-Inspection über alle milde Anstalten des Königreichs und in der Controle der Rechenkammer, die alle die Rechnungen von jeder einzelnen Anstalt abschließt. Gegen den Pauperismus wirken in Frankreich drei mächtige Hebel, die Freiheit des Bodens, die Freiheit der Arbeit und die Freiheit der Genossenschaft — Güter, deren sich Deutschland noch nicht allgemein erfreut. Wäre die französische Gesetzgebung in Bezug auf den äußern Handel und die Colonien gleich freisinnig, so würden Frankreichs innere Fortschritte, sein allgemeiner Wohlstand noch weit größer sein als gegenwärtig; allein der Zug liegt einmal im Charakter der Franzosen, daß sie zwar nach innen frei sein, nach außen aber hemmen, niederdrücken, erobern möchten — darum ließ sich die Revolution durch einen Eroberer bändigen. In Deutschland ist die Gesetzgebung, wie überhaupt, so auch für die Armenpflege sehr verschieden; gewöhnlich ruht diese jedoch bei den Gemeindebehörden mit Unterstützung der Geistlichkeit. Die 1788 errichtete Hamburger Armenanstalt, die vorzüglich für Arbeit sorgt, scheint gute Früchte getragen zu haben und sich kleinern Staaten als Muster zu empfehlen. Von den größern deutschen Staaten hat Preußen (von den kleinern Baden) auch in diesem Verwaltungszweige, wie in der Befreiung des Bodens und der Arbeit, die meisten Fortschritte gemacht; es legt den Hauptnachdruck auf das Armenschulwesen und die allgemeine Schulpflichtigkeit, doch sind ihm auch landbauende Ansiedelungen, deren schon Friedrich der Große in umfassendem Maßstab hervorrief, zu keiner Zeit fremd geblieben.

In Niederland standen bis 1811 bloß die Bettler, die Zucht- und Arbeitshäuser unter Aufsicht der Landesregierung, die übrigen zahllosen Verwaltungen von Armenanstalten waren unabhängige Körperschaften, die ihre bedeutenden Freiheiten von frühern Regenten herschrieben. Ihre Fonds bestanden theils aus mildthätigen Gaben, theils aus Gütern und Einkommen, die vor dem spanischen Kriege meist alle im Besitz kirchlicher Stifte gewesen und damals durch die Staaten eingezogen worden waren. Es gab mildthätige Einrichtungen für jeden Stand, jedes Bekenntniß, jede Art von Krankheit und Gebrechen, so daß nicht bald ein Bedürftiger zu finden war, der auf keine vollständige Hülfe rechnen konnte. Der Religions- und Schulunterricht der Armen, wofür seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die umsichtigste Sorge war getragen worden, erregte im Jahr 1811, wo die französische Gesetzgebung und Verwaltung eingeführt wurden, die Bewunderung Cuviers und ward von ihm als Muster allen Völkern gepriesen. War bei jenen Einrichtungen auch nicht alles was da blitzte reines Gold, hatten im Laufe der Zeit beim Mangel vollständiger Öffentlichkeit sich manche Schäden, Willkür und Bevorzugung bei den Unterstützungen, Trägheit, Schamlosigkeit der Armen, selbst Unredlichkeit der Verwalter wie in England eingeschlichen, so muß man es doch ein Glück nennen, daß die Regierung Napoleons nicht gewillt war, die Armengüter in Domänen umzuwandeln und das revolutionäre Gesetz unbedingt anzuwenden; nur des freilich sehr empfindlichen Verlustes von einem Drittheil ihrer Renten mußten die Armenfonds sich getrösten. In Belgien waren die französischen Gesetze schon früher viel unbedingter eingeführt worden, dort mußten die kirchlichen mildthätigen Stiftungen der alten Zeit jetzt endlich auch der neuen „gesetzlichen“ Mildthätigkeit Platz

machen. In Niederland beschränkte man sich auf Zusammensetzung der Stiftungsvorstände unter Vorsitz des Maires und Mitgliedschaft der Geistlichen nach dem französischen Gesetz, auf Errichtung von Bettlerdepots, die Obercontrole des Staats über die Armenrechnungen und das heilsame Gesetz vom Jahr XIII., die Vormundschaft der Waisen betreffend. Doch auch diese wenigen Reformen waren dem niederländischen Volke verhaßt, weil sie von Fremden kamen, alte Vorurtheile und Ehrengewohnheiten verletzten; man nannte die Anordnung der neuen öffentlichen Mildthätigkeit tyrannisch, und diesen Gefühlen dankt man es, daß viele französische Bestimmungen, obwohl nicht abgeschafft, dort nur auf dem Papier bestehn.

Ein neues Leben erhielt die Armenpflege in dem vereinigten Königreich der Niederlande. Keine Regierung hat in so kurzer Zeit so viel dafür gethan als die Wilhelms I. in den Jahren von 1814 bis 1820. Sie achtete die alten Einrichtungen, indem sie dieselben verbesserte; sie ließ die öffentliche Mildthätigkeit vom Volke ausgehn, doch unter Schutz und Mitwirkung der Behörden. Wie früher blieben die örtlichen Commissionen in den belgischen Provinzen, die Diakonien in den nördlichen, die Hauptpfleger der Armen, und die Aufsicht der Regierung erstreckte sich bloß dahin, daß jährlich statistische Übersichten eingesandt und daß die Fonds in festen Gütern oder Einschreibungen auf das Schuldbuch des Staats belegt wurden. Im Jahr 1816 machte der Minister Falk den ersten vollständigen Bericht über das Armenwesen bekannt. Mehr und mehr entstanden gemeindliche Armenverwaltungen, indem man den mildthätigen oder kirchlichen Armenfonds für das ihnen noch Mangelnde durch städtische Abgaben zu Hülfe kam. Die Regelung dieser Verhältnisse führte zu dem Gesetze von 1818, wonach die Centralisation wieder völlig aus dem

Armenwesen schwand, und dieses, doch ohne Beeinträchtigung der noch bestehenden Stiftungen, fast ganz gemeindlich ward. Jenem Gesetz zufolge wird das Unterhaltsdomicil durch Geburt erhalten und durch vierjährige Einwohnung verändert, bei Fremden durch sechsjährige; Streit zwischen zwei Armenbehörden über das Domicil eines Bedürftigen wird durch den Ausschuß der Provinzialstände entschieden. Im Jahr 1818 begann auch van den Bosch sein bestes Werk, die Gründung von Armencolonien durchzuführen. Binnen kurzer Zeit vereinte er eine große Anzahl vermögender Niederländer in der „Wohlthätigkeitsgesellschaft", erlangte die Unterstützung seitens der Regierung und stellte seinen Plan so kräftig ins Werk, daß schon im Jahr 1821 wichtige Ergebnisse gewonnen wurden. Diese umfassend thätige Gesellschaft hat wüste Landesstrecken in fruchtbare Felder umgewandelt, Tausenden fleißiger Menschen, die schon zu dem Bettelstab greifen wollten, zu Arbeit und Verdienst geholfen, andere Tausende, die bereits Bettler waren, der Menschenwürde zurückgegeben und Tausende verlassener Kinder zu tüchtigen Gliedern der Gesellschaft erzogen; sie gibt endlich noch immer an 10,000 Menschen Kost und Verdienst für heilsame Arbeit. Während in Nordniederland auch noch 1830 auf diesem Felde schöne Erfolge errungen wurden, den alten sich neue philantropische Vereine anschlossen, zumal in den Kranken- und Waisenhäusern sowie im Unterricht der Jugend viel verbessert wurde, ist leider in Belgien manches von dem früher zu Stande Gebrachten wieder in Verfall gerathen, besonders die Ackerbau-Ansiedelung zu Wortel *) und Ryckevorsel in der Provinz

*) Hier hatte eine mildthätige Gesellschaft große Stücke der Campine aufgekauft und an 150 Pächterwohnungen nebst Kapelle, Pfarrhaus und Schule für arme Familien darauf erbaut; leider nahm durch Vernachlässigung die Ansiedelung wieder ab.

Antwerpen. Für nichts vielleicht war die Trennung von Holland schädlicher als für die Volksschule und die Armenpflege in Belgien. Neuerdings hat indeß die belgische Regierung einen umfassenden Plan für den Anbau der Campine, jener sandigen doch nicht unfruchtbaren Landstrecken zwischen Schelde und Maas, entworfen und mit Ausführung desselben begonnen.

Inzwischen besteht in Niederland neben vielem Neuen fast allenthalben noch das Alte; unabhängige Armenverwaltungen für die verschiedenen milden Anstalten neben örtlichen Armenverwaltungen in den meisten Städten und einigen Dörfern; letztere mit dem Unterschiede, daß in Nordbrabant und Limburg sie vorzugsweise die Armen versorgen, während in den übrigen Provinzen sie nur die Bedürftigen unterstützen, welche von der Hülfe der milden Anstalten nicht bestehn können. Dabei sind Mißbräuche unvermeidlich. Besonders häufig kommen sehr ungleichmäßige Unterstützungen in derselben Gemeinde vor, je nach dem religiösen Bekenntnisse der Armen. In Amsterdam sind vergleichsweise die Armen der französischen und Mennonitengemeinden am besten gestellt, die lutherischen stehn sich schon schlechter, am wenigsten erhalten die Reformirten und vorall die Katholiken; an andern Orten stellt sich das Verhältniß anders dar. Diese Ungleichmäßigkeit erschließt der für die Ruhe des Staats mitunter gefährlichen Proselytenmacherei ein weites Thor. Auch darin besteht ein Mangel, daß manche Diakonien das Patronat nur über wenige arme Familien, andere, bei nicht größerer Anzahl von Collegialmitgliedern, über Tausende auszuüben haben. Darum steht der Wunsch des Landes nach bürgerlichen Armencommissionen an Stelle der kirchlichen Diakonien, welche, in einem Geist handelnd, die Unterstützung mehr gleichmäßig machen, überhaupt mit größerer Energie verfahren. Gewiß würde die Religion der Liebe

ebenso sehr zu guten Werken anspornen, und diese würden nicht minder verdienstlich sein, wenn eine bürgerliche Commission sie an die Armen ohne Unterschied ihres Glaubens vertheilte, als wenn die Gabe an die vorausgesetzte Glaubensübereinstimmung geknüpft wird. Die große Wohlthätigkeitsgesellschaft unterstützt Arme und nimmt Ansiedler auf ohne allen Unterschied des Glaubens. Die übertriebene kirchliche Unterstützung des einen Theils der Armen muß übrigens die allgemeine Noth erhöhen und dem Tage näher bringen, wo die gefürchtete Armentaxe sich aufzwingt, sei's auch unter anderm Namen. Das niederländische Gesetz erkennt die Freizügigkeit durchaus an und in der Regel ist das Domicil für Unterstützung dasselbe wie das bürgerliche Domicil; ist die Geburt, die gewöhnlich bei Streitfällen entscheidet, unbekannt, so fällt der Bedürftige an die Provinzialkasse; verlaufener Bettler und armer Fremdlinge, die dem Land gedient haben, erbarmt sich der Staat. Fremde, die sich gegen das Landesgesetz nicht vergingen, anzuhalten oder über die Grenze zu bringen, streitet, sie mögen mittellos sein oder nicht, als eine Kränkung der persönlichen Freiheit wider das Grundgesetz.

In Belgien stehn jetzt allein die Bettlerhäuser (mit Zwangsarbeit) und einzelne Stiftungen, die der Staat unterhält, unter unmittelbarer Aufsicht der Regierung. Die aus unbesoldeten Mitgliedern zusammengesetzten Bureaux de bienfaisance, deren sich eines in jeder Gemeinde befinden soll, und von denen die ganze Unterstützung der Hausarmen abhängt, sind meist alle sich selber überlassen; nur ihre Geschäftsordnung unterbreiten sie den Gemeindebehörden, die ihnen auch beispringen, wenn die freiwilligen milden Gaben und gewöhnlichen Einkünfte nicht ausreichen. Auch hier wird die Klage laut über Ungleichheit der Unterstützungen (vergl. Le paupérisme en Belgique, par Ducpétiaux. Brux.

1844) und darum wird von manchen Seiten auf mehr Einheit und Gleichförmigkeit der Armenverwaltung angedrungen. In einem Jahre besaß z. B. das Büreau zu Virton 417 Fr. jährliches Einkommen für jeden bedürftigen Armen, das zu Bastogan 70 Fr., zu Antwerpen 52 Fr., zu Huy an der Maas gar nur 2 Fr. Von Zeit zu Zeit werden von den Büreaux statistische Angaben eingefordert, ihnen auch bei hohem Nothstande Zuschüsse seitens des Staats zugestanden, wie namentlich während der letzten Theuerungsjahre. Die Regierung erhielt ferner Geld bewilligt zur Errichtung von „Krippen", d. h. Asyle für arme Kinder unter drei Jahren in bevölkerten Manufacturstädten, zu neuen Bewahrschulen für Kinder von 3 bis 7 Jahren aus den armen Arbeiterklassen, zu neuen Werkschulen, in denen arme Kinder beiderlei Geschlechts umsonst ein vollständiges Handwerk erlernen, und mit denen Werkstätten verknüpft sind, wo sie sich vor dem Eintritt ins Leben einen Sparpfennig verdienen können; ferner zur Anlage neuer besonderer Spitäler für kranke arme Kinder, zu Ackerbaucolonien für Bettler und Vagabunden beiderlei Geschlechts, zu Verbesserungs- und Arbeitsanstalten und dergleichen. Auch unterstützt die Regierung verschiedene Vereine, deren Mitglieder sich der Krankenpflege und dem Dienst der Armen widmen, wie die Schwestern des Kreuzes zu Lüttich, die barmherzigen Schwestern und andere. Natürlich fehlt es nicht an Hospitälern, Armenherbergen, an Waisen-, Gebär- und Findelhäusern im katholischen Belgien; an manchen Orten, zu Antwerpen, Mecheln, Gent, gibt es „barmherzige Arbeitsstuben", wo für den Augenblick brotlose Arbeiter Beschäftigung finden; die Genter Anstalt dieser Art soll besonders gut geleitet werden und über 600 Arbeiter beschäftigen.

Der belgische Katholicismus lebt auf freundlichem Fuße mit der Industrie. Er weiß, daß Industrie Macht ist. Und häuft

sie nicht auch für ihn ihre Schätze an, unterstützen diese nicht seine Schulen, helfen sie nicht seine Kirchen bauen, seine Volksvertreter wählen? Mecheln, die katholische Metropole des Landes, der Sitz des Kardinal-Erzbischofs, ist auch der Mittelpunkt aller belgischen Eisenbahnen. Die belgische Kirche besitzt aus alten und neuen Zeiten her beträchtliche Güter und Reichthümer, trotz der Stürme, die über sie hingebraust. Wenn die Bilderstürmer manchen Domen ihren Putz raubten, das Grundeigenthum und die zinspflichtigen Dörfer ließen sie doch liegen, und spätere Meister füllten die Lücke an Bildern wieder aus. Die Jakobiner freilich schonten auch nicht das Eigenthum der Kirche, nicht das Gold, die Rubinen und Diamanten an der funkelnden Monstranz; allein manches ward doch gerettet, viele Schätze durch kluge Kaplane und Küster in sichern Verwahrsam gebracht. Der Haß gegen die Verfolger der Kirche stachelte zugleich den Liebeseifer für die Verfolgte, und Volk, Fürsten und Adel wetteiferten, der bedrängten Kirche mit Spenden zu Hülfe zu kommen. So weit der Staat die Controle über das Kirchenvermögen übt — und was ihr sich entzieht, ist schwer zu schätzen — sollen während der zehn ersten Jahre seit der Revolution von 1830 die geistlichen Institute an Geschenken und Legaten von Privaten gegen 4 Millionen Fr. erhalten haben, die sich bis heute vielleicht verdoppelt haben dürften. Was außerdem Regierung, Provinzen, Gemeinden zu kirchlichen Bauten beigetragen, dürfte sich ebenfalls auf 3 Millionen belaufen. Die Weltgeistlichen aller Glaubensbekenntnisse empfangen ihren Jahrgehalt übrigens aus der Staatskasse, im Belaufe von nahe 4¼ Millionen Fr., wovon 4,107,500 auf die katholische, 66,530 auf die protestantische, 11,200 auf die anglikanische Kirche und 10,000 Fr. auf die israelitische Geistlichkeit kommen. Bisthümer

hat das kleine Belgien sechs, das Erzbisthum zu Mecheln für Antwerpen und Brabant, das Bisthum Turnik für Hennegau, Gent für Ostflandern, Brügge für Westflandern, Lüttich für Lüttich und Limburg, Namen für Namen und Luxemburg. Die Gesammtzahl der Weltgeistlichen beträgt 4,420, ungefähr einen auf 950 Einwohner, dessen durchschnittlicher Jahrgehalt nur 718 Fr. beträgt, so viel als dem Staat auch jeder Unterofficier des Heeres kostet *); die Zahl der Ordens- und Klostergeistlichkeit wächst schnell an. Vor der Revolution von 1830 zählte Belgien 29 Männer- und 255 Frauenklöster, jetzt vielleicht doppelt so viel; der erzbischöfliche Sprengel allein mag gegenwärtig an anderthalbhundert Klöster umfassen. Die Macht der Hierarchie oder richtiger die bischöfliche Macht hat sich in Belgien durch den unbedingten Sieg gewisser Principien in der Revolution, namentlich das der Trennung des Staats von der Kirche und das der Unterrichtsfreiheit, die zur Errichtung einer Schule nicht einmal einer örtlichen Ermächtigung bedarf, ungemein ver-

*) Die Staatsbesoldung der niedern katholischen Geistlichkeit in Belgien ist viel zu gering, als daß sie diesen Weltpriestern eine würdige, nach unten und nach oben, vom Volke und von der Hierarchie wenigstens äußerlich unabhängige Stellung verschaffen und sichern könnte. Nach dem in diesen Dingen wohlbewanderten Journal de Bruxelles vertheilt sich die katholische Geistlichkeit und ihre Einnahme vom Staate über die belgischen Provinzen also:

	Personal der Geistlichkeit:	Gesammteinkommen:	Auf die Person:
Antwerpen	380	Fr. 260,702	Fr. 712
Brabant	688	487,102	707
Westflandern	525	372,840	710
Ostflandern	588	420,082	714
Hennegau	654	478,375	716
Lüttich	517	384,267	724
Limburg	331	236,577	711
Luxemburg	410	309,375	730
Namen	395	301,757	634
Ganzes Königreich	4,488	Fr. 3,251,077	Fr. 718

stärkt; die Consequenzen davon werden wahrscheinlich noch zu mächtigen Bewegungen und für uns jetzt noch verhüllten Ergebnissen führen, wie denn Belgien auch in dieser Hinsicht ein Ferment für Westeuropa bildet. Das belgische Episkopat hat von dem Augenblick an, wo ihm der Unterricht frei gegeben, mit jener eisernen Beharrlichkeit, die der römischen Kirche eigen ist, nach Vereinigung des gesammten niedern und höhern Volksunterrichts in seiner Hand gestrebt und dazu kein Mittel verschmäht. Bei jedem Schritte indeß nach diesem Ziele hin hat es auch entschiedeneren Widerstand gegen sich geweckt, der furchtbar werden könnte, wenn er in der niedern Geistlichkeit, die ihre Abhängigkeit, ja Absetzbarkeit vom Episkopat trotz der Gehaltsauszahlung durch den Staat, nicht ohne Mißmuth fühlen soll, Wurzel schlagen würde. In sechs großen und sechs kleinen Seminarien werden die dem geistlichen Stande sich widmenden jungen Leute herangebildet; jedes kleine Seminar hat zudem noch eine Musterschule und bildet jährlich 50 bis 100 Schullehrer im geistlichen Sinne. Die meisten Klöster, früher dem beschaulichen Leben gewidmet, als müßiggängerische Institute unnütz und im Widerspruch mit dem Geist eines thätigen Volkes, sind für den großen episkopalen Zweck, zum Miteingreifen in die Volkserziehung, in lehrende und unterrichtende umgeschaffen worden. Es ist sehr bemerkenswerth, daß die müßigen Klöster sich um mehr als die Hälfte vermindert haben, während die Zahl derjenigen, welche sich Erziehungsangelegenheiten widmen, um mehr als das Zwanzigfache zugenommen hat. Die hohe Geistlichkeit hat in jeder Stadt, ja fast in jeder Dorfgemeinde Schulen begründet, die ebenso reich dotirt sind als sie stark besucht werden, zur Krönung ihres Werkes aber die altberühmte Universität von Löwen auf eigene Kosten übernommen, sie neu organisirt unter dem Titel

der „katholischen“, ihr durch reiche Ausstattung und Herbeiziehung ausgezeichneter und gutgestellter Lehrer, namentlich für die praktischen Wissenschaften, für Medizin, Mathematik und Naturkunde, neuen Glanz, sowie durch viele und ausreichende Stipendien bei der unbemittelten Jugend, welche jedoch die Söhne des zum Klerus haltenden vornehmen Adels und der reichen Bürger nicht abhalten, einen bedeutenden Vortheil über die drei andern Landesuniversitäten gegeben, von denen Gent und Lüttich den Staat angehn, Brüssel die freie ist. Löwen zählt die meisten Studenten, um so natürlicher als die katholische Partei, bisher die mächtigste im Lande, den mehr unter ihrer Leitung herangewachsenen jungen Männern sowohl bei Anstellungen als bei andern Lebensfragen mit ihrem Einflusse beisteht. Das belgische Episkopat hat durch seine Repräsentanten in der Kammer die Hand in jedem Akt der Staatsregierung, der sein Interesse oder seinen Einfluß mittelbar oder unmittelbar berührt. Bei den Wahlen der Volksvertreter oder neuer Provinzial- und Gemeinde-Räthe erhalten die untern Geistlichen das Losungswort, die bezeichneten Kandidaten werden von der Kanzel wie aus dem Beichtstuhl unterstützt, und an den Wahltagen kommen die Pfarrer, an der Spitze der Wähler ihrer Kirchspiele, vor die Wahlurne gezogen. Der belgische Klerus ist gerade nicht reich an hervorragenden Talenten; meist stammend aus den ärmern Volksklassen und höherer Bildung ermangelnd, sind die vlämischen Geistlichen oft so wenig der französischen als der hochdeutschen Sprache mächtig; gewöhnt aber an freie Einrichtungen, gestärkt durch die öffentlichen Erörterungen und gelenkt von einigen politischen Geistern und Feuerköpfen, wie die de Ram und van Bommel, ist die belgische Geistlichkeit voll politischer Regsamkeit, voll Vaterlandsliebe und von einem sichern Blick in praktischen Dingen, der ihr manches Andere ersetzt, und

übt sie auf freiem Kampfplatz einen weit größern Einfluß aus als sie je gewinnen würde, wenn sie sich, wie in Italien und Deutschland, von einer bewaffneten Polizeimacht und einer geknebelten Presse gegen die Angriffe ihrer Gegner schützen ließe. Die belgische Presse kennt so wenig Septembergesetze als sie „Caution" leisten muß, die eigentlich nur den Reichen das Recht gibt, ihre Meinung frei auszusprechen, und die nothwendig zu einem verderblichen Monopol der Geldleute führen muß, wie wir es in Frankreich sehen. Der Klerus als solcher ist überhaupt in Belgien nicht reactionär, er hat nichts Verlorenes, wie z. B. der französische und der spanische, zurückzuerobern, er will noch gewinnen und muß vorwärts schreiten: er war der Führer in der Bewegung gegen Joseph II. und einer der Hauptleiter in der Revolution gegen das protestantische Holland; zugleich aber war er ein eifriger Wächter gegen die Propaganda, welche Frankreich zu jeder Stunde in Belgien unterhält. Erscheint so der Katholicismus als einer der breitesten Grundsteine belgischer Unabhängigkeit, so müssen wir, wollen wir überhaupt ein widerstandseifriges Zwischenland zwischen uns und der französischen Nation, ihm Kräftigung wünschen. Etwas Anderes aber ist der Katholicismus, und etwas Anderes der Jesuitismus. Dieser nur ist das reactionäre unheilschwangere Prinzip Belgiens, und bedroht mittelbar selbst die Macht des Episkopats. Wenn die großen liberalen Städte, namentlich Brüssel, Lüttich, Gent, gegen die Hierarchie eine fast so entschieden feindselige Stimmung zu offenbaren beginnen, wie Paris sie stets zeigte, so ist damit von der Masse der eingebornen Bevölkerung nicht der Katholicismus als solcher gemeint, sondern der Jesuitismus, den die öffentliche Meinung mit der Reaction identificirt, und der sich auf die grundgesetzlichen Freiheiten nur stützt, um sie durch sein Unwühlen

zu untergraben. Wenn andrerseits die großen Grundbesitzer, der Adel, die Häupter der Industrie und der Geldinteressen sich mit den Landgemeinden und kleinern Städten mehr der klerikalen Partei anschließen, so geschieht das hauptsächlich darum, weil sie in der katholischen Partei zugleich auch die staatlich conservative sehen, obschon sie den jesuitischen Absichten entschieden abgeneigt sein mögen. Eine von innen kommende neue Erschütterung könnte Belgien deshalb hauptsächlich nur durch das reactionäre Umsichgreifen des Jesuitismus bedrohen, zumal wenn man es durch die Regierung unterstützt sähe; denn würde diese Gefahr eminent, so möchten verschiedene Bruchtheile der katholischen Partei, ja selbst ein nicht geringer Theil der niedern Geistlichkeit, die, dem Jesuitismus abhold, nach einem gewissen Grad von Unabhängigkeit strebt, sich mit den Liberalen verbinden. Dies ist so wahr, daß die französische Propaganda, die den König Leopold unbequem zu finden beginnt, weil er sich immer weniger als ein fügbarer Diener Frankreichs zeigt, kein besseres Mittel kennt, ihm die Volksliebe abzuwenden und neue Erschütterungen in dem jungen Staat vorzubereiten, als den König wie ein ergebenes Werkzeug der Jesuiten darzustellen. Aus diesen französischen Einflüsterungen erklären sich die neuerdings zum Vorschein gekommenen Zerr- und Spottbilder auf den König, den man früher bei allen Streitigkeiten, wie gebührlich, aus dem Spiel gelassen hatte. Die auf einmal erwachte Sucht, den König herabzusetzen und lächerlich zu machen, ist bemerkenswerth, und wenn diese Spottbilder ihm auch bei den Einsichtsvollen im Lande weiter nicht schaden, so dürften sie doch der Anfang einer ernstlichen Anfeindung gegen ihn sein, und die kirchlich-politischen Streitigkeiten im Lande noch versäuren helfen.

In Belgien besteht nicht mehr der confessionelle Gegensatz

wie im Vereinigten Königreiche der Niederlande. Daß er in einen vorzugsweise politischen umgeschlagen zwischen Kirche und Staat, die man, als getrennte Gebiete berührend, von einander hat unabhängig machen wollen, und die nun, sich hundertfach durchkreuzend, miteinander um die Herrschaft ringen, beweist schon der Umstand, daß der belgische Klerus weit mehr bei den politischen Fragen, als bei den socialen oder selbst religiösen zur Sprache kömmt. Namentlich weiß ich von günstigen Einwirkungen der Kirche auf die neueren Zustände des Pauperismus wenig zu melden. Vorzugsweise in die politische Bahn gelenkt, nehmen die kirchlichen Institute zur Verfolgung ihrer staatlichen Zwecke lieber Gaben an, als daß sie deren austheilen. Man hat die Maschinen angeklagt, daß sie den armen vlämischen Webern doppelt fürchterliche Mitbewerber seien, weil sie keinen blauen Montag machen, keinen Namenstag haben und keine vlämischen Kirmessen mitfeiern, wo die Arbeit gern im Winkel liegt und die ersparten Silberstücke für berauschendes Pharo und Lambik in die Welt wandern; nun nach Aufhebung feudaler Leibeigenschaft die Freien erst unglücklich werden durch Nichtarbeit, nun hat man gemeint, wär's wohl Zeit, daß die Religion, die sonst gern Augenblicke der Ruhe für die Unglücklichen erbat, in einem die Festtage beschränkenden Sinn einschritte, und ist namentlich auf die Maßregel, alle Kirmessen an einem Tage zu feiern, die schon Kaiser Joseph II. einführen wollte, zurückgekommen. Doch strenge Mäßigkeitsapostel finden in den Niederlanden geringen Beifall. Ist die Tugend der Nüchternheit nirgend gebieterischer, als in den Reihen der ärmeren Klassen, wo Unmäßigkeit und Vergeudung doppeltes Unheil stiften, so will man sie doch nicht in absoluter Form, die dem Arbeiter vollends alle Lebensfreude raubt, ihn verdüstert, statt ihn zu erheben, und mit seinem Loose zu versöhnen. Auch

ist in Belgien die Branntweinpest nicht so groß als in manchen deutschen Gegenden, denn der Kaffee wird durch Zölle wenig vertheuert, und das Land braut treffliches Bier, nur in den Kohlenbezirken herrscht sie furchtbar; in den Provinzen Hennegau und Lüttich gibt es verhältnißmäßig die meisten Wirthshäuser, zählt man doch in manchen Gemeinden deren eines auf 22, ja schon auf 17 Einwohner. Dagegen wetteifern Private und Regierung in Gründung von Spar- und Versorgungskassen, von Hülfs- und Krankenbüchsen (caisses de prévoyance), und von Kreditbanken. Wenn die letzteren, eben so förderlich für Fleiß als für den Landwirth schützend vor wucherischen Schulden, Ursprung und große Verbreitung in Schottland gefunden, so gehört der fruchtbare Gedanke von Vorsorgkassen Deutschland an, wo sich die Bruderbüchsen oder Knappschaftskassen für Grubenarbeiter mit dem bergmännischen Betrieb überall hin ausgebreitet haben. Die Belgen jedoch haben diesen Gedanken mit ihrem lebendigen Genossenschaftssinn weiter entwickelt, ihn mannigfach verbessert und auf andere Klassen der Bevölkerung mit dem glücklichsten Erfolg angewandt, so daß derlei Kassen dort jetzt unter verschiedenen Handwerkern, unter den Leinwebern, Seefischern, Matrosen, den Arbeitern der Staatseisenbahn, den Schullehrern und andern bestehn. Den sechs Vorsorgkassen für Grubenarbeiter sind andere für die Fischer von Blankenbergh und Ostende, für die Steuerleute und Lootsen, neun für die Volksschullehrer der neun Provinzen, ausgegangen vom Minister des Innern, eine zehnte besondere für die der Hauptstädte gefolgt. In Vollzug eines Gesetzes vom 21. Juli 1844 hat die Regierung sechs Witwen- und Waisenkassen für alle Kategorien von Beamten und Magistratspersonen gegründet, unter Sicherung des öffentlichen Schatzes; es besteht auch eine Kasse für die Witwen und Waisen der Officiere des

Heeres, eine andere für die der Kriegsmarine. Die Kasse für die Eisenarbeiter (caisse de rétraite et de secours) ist durch königlichen Beschluß vom 24. Juni 1845, etwas später die für die Matrosen unter belgischer Flagge ins Leben gerufen; ein anderer Beschluß billigt die Statuten eines Tontinen-Vereins zwischen allen Gemeinde-Secretären Westflanderns. Kurz, binnen wenigen Jahren sind dreißig solcher Kassen mit Unterstützung der Regierung begründet worden, und fast alle befinden sich in blühendem Zustande. Dazu kommen noch viele andere. So ergriff 1845 die städtische Behörde von Bergen, Hauptstadt vom Hennegau, die Initiative, um eine Vorsorgkasse für die verschiedenen in der Stadt wohnenden Arbeiter zu gründen; dem Beispiele folgte alsbald Verviers. Der Beitritt zu diesen Arbeiterkassen ist natürlich nicht gezwungen, wie zu jenen, die unter dem unmittelbaren Schutze der Regierung stehn; doch wenn Behörden, Fabrikherren und Arbeiter zu einem Ergebnisse zusammenwirken, so werden die letztern sich dem Vereine trotz der kleinen Steuer nicht entziehen und bald überhaupt jenen Werkstätten, wo man sich ihrer im Nothfall mit genügender Sorge annimmt, den Vorzug vor den übrigen geben. Genossenschaft, deren Freiheit die belgische Verfassung wie die Preßfreiheit unbedingt gewährleistet, ist ein mächtiger Hebel, dessen Wirksamkeit jedoch wesentlich von ihrer Organisation selbst abhängt. Großbritannien ist bedeckt mit wechselseitigen Hülfsvereinen (friendly societies), der englische Arbeiter ist im Allgemeinen unterrichteter und aufgeklärter, als der des Festlandes, er hat hinsichtlich des gegenseitigen Beistandes ältere Überlieferungen; doch die Vereine beschränken sich dort immer auf eine und dieselbe Profession, und darum vielleicht sind sie selten in blühendem Zustande. Das Grundprinzip dieser Arbeitervereine, daß sie nämlich wesentlich auf den Beisteuern des Ar-

beiters selbst beruhen, muß allerdings festgehalten werden; sonst aber sollen die einschlägigen Maßregeln möglichst umfassend und collectiv, nicht individuell sein. Das Patronat des Meisters über den Arbeiter, wie unvollkommen auch ausgeübt, besteht doch der Natur der Sache nach, und der beste Erfolg ist nur gesichert, wenn so zu sagen Jedermann sich dabei betheiligt, also nächst den Arbeitern auch die Industriellen, die Behörde und die besondern Vereine für das Wohl der Arbeiter.

Sofern der Communismus das menschliche Glück außer dem Staate, den er verneint, außer der Familie, dem Erbrecht und Eigenthum, auf den willkürlichen abstrakten Begriff einer atomistischen Menschheit, deren alleiniges Band zuletzt der gröbste Materialismus und die furchtbarste Unterdrückung der Schwachen durch die Starken sein würde, begründen und den Krankheitsstoff im gesellschaftlichen Körper so durch ein tödtendes Gegengift vertreiben will, findet er in Belgien und Niederland so wenig als in der Schweiz, trotz des von dort aus erklingenden communistischen Lärmens, einen empfänglichen Boden. Dieser Communismus, der wenn er siegte mit den blutigen Sichelrädern seines Triumphwagens bei jedem Schritt Opfer niedermähen würde, kann überhaupt in dem Lande keine Wurzeln schlagen, wo der Boden und die Arbeit frei, das Eigenthum sehr getheilt, der Mittelstand zahlreich und angesehen, der Proletarier aber verhältnißmäßig wenige sind, in einem Lande, wo zudem die Freiheit der Presse und der Genossenschaft mitsammt ihren erfrischenden, die Säfte reinigenden Wirkungen verfassungsgemäß gesichert erscheint. Er ist ein Gift nur für die innerlich kranken Staaten, in denen alle jene Verhältnisse sich umgekehrt gestaltet haben, und in deren Zuständen vom Grund und Boden bis zu den Gebieten des Geistes und der Religion Unfreiheit herrscht. In Belgien trat dann

und wann zwar ein communistisches Blatt hervor, aber nur um jedesmal bald nach seinem Erscheinen wieder zu verschwinden; auch zogen Franzosen und Deutsche mit ihren communistischen Lehren wohl gen Brüssel, doch sie predigten tauben Ohren, der belgische Arbeiterschlag mit seinem positiven, praktischen Geiste gewann ihnen nie weder Geschmack noch Nutzen ab. Bloß der vlämische Pamphletist Kats, Namensbruder des alten Dichters, hat in Brüssel und anderwärts Arbeiter um sich zu versammeln gewußt, doch mehr im socialistischen als im communistischen Sinne.

Mit dem Socialismus ist es anders, sofern er sich nämlich die unabweisbare Aufgabe der Zeit stellt, die Industrie, diese Säugamme der Länder, nicht zu beschränken, sondern sie besser zu organisiren. Er stimmt in seinen Zwecken mit dem allgemein gefühlten Bedürfnisse überein, der leidenden Humanität zu Hülfe zu eilen. Nur wer unempfindlich beim Schauspiel des menschlichen Elends bleibt, kann den Socialismus bloß für die Geburt verbrannter Gehirne oder ausschweifender Phantasie halten. Weit entfernt, auf Umsturz der Grundlagen auszugehn, auf denen die gegenwärtige Gesellschaft beruht, forscht er nur nach den anwendbaren und geeignetsten Mitteln die gesellschaftlichen Zustände zu verbessern — ein schönes Ziel, für das edle Gemüther sich begeistern und vor dem nur träge Geister, die das von der Routine ausgefahrne Gleise zu verlassen nicht den Muth haben, feige zurückscheuchen. In diesem Sinne wirken in Belgien auch ausgezeichnete Fabrikanten. Ich brauche nur den ehemaligen Minister Karl v. Brouckere zu nennen, ein Mann zugleich der Wissenschaft und der Praxis, der seine menschenfreundlichen und socialistischen Ideen auch selbst ausübt und in den großen Werkstätten erprobt, die er mit seltenem Erfolge leitet. Er kann ermunternd zu den übrigen Industriehäuptern sagen: da seht, die Opfer,

die ich für das Wohlergehn der Arbeiter in meinen Werkstätten bringe, schaden nicht im mindesten den vortheilhaften Ergebnissen meiner Unternehmungen! Fände er zahlreiche Nachahmer unter seinen Kollegen, so dürften manche als Utopien geschmähte socialistische Gedanken sich bald in wirkliche Institutionen und in wirksame Mittel zur Verbesserung des Looses der Arbeiterklassen umzuwandeln beginnen.

Wenn nun auch — Dank dem alten Reichthum des Landes, Dank seinem Wohlthätigkeitssinn und seinen Anstrengungen — der Pauperismus in Belgien noch nicht so hohläugig dasteht, wie in einigen anderen Ländern, so gibt es doch in Flandern bedürftige Weber, wie im Riesengebirge und in England, ja man hörte in diesen jüngsten theuern Zeiten von dort aus Nothrufe des Elends grillen wie aus dem armen verhungernden Irland. Am schlimmsten ist, daß trotz aller jener Vorkehrungen die Armuth in Belgien seit einer Reihe von Jahren bedenklich zugenommen hat. In Ostflandern, besonders auf dem platten Lande, ist von 1841 bis 1844 die Zahl der Armen im Verhältniß von 118 zu 145 auf 1000 Seelen der Bevölkerung gestiegen, die Unterstützungen betrugen 1844 allda bloß auf dem platten Lande 743,412 Fr.; die Zahl der bedürftigen Familien hatte sich von 13,525 auf 18,535, die der unterstützten Personen von 69,363 auf 85,509, die der wegen Arbeitsmangel Unterstützten von 1,965 auf 16,341 erhöht, nur die Zahl der durch Trunkenheit und schlechte Aufführung an den Bettelstab Gekommenen hatte sich von 2,095 auf 1,987 vermindert. In Westflandern, wo die Störung des alten Leinwandgeschäfts die meiste Verdienstlosigkeit erzeugt, wurden 1844 doch 93,785 Personen unterstützt, mit kaum 12 Fr. auf den Kopf; dort kamen 1840 nur 24, und 1843 schon 43 bestrafte Diebstähle vor; die Zahl der Züchtlinge im Genter Ge-

fangenhaus, 1841 bloß 805 betragend, erlief 1844 auf 1,024, von welchen im erstgenannten Jahre 395, im letzten aber 524 aus den beiden Flandern waren. Von diesen 524 Sträflingen waren 242 Ackerleute und 145 Weber! Ja die jüngste Volkszählung in Belgien hat eine noch schlimmere Thatsache herausgestellt, die seit langer Zeit in Europa nicht mehr erhört ist. In letzter Zeit hat die Bevölkerung der beiden Flandern, zumal auf dem Lande, abgenommen, indem sie 1846 in Westflandern nur 642,000 Seelen oder 22,000 weniger, in Ostflandern nur 791,000 oder 15,000 Seelen weniger als im Jahre vorher betrug. Die Volkszahl aller übrigen, namentlich der wallonischen Provinzen war gewachsen, zusammen auf 24,000. Selbst Irlands Bevölkerung hat sich in diesem Jahrhundert schon verdoppelt. Ostflandern zählte 1816 615,000; 1844 dagegen 803,000 Bewohner.

Wie ist da zu helfen? Daß bloße Palliativmittel die Grundursachen des Übels nicht entfernen, daß dazu am wenigsten eine größere Strenge bei Unterstützung der Armen, die arbeiten können, außer den Werkhäusern, im Geiste der neuen englischen Armengesetzgebung ausreicht — das lehrt eben die Erfahrung. Meines Erachtens liegen des Übels Grundursachen in zweierlei: einmal in der Unterdrückung der Muttersprache des größern vlämischen Gebiettheils durch eine fremde, was niederbeugend, entsittlichend, verfinsternd auf die Masse der Bevölkerung einwirkt und sie, bei ihrer Abhängigkeit von den Französischsprechenden, allerlei Betrug und Erpressungen, sowie den Folgen der Unwissenheit aussetzt; sodann darin, daß Belgien, obwohl im Besitze der wesentlichen Elemente zur staatlichen Selbständigkeit, sich doch nicht im Stande sieht, auf die Dauer ein eigenes volkswirthschaftliches

System durchzuführen, trotz seiner preiswürdigen Anstrengungen dazu und seiner muthigen Handelspolitik, die mit Hülfe eines kräftigen Differenzialzollsystems sich hinsichtlich der Handelsverträge zur Ausübung der Initiative auf unserm Continent erhob, und der Sache der wirklichen Handelsfreiheit schon größere Dienste leistete, als alles Wanken und Schwanken anderwärts. Ich komme im folgenden Abschnitt auf diese Lage zurück. In ersterer Hinsicht kommt vornehmlich das vlämische Landvolk in Betracht, ein von Haus aus gesundes Geschlecht, an dem leider aber der Wurm der belgischen Gesellschaft am grimmigsten nagt.

Es wäre sehr wünschenswerth, die bäuerlichen Zustände in Belgien einmal nach allen ihren Seiten dargestellt zu sehen. Vieles, was wir jetzt bei dem reichen Landbau Flanderns kaum begreifen, würde sich daraus erklären. Es dürfte sich dabei herausstellen, daß, obwohl es auch im südlichen Niederland noch selbstständige Freisassen, Freibauern auf ganzen und halben Höfen und Meier gibt, doch das Pachtsystem im Ganzen wuchernde Wurzel geschlagen, und der romanische Einfluß auch in dieser Hinsicht sehr nachtheilig auf die Landeszustände eingewirkt hat. Das romanische Pachtsystem, vor dessen ersten Keimen Herrmann die Deutschen, zumal im Norden, bewahrt, hat zwar verschiedene Stufen der Verderblichkeit, es hat sich z. B. viel trauriger noch in Irland, als in England, über welches die Normannen es gebracht, in der Lombardei, als in Spanien gestaltet; fast immer aber unterwirft es die ländliche Bevölkerung der Habsucht landherrlicher Verwalter und städtischer Kapitalisten, und Erniedrigung und Elend dieses „Kernes der Nationen", wie selbst Fürst Metternich nach dem galizischen Aufstande die Bauern genannt, erreichen den höchsten Grad, wenn vollends die Muttersprache eine andere als die herrschende ist und dadurch in völlige Roheit

sinkt, wie es seit Jahrhunderten in Irland der Fall ist, und seit der französischen Eroberung, mit Ausnahme der holländischen Periode, auch im südlichen Niederland werden sollte. Schon der Umstand bestätigt dies, daß die Kartoffelfäule und die Theuerung in den letzten Jahren nirgends so klägliche Auftritte der Noth hervorgerufen haben, als eben in Irland und in einigen vlämischen Landestheilen. Gewiß, die traurigen sprachlichen Zustände hängen mit den bäuerlichen, wie mit allen übrigen in Flandern eng zusammen, und in Anbetracht derselben darf man sich nicht wundern, daß der Bauernstand in Nordniederland und weiter über Friesland, Schleswig-Holstein bis Ostpreußen den in Flandern im Ganzen an Selbständigkeit und Bildung überragt. Es wäre daher eine lohnende Aufgabe, alle diese sich bedingenden Verhältnisse einmal vor der Regierung, den Kammern und dem Lande klar darzulegen und ihnen zu zeigen, daß die Verarmung des vlämischen Landvolkes seinen Grund nicht bloß in der Bedrückung der alten handsamen Flachsverarbeitung, sondern noch weit mehr in moralischen Ursachen hat, vorall in der Unterdrückung der Muttersprache, die dem Landmanne alle Selbständigkeit und das Hauptbildungsmittel raubt und ihn vielen Unkosten, Übervortheilungen und Plackereien aussetzt, daß Flandern überhaupt kein Linnenvertrag mit Frankreich, sondern nur moralische Hülfe, Volksbildung, Entwickelung seiner Zustände mittelst der Muttersprache retten kann *). Die Liberalen beklagen sich,

*) Ich bin weit entfernt zu verkennen, daß die Linnenindustrie seit Jahrhunderten eine der Hauptquellen des vlämischen Wohlstandes war. Viele Dörfler, denen ein kleiner eigener oder gepachteter Grundbesitz nicht ganz zur Ernährung der Ihrigen hinreichte, waren zugleich Weber, und Frau und Töchter vermehrten den Gewinnst durch Spinnen; Sittlichkeit, Reinlichkeit und Ordnung herrschten überall. Das alte Gewerbe, so Tausende der ländlichen Fa-

daß bei den Wahlen sehr oft die Stimmzettel einer ganzen Gemeinde von Einer Hand geschrieben sind — wahrscheinlich von

---

milien im eigenen bescheidenen Kreise ernährend, bot in seiner stillen Genügsamkeit und Entfernung von den Bedürfnissen der großen Städte, etwas durchaus Sittliches und Freies dar, und nährte selbst den in Flandern heimischen fast religiösen Sinn für demokratisches Sein und Wirken. Mit der Einführung der Maschinen in das Linnengewerbe und der ungeheuern Ausdehnung der Baumwollenmühlen brach die Zeit des Untergangs dieses natürlichen Zustandes heran, denn die erste Folge davon war die Unterordnung vieler Knechte unter einen Herrn, die Anhäufung von Fabrikarbeitern im Pfuhle städtischer Unsittlichkeit. Der bisherige Verein von Landbau, Weben und Spinnen, der die Grundlage des Ganzen gebildet hatte, konnte den Kampf gegen die Centralisation der Industrie, die Handarbeit gegen die wohlfeile Maschinenarbeit nicht bestehn; die Weber verschuldeten sich immer mehr, bis sie endlich Haus und Garten und Feld verkaufen mußten und zu bloßen Taglöhnern oder gar zu arbeitlosen Armen herabsanken, die Zahl der Proletarier rasch vermehrend. Die Macht der Umstände machte sich für Flandern um so empfindlicher fühlbar, als dort die Menschen sehr dicht zusammen wohnen, worauf die unbeschränkte Theilung des Grundeigenthums einwirkte; viele Landesparzellen sind so klein, daß Niemand Geld darauf borgen will, oder doch nur weit unter dem Werthe des dafür haftenden Bodens, weil die Unkosten das Darlehn zu verschlingen drohen. Der Vorsitzer der zweiten Kammer, Hr. Liedts, bemerkte: in frühern Jahrhunderten, zur höchsten Blüte des Linnengewerbes, sei die Bevölkerung doch nur die Hälfte der heutigen gewesen, und schrieb dies hauptsächlich dem Umstande zu, daß damals ein großer Theil des Bodens von der todten Hand besessen worden. Kein Vertrag mit Frankreich, selbst nicht der Anschluß an das französische Zollsystem kann jedoch der alten Handarbeit den Sieg über die Maschinenarbeit geben; auch die eifrigsten Verfechter der alten Methode geben die Nothwendigkeit zu, die neue überall einzuleiten, und wo das nicht geschehen könne, dem Landvolke statt des Webens und Spinnens neue Erwerbsquellen zu öffnen, wie denn das Spitzenklöppeln bereits in anderthalb hundert Dörfern eingeführt und dadurch das durchs Mißrathen der Kartoffeln 1845 und des Roggens 1846 noch überaus vermehrte Elend in denselben einigermaßen gemildert ist. Ein weiteres Hülfsmittel für die 150,000 Menschen, Kinder eingerechnet, die gegenwärtig noch in Flandern meist auf Weben und Spinnen angewiesen sein sollen, besteht in der Einführung verbesserter Werkzeuge und Methoden, wofür im letzten Jahr eigens 300,000 Fr. bestimmt sind, zu verwenden von den Comités de l'industrie linière; es sind im

sinkt, wie es seit Jahrhunderten in Irland der Fall ist, und seit der französischen Eroberung, mit Ausnahme der holländischen Periode, auch im südlichen Niederland werden sollte. Schon der Umstand bestätigt dies, daß die Kartoffelfäule und die Theuerung in den letzten Jahren nirgends so klägliche Auftritte der Noth hervorgerufen haben, als eben in Irland und in einigen vlämischen Landestheilen. Gewiß, die traurigen sprachlichen Zustände hängen mit den bäuerlichen, wie mit allen übrigen in Flandern eng zusammen, und in Anbetracht derselben darf man sich nicht wundern, daß der Bauernstand in Nordniederland und weiter über Friesland, Schleswig-Holstein bis Ostpreußen den in Flandern im Ganzen an Selbständigkeit und Bildung überragt. Es wäre daher eine lohnende Aufgabe, alle diese sich bedingenden Verhältnisse einmal vor der Regierung, den Kammern und dem Lande klar darzulegen und ihnen zu zeigen, daß die Verarmung des vlämischen Landvolkes seinen Grund nicht bloß in der Bedrückung der alten handsamen Flachsverarbeitung, sondern noch weit mehr in moralischen Ursachen hat, vorall in der Unterdrückung der Muttersprache, die dem Landmanne alle Selbständigkeit und das Hauptbildungsmittel raubt und ihn vielen Unkosten, Übervortheilungen und Plackereien aussetzt, daß Flandern überhaupt kein Linnenvertrag mit Frankreich, sondern nur moralische Hülfe, Volksbildung, Entwickelung seiner Zustände mittelst der Muttersprache retten kann *). Die Liberalen beklagen sich,

---

*) Ich bin weit entfernt zu verkennen, daß die Linnenindustrie seit Jahrhunderten eine der Hauptquellen des vlämischen Wohlstandes war. Viele Dörfler, denen ein kleiner eigener oder gepachteter Grundbesitz nicht ganz zur Ernährung der Ihrigen hinreichte, waren zugleich Weber, und Frau und Töchter vermehrten den Gewinnst durch Spinnen; Sittlichkeit, Reinlichkeit und Ordnung herrschten überall. Das alte Gewerbe, so Tausende der ländlichen Fa-

daß bei den Wahlen sehr oft die Stimmzettel einer ganzen Gemeinde von Einer Hand geschrieben sind — wahrscheinlich von

---

milien im eigenen bescheidenen Kreise ernährend, bot in seiner stillen Genügsamkeit und Entfernung von den Bedürfnissen der großen Städte, etwas durchaus Sittliches und Freies dar, und nährte selbst den in Flandern heimischen fast religiösen Sinn für demokratisches Sein und Wirken. Mit der Einführung der Maschinen in das Linnengewerbe und der ungeheuern Ausdehnung der Baumwollenmühlen brach die Zeit des Untergangs dieses natürlichen Zustandes heran, denn die erste Folge davon war die Unterordnung vieler Knechte unter einen Herrn, die Anhäufung von Fabrikarbeitern im Pfuhle städtischer Unsittlichkeit. Der bisherige Verein von Landbau, Weben und Spinnen, der die Grundlage des Ganzen gebildet hatte, konnte den Kampf gegen die Centralisation der Industrie, die Handarbeit gegen die wohlfeile Maschinenarbeit nicht bestehn; die Weber verschuldeten sich immer mehr, bis sie endlich Haus und Garten und Feld verkaufen mußten und zu bloßen Taglöhnern oder gar zu arbeitlosen Armen herabsanken, die Zahl der Proletarier rasch vermehrend. Die Macht der Umstände machte sich für Flandern um so empfindlicher fühlbar, als dort die Menschen sehr dicht zusammen wohnen, worauf die unbeschränkte Theilung des Grundeigenthums einwirkte; viele Landesparzellen sind so klein, daß Niemand Geld darauf borgen will, oder doch nur weit unter dem Werthe des dafür haftenden Bodens, weil die Unkosten das Darlehn zu verschlingen drohen. Der Vorsitzer der zweiten Kammer, Hr. Liedts, bemerkte: in frühern Jahrhunderten, zur höchsten Blüte des Linnengewerbes, sei die Bevölkerung doch nur die Hälfte der heutigen gewesen, und schrieb dies hauptsächlich dem Umstande zu, daß damals ein großer Theil des Bodens von der todten Hand besessen worden. Kein Vertrag mit Frankreich, selbst nicht der Anschluß an das französische Zollsystem kann jedoch der alten Handarbeit den Sieg über die Maschinenarbeit geben; auch die eifrigsten Verfechter der alten Methode geben die Nothwendigkeit zu, die neue überall einzuleiten, und wo das nicht geschehen könne, dem Landvolke statt des Webens und Spinnens neue Erwerbsquellen zu öffnen, wie denn das Spitzenklöppeln bereits in anderthalb hundert Dörfern eingeführt und dadurch das durchs Mißrathen der Kartoffeln 1845 und des Roggens 1846 noch überaus vermehrte Elend in denselben einigermaßen gemildert ist. Ein weiteres Hülfsmittel für die 150,000 Menschen, Kinder eingerechnet, die gegenwärtig noch in Flandern meist auf Weben und Spinnen angewiesen sein sollen, besteht in der Einführung verbesserter Werkzeuge und Methoden, wofür im letzten Jahr eigens 300,000 Fr. bestimmt sind, zu verwenden von den Comités de l'industrie linière; es sind im

der des Pfarrers — für einen katholischen Kandidaten. Ei, ihr Herren, die Bauern können ja kein Französisch schreiben, sie sind von vornherein in die Hand Anderer gegeben!

Freilich so schlimm wie jenseits des Kanals steht es mit den ländlichen Verhältnissen in Belgien noch nicht. Das vlämische Landvolk erlitt nie die Unterdrückung, wie das angelsächsische durch die Normannen, und später das irische. Bereits in frühesten Zeiten verbanden die Leibeigenen in Flandern sich mit Andern zu bewaffneten Gilden, um dem Übermuth der Herren und Machthaber Schranken zu setzen; aus der Gilde entwickelte sich das Gemeindewesen, die sich selbst regierende Kommune, deren Einrichtung die Fürsten achten mußten. Schon früh verschwinden in Belgien alle Verhältnisse der Hörigkeit, und im 13. Jahrhundert sieht man in allen größeren niederländischen Städten die Gemeindefreiheit bereits vollständig ausgebildet. Das alles folgte in England viel später, wo vlämische Einwanderer erst unter Eduard III. die Tuchmacherei emporbrachten, in Folge dessen Nachfrage nach Arbeitern in den Städten entstand, und die Leibeigenen ihren Herren zu entlaufen und Unterkunft in den Manufacturen zu suchen anfingen. Denn gelang es dort einem Leibeigenen, sich der Verfolgung seines Herrn Jahr und Tag zu entziehen, so war er für immer frei, wodurch denn auch die zurückbleibenden Feldbauer nach und nach wieder zur Einsicht ihrer natürlichen Rechte gelangten und nun den adeligen Eroberern die

---

Grunde nur Almosen unter einer andern Form, da 16,000 Spinnerinnen und 300 Weber selbst unter den Begünstigungen dieser Comités nur mit 10 bis 30 Proc. Verlust gearbeitet haben. Auch die Bildung einer Handelsgesellschaft zur Ausfuhr von Leinenwaaren, die Theilung vieler Gemeindehaiden, die Urbarmachung großer öder Strecken — das alles kann das Bestehn der Krisis, soweit sie nur die Umgestaltung der Linnenindustrie betrifft, vielfach erleichtern.

herkömmlichen, doch ursprünglich aufgezwungenen Frohndienste und andere Lasten verweigerten. Im 25. Regierungsjahre Eduards III. (1351) ward endlich die Härte der Leibeigenschaft bedeutend gemildert, gesetzlich aufgehoben ward sie erst unter Karl II., und noch im Jahre 1526 war ihre Abschaffung vergebens versucht worden. Nie gelangten aber die alten Bauern und rechten Eigenthümer, so wenig in England, wie in Irland, wieder in Besitz ihrer Güter, sie wurden bloße Pächter, die der Grundherr wegjagen konnte, gerade wie später — traurigen Andenkens — in der Lombardei und andern romanischen Ländern; nur mit dem bedeutenden Unterschiede, daß in England auch ihnen wenigstens die allgemeinen bürgerlichen Freiheiten zugut kamen, und daß sie politische Rechte ausübten, die dem Landadel Mäßigung auflegten. Während des Mittelzustandes zwischen der Leibeigenschaft und dem freien Pächterthum half sich die Gesetzgebung in England, ebenso auch in Frankreich, mit einem eigenen Zwangssystem, durch welches sie den Taglohn zu regeln und dem Arbeiter selbst Vorschriften und Schranken zu setzen suchte, wie er denselben zu verwenden habe bis auf Kleidung und Lebensmittel; unter Heinrich VIII. sah man endlich ein, daß das System, alle Arten von Arbeiten und Lebensmitteln zu tarifiren, ein hemmendes und unhaltbares sei, doch ward es erst unter Elisabeth abgeschafft, zu welcher Zeit sich übrigens England in Landwirthschaft und Industrie, in Reichthum der Städte und wohlhäbiger Lebensweise noch bei weitem nicht mit Belgien messen konnte. Aber auch später regelten die feudalistischen Gesetze noch in England den Grundbesitz, wo sie auf dem Continent, der nicht das Aushülfsmittel des Handels in der Ausdehnung wie England besaß, als unerträgliche Überreste des Mittelalters längst abgeschafft waren. Natürlich mußten sich die Nachtheile des ausschließlichen Land-

besitzes von Wenigen mit der wachsenden Bevölkerung und der Anhäufung des Kapitals steigern, und wenn schon England, ungeachtet Industrie und Handel dort wieder tausendfache Beschäftigung den arbeitsamen Händen öffneten, doch seine Millionen Paupers zählt, wie mußte es erst dem unglücklichen, von den Großen ausgepreßten Irland ergehn, dem die englischen Hülfsmittel fehlten! Irlands Verhältnisse sind zu künstlich und unnatürlich, als daß sie nicht zusammenbrechen müßten. Wo die Masse der Bevölkerung arm geworden, da wirkt es nothwendig mit der Zeit auf die Klasse der wenigen Besitzenden zurück. Landherren und Pächter werden am Ende gleich bedürftig, nur ist das Elend der einen glänzender als das der andern, jene machen Schulden, diese betteln. Inzwischen geschieht vor unsern Augen vom britischen Parlament vieles zur Verbesserung und Erhebung der irischen Zustände, und wenn diese zur Sühnung alter Sünden ausgestreuten Saaten aufgehn, wenn namentlich die Pächter sich besser gestellt sehn und neben ihnen eine Klasse kleiner Grundeigenthümer oder freier Bauern, zunächst auf dem von der Regierung aufgekauften und urbargemachten Boden, sich befestigen wird, dann dürfte Irlands Aussehn sich bald fröhlich und lachend umwandeln und für die Gegenden des Continents keinen Trost des gleichen Geschicks mehr bieten, in denen die alten Ursachen des gedrückten Zustandes fortdauern. Besonders hüten wir uns, in Folge der modernen Kapitalanhäufungen und des Abgabendrucks, vor Anhäufung des Grundeigenthums in die Hände Weniger, deren Wirkungen schon Goldsmith in seinem Gedicht „das verödete Dorf", dessen wackere Bewohner dadurch in die Fremde getrieben wurden, so schmerzhaft als wahr schildert —

„Ill fares the land, to hastening ills a prey,
Where wealth accumulates, and men decay:
Princes and Lords may flourish, or may fade,
A breath can make them, as a breath has made;
But a bold peasantry, their country's pride,
When once destroy'd, can never be supplied".

Nordniederland ist in mancher Hinsicht glücklicher gestellt als Belgien. Es trägt kein sprachlich-geistiges Fremdjoch, und besitzt ausgedehnte Colonien, die, namentlich seit Belgiens Abscheidung, seine große Schiffahrt und seinen Handel beleben, ja aus welchen Millionen und Millionen ins Mutterland zu dessen unmittelbarer Unterstützung abfließen. Und wenn desungeachtet Niederland sich nur mit Mühe des Pauperismus erwehrt, wie darf man erwarten, daß die Zustände Belgiens, dem diese Hülfsmittel fehlen, sich günstiger gestalten sollten? Man spricht auch in Belgien von Gründung eigener Colonien, doch die bisherigen Versuche sind leider mißglückt. Holland hat hierin den weitern Vortheil, daß es seinen Auswanderern weite Besitzungen anweisen kann, wo sie Volksart, Sitten und Gesetze bewahren und in genauer Beziehung zum Mutterlande bleiben. Daß dennoch auch die niederländische Auswanderung, die neuerdings bedenklich zunimmt, mit Aufopferung mancher Vortheile sich hauptsächlich nach den amerikanischen Freistaaten richtet, beweist, wie schwach überhaupt jene Aussicht ist, namentlich so lange von Schelde und Rhein aus ein vereinzeltes Wirken stattfindet. Die aufschwungvollen freien Staaten der Union ziehen unwiderstehlich an, dort glaubt man für sich und Kindeskinder der verbitternden hohen persönlichen und Grundlasten, der Abgaben auf die ersten Lebensbedürfnisse ein für allemal enthoben zu sein, dort sieht man

für zahlreiche Nachkommen ein reichliches Bestehn, dort hofft man seine Religion völlig frei bekennen und ausüben zu können. Es ist merkwürdig, wie wenig seit dem Bestehn der amerikanischen Freistaaten die niederländischen Pläne zur Auswanderung in die eigenen Besitzungen anschlagen wollen, ungeachtet Regierung und Presse dieselben lebhaft unterstützen. Ohnehin hat Niederland noch weite unbebaute Haidegründe, wo mageres, doch zum Anbau wohl geeignetes Land zu geringen Preisen käuflich ist; man möchte gern den Menschenüberfluß aus den Städten und den dichtbevölkerten fetten Landen etwas in die dünn bevölkerten Sandstrecken überleiten. Endlich nehmen die umfassenden Trockenlegungen und Landeroberungen, die man neuerdings wieder der See abgewinnt, gleichfalls zahlreiche menschliche Kräfte in Anspruch. Wie viele Auswanderer bleiben da für die eigenen Besitzungen übrig, deren Sicherheit solche Niederlassungen allerdings vermehren würden? Die jährliche Bevölkerungszunahme Niederlands beträgt 30,000 Seelen, die Belgiens etwas mehr; davon dürfte höchstens der vierte Theil, in beiden Ländern etwa 15,000 Menschen, für die Auswanderung überhaupt und nach allen Weltenden beweglich gemacht werden können, indem Bettler von Beruf, schon für gewöhnliche Armencolonien verderblich, sich als Ansiedler schlechterdings nicht eignen — sie gewöhnen sich auf besonderen inländischen Bettlercolonien noch am ersten wieder ans Arbeiten. Niederland und Belgien, auf ihre eigenen Mittel und den eigenen Bevölkerungszuwachs beschränkt, werden mithin niemals in umfassender Weise, wie z. B. England, colonisiren können: dem einen fehlt es an Gelegenheit und an passenden Besitzungen, dem andern und beiden zugleich an den nöthigen Volkskräften. Erst Belgien, Niederland und Deutschland — Länder, die von Natur und Abkunft

zusammengehören und so vielfach aufeinander hingewiesen sind — sie könnten durch inniges Einverständniß und mit vereinten Mitteln auch in dieser Hinsicht sich unermeßlich fördern und miteinander die größten Zwecke erreichen.

Dazu jedoch müßte Deutschland handeln. Denn nur von ihm, als dem weitaus größten und mächtigsten der drei Länder, könnte der entscheidende Schritt ausgehn.

Der belgische Staat;

seine Umwälzungen; Verfassung, Parteiung, Stellung zu den Nachbarländern; die jüngsten Verträge.

„Si le repos est dû à qui a souffert, nul pays ne l'a merité plus que toi, ô ma patrie! Que la main de Dieu te préserve de nouvelles épreuves, qu'elle maintienne intacte cette nationalité dont l'absence a fait ton malheur pendant tant de siècles!"
Ad. Borgnet *).

Es ist wahrscheinlich, daß der ganze Meeressaum von Jütland bis an den Ärmelkanal nebst den davor gelegenen Eilanden, die vormals zahlreicher und größer waren als heute, ursprünglich von Deutschen friesischen Stammes bewohnt war. Sie zerfielen in eine Menge kleiner Gemeinwesen, die zu keiner Zeit in einem staatlichen Verbande gestanden zu haben scheinen. Dies, sowie die verderblichen Angriffe der Meeresfluthen, die von Nordwesten stürmend ganze Inseln unter sich vergruben und dem friesischen Festlande weite Gebiete entrissen, endlich das Andrängen der sassischen Nachbarstämme von Süden und Osten dem Meere zu, das

---

*) Histoire des Belges à la fin du 18. siècle. 2 Bände.

alles mochte bewirken, daß die Friesen es zu großen staatlichen Gestaltungen nicht brachten, vielmehr zumeist in den übrigen niederdeutschen Stämmen, mit denen sie sich vermischten, aufgingen, so daß die Gebiete, wo sie sich noch in ihrer Ursprünglichkeit, Mundart und in ihren Sitten erhalten haben, wie durch Einschiebung anderer deutschen Stämme von einander gerissen erscheinen. Doch darf man sich letzteres nicht so gewaltsam denken wie die Verwüstungen durch die Meeresfluth; es war mehr eine friedliche Vermischung der nahe verwandten Stämme. Diese ging natürlich besonders dort von statten, wo sich Verkehrswege, größere Städte und Handelsmärkte bildeten, also vornehmlich an den Mündungen der deutschen Ströme, der Elbe, Weser und besonders des Rheins und der Schelde. Nur in den Gegenden, die dieser Verkehrsstrom ziemlich unberührt ließ und wo sich keine mächtigen Städte erhoben, behaupteten die friesischen Gemeinwesen ihre alte, auf der freien Bauerschaft begründete Verfassung und erwehrten sie sich des Adels wie aller Feudaleinrichtungen und Hörigkeitsverhältnisse; dort blieben die Friesen, wie sie in vielen Schlachten zur See und bei ihren Dämmen und Dünen erprobten, so steif und unlenksam, so ausdauernd, kühn und freiheitsstolz wie vordem, ihr Sinn auf die See gerichtet, wo kein anderes Volk ihnen gleichkommt, ihre Sitten gleich treuherzig und streng. Indessen finden sich die Eigenschaften des friesischen Volkscharakters doch mehr oder minder an der ganzen deutschen Seeküste wieder, vorzüglich ausgeprägt auch bei den Holländern und Seeländern, und dieser Umstand beweis't, daß die Friesen sich mit den andern niederdeutschen Stämmen sehr stark vermischt haben, wenn deren Sprache auch viel weniger Spuren davon aufweis't als man erwarten sollte. Denn die mit den Friesen sich vermischenden vordringenden Stämme brachten ihre

Sprache, sowohl im Munde des Volkes als in der Schrift, allmählich zur Herrschaft, während die friesische Mundart mehr und mehr zurückwich und sich nie zur eigentlichen Schriftsprache entwickelt hat; und zwar verbreitete sich östlich von den Rheinmündungen das Niedersächsische oder Plattdeutsche, westlich vom Rhein aber, etwas mehr mit Friesischem gemengt, das Niederfränkische oder Vlämisch-Holländische. Unter allen deutschen Stämmen werden die in weiten schönen Landschaften ausgebreiteten Franken für erfindsam und sinnreich gezeichnet, die Ripuarier oder Niederfranken noch mehr als die Ostfranken im Rhein- und Hessenlande; sodann für aufgeweckt, zum lustigen Spott geneigt, für verschlagen in Staatssachen, ritterlich und hochfliegend, doch auch für wankelmüthig und unbeständig. Das Zähe und Beständige daher, überhaupt das Feste, Eigene im Charakter vor den übrigen Franken haben die Vlamingen und Niederländer durch ihre Mischung mit den Friesen und durch den Einfluß der See. Ohne die Beimischung friesischen Blutes würden die Vlamingen wohl kaum den vielhundertjährigen Kampf gegen das romanische Element bestanden haben. Andererseits war für die Entwickelung der Niederlande auch der fränkische Einfluß heilsam, trotz der Unruhen und Kämpfe, die er schüren half. Denn da war nicht mehr eine einfache gleichberechtete Bauerschaft, auf nichts bedacht, als sich jedweder heimischen und fremden Herrschaft zu erwehren; da waren mannigfaltige Gegensätze der Stände und Interessen, Bürger, Adel und Fürsten, Bauern, Leibeigene und Feudalherren, obendrein standen die verschiedenen Gebietstheile unter eigener Herrschaft und bekriegten nicht selten einander auf Tod und Leben. Die erstarkenden Städte, sehr oft übermüthig, empören sich gegen Anforderungen der Fürsten und verbinden sich zu solchen Zwecken auf kurze Zeit, die Fürsten sind

wieder eifersüchtig auf die Macht der Patricier und reizen zu neuen Ausbrüchen; die deutschen Kaiser, die französischen Könige unterstützen, je nach ihrem Vortheil, bald diese bald jene. Aber inmitten dieser Kämpfe finden die Städte ein Band in der gemeinsamen Liebe für ihre Kommunalfreiheiten; ihre Macht und das Bewußtsein ihrer Stärke bilden sich mehr und mehr aus, das stattliche Stadthaus, der Mittelpunkt ihrer Freiheiten, spiegelt das stolze Volksbewußtsein. Die politische Entzündbarkeit, durch die fortwährenden Kämpfe für und gegen Privilegien und Freiheiten stets neu gestärkt, ist ein Hauptcharakterzug des gesammten niederländischen Volkes während des Mittelalters, weit weniger hervortretend in den östlichen friesisch-sassischen Gemeinwesen; und ihr gegenüber legt sich zuerst — ein anderer historischer Charakterzug — die Politik der burgundischen Herzöge schwer ins Gewicht, welche den Gedanken verfolgen, durch Vereinigung aller dieser Lande und ihre Losreißung vom Reiche ein mächtiges Zwischenreich zwischen Deutschland und Frankreich zu begründen. Diese Idee ging zunichte, als nur zu bald nach Abdankung Karls V., in den Sälen des Brüsseler Stadthauses zu Gunsten seines Sohnes Philipp (1555), vor diesem Stadthause die Häupter der Grafen Egmont und Horn fielen, und Alba's Beil damit zugleich die reichsten Provinzen seines Herrn mitten durchschnitt. Zwar ward der Gedanke 1814 noch einmal aufgewärmt und das Vereinigte Königreich der Niederlande errichtet, doch nur um schon fünfzehn Jahre später vor dem ersten europäischen Sturme wieder zusammenzubrechen und sich in zwei neue Königreiche aufzulösen. Seltsam, Franzosen und Wallonen sagen es gern, auch einige Deutsche sind so gefällig, es ihnen nachzusagen: die Geschichte Belgiens beginne mit dieser Scheidung, d. h. mit Anno 1830. Eben so unbedenklich könnte man behaupten: die Geschichte der

deutschen Staaten beginne mit Auflösung des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, unter den Auspicien des Protectors des Rheinbundes schimpflichen Andenkens. Wenn aber alle diese Verhältnisse sich für Deutschland traurig gestaltet haben, so liegt die Schuld davon am wenigsten in den Niederlanden selbst, wie jedes Blatt der Geschichte bezeugt.

Am 26. Juni 1848 wird es dreihundert Jahre, daß Kaiser Karl V. in der damals blühenden freien Reichsstadt Augsburg den berühmten neuen Bundesvertrag zwischen Deutschland und den Niederlanden unterzeichnete. Auf seiner Seite standen im Namen Deutschlands: Sebastian, Erzbischof von Mainz und Friedrich, Pfalzgraf und Herzog in Baiern, für die Kurfürsten; Ernst, Erzbischof von Salzburg und Wilhelm, Herzog von Baiern, für die geistlichen und weltlichen Fürsten; Herwig, Abt von Weingarten, für die Kirchenvögte; Friedrich, Graf von Fürstenberg, für die Grafen und Herren; endlich der Bürgermeister und Rath von Augsburg für die freien Städte. Während Deutschland seine alten Lehenlande Brabant, Antwerpen, damals Markgrafschaft des Reichs, Kaisers-Flandern, Limburg, Luxemburg, Hennegau, Holland, Seeland, Gelderland, Friesland von allen gerichtlichen Klagen vor den kaiserlichen Reichskammern enthob und von allen Reichslasten freisprach, mit Ausnahme der außergewöhnlichen durch die Stände zugestandenen Reichszulagen — in solchen Fällen mußten die Niederlande das Doppelte von zwei Kurfürstenthümern bezahlen und in demselben Verhältniß eine Kriegsmacht stellen — erklärte der Kaiser alle seine niederländischen Erblande und zugehörige Gebiete „*unter Deutschlands Schutz, Schirm, Vertheidigung und Hülfe stehend*" und gelobte, den Landesfrieden in ihnen zu handhaben. Zugleich erkannte das Reich die Vereinigten Niederlande als einen *einigen*

Staat an, der als solcher nun in den Staatenverband Europa's eintrat. Welch' schreckliche Zeitstürme sind seitdem über das Land gefahren! Die Absicht Karls und seiner Schwester Maria, der beliebten Statthalterin, die kaiserliche Krone abwechselnd an die beiden Zweige des österreichischen Hauses, den deutschen und spanischen, zu versichern und dadurch die Einheit desselben festzuhalten, ward nicht erreicht *). Die Niederlande fielen dem spanischen Zweige anheim, obwohl sie noch immer unter der Oberherrlichkeit des Reiches blieben. Man kennt die kirchlich-politische Parteiung, die dahin führte, daß Wilhelm von Oranien gegen die schmachvollen Eingriffe Philipps II. in den Landfrieden an den Kaiser schrieb, fest entschlossen zu sein, mit bewaffneter Hand das unbedingte Einhalten des Augsburger Vertrages durchzusetzen. An der Spitze dieser ersten Revolution Belgiens stand der Adel, der zwar durch die Kriege, die er für Karls V. Sache mitmachte, verarmt war, doch noch mehr Einfluß als früher auf Volk und Bürger übte, deren Stütze gegen die nach Absolutismus strebende Centralmacht er geworden, und der mit dem Klerus fast allein den Ausschlag in den Ständeversammlungen gab. Der „Compromiß der Noblen", den gegen 400 Edelleute

*) Dr. Coremans sucht in der Einleitung zu seiner Sammlung sehr interessanter Actenstücke, Papiere, kleiner Schriften ꝛc. aus dem 18. Jahrhundert (sie sind der großen, von ihm unter dem Namen Ephémérides des Secrétaires d'état de l'Allemagne et du Nord geordneten Sammlung entnommen, die sich von 1556 bis 1800 erstrecken, und gehören zum Theil dem letzten deutschen Staatssecretair Belgiens J. Kempis an) zu beweisen, daß die verschiedenen Kriege im Beginn des 18. Jahrhunderts, zumal die über die spanische Erbfolge, nur in dem Scheitern jener Absicht Karls ihren Grund haben. Man sieht aus der Schrift, wie beharrlich Frankreich schon damals auf Feststellung seines Einflusses in Spanien und Belgien, den beiden Angelpunkten seiner Politik hinwirkte, und wie die Zustände jener Länder verleumdet wurden, wie fast bis auf den heutigen Tag.

im Palaste Philipps von Marnir, Herrn von St. Aldegonde, im Jahre 1566 unterschrieben, war der erste Act zu dem nachfolgenden furchtbaren Trauerspiele. Man muß beklagen, wie einige katholische Geschichtschreiber, selbst Canonicus David, sonst ein guter Vlaming, nicht ausgenommen, die traurige Geschichte jener Tage für das Volk meinen schreiben zu müssen: nach ihnen wäre die erste Ursache des Unglückes von Belgien der Ehrgeiz eines einzigen Mannes, des Prinzen von Oranien, Wilhelm von Nassau, der freilich die Ruhe störte, weil er nicht wollte, daß die Belgen den Fremden ihren Nacken beugten und sich fügsam an den finstern und tyrannischen Fanatismus eines gallichten Spaniers gewöhnten. Selbst der Klerus stand Anfangs auf Seite der unzufriedenen Edlen; die Gerüchte von Einführung der Inquisition schreckten Priester wie Laien. Die Prälaten wurden besonders durch die Ernennung von dreizehn neuen Bischöfen beunruhigt, die sogar mit den Abteien dotirt wurden, deren Äbte von Rechtswegen Sitz und Stimme in den Ständeversammlungen hatten; sie sahen dadurch sowohl ihren Einfluß als ihre Einkünfte geschmälert. Dahin kam es, daß nach der Befriedung von Gent (1576) die Katholiken schworen, die Protestanten zu vertheidigen, die Protestanten aber, die Katholiken zu unterstützen, und bald darauf hatte ganz Belgien, Luxemburg ausgenommen, das spanische Joch gebrochen, troß der Harnäckigkeit Philipps II. und der erfahrenen Tapferkeit der Alba, Requesens und der alten spanischen Banden. Dennoch hatten diese Thaten kein Ergebniß, zwei Jahre später war die so theuer erkaufte Unabhängigkeit wieder gebrochen — darum weil die religiöse Wendung des Aufstandes die katholische Priesterschaft erschreckte und im Süden zu einer Gegenrevolution im spanischen Sinne führte. Zwietracht brach in den Reihen der Insurgenten

aus, die deutschen Provinzen forderten volle Gewissens- und Glaubensfreiheit, die wälschen Hennegau und Artois dagegen bekundeten den Entschluß, die ausschließliche Ausübung des katholischen Kults aufrecht zu halten — kurz die Religionsverschiedenheit bewirkte einen heillosen Riß zwischen den südlichen und den nördlichen Provinzen. Antwerpen, Brügge, Gent, Ypern, Maestricht hielten noch zu der Utrechter Union, während Hennegau und alle wallonischen Provinzen Spanien zurückforderten, Luxemburg treu geblieben war und Lüttich in seiner Neutralität beharrte. Unselige Wendung! Denn es ist klar, traten die Provinzen, bei religiöser Duldung, in einen föderalen Verband, so war die fremde Herrschaft vernichtet und Unabhängigkeit für das gesammte Niederland errungen. Die religiöse Unduldsamkeit und der Provinzialegoismus siegten im Süden, und im Jahre 1584 war ganz Belgien wieder spanisch; die eifrigsten vlämischen Protestanten aber wanderten aus, um Holland mit ihrem Fleiße zu bereichern und ihm während zweier Jahrhunderte so viel Ruhm und Glück zu geben, als Belgien Schande und Elend gewinnen sollte. Diesen traurigen Sieg maßen sich die spanischen Feldherren zu, obwohl Stola und Monstranz dabei mehr gewirkt hatten als Schwert und Feuerrohr.

Nichts Traurigeres bieten die Annalen der Völker, als die Geschichte Belgiens und Deutschlands in den beiden letzten Jahrhunderten. Während die nördlichen Generalstaaten die gänzliche Trennung vom Reichsverbande erlangten (1648), blieb Belgien in einem ungewissen Verhältnisse, niedergedrückt, seines Handels beraubt, und den unaufhörlichen Einfällen der Franzosen Preis gegeben, die ein Stück Landes nach dem andern von ihm abrissen. Wenn es sich dem Auslande gegenüber von belgischen Interessen handelte, die auch deutsche waren, immer gaben die

abwesenden Fürsten den fremden Forderungen nach; die Zugeständnisse an Frankreich, der Barrierenvertrag und die Unterhandlungen, die ihm folgten, später die Unterdrückung der „Compagnie von Ostende" sind Monstruositäten, deren Erzählung uns „vor Scham erröthen und vor Zorn erbleichen läßt". Holland hatte schon im Jahre 1602 eine ostindische und 1621 eine westindische Compagnie, während Belgien sich mit diesen Fragen vor 1723 nicht einmal beschäftigte, als wären Antwerpen und Ostende gar nicht da gewesen. Im Laufe der hundertjährigen Beziehungen Belgiens zu Österreichs sieht man nie, daß Flandern sich um Antwerpen bekümmert, dieses bleibt wieder Ostende fremd, und so steht es mit jeder Provinz, ja mit jeder Gemeinde. Verrannt in einen engherzigen Provinzialismus und eine blinde Glaubensrichtung, begriff das Land, obschon es sich seines Verfalls schmerzlich bewußt war, nicht die Ursache davon. Der ganze Zustand Deutschlands erleichterte Frankreich noch das Spiel. Vergeblich rief der belgische Vertreter am Reichstage, Cuylemans, die Hülfe des Reiches an für die niederländischen Brüder; umsonst mahnte der treffliche Staatsmann, der Luxemburger von der Neuschmiede (bekannter unter dem Namen de la Neuveforge), während dreißig Jahren die Vertreter am Reichstage sich endlich doch zu erheben, des Reiches Heermacht aufzubieten und die Franzosen einmal durch eine verdiente Züchtigung in die Schranken zurückzuweisen. Das wußte Frankreich durch Bestechungen zu vereiteln; französisches Geld machte viele Deutsche biegsam, selbst geistliche Kurfürsten schämten sich nicht, Jahrgelder von Ludwig XIV. anzunehmen, dem Erbfeinde Deutschlands, Verwüster der Rheinpfalz, Luxemburgs, Namens und Flanderns — von Ludwig, der ohne Noth und Zweck aus eitel Muthwillen Brüssel zerstörte, nach den brabantischen Chroniken „viertausend Häuser,

worunter einige schöne Schlösser, dreizehn Kirchen mit ihren schönen Thürmen, sieben Klöster und eine große Zahl Kapellen in einen Schutthaufen umwandelte". Immer war Frankreich auf Eroberung oder auf Verwüstung und Schwächung seiner Nachbarländer bedacht, und es scheute zur Erreichung dieser schändlichen Zwecke kein Mittel der Gewalt und des Betrugs. Philipp der Schöne, Ludwig XI., Ludwig XIV., Ludwig Philipp I., sie alle haben den gleichen Plan verfolgt, Belgien zu knechten, d. h. in französischer Sprache die Belgen zu Mitgliedern der großen Nation zu machen, um sie ihrer Sprache und Volkseinheit zu berauben und sie wie die Bretonen und andere französische Unterthanen als eine Art von Heloten zu behandeln, die sich glücklich schätzen müssen, in den Schooß der „gebildetsten und edelherzigsten" Nation aufgenommen zu werden. Schon 1713 fragt ein Vlaming, das französische Reich mit dem römischen vergleichend:

Was niet steds Vrankryks wil en wenssen,
Om in het heele werelds rond
Zig verslaeven alle menssen?

Beim spanischen Erbfolgekriege hatte England keinen Grund, um das übermächtige Reich Karls V. herstellen zu helfen. Indem es sich gegen die Herrschsucht Ludwigs XIV. erklärte, wollte es das doch nicht Österreich zugestehn, was es Frankreich verweigerte: die Vertheilung des spanischen Erbes stimmte mit seinen Anliegen überein, und das war ihm genug, um sich von seinen Versprechungen zu entbinden. Wohl konnte damals der Kaiser ausrufen: Treuloses Albion! Nach den Verträgen von Utrecht und Baden unter die Regierung des deutschen Zweiges des Hauses Österreich zurückkehrend, verfiel Belgien endlich zu

solcher Unbedeutendheit, daß im Jahre 1739 seine Beisteuern in die Reichskasse und sein Contingent auf die Hälfte eines Kurfürstenthums herabgesetzt wurden. Nur die kirchlichen Festlichkeiten behielten ihren alten Glanz, besonders die feierlichen Umzüge. Die Beschreibungen dieser Feste, wozu sich das derb Gutherzige des Vlämischen ohne Gleichen eignet — voran Fama, dann die Schutzheiligen (St. Michel ist der von Brüssel), Engel, Propheten, Mägdelein, dann Riesen, Löwen, Delphine, Adler, endlich die Geistlichkeit und Behörden und zahllose Gilden-Fähnlein*) — sie versetzen uns lebhaft auf den großen Brüsseler Markt in die Mitte von Triumphbögen und reich beflaggten Häusern, verziert mit Bildern, Schnitzwerk und Blumen, deren symbolische Bedeutung seit Jahrtausenden im Volksgedächtniß lebt. Wie sehr sonst aber der alte Geist gewichen war, zeigt die servile Schmeichelei, diese gewöhnliche Speise der Könige, womit man im Jahr 1746 die Ankunft des siegenden Ludwigs in Brüssel umgab. Das Wetter selbst ward zum Höfling, indem es sich bei seinem Einzuge plötzlich aufklärte, und man wandte mit kleiner Veränderung die von Virgil bei ähnlicher Gelegenheit für Augustus geschriebenen Verse an:

„Vere pluit toto: Redeunt spectacula tecum,
Divisum imperium cum Jove, Caesar, habes“.

Über diese schattenvollen Zustände der meisten Länder des

---

*) — — — — „de kykers die t' aenschouwen,
„Sy staen tot in de goôt, jae selver op het dack,
„En soecken, om te sien, gevaerelyk gemack.
„De vensters vol gepropt van vrienden en van maeghen
„Dat t'onbegryplyck, hoe t'huysen conenn draeghen
„Beneden op de straet, staet eene macht van volck
„En kop aen kop gehecht, gelyck een wolk, etc., etc.

Continents warf die großartige Entwickelung Englands im 18. Jahrhundert einen um so hellern Schein. Freilich nahmen die englischen Staatsschulden fortwährend zu, und die Franzosen, damals die selbstgefälligen Büreaukraten, spotteten: je mehr Schulden die Engländer machten, desto mehr sie verzehrten. In einem englischen Lustspiel jedoch, mutato nomine fabula narratur, verdoppelt ein Franzose seinen Ruf: es lebe der König! je mehr man im Namen des Königs die Lasten vergrößert, denen er erliegt, und in einem andern schreien sie, je mehr Ketten man ihnen schmiedet, um so lauter: Freiheit! In England herrschte, trotz der Aristokratie, eben das Gesetz. Als der italienische Markgraf de Palcotti, der in Belgien Inhaber eines Regiments war, sich auf einer Reise in England einfallen ließ, seinen „Knecht“ zu tödten, ward er in London zum Tode verurtheilt und gehängt, nur mit der Auszeichnung, daß ihm eine besondere Stunde und Kleider zu dem letzten Gang bewilligt wurden. Dieser Vorfall, heißt es in dem Bericht eines Augenzeugen darüber, würde in Belgien und Italien einen seltsamen Eindruck gemacht haben; doch sei der Markgraf nicht gehängt worden, um ihn zu höhnen, sondern um den Landesgesetzen Genüge zu leisten.

Nachdem Belgien, vom Reiche ungeschützt, noch wiederholt Stürme und Plünderungen durch die beutegierigen Franzosen hatte erfahren müssen, ward ihm endlich eine kurze Zeit der Ruhe und Erholung unter Maria Theresia's mildem Zepter zu Theil. Diese edle deutsche Frau lebt in Belgien noch heute wie eine Art Heilige in dem Gedächtnisse des dankbaren Landvolkes und der kleinern Städte, ja selbst die Bürgerklassen der größern Städte preisen die fast 40jährige Regierung der „guten Kaiserin“ als das nec plus ultra glücklicher Zeiten. Nur ein

Theil der höhern Klassen, die sogenannten neuen Reichen (nieuwen Ryke, im Gegensatze zu den edlen und ansehnlichen Familien die dem altvaterländischen Wesen treu geblieben, den ouden Ryke), hat mit der frühern ruhmreichen Geschichte Belgiens auch die Tochter Karl's IV. und die Mutter Josephs II. vergessen. In Antwerpen und andern vlämischen Städten ist es noch Brauch, daß Knaben, selbst ältere Leute aus dem Volke, zur Weihnachtszeit Abends vor den Thüren der Bürger sogenannte Weihnachtslieder (Kersliedekens), meist von dem alten Antwerpener Liederdichter Koes, singen, wobei die Buben große Papiersterne, in deren Mitte ein Licht steckt, an einem langen Stock runddrehen, so von Haus zu Hause ziehend. Gewöhnlich nun ist dieser Gesang nichts anders als ein Klagelied auf den Tod der guten Fürstin mit dem Refrain:

Onz' Keizerin is overleden
Ja, ons Maria Theresia.

Joseph II. stieg auf den Thron, um zu erfahren, daß die Regierungen auch bei dem reinsten Eifer für Volkswohl in Belgien das alte Wort bedenken sollen: „Te moderante, Leo Belgicus agnus erit“. Wenn je ein Herrscher die edelsten und der Zeit voraneilenden Ideen seinen Gesetzen zu Grunde legte, so war es Joseph II. In seinen ersten Edikten erkennt man fast immer dieselben Gesetze wieder, mit denen die Revolution von 1789 Frankreich und Belgien beschenkt hat, und der Widerspruch, den die meisten fanden, erklärt sich nur durch den ausschließlichen Charakter, den der Katholicismus während der beiden letzten Jahrhunderte in Belgien angenommen hatte. Die gewissenhafte und einsichtsvolle Anhänglichkeit eines Volkes an die Religion seiner Väter und an die alten Rechte der Provinz und Ge-

meinde ist ganz gewiß ein edles, schönes und fruchtbares Gefühl. Allein wenn dieser lobenswerthe conservative Geist sich festrennt in Mitte der allgemeinen Bewegung der übrigen Völker, wenn er mit keinen Fortschrittsgedanken sich einläßt, sich hartnäckig klammert an alten Vorurtheilen und zu einem Kirchthurmspatriotismus einschrumpft, dann wird alles das, was dieses Volk beleben und emporheben konnte, unfruchtbar und verderblich, die Religiosität schlägt in engherzige Bigotterie oder in Fanatismus um, die Vaterlandsliebe wird zum Cantonalegoismus, und das Land geräth in Gefahr, entweder von seinen Nachbarn in Stücke gerissen zu werden oder sich selbst zu zerfleischen. Indessen ist andrerseits nicht in Abrede zu stellen, daß der hochsinnige Kaiser durch Mangel an Mäßigung, durch Sucht, alles überzwerch zu regeln und zu bestimmen, sich wirklich bis zu Verletzungen der Rechtsformen, ja bis zu tyrannischen Gewaltthätigkeiten hinreißen ließ. Die Revolution gegen Österreich, die zweite belgische oder die „brabantische“, brach von allen Seiten los, der Mittelstand, von der Geistlichkeit geschürt, ging voran; die Liberalen, wie vordem gegen Spanien die Protestanten, vereinigten sich mit den Katholiken, und von diesem Augenblicke war Österreich besiegt. Wenn aber die Josephinische Politik ihre Schwächen und Übergriffe büßen mußte, ein nicht minder trauriges Loos erwartete ihre Gegner: die Revolution, glücklich im Anfang, scheiterte beim Ausgang und nahm für das Land ein gar jämmerliches Ende. Da lassen sich aus den vielen von jeder Seite begangenen Mißgriffen und ihren Folgen goldene Lehren für die Parteien aller Länder ziehen: — — — „Felix quem faciunt aliena pericula cautum!

Die Vorgänge in Belgien während der Regierung Kaiser Josephs II. lassen sich in folgende Hauptrubriken zusammen-

fassen: religiöse Neuerungen des Kaisers, die Befreiung der Schelde und die Aufhebung der holländischen Festungsbarriere, staatsrechtliche Neuerungen, Schmälerung der politischen Rechte durch Abschaffung der „Joyeuse Entrée“ von Brabant (Edikt oder Staatsstreich vom 18. Junius), Absetzung Josephs II. als Souverän der Niederlande, siegreicher Einzug des „bevollmächtigten Agenten des brabantischen Volkes“ Van der Noot in Brüssel und Zurückdrängung des revolutionären Stromes, der dann von dem großen Meere der französischen Staatsumwälzung aufgesogen wird. Das Toleranzgesetz vom 13. Oktober 1781, das einen unverwelklichen Kranz der Erinnerung an den kaiserlichen Märtyrer bildet, leider aber die Kriegsfackel zwischen der römischen Geistlichkeit und ihm entzündete, hebt allen Gewissenszwang auf, gestattet den Augsburgischen und Helvetischen Religionsverwandten sowie den nicht unirten Griechen allenthalben die private Ausübung ihrer Religion, läßt die gemischten Ehen zu und schafft die gebräuchlichen Reverse, in welchen die Eltern sich zur Erziehung aller Kinder in der katholischen Religion verpflichteten, zwar ab, doch mit dem Prärogativ für die „dominante“ Religion, daß bei einem katholischen Vater alle Kinder ihm, bei protestantischem Vater und katholischer Mutter dagegen sie dem Geschlechte zu folgen haben. Nur von privater Duldung, nicht von gleichem Recht war die Rede, dennoch waren die Jesuiten unversöhnlich, sie wollten nicht, daß den Andersgläubigen ihre Existenz sowie der Zutritt zu Würden und Ämtern gesichert werde. Der Erzbischof von Mecheln, Fürst Frankenberg, widersetzte sich der Erbauung eines protestantischen Bethauses in Brüssel. Ein anderes Gesetz schrieb vor, Ablaß und Dispensen sollten in Zukunft nur von den einheimischen Ordinarien ertheilt, und die ohnehin die bischöflichen Rechte schmälernde „Reservation“

für besondere dem päpstlichen Stuhle vorbehaltene Fälle fortan keine Geltung mehr haben, weil für diese Rom schon wiederholt abgesprochenen Dispensen bedeutende Summen aus dem Staate gingen. Das Gesetz vom 17. März 1783 hob weiter die Mönchs- und Nonnenklöster müßiger Natur auf, um ihre Einkünfte nützlichern und näherliegenden religiösen und menschlichen Anliegen zu widmen. Von den dadurch einem „beschaulichen" Leben entrissenen Mönchen und Nonnen, deren Zahl sich auf 32,000 belaufen haben soll, empfingen diejenigen, welche in's Ausland wandern wollten, Reisegeld, diejenigen welche in den Erblanden in einen der beibehaltenen Orden übergingen, einen jährlichen Beitrag von 150 Gulden, und doppelt so viel, wenn sie in den nützlichen Orden der barmherzigen Brüder und der Pioristen eintraten; solche, die Weltpriester wurden, erhielten eine Pension von 300 Gulden, die Äbte nach Verhältniß mehr. Noch andere Gesetze untersagten die Verfügungen des römischen Stuhls über die geistlichen Stellen innerhalb der österreichischen Staaten, legten alle geistliche Gerichtsbarkeit in die Hände der Bischöfe zurück, erklärten die Ehe für einen bürgerlichen Vertrag, vereinten die verschiedenen Brüderschaften mit ihren Schutzpatronen in eine „Brüderschaft der thätigen Nächstenliebe", deren alleiniger Patron Jesus Christus, und verfügten, daß die Pfarrstellen nicht mehr nach Gutdünken, sondern nach der aus der Prüfung hervorgehenden Befähigung vergeben werden sollten. Die meisten der aufgehobenen entarteten Klöster gehörten den Jesuiten an, die den Klerus und durch den Klerus die Gewissen beherrschten und nun durch Rede und Schrift und jede Art Umtriebe die Gemüther aufzuregen suchten.

Der Widerstand überzeugte den Kaiser vollends, daß er nur durch verbesserte Erziehung der jungen Geistlichkeit, die haupt-

sächlich am Mangel an wissenschaftlicher und humanitärer Bildung krankte, und durch Stärkung der mit dem Volke selbst in unmittelbarer Berührung stehenden niedern Geistlichkeit, wenigstens die Zukunft zu sichern vermöge. Darum erließ er das verhängnißvolle Edikt von 1786, welches die bischöflichen Seminarien aufhob und dafür ein allgemeines Seminar an der Universität zu Löwen nebst einem Filialseminar in Luxemburg einsetzte, mit der Bestimmung, daß fortan kein junger Mann in den geistlichen Stand treten könne, ohne fünf Jahre an diesem Seminar studirt zu haben. Der niedern Geistlichkeit, bisher in Ignoranz und in der mehr als militairischen Zucht der Klosterschulen erzogen, sollten die Mittel verschafft werden, sich selbständiger zu entwickeln, und nicht bloß als willenlose Werkzeuge der höhern Hierarchie sich zu betrachten — eine Frage noch heute für Belgien von der größten Bedeutung. Man wollte die fremden Grundsätze, mit denen die Priesterjugend bei der mönchischen und selbstsüchtigen Klostererziehung getränkt ward, durch Hinleitung zu dem ursprünglichen Christenthum sowie durch Begeisterung für das Vaterland und Anhänglichkeit an den Staat ersetzen und die ultramontane Gewalt bannen. Doch eben hierin fühlte die hohe Klerisei sich in ihrem Lebensinteresse bedroht, obschon sie als zweiter Stand bei den Generalstaaten saß. Kaum war das allgemeine Seminar vierzehn Tage eröffnet, als schon eine Meuterei unter den sonst so gehorsamen Seminaristen gegen den Direktor ausbrach, die sanam doctrinam et bonam disciplinam verlangten! Ja, das Seminargesetz, der Hauptdorn im Auge der Geistlichkeit, brachte auch andere Klassen der Bevölkerung, die nichts davon verstanden, in Gährung. Joseph II. hielt es indes aufrecht, selbst als er später einige politische Edikte wieder zurückgenommen hatte.

Einmal mit der Reform der belgischen Zustände beschäftigt, erließ der Kaiser Anfangs 1787 eine Reihe von eigenmächtigen Edikten, welche die alte Eintheilung der belgischen Provinzen behufs einer bessern Centralverwaltung umgestaltete, das Territorium in neue Kreise theilte, die Gerichtsbarkeit durch drei Instanzen für das ganze Land gleichmäßig einführte und alle bisher bestandenen besondern Gerichtsbarkeiten, alle eximirten Gerichtsstände, Territoriallehne und geistlichen Gerichte aufhob. Diese gründlichen Reformen waren durchgängig dem Lande zum Heil bedacht, und der constituirende Congreß von 1830 hat sie fast alle beibehalten; allein sie wurden in einer brüsken Form aufgedrungen, die die Verfassung umwühlte und das alte Volksrecht verletzte. Niemand wollte auf die guten Absichten des Kaisers hören, der Bürgerstand am wenigsten, obschon dessen Vortheil am meisten bedacht war. Einmal auf dem Wege der Willkür, sagte man, wer sichert vor andern Eingriffen? Der 25. Artikel der Joyeuse Entrée, des alten Grundgesetzes von Brabant, das Joseph beschworen, schwebte auf allen Lippen; er lautet: „falls der Fürst die Privilegien nicht beobachten sollte, sei es im Einzelnen oder im Ganzen, in diesem Falle gesteht er selbst ein, daß die Unterthanen aufhören, ihm Dienste zu leisten" — —. Am 21. November 1788 verweigerte zu Brüssel der dritte Stand des Brabanter Landtags die von der Regierung verlangten gewöhnlichen Steuern, indem die neun Zünfte die Einwilligung dazu, welche die beiden andern Stände bereits gegeben hatten, zurückwiesen. Drei Tage früher hatte dasselbe im Hennegau von den gesammten drei Ständen stattgefunden. So lange übrigens die Lage schwierig war und Österreich noch zu fürchten, zeigten die beiden ersten Stände mitunter Furcht und ließen nur zu häufig auf den Mittelstand, dem die beiden Parteihäupter der brabantischen

Revolution, die Advokaten Vonck und Van der Noot, angehörten, die ganze Verantwortlichkeit für einen Widerstand fallen, zu dem der Klerus doch besonders das Zeichen gegeben hatte. Als man endlich gegen die Militairmaßregeln Josephs zu den Waffen greifen mußte, hielten Van der Noot und die klerikale Partei, mißtrauisch gegen die Volkskraft, es für unmöglich die Revolution ohne fremde Hülfe siegreich durchzuführen, und sahen kein Heil als in Preußen und Holland; während Vonck und die Seinigen, die den Bürgerverein pro aris et focis bildeten, die Kräfte des Volkes aufriefen. Seltsam, zur selben Zeit, da in Frankreich die Nation, angehaucht vom Geiste des achtzehnten Jahrhunderts, sich gegen die alten Staatseinrichtungen erhebt, ist es in Belgien der Thron, von dem die reformatorischen Gedanken ausgehen, und das Volk stößt sie zurück! Ende 1789 befand sich in Belgien, Luxemburg ausgenommen, kein kaiserlicher Soldat mehr, und wurde das Land dann von Österreich auch wieder erorbert, so war die Straße für die bald darauf einrückenden Franzosen doch gebahnt.

Die Lage des Kaisers, bei dem sich schon während des unglücklichen Feldzugs von 1788 die ersten Zeichen einer tödtlichen Brustkrankheit eingestellt, war zu jener Zeit sehr schwierig geworden. Er hatte zugleich die Belgen in Ruhe zu halten, das gleichfalls mißvergnügte Ungarn zu überwachen, einen ungeheure Hülfsmittel verschlingenden Krieg gegen die Türken zu führen, Preußen und England in Schach zu halten und die Folgen jener enthusiastischen Stimmung abzuwehren, welche das erste Aufflammen der französischen Revolution, die Einnahme der Bastille, bei allen Völkern hervorgerufen. Europa war damals in zwei große Liguen getheilt: auf der einen Seite standen Österreich und Rußland, unterstützt von den Sympathien Frankreichs, Spaniens und Dänemarks, auf der andern England und Preußen, die

einige Monate nach dem Zuge des Herzogs von Braunschweig nach Holland mit diesem eine Tripelalliance abgeschlossen hatten (13. Juni 1788), angeblich zum Schutze der Rechte des Statthalters, in Wahrheit aber, um jenem Bunde überall die Spitze zu bieten. Diese Lage dünkte einzelnen belgischen Verschworenen günstig, um mit den letztern Mächten geheime Unterhandlungen anzuknüpfen, in die besonders Holland, das die von Joseph II. zerstörte Barriere wieder herzustellen wünschte, einzugehen bereit schien. Nachdem der proscribirte Tribun Van der Noot mit seinen Anträgen bei Pitt, dem großen Haupt des Kabinets von St. James seit 1783, abgewiesen war (dennoch fürchtete die österreichische Regierung so sehr seine Anwesenheit in London, daß sie trotz der Habeas-Corpus-Acte ihn dort gewaltsam aufgreifen und in ein segelfertiges Schiff schleppen lassen wollte, dem er nur durch die Ergebenheit eines Freundes entrann), ging er nach dem Haag, wo er Belgien im Namen seiner Partei gleichsam dem Hause Oranien anbot, indem dieselbe, unter der Statthalterschaft des zweiten Sohnes des Prinzen von Oranien, die Gründung einer Republik nach dem Muster der Vereinten Provinzen, ja die Verschmelzung der österreichischen Niederlande mit der holländischen Republik beabsichtige, wenn die Religionsverschiedenheit sich diesem Plane nicht widersetze. Der damalige Großpensionär von Holland, Van de Spiegel, machte zwar Bedenken, doch meinte er, die Religionsverschiedenheit sei kein unübersteigbares Hinderniß, da „jede Provinz der batavischen Union in allem, was den Kult betreffe, souverän sei." Van der Noot war schwach genug in einer diplomatischen Note an den Großpensionär Joseph II. die Aufhebung der Barrieren und die zur Befreiung der Schelde gemachten Versuche vorzuwerfen. Dennoch verliehen ihm auch die Väter der guten brabantischen Städte, d. h.

der dritte Stand, den diplomatischen Titel als „bevollmächtigten Agenten des brabantischen Volkes." Als solcher reis'te er nach Berlin, wo der holländische Gesandte seine Vorschläge unterstützte, indem er Preußen vor der Gefahr warnte, Belgien als eine Barriere gegen Frankreich völlig fallen zu sehen, seitdem Österreich Bundesgenosse Frankreichs geworden und nicht mehr die nämliche Gewähr biete. Hatte das Haager Kabinet gewiß Recht, wenn es meinte, Preußen und England müßten durchaus verhindern, daß die südlichen Niederlande jemals, es sei mittelbar oder unmittelbar, durch Vertrag oder Einfluß, zur Vergrößerung der französischen Macht dienten; so fürchtete es doch auch zugleich die Entwürfe der flüchtigen holländischen Patrioten, die, in großer Zahl in Belgien und zu St. Omer versammelt, ihm neue Wirren bereiten konnten, indem sie sich auf die revolutionäre Partei Frankreichs stützten. England indeß wollte weder die Macht Österreichs bis zur Störung des politischen Gleichgewichts schwächen, noch die Macht Hollands, das damals noch immer sein wichtiger Handelsnebenbuhler war, vermehren sehen. In Berlin fanden die auf Wiedervereinigung der beiden Niederlande zielenden Vorschläge beim Grafen von Hertzberg geneigtere Ohren, und preußische Hülfe ward mittelbar zugesagt, im Fall Frankreich Miene mache, den Kaiser unterstützen und die zehn belgischen Provinzen durch seine Truppen besetzen zu wollen. Mittlerweile lebte der österreichische Graf v. Trauttmansdorff noch der besten Hoffnung, er schrieb an den Kaiser die beruhigendsten Berichte über den Zustand Belgiens, das sich seinen Anordnungen füge. General Alton war weniger blind: „der Übergang aus einem Zustande heftiger Gährung zu der gegenwärtigen Ruhe," schrieb er an den Kaiser, „ist zu schnell, als daß man sich darauf mit vollkommener Sicherheit verlassen könnte." Denn gefährliche An-

zeichen lagen in der Auswanderung einer großen Anzahl Bürger, in den Umtrieben zu Breda, wohin sich viele der am meisten bloßgestellten Mitglieder des brabantischen Landtags, vorzüglich Äbte und Edelleute, geflüchtet hatten, und wo sich ein revolutionärer Ausschuß der „Statisten," d. h. der ausschließlichen Anhänger der Stände, zwischen den holländischen Provinzen und Belgien gebildet hatte; sodann in der immer feindseligern Stimmung der hohen Geistlichkeit und vor allem in der elektrischen Wirkung der ersten Ausbrüche der französischen Revolution auf die Masse der Brüsseler Bevölkerung. Fast täglich las man auf allen Straßen Brüssels Anschläge mit der Aufforderung: „Hier wie in Paris!" Zahlreiche Verhaftungen, weit entfernt, die Mißvergnügten zu schrecken, entzündeten sie noch mehr und führten zu beklagenswerthen Auftritten. Auf die Gefangennehmung eines Brauers in Thienen rief die Sturmglocke in den benachbarten Dörfern die Bauern zu den Waffen; sie zogen in Masse in die Stadt, befreiten den Gefangenen und verwüsteten über 20 Häuser, die kaiserlich Gesinnten angehörten. Andern Tags durch Truppen aus Thienen verjagt, zogen sie nach Diest und setzten dort ihre Repressalien gegen die kaiserlichen Beamten fort. Die Bewegung breitete sich über Löwen aus, auch dort fielen blutige Kämpfe hinter Barrikaden vor. Die Regierung, um ihren Trotz zu beugen, schleuderte furchtbare Drohungen gegen die Meuterer: die Köpfe der Unruhestifter sollten fallen, die angerichteten Verwüstungen von der betreffenden Gemeinde, und wo diese dazu nicht im Stande war, von dem Bezirk ersetzt werden. General v. Alton, der den Aufstand durch den Schrecken erdrücken wollte, ließ ein Zwanzig junger Brüsseler, die in einem Wirthshause Spottlieder auf die Regierung gesungen hatten, ergreifen und über Namen nach Luxemburg abführen, von wo sie nach

Ungarn gebracht werden sollten, um dort in das Heer gesteckt zu werden. Trauttmansdorff jedoch, der die Empörung mit halben Maßregeln einzuschläfern meinte, ließ die Deportirten nach Brüssel zurückkommen und gab ihnen die Freiheit. Die Ruhestörer von Thienen und Löwen blieben gleichfalls unbestraft, denn die Richter übten ihre Pflichten nur mit Widerstreben, und die Zeugen erklärten sich meist zu Gunsten der Angeklagten. Der Kaiser, obwohl die Strenge des Generals im Ganzen billigend, hieß doch das Versetzen der Ruhestörer in die Armee von Ungarn nicht gut, „weil der Dienst nicht wie eine Strafe zu betrachten sei, und weil man das schon zu sehr bei den Wallonen eingewurzelte Vorurtheil, Ungarn wie ein Sibirien anzusehen, nicht noch bestärken dürfe". Trauttmansdorff ging so weit, den Besuch des allgemeinen Seminars, das er jetzt für den Hauptstein des Anstoßes hielt, freizustellen, um den Klerus zu besänftigen und um zwischen den bischöflichen Seminarien und dem kaiserlichen Institut einen wohlthätigen Wetteifer zu wecken; allein das letztere stand binnen kurzer Zeit völlig leer, und der Minister, der sich für gefoppt hielt, ließ den Abt Duvivier, der ihm jenen Einfall in guter Absicht eingeflößt, einen Monat in die Laekenschen Gefängnisse sperren.

Van der Noot hatte mittlerweile seine Bewerbungen um Hülfe bei den fremden Mächten fortgesetzt. Obwohl Pitt ihn zum zweiten Mal zurückgewiesen, hatte man es doch im Haag und in Berlin nicht an diplomatischen Versprechungen fehlen lassen, wodurch er sich berechtigt glaubte, laut zu erklären, daß Preußen und Holland zu Gunsten der Belgen sich rüsteten. Die orangistische Partei trug sich allerdings mit dem Gedanken, Belgien in eine Republik unter der Statthalterschaft eines oranischen Prinzen umzuwandeln, und diese der nördlichen der sieben Vereinten Provinzen eng anzuschließen. Der leitende Gedanke Preu-

ßens war hingegen, Belgien um keinen Preis an Frankreich fallen und hier nicht, wie am Oberrhein, die alte Reichsgrenze auf so gefährliche Weise nach Osten hin vorrücken zu lassen. Die Franzosen ihrerseits unterließen nichts, um die Meinung der Belgen für sich zu gewinnen und sie in ihrem Widerstand gegen Österreich aufzustacheln, während doch die beiden Höfe im besten Einverständniß standen, und der österreichische sogar nicht abgeneigt schien, die bewaffnete Einschreitung Frankreichs in Belgien selbst zu verlangen, ja das Land vielleicht seinem alten Erzfeinde gegen anderweitige Entschädigung abzutreten. Darum ließ der König Friedrich Wilhelm dem Bevollmächtigten des brabantischen Volkes erklären: falls der Kaiser seine niederländischen Erblande an Frankreich abtreten oder sie durch französische Truppen besetzen lassen wolle, oder falls die Bewohner dieser Provinzen sich Frankreich anschließen wollten, so werde er als Kurfürst des Reichs, seines Rechts sowohl als seines Vortheils und seiner Pflicht halber, sich mit seinen Verbündeten, als Garanten des Barrierenvertrags gegen Frankreich, jenem aus allen Kräften widersetzen und den Ständen Brabants, als alten Gliedern des deutschen Reichs, mit Truppenmacht zu Hülfe eilen.

Während Van der Noot draußen den Diplomaten spielte, ergriff ein thatkräftigerer Mann daheim, an der Spitze der Progressisten und Demokraten, die er zu überzeugen wußte, daß das Land nur in sich selbst Vertrauen setzen dürfe, das Steuer der Revolution. Franz Vonck, der Sohn eines vlämischen Bauers von Baerdegem, verdankte seine gesellschaftliche Stellung glücklichen Anlagen und unermüdlichem Fleiße. Bald nach Vollendung seiner glänzenden Studien auf der Universität Löwen ließ er sich in Brüssel als Advokat nieder (1767), und gewann seinem Nebenbuhler Van der Noot einen berühmten Prozeß ab, was

dieser ihm nie vergessen konnte. Den ersten Reformen Josephs II. gab er seinen vollen Beifall, wie alle Männer, die der großen Schule für Fortschritt des vorigen Jahrhunderts angehörten; doch erklärte er sich zum Gegner des Wiener Hofes, als dieser darauf auszugehn schien, die innere Selbständigkeit Belgiens zu zerstören, um ihr ein System des aufgeklärten Despotismus unterzuschieben. Vonck war ein durchaus rechtschaffener und uneigennütziger Mann, mit starken Überzeugungen, in seinen Neuerungsgedanken mäßig, frei von überwältigenden Leidenschaften, dem Lande treu ergeben. Mit einigen Freunden, unabhängige Männer wie er und von gleicher Gesinnung, mit Torfs, Verlooy, T'Kint, Fisco, Weemals und andern bildete er zuerst jenen berühmten Verein pro aris et focis, dessen letzter Zweck war, die vom Kaiser verletzten Freiheiten mit Gewalt wieder herzustellen. Nach seinem Plane mußte jeder der ersten Verschworenen für sich besonders sechs oder sieben Freunde werben und ihnen den Eid der Treue abnehmen; die Häupter kannten sich, die Freunde nicht; diese ersten Geworbenen mußten in derselben Weise wieder Freunde werben, und so breitete sich der Kreis der geheimen Verbrüderung ins Unendliche aus. Jeder Geworbene nahm einen falschen Namen an, den er auf eine Karte schrieb; diese Karte lief an dem Faden der Werber und Geworbenen hinauf bis zu dem leitenden Ausschuß, in welchem sich folglich die ganze Macht der Verbrüderung zwar vereinte, in dem sie aber auch bei der Entdeckung zerschmettert werden konnte. Doch fürchtete man damals so wenig Verrath, daß man den Plan des Vereins sogar drucken und verbreiten ließ. Joseph II. hielt ihn, den nur „die schwärzeste Bosheit eingegeben", für zu verwickelt um gelingen zu können. Der leitende Ausschuß entwickelte indeß mit jedem Tage mehr Thätigkeit und größere Kühnheit, er unterhielt die Gährung der

Gemüther durch zahlreiche und aufregende Flugschriften, er knüpfte die meisten übrigen Städte des Landes an den Verein, veranstaltete patriotische Sammlungen, verlockte die Belgen, die im kaiserlichen Heere dienten, zum Überlauf in die Reihen der Flüchtlinge, aus denen er auf der Grenze bereits den Kern zu einem Volksheere bildete. Vonck übernahm, trotz seiner Kränklichkeit, die kleinsten Einzelnheiten des ganzen Unternehmens, während der fünf letzten Monate war sein Haus, unfern vom Meyboom, beständig von Männern angefüllt — in den verschiedenen Stuben, im Garten, im Gange — denen er nach der Reihe ihre Fragen beantwortete und Anweisungen ertheilte. Als seine Freunde ihm riethen, sich zu schonen und sich dem Verrath nicht so bloß zu stellen, antwortete er: „Ich opferte ja doch nur wenige Tage meines Lebens, und das Schaffot würde keine Unehre für mich, für unsere Sache vielleicht von Vortheil sein". Um den Enthusiasmus der Jugend zu steigern, legte man Mirabeau die Worte in den Mund: „Die belgische Nation muß ihre eigenen Kräfte anwenden, um das österreichische Joch zu brechen und sich unabhängig zu machen; ist dieses geschehen, dann wird es Zeit sein, an Bündnisse der Völker zu denken". Zugleich sandte der Verein den Advokaten de Brouwer nach Breda, um sich mit dem Ausschuß der Statisten über gemeinschaftliche Maßregeln zur Versammlung der Patrioten auf holländischem Gebiete zu verabreden; doch Van der Noot war noch nicht enttäuscht und setzte alle Hoffnung auf fremde Bajonette. Im Fürstenthum Lüttich war gleichfalls eine Revolution ausgebrochen. Ermuthigt durch die Volksbewegung in Paris und durch den hartnäckigen Widerstand der Brabanter, hatten die Lütticher Demokraten beschlossen, die bischöfliche Gewalt in ihre alten Grenzen wieder einzuschließen, die dem Fürsten verboten ohne Mitwirkung der Stände Edikte

zu erlassen. Ein Streit zwischen dem Fürstbischof Cesar Honsbroeck und einem Lütticher Bürger Levoz, der einen neuen Kursal des letztern zu Spa betraf, gab den Anlaß. Als Honsbroeck den Forderungen nicht nachgeben wollte, wiegelte Levoz die Spaer auf und trieb die bischöfliche Besatzung zur Stadt hinaus. Nun erhoben sich am 18. Aug. 1789 auch die Lütticher, führten den Fürstbischof ins Stadthaus und zwangen ihn, das despotische Reglement, das Maximilian von Baiern 1684 der Gemeinde auferlegt hatte, aufzuheben. Der Stadtrath ward erneuert, die Oppositionshäupter Fabry und Chestret kamen ans Ruder; der Fürst verließ seinen Palast von Seraing und flüchtete ins Kurfürstenthum Trier. Zwar bot gleich ein Beschluß der kaiserlichen Kammer von Wezlar die Fürsten des Kreises von Niederrhein und Westfalen auf, um die Sachen in Lüttich auf den alten Stand herzustellen; allein der König von Preußen, mit aufgeboten als Herzog von Kleve, glaubte das Einschreiten verhindern zu müssen, es sei denn, daß der Fürstbischof sich vorher verpflichte, die von den Lütticher Ständen angenommenen constitutionellen Änderungen zu billigen, wozu sich Honsbroeck, hartnäckig in seinem Widerstande, nicht verstehn konnte. Die neuen Lütticher Bürgermeister gestatteten Vonck, auf dem Gebiete des Fürstenthums Truppen zu bilden, und ein neuer Ausschuß ward dafür zu Hasselt errichtet. Als jedoch zwei kaiserliche Bataillone der Aufforderung der Brüsseler Regierung, die Insurgenten vom Lütticher Territorium zu treiben, Nachdruck gaben, zogen sich die Freiwilligen von Hasselt auf das Gebiet der Republik der Generalstaaten zurück, wo sie sich mit den Flüchtlingen von Breda vereinigten (10. Oktober). Vonck wußte jetzt auch für diese Truppen den geeigneten militairischen Führer aufzufinden, den tapfern Obrist Van der Meersch, einen erfahrenen Offizier, der alle seine

Grade auf dem Schlachtfelde gewonnen hatte; früher in französischen Diensten, war er wegen Zurücksetzung im Jahr 1778 unter die Fahnen Marie Theresiens getreten, nach dem Frieden von Teschen aber mit Obristenrang in sein vlämisches Vaterland heimgekehrt. Nach langem Widerstreben ging Van der Meersch endlich, sowohl aus Vaterlandsliebe als aus Ehrgeiz, in die Anträge ein und sandte dem Kaiser seine Entlassung als österreichischer Oberst. Nun sah die Brüsseler Regierung nur noch Heil in heftigen Maßregeln: Todesstrafe sollte diejenigen treffen welche die Einwohner anreizten, sich den Freiwilligen anzuschließen, ein Lohn von 10,000 Fl. ward den Angebern versprochen; gegen die Klöster und Mönche traten förmliche Verfolgungen ein, ein Befehl vom 13. Oktober enthob der Verwaltung ihrer Güter die Klöster von Tongerloo, St. Bernhard, Afflighem, Vlierbeek, Diligem, Everbode, Heylissem und andere mehr, wahrscheinlich um den Ausschuß von Breda, der bereits in einem Manifest vom 30. August sich für die gesetzliche Gewalt der Insurrection und der Vertreter der Brabanter Stände erklärt hatte, seiner vorzüglichsten Hülfsquellen zu berauben. Diese Maßregeln wurden noch verschärft, als ein Weinwirth der Regierung für 15,000 Fl. die Mitglieder des leitenden Ausschusses des Vereins pro aris et focis verrieth, von denen jedoch nur zwei, Fisco und Aubremez, nebst einem ihrer thätigsten Agenten Secreten gefangen wurden; die Herzogin von Ursel und die Prinzessin de Ligne, gleichfalls in das Komplot verwickelt, wurden in ihren Hotels bewacht; der Erzbischof von Mecheln und der Bischof von Antwerpen, die nun Hirtenbriefe erließen, welche die Waffen der Revolution einsegneten, waren nicht zu finden. Vonck war in Priestertracht glücklich nach Breda entkommen, wohin ihm viele seiner Anhänger folgten; im Oktober soll Vonck in seiner Brieftasche die

Namen von 70,000 Mitverschwornen gehabt haben. Die Regierung befahl allen Einwohnern von Stadt und Land, ihre Feuerwaffen und was sie sonst an Kriegsbedarf besaßen, binnen 24 Stunden auszuliefern, unter Strafe als Mitschuldige und Aufrührer verfolgt zu werden; wer in einer Meuterei zu den Waffen griff, sollte auf der Stelle und ohne andere Prozeßform erschossen werden; den ausgewanderten Abbaten, Edelleuten und Mitgliedern des dritten Standes ward die Rückkehr binnen acht Tagen befohlen, unter Strafe beständiger Verbannung und Einziehung ihrer Güter. Überall fanden Haussuchungen statt, selbst in den Frauenklöstern, die Zahl der Verhaftungen nahm unglaublich zu, Niemand, der einen Feind hatte, war mehr sicher, die Militairgewalt herrschte. Die Aufregung der Massen stieg auf ihren Gipfel. Der revolutionäre Geist ergriff nicht minder das offene Land, wo die Mönche offen Empörung predigend umherzogen, als die Städte; überall gab sich neben der Kampflust religiöse Exaltation kund, in den großen Städten wie in den kleinsten Dörfern vermehrten sich die Feste und Umzüge, am Fuße der Altäre sah man unaufhörlich Knieende, welche um Befreiung des Landes zu Gott und allen Heiligen flehten. Was vermochte die Brüsseler Regierung mit einem Heer von nur 18,000 Mann — denn mehr zu schicken erlaubte der Krieg gegen die Türken nicht — gegen einen solchen Volkssturm? Und selbst auf diese Truppen war, trotzdem daß man sie schonte, ihnen hohen Sold zahlte und Auszeichnungen versprach, nicht durchweg sicherer Verlaß: viele der eingebornen Soldaten gingen zur Volkssache über, und die besten wurden durch die Furcht demoralisirt, in einem feindlichen Lande abgeschlossen zu werden. So begreift sich, daß Van der Meersch in kurzer Zeit das Land von den Österreichern säuberte.

Sein Lohn dafür war Gefängniß und Verbannung. In

der That, der Tag des Siegs war der Vorabend heftiger Zwietracht unter den Siegern, die Auflösung zwischen Liberalen und Katholischen, an der immer die Unabhängigkeit Belgiens zu Grunde gegangen ist. Wie hätte die Hierarchie, die Josephs Duldungsgesetz verdammte, nun, wo sie selbst gebietend war, duldsam sein sollen? Bald zeigte sie sich gegen jene Volkspartei, die an ihrer Seite die Revolution aus patriotisch-liberalen, nicht aus klerikalen Gründen durchgefochten hatte, feindselig und unterdrückend. Die Partei Van der Noots und des Klerus siegte in diesem innern Streit über die liberale Vonck'sche Fraktion, welche die tüchtigsten Köpfe und die begeistertsten Herzen zählte, vereinzelte dieselbe und that sie endlich in den Bann; aber dieser Sieg kostete dem Lande die eben errungene Unabhängigkeit wieder. Um solches vorauszusehen, braucht man nur die wüthenden Diatriben der Hauptschriftsteller jener Partei, der drei Jesuiten Abbé de Feller *), Duvivier und Dudoyart zu lesen. Die Thatkraft des kranken Voncks war wie von den Anstrengungen zum Umsturze der österreichischen Herrschaft ermattet, er scheuchte vor den Gefahren eines bürgerlichen Krieges zurück, und so fanden die neuen Oligarchen ihn unentschieden und entwaffnet — ein Mann, der den Kaiser Joseph II. aus dem Felde schlug, ließ sich von einem Van der Noot besiegen! Vonck schlug bei der Organisation des Congresses vor, dem dritten Stande, wie in Frankreich, doppelte Stimmen zu geben, um dem Einfluß der beiden ersten

*) Er war der Herausgeber des historischen Journals. Von der österreichischen Polizei allwärts verfolgt und umstellt, hatte er sich, wie man erzählt, in einer Kohlengrube versteckt, in deren dunklem Grund er eine Druckerei aufrichtete. Heimlicher Weise gingen von dort alle Morgen früh seine revolutionären Blätter aus, die sich übers ganze Land verbreiteten, ohne daß die Spürhunde die Quelle entdecken konnten.

Ordnungen das Gleichgewicht zu halten. „Müßten wir", antwortete Feller, „zwischen diesen beiden furchtbaren Extremen wählen, entweder eine französische Pöbelherrschaft unter uns errichten oder unter die Gewalt des abgesetzten Souverains zurückkehren, unser Volk würde sich in der Wahl nicht besinnen: ich selbst würde Alton mit seiner österreichischen Soldateska zurückrufen". Am wenigsten läßt sich der klerikale Widerstand gegen jede zeitgemäße Reform entschuldigen. „Beschließt", rief einmal der Jesuit Feller, „strenge und infamirende Strafen gegen jedweden der Regeneratoren und Weltverbesserer wie gegen die gefährlichsten Feinde des Vaterlandes; verbannt die, so diese unheilvollen Neuheiten erdenken, die sie vorschlagen, die sie verbreiten; vernichtet die Bücher, die Blätter, die sie enthalten." Der Fanatismus dieser Partei forderte die völlige Vertilgung der Meinung der Vonckisten und beklagte sich über die Langsamkeit der Justiz gegen sie. „Es ist Zeit", rief eines ihrer Tagsorgane, „keine Milde, keine Schonung, nichts halbes mehr; der Tod, der Tod, der schaudervollste Tod! Das ist der Wunsch des belgischen Volkes, es ist seine Stimme, die Stimme Gottes!" Man sieht, und das ist wohl zu beherzigen, diese Jesuiten, denen doch ihr priesterlicher Charakter eine so ganz verschiedene Mission auflegte, standen den wüthendsten und blutgierigsten Jakobinern um nichts nach. Leider fanden auch ihre abscheulichen Stimmen ein schreckliches Echo, und nach all den Verbannungen, Plünderungen und Metzeleien, als man dem unglücklichen Vankriecken den Kopf abgesägt hatte, nannte der Abbé Feller diese greuliche Mordthat eine „Unregelmäßigkeit," die nicht im Charakter des belgischen Volkes liege.

Möchte Belgien sich stets jener Zeit mit Schaudern erinnern, möchte es nie vergessen, wie viel Unglück es seit dem Zeitalter

der Reformation den Jesuiten verdankt, die auch heute wieder in seinen Eingeweiden zu wühlen anfangen und nach alleiniger Herrschaft über das Volk durch den Klerus und den Unterricht trachten! Zwar haben die Parteien sich einander wenig vorzuwerfen, aber Niemand, so viel ich weiß, hat die Stirn, die Moralität der Hebert und Marat zu rühmen, Niemand empfiehlt der Jugend ihre Schriften zum Lesen, während man die Schriften des Jesuiten Feller ihr anzupreisen wagt! Oder suchet seinen Namen in dem Verzeichnisse der schlechten Bücher des achtzehnten und jetzigen Jahrhunderts — ihr werdet ihn nicht finden, statt dessen aber die Namen Montesquieu, Chateaubriand, Robertson, Walter Scott und andere mehr!

Man kennt das Ergebniß jener traurigen Zwietracht. Die besten Kräfte wurden zersplittert, Österreichs Truppen kehrten wieder, wie früher die spanischen zurückgekehrt waren. Die belgische Unabhängigkeit dauerte gerade ein Jahr, und als die neuen Statthalter sich mit Hülfe eines Schaukelsystems zwischen den Klerikalen und den Liberalen aufrecht zu halten suchten, riefen beide dadurch gleich erzürnte Parteien die Franzosen um Schutz an — das stärkste Zeichen ihrer Gesunkenheit — die Franzosen, die wahrscheinlich übrigens auch ungerufen gekommen wären, und die damit endeten, alles zu verschlucken. Indeß muß hervorgehoben werden, daß, als Dumouriez anrückte, sich ihm vornehmlich die Liberalen zuwandten, während die übrigen Belgen bald wieder zur Besinnung kamen. Diese Richtung ist seitdem geblieben, immer standen die Liberalen Frankreich näher als die Katholischen, wenn beide Parteien, von ihrer Täuschung zurückkommend, sich später auch für die Freiheit des eigenen Landes wieder vereinten. Denn wer hatte sich nicht betrogen? Hundert Zeugnisse liegen vor, daß die Anhänger sowohl Van der Noots als Voncks schon

lange vor dem Scheiden des vorigen Jahrhunderts schmerzlich beklagten, die Franzosen als ihre Erretter angerufen zu haben, da sie sich von ihnen völlig hintergangen — schmählich gedrückt sahen. Belgien ward von dem Nationalconvent Frankreich einverleibt, und dieselbe Geistlichkeit, die kurz zuvor Josephs Toleranzgesetz nicht dulden wollte, mußte jetzt ihren Nacken unter eine Regierung beugen, die durch ein Decret erklärte: die französische Nation erkenne das Dasein eines höchsten Wesens an!

Wird die Erfahrung den Parteien für die Zukunft als Lehre dienen? Bei der letzten belgischen Revolution gegen Holland hielt sich die belgische Geistlichkeit in mäßiger politischer Entfernung, und endlich ist sie geglückt. Der Klerus reichte den Liberalen zu jener neuen Union die Hand, welche seit 1828 den Widerstand gegen die holländische Regierung so mächtig machte. Bestanden bei der Hierarchie tiefere Pläne, wie sie sich jetzt allmählich zu enthüllen scheinen, so war sie geschickt genug, sie bis zu einer bessern Zeit verschleiert zu halten. Die Bewegung der Volksmassen 1830 hat der Klerus ohne Einmischung sich entwickeln lassen, sich auch nicht mehr entgegengestemmt, daß alle, früher in seinen Reihen verschrienen Freiheiten in die neue Staatsverfassung, die liberalste Europa's, aufgenommen wurden. Wer kann es ihm verargen, daß nun, nachdem das neue Staatsgebäude nach den äußersten liberalen Forderungen begründet ist, er auch hervortritt, sich an den auch für ihn bereiteten Tisch mit setzt und von den dargebotenen Freiheiten, wie des Unterrichts, des niedern Census der Wähler, der Genossenschaft, so viel als möglich zu genießen sucht? Der Klerus ist in seinem vollen Rechte, wenn er die Früchte seiner Politik und der Revolution genießt, wie niemals in früheren Zeiten. Indeß hat sich zu Gunsten der andern Seite auch Manches verbessert, der Nutzen kluger Mäßigung

ist auch hier erfahren worden. Wie viele Wunden die französische Herrschaft Belgien geschlagen, manches muß es ihr auch danken: sie hat, wie später die holländische, die vorwiegende Macht der beiden ersten Stände, des Adels und der Geistlichkeit, d. h. eine politische Macht gemäßigt, die an der Aufrechterhaltung aller alten Mißbräuche betheiligt war, und die Durchbildung des Staats zur wahrhaften Selbständigkeit unmöglich machte; sie streute eine Menge Keime des Fortschrittes und selbst eines innern Kampfes über Belgien aus, der heilsam erschien in Betracht der geistigen Erstarrung, welche die spanische Herrschaft ihm vermacht hatte; endlich stärkte sie den innern Staatsverband, so nothwendig einem Lande, das so viele Jahrhunderte lang unter dem ausschließlichen Einfluß eines engherzigen Geistes des Provincialismus gestanden. Ja, selbst der furchtbare Despotismus der französischen Verwaltung hat die belgischen Zustände mannigfach läutern helfen, wie die darauf folgende 15jährige milde und wohlthätige Regierung Hollands jene Bildungskeime gepflegt, neue daneben ausgestreut, überhaupt den jungen belgischen Staat recht eigentlich zu seiner jetzigen Selbständigkeit mit erzogen hat, der wir uns freuen, weil ein freies, ein nationales Belgien ein Gewinn ist und eine Friedensgewähr für ganz Europa. Wenn Belgien nächst sich selber vorzüglich Frankreich es dankt, daß sein dritter Stand in der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten den ihm gebührenden Theil des Einflusses erlangt hat, so dankt es Niederland vorzüglich den Wiederaufbau seines Wohlstandes, die Grundlage seines freien Bestehens; Deutschland, welches das französische Joch für Belgien mit zerbrach, wird es für die Zukunft aber nächst sich selber auch immer die Erhaltung seiner Nationalität zu danken haben, die zu vernichten Frankreich schon so häufig versucht hat.

König Wilhelm I. war nach dem raschen Wechsel der Dinge von 1812 bis 1814 unerwartet an dem Ziele angelangt, nach welchem sein Vater, der Stadhouder Wilhelm V., ja schon sein großer Ahnherr der Schweigsame, vergebens gestrebt hatte. Nun kam alles darauf an, die neue zarte Schöpfung eines Königreichs der Vereinten Niederlande auf dauerhaften Grundlagen nach innen und außen zu befestigen. Den König schmückten manche Regententugenden; reiche Lebenserfahrungen und harte Prüfungen, die seinen Charakter geläutert und gestählt hatten, standen ihm bei seinen lange durchdachten Reformplänen zur Seite; kein Zweifel, er stieg voll warmer Vorsätze auf den Thron. Doch zur Lösung jener Aufgabe, die ihm zugefallen, reichten seine Kräfte nicht aus: er war weder den innern noch den äußern Verhältnissen gewachsen, mit denen er zu kämpfen hatte, und die freilich für ihn unendlich schwieriger und häkeliger waren, als für irgend einen andern europäischen Fürsten. Im Lande grelle Gegensätze zwischen den Stämmen, den Sprachen, Religionsbekenntnissen, Gewohnheiten und Rechtszuständen; sind die zähen Holländer, an republikanische Sitten gewöhnt, schon schwer zu regeln, so noch mehr die Belgen; alle Niederländer hängen, wie Hugo de Groot ausspricht, mehr den Gesetzen, als ihren Fürsten an — „insitum colere principes; sed Belgae leges supra putant“. Es wäre daher weise gewesen, beide Länder vorerst nicht unter eine Verwaltung zu bringen. Belgien hatte sich Jahrhunderte lang, während die Nachbarstaaten sich mehr an Centralisation gewöhnten, mit seinem Gemeindewesen, seinen Privilegien, seinen Grundgesetzen selbständig erhalten; Katholicismus und Gemeindefreiheit sind gleichsam der Kitt für die belgische Nationalität, aus den religiösen und Freiheitsgefühlen des belgischen Volks trieb stets die Sturmkraft seines Charakters. Für kräftige Einheit der

Verwaltung schien dagegen die äußere schwankende Stellung des jungen Königreichs zwischen Frankreich und Deutschland und gegen die gewerbliche und handelsmännische Überlegenheit Englands zu sprechen. In der That, es war schwierig, hier überall das Richtige zu treffen, und als der König, der sich keiner Verletzung eines Versprechens oder eines Rechts bewußt war, seine besten Absichten für Einung und Kräftung des Staatslebens scheitern, seine schönsten Hoffnungen zu Grunde gehen sah, da ward er mißmüthig und verdrossen und that seinem Ansehen wie seiner Sache durch eine Hartnäckigkeit, die, weil sie zwecklos war, an Halsstarrigkeit grenzte, noch mehr Schaden. Durch das Schicksal Wilhelms I. und Josephs II. ziehen sich gemeinsame Fäden hin, die an gleichen Punkten ihr Lebenssystem erschütterten. Nur geschah jetzt auf beiden widerstrebenden Seiten alles mit mehr Bedacht, Schonung und Mäßigung, die belgische Revolution von 1830 zeigt nicht mehr die furchtbaren Extreme und blutigen Verfolgungen von 1789 — selbst Wilhelms Lebensfaden riß nicht schnell und schmerzhaft wie der Josephs.

In der innern Politik geschah gleich bei der Verfassungsfrage der erste Mißgriff, der die belgischen Liberalen, die, noch gegen die napoleonische Willkürherrschaft entflammt, so leicht zu gewinnen gewesen, vom König entfernte und sie mit Mißtrauen erfüllte. Das neue Grundgesetz trug allerdings, wie der König bei Eröffnung des ersten allgemeinen Landtages am 8. August 1815 sagte, den Stempel eines erleuchteten Jahrhunderts und eines volkthümlichen Charakters: die Unverletzlichkeit der richterlichen Macht, die Gewissensfreiheit in dem natürlichen Sinne, daß jeder Gedanke, jede Meinung sich in Wort und Schrift frei und ohne Censur aussprechen darf, die Ausdehnung der königlichen Gewalt bloß so weit als nöthig schien, „das gesellschaft-

liche Wohl zu sichern, doch ohne die Macht ein einziges Individuum zu unterdrücken oder zu beleidigen". Allein während das Grundgesetz im Haag von allen 110 votirenden holländischen Mitgliedern angenommen ward, stimmten in Brüssel unter den 1323 belgischen Notabeln nur 527 für und 796 gegen dasselbe. Nun erklärte der König in einem Erlaß vom 24. August: Da ein Sechstel der einberufenen Notabeln nicht erschienen, so sei anzunehmen, sie haben ihre Einwilligung zu der neuen Verfassung stillschweigend gegeben; da ferner von den 796 verneinenden Stimmen 126 ausdrücklich erklärt, daß ihr Votum durch die sich auf den Kult beziehenden Artikel hervorgerufen sei, diese Artikel aber, auf die Wiener Congreßacten gestützt und von den frömmsten Fürsten Europa's eingeführt, aus dem Grundgesetze nicht ausgelassen werden könnten, ohne das Bestehn des neuen Staats in Frage zu setzen, mithin außer Zweifel bleibe, daß, wenn jene Verneinenden nicht von einigen geistlichen Gewissensräthen irregeführt worden wären, sie sich sicherlich den 527 zustimmenden Notabeln angeschlossen hätten: so müsse angenommen werden, daß die große Mehrheit dem Verfassungsentwurf beistimme, der somit von jetzt an als Staatsgrundgesetz der Vereinten Niederlande zu betrachten sei. Allerdings hatte das Mißtrauen des Klerus gegen den protestantischen Fürsten und eine altständische, der protestantischen Republik wesentlich entnommene Verfassung den ersten Stein des Anstoßes dem neuen Monarchen in den Weg gewälzt, und kaum war der Eisentritt Napoleons, der Kleriker und Laiker um alle Selbständigkeit gebracht, noch verhallt, als auch der alte Geist schon aus dem Grabe stieg, in das er scheintodt sich verkrochen. Aber eben deshalb war, um diesen Geist zu bannen, äußerste Vorsicht und strenge Gesetzlichkeit nur um so nöthiger.

Der Fürst-Bischof von Gent, de Broglie, durch und durch Franzose und mit Widerwillen gegen die holländisch-deutsche Herrschaft erfüllt, die sich aus dem Sturze Frankreichs hervorgerungen, er der bereits 1814 in einem Hirtenbrief den Wunsch ausgesprochen die belgischen Provinzen möchten Frankreich einverleibt bleiben, hatte sogleich, als die Artikel des Verfassungsentwurfs bekannt geworden, Protestationen an den König und an den Wiener Congreß geschickt, denen sich andere Bischöfe und Geistliche französischer Geburt anschlossen. Der plötzlich so unduldsame Mann fand, daß die Artikel des Grundgesetzes: „die Freiheit aller Confessionen ist durch die Staatsgesetze verbürgt" und „jeder Unterthan des Königs ist zu allen Ämtern ohne Unterschied seines Glaubens zulässig" — Artikel, denen die Klerikalen 1830 selbst zugestimmt — die mit der katholischen Religion unverträgliche Voraussetzung enthielten, als seien alle Religionen gleichmäßig gut und für die Rettung der Seele gleich heilsam, und für die katholische Religion gefährlich werden könnten, weshalb er in einem Hirtenbrief allen Notabeln seines Sprengels verbot, dem Entwurf ihre Zustimmung zu geben. Solche Sprache erlaubten sich Fremdlinge im Lande, während die Eingebornen, noch begeistert für ihre neuerworbene Unabhängigkeit und Erlösung, treuherzig über manche Mängel des altständischen Verfassungswerkes hinwegsahen. So kündete sich gleich im ersten Entstehen des neuen Königreichs ein Hauptelement bei der spätern Vertreibung des oranischen Hauses an — der französische Einfluß, wirksam sowohl auf die von der Restauration gehätschelte Geistlichkeit als auf den Liberalismus.

Der König unterdrückte schwer seinen Unmuth gegen den einflußreichen Prälaten, bis ihm die Veröffentlichung zweier Bullen ohne das königliche Placet Gelegenheit gab den Fürst-

Bischof vor das Assisengericht zu bringen. Da der Bischof außer Landes war, so ließ die Behörde das auf Deportation lautende Urtheil an den Pranger schlagen zwischen zwei gleichzeitig am Pfahl stehenden Dieben — eine Maßregel eben so brutal als unklug. Seit dieser Zeit wucherten Gereiztheit und Mißtrauen still im katholischen Lager fort, bis 1824 eine Reihe Verordnungen erschienen, welche dem niedern und höhern Unterrichtswesen der gesammten Volkserziehung, nach dem holländischen Muster und im Geiste glorreicher Überlieferungen, eine bessere und gesündere Grundlage zu geben suchten. Dieses Unterrichtswesen hat nicht den militärisch-despotischen Geist der Universität von Frankreich, es nähert sich den deutschen Einrichtungen, wie denn auch viele deutsche Professoren an die belgischen Lehranstalten berufen wurden. Doch ein eigenthümliches Verhängniß schwebt in Belgien über der Unterrichtsfrage und macht sie häufig zum Stein des Anstoßes. Wiederum war es die Universität Löwen, wo sich die Pandorabüchse öffnete. Dort ward ein philosophisches Collegium mit der Bestimmung eingesetzt, daß kein dem geistlichen Stande sich widmender junger Mann in den bischöflichen Seminarien aufgenommen werden könne, ohne vorher durch den Besuch desselben sich vorbereitet zu haben. Sofort erscholl ein Schrei von allen bischöflichen Stühlen, Gegenerklärungen wurden erhoben, Rom um Hülfe angerufen — und jetzt war's ja nur ein junger protestantischer Herrscherstamm, gegen den man das Volk in Bewegung brachte. Dennoch blieb alles ruhig, der Geist des Jahrhunderts war seit den letzten 35 Jahren fortgeschritten. Inzwischen hatte sich, was nöthiger war, gegen die Eingriffe in die Preßfreiheit, den Mangel an Öffentlichkeit in den Finanzangelegenheiten und andere dem Geist des Staatsgrundgesetzes zuwiderlaufende Mißstände auch eine politische Opposition aus heißköpfi-

gen und talentvollen Männern gebildet, die sich an die Principienkämpfe des französischen Repräsentativsystems anlehnten. Ihnen kamen noch Maßregeln zu Hülfe, wie die neueingeführte Schlacht- und Mahlsteuer, die geheimnißvolle Tilgungskasse für die Staatsschulden, endlich das Sprachedikt, welches, obwohl auf gerechtem Grundsatze beruhend, doch schroff in der Ausübung jener Bestimmungen war, die den Advokaten, mit Ausnahme übrigens der wallonischen Gebietstheile, die Pflicht auferlegten, im Interesse schon der volksmäßigen Rechtspflege niederdeutsch zu plaidiren, und die bei Besetzung von Stellen dort nur solche Kandidaten zuließen, welche die Muttersprache verstanden. Aus den Reihen namentlich der im Alter schon etwas vorgerückten Advokaten, die unter der französischen Herrschaft ihre Zunge gebildet hatten, ging daher gleichfalls eine bedeutende Anzahl erbitterter Gegner der Regierung hervor, die nicht besänftigt wurden, als in den Jahren 1829 — 30 die Sprachgesetze geweiset wurden. Was die Presse und das mündliche Wort der Geistlichkeit von dem Zündstoff der in den obern Schichten sich häufte, noch nicht in die untern verbreiteten, das bewirkte der Hochmuth mit dem die Holländer um ihrer feinern Sprache, Aufklärung und geschichtlichen Ausbildung willen auf ihre belgischen Staatsgenossen herabsahen, und der bei Groß und Klein das Gefühl der Eifersucht in Haß verwandelte. Mit diesem nicht selten rohen und unduldsamen Benehmen der Holländer schien sich noch eine Vorliebe des Königs in Besetzung der meisten Staatsämter und Offizierstellen für seine Stamm- und Glaubensgenossen, sowie in Verlegung der wichtigsten Staatsanstalten nach Holland zu verknüpfen. Unter den Ministern waren 6 Holländer und 1 Belge, unter den Generaldirektoren und Administratoren 13 Holländer und 1 Belge, unter den ersten

Ministerialbeamten 106 Holländer und 11 Belgen. Im Heere befanden sich 76 holländische und 10 belgische Generäle, 1454 holländische und 263 belgische Offiziere des Fußvolks, 316 holländische und 93 belgische Reiteroffiziere, 488 holländische und 42 belgische Artillerie- und Ingenieuroffiziere; nur in dem ostindischen Heere bestand die Mehrzahl aus Belgen, damit — „der Blutzins gehörig abgetragen werde". Viel schadeten Wilhelm I. auch sein Hang zu kaufmännischen Privatspekulationen, seine Gereiztheit und ein Eigensinn, der ihn um so hartnäckiger auf seinen Beschlüssen bestehen ließ, je mehr Widerspruch sie fanden. Im hitzigen Kampfe mit der Presse unterdrückte er wohl ihre Führer und machte Märtyrer, ihm im Gefängnisse gefährlicher als in der Freiheit; der Preßprozeß und die Verbannung der Zeitungsschreiber de Potter und Thielemans regten mehr auf als alle ideologische Flugschriften, die sie ins Volk gebracht hatten. Was jedoch am schlimmsten war: alle diese Beschwerden, die leicht hätten beseitigt werden können, fanden auf dem verfassungsmäßigen Wege keine Abhülfe, weil die belgischen Oppositionsmänner auf dem vereinigten Landtage stets durch die kompakte Mehrheit der Regierung, zu welcher fast alle Abgeordnete der Nordprovinzen gehörten, überstimmt wurden, und so schraubte sich die Volkserbitterung im Süden künstlich bis aufs höchste hinauf. Gerade hierin zeigt sich am deutlichsten, welch ein großer Fehler es war, die beiden Länder politisch und administrativ sogleich zu verschmelzen: wäre dies auch nur 10 Jahre später geschehen, die meisten belgischen Beschwerden wären von selbst weggefallen, oder sie hätten sich doch auf dem belgischen Landtage Gehör verschafft.

Noth und Erbitterung trieben endlich die, ihren Grundsätzen nach tief von einander geschiedenen, Hauptparteien an, aus ihrer

Vereinzelung herauszutreten und sich von neuem gegen den gemeinschaftlichen Feind zu vereinen. Die katholische Partei fühlte mit der liberalen das gleiche Bedürfniß, der Gewalt gewisse Freiheiten, gewisse Bürgschaften abzunöthigen, über welche sie sich näher miteinander verständigen konnten; die Liga mußte früher oder später mit Nothwendigkeit aus dem Grunde der Verhältnisse hervorgehen. Es war ein liberales Lütticher Blatt — wenn ich nicht irre der Courier de la Meuse — das diese Interessengemeinschaft der beiden Meinungen zuerst besprach; ein katholisches Blatt von Gent schloß sich dieser Ansicht an, und ohne irgend einen Pakt waren die Grundlinien der „Union" gezogen. Von diesem Augenblicke an, der bei dem gleichen Bedürfnisse nach Garantien auf beiden Seiten nicht ausbleiben konnte, erhielt die Opposition eine bestimmte und kühne Richtung: die Liberalen gewannen durch ihre neuen Bundesgenossen an Ansehn und Gewalt, die Katholiken eine zum Angriff geschickte Hülfsschaar. Die alte Zweiung ward in allen südlichen Provinzen zugleich vertagt, vereint forderten sie Bürgschaft für die freie Presse, freien Unterricht — die Jesuitenschulen sehnten sich besonders nach Erlösung von der Oberaufsicht der Regierung —, Verantwortlichkeit der Minister und ein homogenes Ministerium, Herstellung des Geschwornengerichts, völlige Unabsetzbarkeit der Richter und Abschaffung der beiden unbeliebten Steuern. Da brach die Julirevolution herein und gab den Anstoß zur belgischen. Französische Sendlinge kamen nach Brüssel und Lüttich und reizten das Volk auf. Unsichtbare Hände vertheilten Geld unter den arbeitenden Klassen, man riß sich um die französischen Blätter — seht ihr, hieß es, wie man meineidige Könige verjagt! Schon war das bekannte Sinnbild der katholisch-liberalen Union, die Freiheit vorstellend mit dem Kreuz und die Worte

enthaltend: „In hoc signo vinces“! in Jedermanns Händen. Der Buchdrucker Ad. Bartels hatte es verbreitet. Doch erst in der Nacht vom 25. August, nachdem im großen Theater die Stumme von Portici aufgeführt worden, begann ein Tumult von Pöbelhaufen, denen einige fremde junge Leute, die man für Franzosen hielt, das Losungswort gaben. Andern Tags wurden Läden und unbeliebte Häuser geplündert, Fabriken in Brand gesteckt. Auf verschiedenen Punkten hatte man versucht, die französischen Farben aufzupflanzen, andere Hände rissen sie wieder herunter und steckten die brabantischen Farben dafür hin. Der Aufstand schien die Regierung fast noch weniger zu bedrohen als das Eigenthum und die Sicherheit der Bürger, diese organisirten daher eine Sicherheitswache. Einige Tage darauf ging eine Abordnung nach dem Haag, um dem König eine Adresse vorzulegen, in welcher 45 angesehene Einwohner, zu denen die beiden Grafen v. Merode, Gendebien, Jottrend, Ducpetiaux, Van de Weyer gehörten, ehrfurchtsvoll ihre Beschwerden über das System der Minister aussprachen, die die Wünsche und Bedürfnisse des belgischen Volkes verkannten. Obgleich bisher noch Meister der Bewegung, seien die guten Einwohner Brüssels doch nicht sicher, daß, wenn nichts zur Beruhigung des Landes geschehe, sie selbst nicht das Opfer ihrer Anstrengungen würden; zum Schlusse bitten sie um Einberufung der Generalstände. Seltsam, die Regierung ließ darauf fast einen ganzen Monat thatlos verstreichen: war sie früher zu hartnäckig, so zeigte sie sich jetzt, wo der parlamentarische Kampf auf die Straße verlegt worden, zu unentschieden. Wie groß die Beschwerden, sie hatte doch Handel und Fleiß einen solchen Aufschwung gegeben, so viel Wohlfahrt und Bildung im Lande verbreitet, daß der Kern des belgischen Volkes zu ihr hielt, zumal die ganze kaufmännische

Welt ihre Anliegen durch Losreißung gefährdet sah. Allein die Regierung ließ das verknüpfende Band sich langsam auflösen; die Reichsstände wurden zwar eilig versammelt, aber die belgischen Abgeordneten, denen man roh begegnet, zogen wieder davon. Prinz von Oranien redet zu den Bürgern, handelt nicht. Endlich zieht Prinz Friedrich mit 12,000 Mann in Brüssel ein, er verschanzt sich im Parke, läßt sich von den Freischärlern angreifen, erläßt einen Aufruf der allgemeine Amnestie mit Ausnahme der Strafbarsten (!) verspricht, und zieht sich nach dreitägigen Gefechten am 24., 25. und 26. September, die immer blutiger werden, in der folgenden Nacht zurück, nachdem an 4000 Holländer unnütz gefallen waren. Die holländischen Prinzen, die beide Vorliebe für Belgien hegten, horchten mehr auf die Stimme der Menschlichkeit als auf die Pflicht des Feldherrn. Der Aufstand war nun entschieden, die blutigste Katastrophe zu Ende, die Stimmung der Hauptstadt fest ausgesprochen; die Bürger hatten sich, empört über die Rathlosigkeit der sonst so starren Behörde, an den beiden letzten Kampftagen den Angreifenden angeschlossen, der französische General Mellinet und der spanische Oberst Juan van Halen sie mit militärischem Geiste geleitet. Zum Siege hatte besonders die begeisterte und entschlossene Lütticher Freischaar von 300 Wallonen beigetragen, die, geleitet vom Advokaten und spätern Minister Rogier, am 4. September wohlbewaffnet in ihren blauen Blousen und gefolgt von zwei Kanonen in Brüssel eingezogen waren. Lüttich, nicht wie die übrigen Provinzen durch Erinnerungen einstigen staatlichen Zusammenlebens mit den Niederlanden verbunden, mit denen es erst unter französischer Herrschaft in einen Glückstopf geworfen, war der holländischen Regierung am wenigsten geneigt und hatte die ersten Auftritte in Brüssel unverweilt aufs heftigste nachgeahmt. Sämmt-

liche Städte Belgiens, Antwerpen und Maestricht ausgenommen, folgten dem Beispiel und vertrieben die holländischen Besatzungen und Behörden. Die im Haag versammelten Generalstände hatten mittlerweile die Trennung Nordniederlands von Belgien berathen und angenommen. Jetzt wagte Prinz von Oranien noch einen Schritt, der vielleicht vierzehn Tage früher gelungen wäre, denn der Prinz mit seinem ritterlichen Wesen war in Belgien beliebt. Er erließ in seinem eigenen Namen einen Aufruf an die Belgen, worin er alle ihre Beschwerden zu heben und ihre Unabhängigkeit vollständig aufrecht zu erhalten versprach. Aber es war zu spät, er brachte nur die Nordniederländer gegen sich auf: die vorläufige Regierung Belgiens erklärte keine andere Autorität mehr anzuerkennen als die des souveränen belgischen Volkes.

Waren so vom König Wilhelm I. in der innern Politik eine Menge Fehlgriffe gethan worden, so brachte auch seine auswärtige Politik ihn in eine schiefe Stellung, die ihn jetzt, trotz des guten Willens verwandter Fürstenhäuser, vereinzelt und im Stiche ließ. Nirgends fand seine Sache, der Bestand des Königreichs der Vereinten Niederlande, bei den Völkern Sympathie, selbst in Deutschland nicht, zu dessen Heil doch vorgeblich jene diplomatische Schöpfung ins Leben getreten war. Was für Belang konnten wir haben, ein Zwischenreich aufrecht zu halten das, obwohl es aus alten Theilen des deutschen Reichs bestand und sein Erscheinen überhaupt nur an die Folgen der deutschen Waffenthaten geknüpft war, doch nur geschaffen zu sein schien zu Deutschlands Schaden und um seine nationale Entwickelung in Fesseln zu legen? König Wilhelm hatte so wenig die wahre Natur der Verhältnisse und der Lage seines neuen Reiches richtig aufzufassen als die wiederauflebende deutsche Nationalsache und ihre Zukunft

zu würdigen verstanden. Sich stützend auf eine günstige Lage zur See, auf die wieder erlangten noch immer unermeßlichen Colonien und auf die damals noch bestehende völlige Zersplitterung der deutschen Handelsanliegen, nahm er den chimärischen Gedanken eines selbständigen niederländischen Zwischenreichs zwischen Deutschland und Frankreich, den listige Gegner der deutschen Nationalentwickelung zu deren Lähmung ersonnen, nicht nur sehr ernst, sondern sogar in schroffem Gegensatze zu Deutschland. Der Rechte und Verträge spottend denen er doch allein sein Reich verdankte, schlug er die Schifffahrt auf unserm Hauptstrom in Fesseln, suchte ganz Westdeutschland möglichst von der See entfernt zu halten, um dessen Handel zu monopolisiren, verfolgte überall eine für uns lästige und feindselige Handelspolitik, die noch nicht aufgegeben ist. Das war altholländischer Übermuth gegen die benachbarten Brüder, die man noch immer in der alten Zersplitterung, Schwäche und Unterdrückung gefangen wähnte. Nie aber ist dieser blinde Übermuth, nie ist bis jetzt der schnöde Bruch der Wiener Verträge rascher gerochen worden als an der Politik Wilhelms! Die Niederlande bilden offenbar das natürliche Küsten- und Mündungsgebiet von Westdeutschland, das eine kann das andere auf die Dauer nicht entbehren, oder nur zu unberechenbarem Schaden beider Theile, und es ist grandios lächerlich ein solches altdeutsches Küstengebiet als einen schützenden Zwischenstaat zwischen Frankreich und Deutschland hinstellen zu wollen, zwischen zwei Reichen die sich bereits an der Mosel und am Oberrhein nur zu dicht berühren: während Frankreich im Besitze von Deutsch-Lothringen und vom Elsaß blieb und so überall die gelegensten Angriffslinien auf das Herz von Deutschland offen behielt, bildete das Vereinte stammverwandte Niederland eine Barriere, nicht zu unserm Schutze gegen Frankreich, sondern in

Wahrheit nur gegen die Entwickelung des deutschen Handels. Hätte König Wilhelm, mit hellem vorurtheilsfreiem Blick in die Zukunft schauend, statt der Absperrung die vielseitigste freieste Verbindung zwischen den Niederlanden und dem hintern Deutschland anzuknüpfen, Handel und Verkehr zwischen beiden Theilen tausendfach zu fördern gesucht, oder wäre der deutsche Zollverein, ihm früh die Augen öffnend, statt 1834 schon gleich 1815 ins Leben getreten — wer weiß ob nicht manches ganz anders gekommen wäre. Sicher aber wäre die Lage für Jedermann eine weit günstigere, hätte man geradezu, wie es sein sollte und das deutsche Volk das Recht und die Macht zu verlangen hatte, die alte natürliche Reichsgrenze hergestellt und jene beiden Länder, wenn auch unter einem Fürsten, doch vorerst mit selbständiger Verwaltung, dem deutschen Staatenbunde angereiht.

Das Benehmen des belgischen Volkes nach der Revolution, seine Mäßigung, Anstrengungen und Hingebung verdienen unsere Bewunderung, besonders wenn man damit die Schreckensauftritte und leidenschaftlichen Wuthausbrüche aller Art vergleicht, welche in andern Ländern ähnliche Umwälzungen begleiteten. Ein Volk das mit so gefährlicher Anarchie in seinem Schoße, einen solchen Ordnungsinstinkt und solchen Vorrath von Bürgertugend besitzt, ist gewiß der Freiheit würdig die es angestrebt. Es war ein kleines Häuflein meist jugendlicher Männer, welches, inmitten der von Außen und Innen drohenden Kämpfe, von Klippen aller Art umgeben, die plötzliche chaotische Erbschaft zu ordnen, eine neue Gesetzgebung und eine Verwaltungskraft hervorzuzaubern wußte, um welche selbst alterfahrene Staaten den jungen Sprößling zu beneiden Ursache haben. Dem jungen Belgien fehlten nicht nur alte leitende Staatsmänner, wie die Julìregierung sie in Talleyrand, Casimir Perier, Benjamin Constant, Lafayette

und andern fand, sondern auch ein Oberhaupt, wie Frankreich in einem Fürsten besaß, der den Gang der Julibewegung voraus beobachtet und ihre Folgen mit fast zu schlauer Klugheit zu lenken wußte; ja, ihm fehlten selbst die europäischen Sympathien, welche die Juliwoche umhallten: eigener Verstand, Muth, Begeisterung waren die einzigen Kräfte, aus welchen jene improvisirten Staatslenker schöpften, auf die sie zählen konnten. Belgien war mehrere Tage ganz ohne Regierung, Brüssel ohne Munizipalbehörde; da legten sich bei Beginn der Septemberkämpfe drei entschlossene Männer, Baron Hooghvorst und die Herren Jolly und Rogier, im Sitzungssaale des Stadthauses den Titel einer Centralcommission bei, ließen einen Aufruf ergehn, ernannten Van Halen zum Befehlshaber sämmtlicher Streitkräfte und gaben mit Hülfe desselben der Bewegung einen geregelten festen Gang. Bei der Häufung der Geschäfte bildete sich eine provisorische Regierung, welche die dictatorische Gewalt im Ganzen mit Mäßigung führte. Die bedeutendern Stellen der Verwaltung wie der Rechtspflege wurden mit neuen Männern, meist Wallonen, besetzt; alle alten Beschwerden, katholische und liberale, begründete und unbegründete, wurden mit einigen Federstrichen beseitigt. Am 10. November 1830 ward die Nationalversammlung in Brüssel eröffnet, seit der Revolution gegen Österreich wieder die erste die bloß aus einheimischen Männern bestand; sie erhöhte die Schwungkraft im ganzen Lande. Nachdem de Potter eine glühende Eröffnungsrede gehalten, wählte sie einen besonnenen schlichten Mann Surlet de Chockier zum Vorsitzer. Die äußern Umstände, die Erregtheit der Völker, der Ausbruch des polnischen Aufstandes, kamen ihren Beschlüssen zu Gute. Die Großmächte, auf Einladung König Wilhelms zur Aufrechthaltung der Wiener Congreßacte in der Londoner Conferenz vertreten, hielten für rathsam, alle Gewalt-

maßregeln so weit als möglich zu verhindern, und zeigten sich sogleich geneigt, die Trennung Belgiens von Holland anzuerkennen. In ihrem ersten Protocoll schlug die Conferenz das Aufhören der Feindseligkeiten vor, indem sie Holland als Waffenstillstandslinie seine frühern Grenzen anwies, sich selber das Recht zusprechend die Lösung der Streitfragen zu erleichtern. Den belgischen Nationalcongreß, der die Unabhängigkeit feierlich ausgesprochen, bewegte zuerst die Frage über die Form der neuen Regierung. Im Schooße der Verfassungscommission war nur eine Stimme für die republikanische, die auf der Bühne heiße Verfechter fand; doch die jüngsten und heißköpfigsten Mitglieder, wie Rogier, Lebeau (gleichfalls ein Lütticher), Devaux, Nothomb waren für die Monarchie, und für diese stimmten nach viertägigen Debatten 174, für die Republik bloß 13 Abgeordnete, größtentheils der Anhang de Potters. Die siebenstündige Beschießung Antwerpens, dessen Bürger doch vorwiegend oranisch gesinnt waren, durch General Chassé hatte die Erbitterung zwischen Belgen und Holländern so gesteigert, daß der Congreß auf den Antrag des blinden Rodenbach mit 161 Stimmen gegen 28 die Ausschließung der Nassauischen Dynastie vom belgischen Thron beschloß; hiezu hatte der ähnliche Bannspruch der französischen Kammer gegen die ältern Bourbonen, noch mehr jedoch der Einspruch mit beigetragen, den die Londoner Conferenz dagegen zu machen meinte. Auch befanden sich unter der aufgeregten Menge vor dem Ständehause französische Agenten, die, auf Einverleibung Belgiens mit Frankreich hinarbeitend, Verwünschungen und Drohungen gegen diejenigen ausstießen, die nicht für die Ausschließung stimmen würden. Die Hauptfrage war jetzt die Verfassung *). Der

---

*) Der Ausschuß zur Abfassung des Entwurfs bestand durchgängig aus

Sorge für die bürgerliche Freiheit standen die weitesten Bahnen offen; die Vorzüge der englischen und niederländischen Verfassung wurden mit denen der französischen verschmolzen: niederer Wahlcensus, Gleichstellung aller Confessionen, Trennung von Staat und Kirche, obgleich der Kult und seine Diener vom Staate bezahlt werden, volle Freiheit der Presse, Freiheit der Genossenschaft und der Bürgerversammlungen nach den Gesetzen, ohne vorgängige Einholung obrigkeitlicher Erlaubniß und Freiheit des Unterrichts — das sind die Hauptgrundsätze der binnen 24 Tagen, vom 4. bis 28. Oktober, von der Commission ausgearbeiteten Verfassung. Alle Staatsgewalt geht darnach von der Nation aus. Während nach der französischen Charte von 1830, obwohl sie die Volkssouveränetät anerkennt, alle Gerichtsbarkeit von dem Könige ausfließt und in seinem Namen von Richtern ausgeübt wird, die er ernannt und eingesetzt, überläßt die belgische Verfassung dem Könige bloß die Ernennung der Friedensrichter und der Richter in erster Instanz. Die Appellhöfe und Bezirksgerichte haben die von den Centralbehörden erlassenen Verfügungen nur in so weit anzuwenden, als sie den Gesetzen gemäß sind. Die belgischen Kammern versammeln sich von Rechtswegen alljährlich am zweiten Dienstag des Novembers. Das Alter von 25 Jahren reicht, unabhängig von jeder Art Steuerbarkeit, hin um wählbar zu sein. Der Senat, dessen Mitglieder einer Wahl sich unterwerfen müssen, und deren Mandat nur acht Jahre dauert,

---

Advokaten und Journalisten, die in dem langen Oppositionskampfe die Mängel des frühern Grundgesetzes kennen gelernt hatten, als: Van Maanen aus Löwen, de Gerlache aus der Provinz Luxemburg, Karl de Brouckere, Nothomb aus dem deutschen Luxemburg, Lebeau, Thielemans aus Brüssel, Devaux aus Brügge, Ballin, Thorn, Zoude, Dubus und Blargnies. Die eigentlichen Ausarbeiter der Verfassung sind aber Nothomb und Devaux; jener war auch der Berichterstatter.

darf immer nur halb so viele Mitglieder als die Repräsentantenkammer zählen; die Senatoren wie die Repräsentanten werden nach dem Verhältniß der Bevölkerung jeder Provinz unmittelbar von denselben Staatsbürgern gewählt, jene auf acht, diese auf vier Jahre; die Hälfte der Kammer erneuert sich alle zwei Jahre — dieses zweckmäßige Princip ist der niederländischen Verfassung entnommen, wo alle Jahre ein Drittel der zweiten Kammer ausscheidet —, die des Senats alle vier Jahre; im Fall der Auflösung wird die ganze Kammer umgewählt außer den Vertretern die am Sitze des Landtags wohnen, erhält jeder Abgeordnete 200 Fl. monatliche Entschädigung während der Dauer des Landtags, die Senatoren aber nicht. Die Wahlfreiheit der Provinzial- und Gemeinderäthe, Öffentlichkeit ihrer Sitzungen, Öffentlichkeit ihres Rechnungswesens, die Zuweisung aller Provinzial- und Gemeindeangelegenheiten an sie, kurz die volle Freiheit des Gemeindewesens wird gesichert. Ämterhäufung, so weit sie vom Staate besoldet werden, ist untersagt, namentlich hinsichtlich der Richter, die auch in keinerlei bürgerliche Geschäfte sich einlassen dürfen.

Wahrlich, wenn diese Verfassung, die jedem Theile sein Recht gibt, die das Besondere und zugleich das Allgemeine achtet, die nach allen Seiten hin die Gewalten vertheilt und wieder eint, den Parteikämpfen überall freie Bahn bricht und sie dadurch mäßigt, welche mit Anerkennung des Guten im althistorischen Provinzialgeiste die Provinzen gerade durch Gewähr für ihre einzelnen Freiheiten wieder zur Einheit treibt — wenn diese Verfassung das Werk der katholischen Partei gewesen ist, wie man neuerdings behauptet, wenn dieselbe durch sie Belgien regiert, wahrlich, dann hat Hr. De Decker Recht, wenn er ausruft: ich würde glücklich und stolz über diesen Gedanken sein, daß das

Land Europa's, das am meisten katholisch regiert wird, auch das freieste dieses Continents ist! Merkwürdig, aus dem neuen allgemeinen Kampfe zwischen Kirche und Staat ist die Kirche bloß in einem Lande Europa's, in Belgien, siegreich hervorgegangen, sie ist frei dort, weil sie bisher noch selber nach dem Siege der Freiheit treu geblieben; und da finden wir denn für Alle weite Freiheiten, volksgemäße Einrichtungen, Luft und Raum für Alles was Leben in sich fühlt und Zukunft; da finden wir Lehrstühle für alle Doctrinen, freie Vereine und freie Rednerbühnen für alle Interessen, Ruhm für alle Talente, Gastfreundschaft für jedes menschliche und politische Unglück!!

Aber nein: der Katholicismus als solcher ist darum noch nicht Herr und Meister in Belgien, weil die Kirche dort eine freie selbständige Stellung, dem Staate gegenüber, gewonnen, sich von Unterordnung erlöst hat. In der Verfassungscommission war nur ein entschieden katholisches Mitglied, v. Gerlache, alle andern gehörten der liberalen Partei an, die auch während und nach der Revolution am Ruder vorwog. Die paar Änderungen, welche die katholischen Congreßmitglieder an dem Verfassungsentwurfe während der Berathung desselben bewirkten, betrafen nichts Wesentliches. Es wäre daher mehr als kläglich, ihnen vorzuwerfen, daß sie nun auch die verfassungsmäßigen Freiheiten für ihre Überzeugung benützten, die Genossenschaftsfreiheit zur Errichtung von Brüderschaften und Klöstern, die Unterrichtsfreiheit zur Gründung von Schulen, Gymnasien und Universitäten, den niedern Wahlcensus, der namentlich für die Landbewohner und kleineren Städte noch geringer ist als für die Bewohner großer Städte, zur Begünstigung der Wahl katholischgesinnter Volksvertreter. Die Kirche ist frei in Belgien. Möchte sie nie etwas anders sein wollen als nur frei, möchte diese Lage ihren Wün-

schen genügen, wie sie für ihre erhabene Mission ausreicht! Ihre Verantwortlichkeit ist groß vor Gott und den Menschen. Denn eben deshalb, weil Belgien durch verfassungsmäßige Gewährung jener Freiheiten eine Ausnahme macht von den es umringenden Staaten, sind alle Blicke zu ihm hingewandt und setzt es sich allen Verleumdungen aus. Es liegt darin sichtbar ein europäischer gesellschaftlicher Beruf, das Problem mit zu lösen, das sich der Genius des neunzehnten Jahrhunderts gesetzt hat: die Verbindung der Religion und der Freiheit. Es gilt Vorurtheile zu zerstreuen und der Welt zu zeigen, was der gesellschaftliche Einfluß einer frei wirkenden und mit der politischen Freiheit verbundenen Religion für das Glück und die Wohlfahrt, selbst die materielle, vermag. Eben weil die Verhältnisse Belgien in eine vorgerückte Lage gestellt haben, muß es seine eigenen Bewegungen sorgfältig bewachen, seine Hitze mäßigen und sich ein Gesetz der Klugheit und Mäßigung machen — das ist nöthig für die innere Entwickelung seiner Wohlfahrt wie für die äußere Befestigung seiner Unabhängigkeit. Vor allen Dingen muß die katholische Meinung bis zum geringsten Verdacht vermeiden Belgien auf die eine oder andere Weise zu einer offenen oder geheimen Theokratie zurückzuführen, welche alle gemäßigten Männer selbst der katholischen Partei mit dem Jahrhundert zurückweisen würden. Da liegt allerdings der Knoten der neuen Lage. Alle Neigungen, alle Lehren der Zeit bekämpfen, und das mit vollem Recht, alles was mittelbar oder unmittelbar zu einem kirchlichen Übergewicht in bürgerlichen Angelegenheiten würde führen oder die Herstellung der persönlichen Herrschaft des Klerus begünstigen können. Zwischen dem belgischen Nationalgeiste und dem Geiste des Jahrhunderts besteht in der That keine Unverträglichkeit, die belgischen „Unionisten“ beweisen es: man kann gut katholisch sein und sich zugleich

der Rückkehr der Theokratie offen widersetzen; man kann wahrhaft freisinnig sein und sich dem Übergewicht der bürgerlichen Macht in religiösen Dingen entgegenstemmen. Das ist ohne Zweifel der Grundgedanke und die Grundlage der Union zwischen Katholischen und Liberalen; das ist der Sinn und Geist der belgischen Verfassung.

Zum Glück hat Belgien sich einen Fürsten gewählt, der diese Verhältnisse klar durchschaut und den Knoten der neuen Lage fest gefaßt hat. Die Mehrheit der Volksvertreter ist bisher dem Grundgedanken der Union treu geblieben, und die Regierung ist stets mit der Mehrheit gegangen. Beide haben die Aufgabe, gegen die Versuche die Suprematie zu ergreifen, von welcher Seite sie ausgehen mögen, die Grundsätze des Unionsvertrages festzuhalten, ja selbst in dieser Hinsicht den Schein und die Vorurtheile zu vermeiden. Schon der bloße Gedanke der Steigerung des katholischen Einflusses im Staat führt zu dem heillosen Vorurtheil der versteckten Herrschaft des Klerus, wie der Gedanke des Übergewichts des liberalen Einflusses leicht das Vorurtheil einer Gefahr für die Religion wecken könnte. König Leopold scheint von der Nothwendigkeit durchdrungen zu sein, beide Klippen gleich sehr zu vermeiden; ihn unterstützte in diesem Streben bisher die Mehrheit von beiden Seiten, stolz so viele Freiheiten errungen zu haben, die man nicht durch Übermuth bloßstellen will. Belgien ist allerdings ein wesentlich religiöses Land, ein Volk mit tiefen Überzeugungen; aber es ist auch ein Land der Intelligenz und des Fortschrittes, die Freiheit ist für alle Belgen, wenn noch nicht ein politisches Dogma, so doch ein Bedürfniß: darum widerstrebt ihm jede ausschließliche Herrschaft.

Während die französischen Agenten und ihr Anhang auf eine vollständige Einverleibung Belgiens in Frankreich drangen oder mindestens die Errichtung eines Königthums unter der Schutz-

herrschaft dieser Großmacht wollten, hatte der Nationalcongreß auf drei Prinzen sein besonderes Augenmerk gerichtet: auf den noch unmündigen Prinzen Otto von Baiern, den Herzog von Leuchtenberg und den Herzog von Nemours. Ludwig Philipp hatte sich entschieden gegen den zweiten erklärt, der nur da sein würde, um der Familie Bonaparte die Steigbügel zu halten; die Großmächte dagegen drohten mit Krieg, wenn der Herzog von Nemours gewählt würde. In Bittschriften sprachen sich die meisten Stimmen, 3275, für den Herzog von Leuchtenberg, 600 für den Herzog von Nemours, an 1300, meistens Tuchfabrikarbeiter aus Verviers, für einfache Einverleibung mit Frankreich aus. Alle vaterländisch gesinnten Männer waren im Grunde gegen Nemours. Herr Lebeau selbst erinnerte an den Druck der Napoleonischen Heere und meinte: sogar England werde bei solcher Wahl Belgien verlassen, denn Frankreich im Besitze Belgiens würde die Continentalsperre erneuen und die Einverleibung der Rheinlande erzielen wollen, Belgien werde von neuem der Schauplatz des Krieges werden. Hr. Devaux von Brügge nannte die Ernennung des Herzogs von Nemours nichts als ein Übergang zur vollständigen Einverleibung in Frankreich, und Jedermann wisse, wie diese hochgesinnte Nation gegen andere Völker sich betrage. Man solle das Vaterland, dessen Freiheit man so eben mit Blut wiedererkauft, nicht gleich wieder erniedrigen! Noch entschiedener ließen die vornehmsten katholischen Mitglieder sich vernehmen. Herr v. Gerlache erinnerte an die Sucht der französischen Regierung alles zu centralisiren, die in Belgien nicht ruhig eine Verfassung dulden würde, zu frei, als daß nicht eine Parallele mit der französischen ungünstig für Ludwig Philipp ausfiele. Ob nicht die Religions- und Unterrichtsfreiheit, für welche man so lange gestritten, gerade in Frankreich am meisten

proscribirt zu sein scheine? Ob man das Joch Hollands abgeworfen, um sich in das viel schlimmere Frankreichs einspannen zu lassen? Ob man vergessen, daß früher alle Ämter in Belgien von dem Abschaum der französischen Bevölkerung besetzt worden? Eine Vereinigung mit Frankreich, mittelbar oder unmittelbar, sei viel ärger als die Rückkehr unter die Herrschaft Wilhelms: vier Millionen Belgen hätten es auf die Länge doch über drittehalb Millionen Holländer davon getragen, vermischt aber mit zweiunddreißig Millionen Franzosen würden ihre gerechten Klagen leicht erstickt werden. Doch die Sorge über den augenblicklichen schwankenden Zustand Belgiens wog vor, Frankreich als Bundesgenosse schien aller Noth ein zu Ende machen. Auch waren die französischen Agenten für Nemours ausnehmend thätig, ja im entscheidenden Augenblicke der Abstimmung ließ man die Nachricht verbreiten, welche den Vorsatz vieler Deputirten umänderte: Ludwig Philipp werde, falls die Wahl auf Nemours falle, ihm die Erlaubniß zur Annahme geben. Bei der ersten Abstimmung hatte keiner der Candidaten die nöhige Mehrheit (Nemours 89, Leuchtenberg 67, Erzherzog Karl 35 Stimmen), bei der zweiten erlangte Nemours 97 Stimmen, nicht eine über die genau nöthige Mehrheit. Ludwig Philipp empfing, umgeben von seiner Familie und allen Großwürdenträgern, die belgische Abordnung, die bestimmt war dem Herzog die Krone zu überbringen, und wies diese zurück. Niederschlagend war der Eindruck von dieser Nachricht; das Ansehen des Congresses drohte an Anarchie und Rathlosigkeit zu scheitern; viele Blicke wandten sich wieder dem oranischen Fürstenhause zu, namentlich unter dem höhern Adel, dessen Stolz sich durch die neuen Männer, die aus untergeordneten Klassen zu den höchsten Ämtern gelangt waren, verletzt fühlte. In Antwerpen, Gent, ja in Brüssel selbst brachen ora-

nische Bewegungen aus, während de Potter einen republikanischen Verein gründete, der an Einfluß gewann. Da griff der Congreß mannhaft ein und erhob, bis zur neuen Wahl eines Monarchen, einen Regenten aus seiner Mitte, seinen Vorsitzer Baron Surlet de Chockier, um der Regierung einen Mittelpunkt zu verschaffen. Zugleich richteten sich die Blicke mehr und mehr auf den Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg, der, nachdem er einige Jahre früher die ihm angebotene Krone von Griechenland zurückgewiesen, damals in beschaulicher Zurückgezogenheit in England lebte, wo er wegen der Eigenschaften seines Charakters und Herzens allgemein verehrt wurde. Nach vorläufigen Unterhandlungen schritt die Nationalversammlnng zur definitiven Wahl, und nach siebentägigen stürmischen Debatten ward Prinz Leopold am 4. Juni 1831 mit 152 von 196 (nach andern mit 156 gegen 43) Stimmen zum Könige der Belgen gewählt. Der Prinz, zur Annahme der Krone nur in der Überzeugung willfährig sie zur Ehre Belgiens und seiner eigenen Ehre tragen zu können, machte jedoch die Bedingung, daß der belgische Congreß den achtzehn vorläufigen Friedens-Artikeln der Londoner Protocolle beistimme. Dies geschah nach neuntägigen leidenschaftlichen Debatten am 9. Juli mit 126 gegen 70 Stimmen, und am 16. Juli schiffte sich der König in Calais nach seinem neuen Vaterlande ein. Die Huldigung des Volkes geschah nach altem Brauche unter freiem Himmel, wo der neue Herrscher zugleich seinen Eid als König ablegte, am 16. August in Brüssel unter dem Jubel von Hunderttausend freien Menschen. Der Glücksstern, der dieser ganzen belgischen Revolution geschienen, leuchtete heller als je; denn vielleicht zum erstenmale in der Weltgeschichte ward ein König von einem Volke gewählt, ohne Schwertstreich und ohne Ränke, ja ohne daß er einen einzigen Agenten in dem Lande hatte, das

ihm seine Krone darbot. Und dieser deutsche Prinz wird der freisinnigste Monarch, nach dem Grundsatze: alles für das Volk und durch das Volk! Ein Fürst von bedeutender Persönlichkeit, war dennoch mit seltener Selbstbeherrschung all sein Bemühen das Glück des Staats nicht von dieser, sondern von den verfassungsmäßigen Einrichtungen selbst abhängig zu machen, und hierin unterscheidet sich König Leopold zu seinem großen Vortheil von seinem weniger enthaltsamen Herrn Schwiegervater Ludwig Philipp, der in Vorliebe für das persönliche Gouvernement dem constitutionellen Leben seines schönen Reiches, wie man weiß, zu keiner höhern Ausbildung verholfen hat. Auch von den Fehlern Wilhelms I., seiner Leidenschaftlichkeit, Hartnäckigkeit, Speculationssucht, besitzt König Leopold keinen, er steht rein und frei da von den kleinsten Anzeichen persönlicher Zwecke. Nie hat er sich durch einen selbstsüchtigen oder ehrgeizigen Beweggrund verleiten lassen die Mehrheit durch eine Hofkabale zu bestimmen. Belgien wird durchaus im Sinne der Mehrheit seiner Volksvertreter regiert. Wenn die Kammermehrheit noch unionistisch ist, d. h. aus den gemäßigten Mitgliedern beider Landesparteien besteht, so haben diese doch außer der Kammer im Volke sich längst wieder gespalten; in den Kämpfen zwischen Katholiken und Liberalen aber, die fortwährend an Heftigkeit zunehmen, verhielt sich der König neutral, und nur wenn die Fäden unauflöslich sich zu verwickeln drohten, trat er vermittelnd ein und suchte, namentlich durch gemischte Ministerien im Sinne der Union, die Gemüther wieder zu versöhnen.

Durch die vollbrachte Constituirung des Staats war den gemeinsamen Beschwerden der beiden Parteien, die sie zueinander geführt, vorerst abgeholfen. Damit war dem Unionszweck — vis unita fortior — genügt, natürlich daher, daß die beiden Parteien nun wieder gegeneinander rangen, was jedoch die allgemein-

Regierung im Sinne der Union noch nicht aufheben kann, die vielmehr als solche zur Erhaltung des Gleichgewichts zwischen ihnen nöthig erscheint. Die Union wird, trotz der Parteikämpfe, im Grunde nicht gebrochen, so lange beide Theile alles das achten und aufrecht erhalten was sie erobert hat; sie ist eben historisch, thatsächlich geworden, und mußte nur aufhören selbst die Frage der praktischen Politik zu sein. Offenbar könnte der Zweck einer erneuten Union darin bestehn, die Gewalt auf einem Wege festzuhalten der einer der beiden Meinungen mehr oder minder günstig wäre: die Union von 1829 hatte die Erringung von Freiheiten in Aussicht, die zweite würde nach der Macht streben; statt dem Bündnisse für die Freiheit hätte man ein anderes für die Gewalt. Der Liberale kann ohne Inconsequenz Unionist gewesen sein, um mit den Katholischen Freiheiten zu fordern, und verweigern, es zu sein, um auch die Macht mit ihnen zu theilen; ebenso kann der Katholische Freiheiten mit der Union von 1829 wollen, aber einem liberalen Ministerium von heut entgegentreten. Verschiedene Parteien die sich über die verfassungsmäßigen Grundlagen in Übereinstimmung gesetzt haben, können und sollen selbst, eben deshalb weil sie verschieden sind, nicht immer dieselbe Meinung über Fragen der Verwaltung und Gesetzgebung theilen. Beim Repräsentativsystem findet jede mächtige Volkspartei ihren Tag in Leitung der öffentlichen Angelegenheiten, und gerade hierin liegt ein heilsamer Sporn des Wetteifers, welcher der rein monarchischen Verfassungsform fehlt.

Die heftigern Liberalen, welche, eben so wie die Ultras auf katholischer Seite, die gemäßigte Mehrheit des Landtags sprengen möchten, ziehen aus dieser Ansicht indeß übertriebene Folgerungen. Die Katholischen, sagen sie, protestirten durchaus

nicht im Namen der Union gegen die Zusammensetzung der liberalen Ministerien der provisorischen Regierung und des Regenten; wenn die meisten von ihnen nicht für einen liberalen Regenten votirten, so unterwarfen sie sich ihm doch, ohne ihm vorzuwerfen, daß er nicht aus ihren Reihen hervorgegangen. Später noch stimmten sie in großer Zahl für die Wahl eines protestantischen Königs. Sie warfen dem liberalen Ministerium von 1832 die Homogenetät seiner Zusammensetzung durchaus nicht vor, sie wollten damals nur noch was die alte Union gefordert, was die Verfassung geheiligt hatte, nicht mehr und nicht minder; wenigstens waren ihre Ansprüche auf die Leitung der Geschäfte noch nicht entwickelt. Nach und nach jedoch, unter einem Ministerium dessen Haupt ihrer Partei angehörte (de Theux), kosteten sie die Gewalt, fanden sie süß und meinten endlich darauf für immer ein vorwiegendes Recht zu haben. So kam die neue, noch unerledigte Frage über den Einfluß einer Partei auf die Verwaltung auf. Schon dem Ministerium von 1840 warfen die Katholischen vor, nicht daß es die Freiheiten verletze welche die Union verheißen hatte, sondern daß sie nicht die Gewalt mit ihm theilten. Warum unterstützten sie selbst nur mit geheimem Rückhalt das Ministerium Nothomb (bis 1845) und bereiteten ihm Verlegenheiten? Hr. Malou und andere katholische Mitglieder haben es der Kammer offen gesagt, weil in der Zusammensetzung des Kabinets das katholische Element ihnen noch nicht hinlänglich vertreten schien. Die Parteien stehn heut also auf einem ganz andern Boden als im Jahr 1829. Jedes Ding hat seine Zeit, jede Zeit ihr Werk. Vor achtzehn Jahren kämpften die Parteien gemeinsam für ihre Freiheiten, heute ringen sie um das Übergewicht der Macht. Darum ist die Periode der alten Union geschlossen und erschöpft, die Bündnisse beruhen heute auf andern Grundlagen.

Wenn nach der Revolution von 1830 der Kampf einige Jahre zögerte, sich zwischen Katholischen und Liberalen wieder zu beleben, so lag der Grund darin, daß er von einem dringendern aufgesogen wurde, und andere Fragen die Geister mehr beschäftigten. Es handelte sich einestheils um Belgiens Anerkennung von Europa und um Beendung des Streites mit Holland, andrerseits blieben die organischen Landesgesetze zu bewirken. Es war gerade auf diesem zweifachen Boden der diplomatischen und der gouvernementalen Fragen, daß sich eine Opposition bildete die aus Liberalen und aus Katholischen von den äußersten Seiten besteht, und der eine gemäßigte Mehrheit widerstand die gleichfalls Elemente aus beiden Parteien vereint. Es war weder die alte Union, denn der Zweck hatte sich geändert, noch die alte Gegenüberstellung, denn die liberale Partei stand so wenig als die katholische Partei noch wie früher in einem Lager zusammen; sie hatten sich beide in zwei Theile gebrochen, die sich nun bekämpften. Diese Brechung schien jedoch allmählich wieder aufzuhören, in dem Maße als jene Fragen gelöst wurden, und damit der alte Hauptspalt zurückzukehren. Durch die Annahme der organischen Verwaltungsgesetze und durch die natürliche Wirkung der Zeit, die manche Besorgnisse beruhigte welche die einen für die Ordnung und die andern für die Freiheit gefaßt hatten, hörten auch die Ursachen auf welche die Geister genähert. Über die diplomatischen Fragen waren die Meinungskämpfe seit einigen Jahren ebenfalls lau geworden, noch eh der definitive Friedensvertrag von 1839 mit Holland sie schloß. Von diesem Augenblick an fing nun der alte Kampf zwischen Liberalen und Katholiken, von dem kein anderes dringendes Interesse mehr ableitete, wieder heftig an; denn die beiden Parteien vergaßen auch während ihrer innigen Verschmelzung doch nie daß sie verschieden voneinander

sind, und der Streit zwischen ihnen muß beginnen, sobald eine stärkere Ursache aufhört ihre Widersprüche zu beherrschen.

So unläugbar dies ist, dennoch verliert darum die Aufgabe, die Regierung im Geiste der Union treu fortzuführen, nichts von ihrer Wichtigkeit. Ja, je mehr die Erbitterung auf den entgegengesetzten Seiten wieder wuchs, desto kräftiger erhoben sich auch aus der gemäßigten Mitte Stimmen für die Union und ihre durch die Verfassung geweihten Grundsätze, praktisch mithin für gemischte Ministerien. Unter diesen Stimmen ist wohl die klingendste die des katholischen Deputirten von Termonde P. de Decker, eines der geist- und kenntnißreichsten jüngern Mitglieder der Repräsentantenkammer, ein Belge voll glühender Vaterlandsliebe und ein ungewöhnliches publizistisches Talent. Als der hervorragende Luxemburger Staatsmann Nothomb, gequält von der Opposition auf der Linken und auf der Rechten, vom Ruder abtrat, waren beide Parteien eifrig bemüht, ein gleichartiges Ministerium ihrer Farbe vorzubereiten. Da erhob sich de Decker in einer beredten Schrift für ein gemischtes Ministerium, als den lebendigen Ausdruck der Union, zunächst für das Kabinet Van de Weyer, Nothombs Nachfolger. *) Van de Weyer, ehmals Professor der Philosophie, dann liberales Mitglied des National-

*) „Quinze ans (1830—1845)". Hr. de Decker prüft im ersten Theil dieser Schrift die Rolle, die Van de Weyer zu übernehmen hätte, er solle den Grundsätzen der Union treu bleiben. Daß diese noch bestehe, bejaht er im zweiten Theil; im dritten läugnet er die Herrschaft des Klerus, und im letzten redet er Versöhnung der Parteien. Man erkennt bald, daß der Verfasser mit der französischen Literatur und Denkweise bekannter ist als mit der deutschen; von dem deutschen Protestantismus hat er eine fabelhafte Vorstellung und Gleiches gilt von unserer Philosophie. In letzterer Hinsicht kömmt er über J. J. Rousseau's Wort nicht hinaus: „es ist die Sucht der Philosophen, das was ist zu läugnen, und das was nicht ist zu erklären".

congresses, fast seit der Thronbesteigung Leopolds Gesandter in London, war auf der öffentlichen Bühne wie unbekannt geworden und hatte verschrien als Doctrinär viele Vorurtheile auf beiden Seiten gegen sich. Über den Eindruck den er nun gleich bei der Adressenverhandlung machte, äußert sich de Decker also: „Ich war betroffen (und viele andere mit mir) die unerwarteten Töne dieser Stimme von 1830 zu hören die, imponirend und ruhig, das tausendfache Geschrei unsrer bürgerlichen Zwietracht beherrschte. Ich konnte nicht umhin etwas Providentielles in dieser plötzlichen Erscheinung eines Veteranen unsrer Freiheit zu sehen, den ein Sturm eben unter uns geworfen, wie um uns zu erinnern daß wir alle Brüder sind durch die Taufe einer nämlichen politischen Wiedergeburt, und um uns alle an die ursprünglichen Quellen unserer nationalen Inspirationen zurückzuführen". Hr. de Decker ist seiner Überzeugung für ein gemischtes Kabinet auch nach dem Rücktritt Hrn. Van de Weyers treu geblieben, als das neue fast ganz katholische Ministerium folgte und nach verschiedenen andern fehlgeschlagenen Versuchen folgen mußte, sofern auf seiner Seite bis vor den Wahlen von 1847 noch die Mehrheit der Volksvertretung stand, und nicht auf der liberalen. Einige seiner Gedanken mögen daher hier eine Stelle finden.

„Der Beweis davon daß die Union der Katholiken und Liberalen noch bestehn kann, ist daß sie besteht: ihr geschriebener Ausdruck ist die Verfassung, ihr lebender Ausdruck die Mehrheit von fünfzehn Jahren. Nun, die Verfassung ist unverletzt, die Mehrheit steht aufrecht. Die Union muß bewahrt und erhalten werden: das ist die Bedingung unserer nationalen Unabhängigkeit und Wohlfahrt; es sei auch das Ziel unsrer ganzen Politik. Um dieses Ziel zu erreichen, gibt es nur ein Hinderniß zu besiegen, einen Feind zu bekämpfen, das Vorurtheil. Bleiben wir

bei den Thatsachen, so ist deren hervorspringendste die, welche den Grund der ganzen streitenden Tagespolitik bildet, der Glaube an die Herrschaft des Klerus in Belgien. „„Meine Herren““, rief einst Hr. Delfosse von der Bühne herab, „„es ist im Lande ein Gedanke der tiefe Wurzeln geschlagen und der Gewalt schon viel Übles zugefügt hat. Er besteht darin daß der Klerus mit zu großem Gewicht auf der Regierung drücke, daß der Klerus Pläne nach der Herrschaft hege welche zu bekämpfen die Regierung nicht Thatkraft genug hat““. Ich hab mich weder über das Vorhandensein dieses Vorurtheils in Betreff der Übergriffe des Klerus, noch über die Wichtigkeit der politischen Wirkungen desselben jemals getäuscht. — — —

„Doch wo thut denn die Herrschaft des Klerus, vor der man so sehr zu erschrecken scheint, sich kund? Wo sind die Zeichen und die Spuren davon? Ist's in der Berathung eines Königs, der nicht zur Beichte sitzt? Ist's in den Ministerien die sich bis auf diesen Tag gefolgt haben, wo die Katholiken immer in der Minderheit gewesen sind, und wo Hr. Lebeau seinestheils gestanden hat niemals einen verborgenen Einfluß gespürt zu haben? Ist's in den verschiedenen Verwaltungsbüreaux, oder auf unsern Universitäten und Akademien, in unsern Specialschulen, daß die Ansprüche der Geistlichkeit Echo finden? Ist's die Magistratur oder die Advokatur, die Industrie oder das Heer, welches das priesterliche Joch trägt? Doch angenommen, der Klerus breite das was man seine Herrschaft nennt, und ich seine Wohlthaten nennen werde, über das ganze Land aus, durch welche Mittel gelangt er zu diesem Ergebnisse? Hat man ihm etwa in unsern politischen und administrativen Gesetzbüchern außerordentliche Rechte bewilligt, ihn in eine bevorrechtete Ausnahmsstellung gebracht? Fordert der Klerus für sich selbst irgendeine Gunst,

einen Vorzug, Schutz, fordert er etwas anders als die Gleichheit, die Freiheit, das gemeine Recht? Oder hemmt andrerseits der Klerus die freie Wirksamkeit derjenigen die mit ihm wetteifern? Wo ist das Land das in Bezug auf Kult, Unterricht, Presse, Genossenschaft einer vollständigern Freiheit genießt als dieses Belgien, auf welchem die Herrschaft des Klerus mit erdrückendem Gewicht lasten soll? Was man daher die Herrschaft des Klerus zu nennen beliebt, ist der Gebrauch den er von unseren verfassungsmäßigen Freiheiten macht, der Vortheil den er daraus zieht — — —

„„Von zwei Dingen eines"", sagte noch 1838 Hr. de Potter, Gründer der Union, zu den Liberalen: „„entweder die Priester wollen die fortschreitende Bewegung aufhalten, und das gelingt ihnen nimmer, dann wird ihre Gewalt zu nichte, oder sie steuern selber bei, den Fortschritt zu organisiren und zu beschleunigen, und dann, für Gott! was klagt man sie an""? Auch ich sage von zwei Dingen eins: wenn die Liberalen wirklich die Freiheit und ihr Vaterland lieben, so mögen sie die Anstrengungen und Opfer schätzen, welche der Klerus macht um alle Elemente einer echten Volksbildung zu vervollständigen; wenn sie dagegen, im engherzigen Geiste der Unduldsamkeit und Eifersucht, das Gute was geschieht darum bloß verläumden, weil es neben ihnen und ohne sie geschieht, so mögen sie den Muth haben sich selber gegen den Titel Liberale zu wehren womit man sie beehrt. — — Will man zwei Menschen im Priester unterscheiden und ihm, weil er Priester ist, alle Wohlthaten seiner Eigenschaft als Bürger rauben? Das ist das System des französischen Liberalismus, unter dessen Herrschaft ein Bürger, bloß weil er sich einer religiösen Congregation anschließt, den Genuß seiner politischen Rechte und verfassungsmäßigen Freiheiten einbüßt. Will man die Summe Vortheile

und Ergebnisse, die jeder Bürger durch den Gebrauch dieser Freiheiten wird erlangen können, begrenzen und ins Gleichgewicht bringen? Das hieße den Communismus in die constitutionelle Politik verpflanzen, das hieße ein agrarisches Gesetz für das Gewissen und die Intelligenzen einführen. In der That, nach communistischen Doctrinen genügt es nicht, daß für alle Bürger Gleichheit im Recht bestehe, man muß ihnen eine beständige Gleichheit der That garantiren, so nämlich, daß der eine nicht mehr Vortheil aus der Freiheit wird ziehen können als der andere, und daß man die Stellungen beständig wird nivelliren müssen. — —

„Wer weiß es nicht, daß Liberalen mit engem Gesichtskreise und von alten Vorurtheilen die Gewalt so lange für abhängig vom Klerus gilt, als sie ihn nicht verfolgt, daß für sie die einzige Garantie der Unabhängigkeit des Staats und der Kirche in ihrer systematischen Feindseligkeit besteht? Ihre Feindseligkeit! Wo ist der Staatsmann, würdig dieses Namens, der wagen würde, sie zu empfehlen, sie heraufzubeschwören? Und in einem Augenblick wie dem gegenwärtigen, wo von allen Ecken des Horizonts sich Stürme zusammenziehen, wo die Throne wanken auf ihren alten Grundlagen und die Völker voll Angst die Offenbarung ihrer dunkeln Geschicke erwarten? — — „Eine Philosophie, voll Haß, war allwärts hingegangen, sagend: der Katholicismus sei mausetodt. Die Völker, betäubt durch den Lärm halbhundertjähriger Umstürze, waren fast dahin gekommen, es zu glauben. Von einem Ende Europa's zum andern ist diese Lüge zu Tage gebrochen, schlagend, feierlich. Auf die Gefahr hin, die gierigen Erben zu verwirren, die sich voreilig in dem Nachlaß seines Einflusses und seiner Rechte getheilt hatten, steht der Katholicismus aufrecht, kräftiger, lebensfähiger denn jemals. Dieses Rom, das man für immer erniedrigt, vernichtet glaubte,

hat sich aus ihm selber verjüngt und herrscht heute von der ganzen Höhe seiner moralischen Kraft über die um das güldene Kalb taumelnden blasirten Völker. Der Geist Gottes hat über die Gebeine und Trümmer hingehaucht; das Leben ist überall wiedererstanden. Alle Fragen, die unser altes Europa durchziehen, sind religiöser Natur; alle Stimmen des Jahrhunderts verkünden die Herstellung der Religion und bekräftigen die alte Verheißung ihrer Unsterblichkeit. — — „Die Religion ist die einzige Gewähr der Ordnung! Die Völker ließen sich einen Augenbick als blinde Werkzeuge des usurpatorischen Despotismus mißbrauchen, und heute finden sie Schutz und Vertheidigung bei dem, der zwar ohne Reichthum und Heere, dessen väterliches Auge aber wacht urbi et orbi. Die Religion ist die Schirmmacht der Freiheit! Sie allein besitzt das Geheimniß des Glücks der Völker und der Familien; sie allein weiß die Elemente der Erhaltung und des Fortschritts zu verschmelzen: die gesellschaftliche Entwickelung durch die Autorität. Bloß sie bietet gegen alle Mißbräuche, gegen alle Usurpationen die allgemeine und unzerstörbare Gewähr des Gewissens — des Gewissens, welches das undurchdringbare Heiligthum dieses verborgenen Einflusses ist, der unsere alte Welt wieder verjüngt, und der der Hindernisse spottet, die ihm der Stolz der menschlichen Vernunft entgegensetzt. — — So lasset denn offen und frei die sociale Wirksamkeit der Kirche zu".

Zum Schlusse erinnert De Decker an die Gefahren eines übertriebenen Parteigeistes, der vielleicht zur Vernichtung des belgischen Namens führen könnte. „Dieser Gedanke", endet er, „läßt uns zittern. Denn, sagen wir es mit Überzeugung, wir haben ein bewundernswerthes Vaterland. In frühern Zeiten waren sie mächtig und schön unter allen, diese belgischen Lande, die einer

unsrer alten Geschichtsschreiber gern das Land der Verheißung nannte. Von uns hängt ab, ob die Zukunft sie noch ebenso findet: die Größe unsrer Erinnerungen gibt das Maß für die Rechtmäßigkeit unsrer Hoffnungen. Setzen wir Glauben in uns selbst; seien wir wir! Zu dem Ende schütteln wir die Vorurtheile einer andern Zeit und fremden Ursprungs von uns ab; folgen wir den Eingebungen unsers guten Nationalsinnes, und bald wird man das, was Grotius einst von Frankreich sagte, von Belgien sagen können: „es ist das schönste Königreich nach dem himmlischen“!

Das sind die bewegenden Gedanken und Hoffnungen der Hauptparteien in Belgien. Im Wettkampfe mit einander werden sie sich läutern und zur Lösung mancher der politischen Räthsel beitragen, die auch ihnen gestellt sind. Auffallend ist nur eins, daß diese beiden Parteien nämlich, die sich jetzt um das Übergewicht in der Gewalt streiten, bloß an sich selbst, an ihren Gegensatz oder an ihre Verbindung zur Macht denken, und darüber ganz zu vergessen scheinen, daß es auch noch andere unausgeglichene Gegensätze in Belgien gibt, die mehr und mehr wund zu Tage brechen. Wundern muß man sich besonders, daß Hr. De Decker, in seiner Neigung zum Optimismus, des volksstammlichen und sprachlichen Gegensatzes gar nicht gedenkt, der doch eine Bewegung hervorgerufen hat, mit der sich an Geistesfrische und nachhaltiger Bedeutung keine andere in Belgien messen kann. Nein, es handelt sich nicht mehr allein darum, ob die „Union“ fortbestehn oder ob sie aufhören soll, ob die beiden Parteien der alten Opposition jetzt vereint oder eine abwechselnd mit der andern die Macht ausüben und herrschen soll. Dies mag den Parteien als solchen freilich genügen, sie erfreuen sich als siegreiche Opposition, jetzt der für sich gewünschten Freiheiten und theilen sich

in die Gewalt; doch ihre Parteiinteressen erschöpfen noch lange nicht die Landesanliegen, sie machen noch lange nicht Belgien aus. Neben ihnen steht der größere Volksbestandtheil und erhebt laut seine Beschwerden über materiellen und geistigen Druck, über unerhörten Sprachzwang, über unerträgliche Knechtschaft der nichtfranzösisch sprechenden Masse. Für diesen Volksbestandtheil sind jene Freiheiten, die die beiden ehmaligen Oppositionsparteien für sich errungen, nur Begriffe ohne Wirklichkeit, mithin ohne Werth. Doch so soll es nicht bleiben, die Bewegung, um auch das vlämische Volk zu seinen Rechten und Freiheiten zu verhelfen, hat begonnen; — nur jene beiden Parteien, im Siege über der Beute streitend, und den belgischen Staat abstrakt als mit ihnen und ihrer Parteiunion einerlei auffassend, wissen wenig oder nichts von dieser vlämischen Bewegung, deren Ruhm bereits die Welt erfüllt. Nein, Belgien ist kein Volksstaat, troß der großen in fremder Sprache geschriebenen Freiheiten, so lange die Volkssprache geknebelt ist, so lange die Französischredenden die übrigen beherrschen, so lange der Bann französischer Zunge drückend auf allen staatlichen Kreisen ruht, auf der Verwaltung, den Gerichtshöfen, höhern Schulen und Anderm, was volksmäßig sein sollte. Doch der altheimathliche Geist wacht auf und stemmt sich von neuem mit bewunderswerther Anstrengung gegen den ungestümen wallonisch-französischen Andrang; so weit der vlämische Ast des deutschen Baumes sich von Alters her an der Nordsee erstreckt und in den Walchenkeil verzweigt, fängt er von neuem an zu knospen und zu schwellen, zu blühen und zu duften. Stimmen voll Begeisterung, von stürmender Feuerkraft, auch schon voll süßer Lieblichkeit, erschallen seit einigen Jahren für Wiedereroberung der seit der Herrschaft des burgundischen Hauses über Belgien zwar vielfach angegriffenen, doch nie verloren gegangenen Rechte der

Landessprache; junge Schriftsteller sind scharenweise aufgeflattert wie Schmetterlinge im Frühjahr und bienenemsig beschäftigt, den vaterländischen Korb mit gesunden Früchten und heimischer Kost zu füllen, und die Jugend wieder aus dem reinen Becher deutscher Geistesbildung zu tränken. Die vlämische Bewegung, die vornehmlich durch literäre Entfaltung der Muttersprache das Land von fremdem Geistesdrucke befreien will, ist zwar noch keine politische Macht im Staate, und wird darum von jenen alten Parteien noch wenig beachtet; aber während diese, nach Erreichung ihrer gemeinsamen Zwecke, sich gegenseitig aufreiben und abnutzen, während sie trotz aller ihrer schönen Worte langsam zerfallen und sich auflösen, weil ihnen der Lebensnerv zerschnitten, ist in jener eine geistige Grundlage für die Zukunft gewonnen und eine neue schönere Zeit für Belgien angebrochen — die, sittlich-volksthümlicher Wiedergeburt und volkseigener Entwickelung. Je weniger der junge Staat, von den alten Parteien und den äußern Verhältnissen hin und her geschaukelt, sich vorerst um diese, aus dem Innern quellende Bewegung bekümmert, desto mehr bleibt sie Volkssache, desto gewisser wird sie erstarken und im ruhig umbildenden und befreienden Gange ein geläutertes, reicheres Volksleben verbreiten. Von diesen volkseigenen Bestrebungen soll in den folgenden Abschnitten besonders die Rede sein, und ich will hier nur noch bemerken, daß von ihrem glücklichen Ausgang allein — und nicht, wie Hr. De Decker wähnt, von einem neuen künstlichen Zusammenleimen der alten Oppositionsparteien, die nur noch abstrakt in der Vorstellung leben — meines Erachtens das selbständige Bestehen Belgiens und die Nichtauslöschung seines Namens abhängen. Wäre der Kitt für zwei so verschiedene Parteien, wie Liberale und Katholiken, auch durch die Tugend selber geweiht, immer

bliebe er zu schwach, um darauf die dauernde Selbständigkeit eines Staats zu gründen, der mit den schwierigsten äußern Verhältnissen zu ringen hat. Ziehen wir diese noch näher in Betracht.

In der französischen Politik seit 1830 ist ein Plan sichtbar, der augenscheinlich die Feststellung des Hauses Orleans zur Grundlage hatte, und dessen beide Angelpunkte Belgien und Spanien waren. Während man in Spanien das System Ludwigs XIV. erneuerte — nur sollte die alte Legitimität der spanischen Bourbone das gleiche Schicksal erfahren, wie die alte Legitimität der französischen, eine neue Legitimität sollte sich auf die Throne beider Völker erheben — war in Belgien die Absicht, das Übergewicht der antifranzösischen Interessen zu brechen, welche 1814 das Königreich der Niederlande bilden halfen, und diese Absicht ist vorerst vollkommen gelungen. England stand hier auf französischer Seite, und Europa gab, obwohl ungern, nach; nur Rußland antwortete auf die Zertrümmerung des Königthums der Niederlande durch die Aufhebung der polnischen Verfassung — zwei Ereignisse, die Deutschland gleich schmerzhaft berühren mußten, eben so wie sechzehn Jahre später die Befestigung des französischen Einflusses in Spanien durch die Vermälung von Isabellens Schwester mit einem Orleans und die russische Antwort darauf, die Aufhebung der Republik Krakau, im Grunde zwei gegen Deutschland geführte empfindliche Schläge sind. Wie die französische Politik sich in Spanien entwickelte, zerfiel sie mit England, und eine Allianz ward erschüttert, die nicht bloß eine Düperie war, wie die Bonapartischen Erinnerungen proclamiren und die Legitimisten sagen, sondern der europäische Frieden. England hat sich dadurch bei Niemand, selbst nicht bei den Franzosen, Dank verdient, daß es, seinem eigenen Geiste in

Belgien zuwider verfahrend, dort Frankreich gegen das übrige Europa nachgegeben hat, um auf diesem Punkte zu Gunsten der französischen Politik vielleicht einen europäischen Krieg zu verhindern; es hat jene Allianz und den Frieden hierdurch nicht zu sichern vermocht. Frankreich hat dagegen seinen ersten politischen Sieg durch sein späteres engherziges Benehmen gegen Belgien zum großen Theil wieder verdorben, indem es Belgien durch Beschränkung seines Absatzes auf dem französischen Markte zu zwingen suchte, sich in das französische Douanennetz einschnüren zu lassen. Belgien bestärkte sich hiergegen in dem Beschluß: fest und kräftig Allen gegenüber seine Neutralität in politischer und commerzieller Hinsicht aufrecht zu erhalten. Es wollte ganz es selbst sein, jedem der Nachbarn befreundet, keinem mit Leib und Seele verschrieben. Zugleich suchte es mit großer Klugheit aus dem Wettkampfe, der in dem Augenblicke, wo Belgien seine Selbständigkeit errang, über diesen Staat zwischen Frankreich und Deutschland entstehen mußte, möglichst Vortheile zu ziehen. Denn Deutschland hat das wichtige Anliegen, die durch die Verträge von 1815 errichtete, 1830 niedergerissene Vormauer gegen die Seite von Frankreich so viel als möglich wieder herzustellen, freilich jetzt nur mit Hülfe von Handels- und Schifffahrtsverträgen, als dem Hauptmittel des Einflusses in unsern Tagen. Unser Handelsinteresse ist hierbei jedoch von nicht geringerem Gewicht, als das politische; beide hängen überhaupt untrennbar zusammen: der Zollverein muß über die vorliegenden hansischen, hannöverschen, niederländischen und belgischen Häfen mit verfügen, schon um in vielseitige Verbindung mit den überseeischen Ländern kommen zu können.

Belgien aber besitzt zur Durchführung eines eigenen volkswirthschaftlichen Systems auf die Dauer nicht die genügende

Größe. Das Gefühl hiervon, sowie die Eifersucht der mächtigeren Nachbarstaaten bewirken das Schwanken seiner Politik zwischen Deutschland und Frankreich, das besonders stark in den ersten Jahren hervortrat; gehn doch seine Bevölkerungselemente und Neigungen, seine Grenz- und Verkehrsverhältnisse zu dem einen und dem andern. Es machte heute an Preußen Versprechungen, morgen an Frankreich, um übermorgen seine Kreuz- und Quergänge von neuem zu beginnen. Es war dies weniger ein achselträgerisches Spiel des jungen Staats, als die natürliche Rolle des Schwachen, der sich den Bitten, den Bewerbungen, den Forderungen zweier Nachbarn ausgesetzt sieht, ohne ihnen anders als durch Geschmeidigkeit und Gewandtheit, und wo es noththut, durch List widerstehen zu können. Seit 1834 suchte Preußen Belgien zum Abschluß eines Handels- und Schifffahrtsvertrags zu bewegen; Belgien verweigerte die Unterhandlung nicht, nahm aber die preußischen Vorschläge nicht an, aus Furcht, Frankreich zu mißfallen: es suchte Zeit zu gewinnen, nahm morgen zurück, was es heute bewilligt hatte, verpflichtete sich für nichts Gewisses, wies nichts entschieden ab. Doch schien es im Jahre 1841 endlich zu einem Entschluß gekommen zu sein — bereits war ein Schifffahrts- und Handelsvertrag förmlich beregt — als es sich plötzlich wieder Frankreich zuwandte und die unvortheilhafte Linnenübereinkunft am 16. Julius 1842 unterzeichnete. Dieser Vertrag, der Belgien wenig nützte, verletzte zugleich auf brüske Weise die Anliegen des Zollvereins, und rief später von Seite desselben Repressalien gegen die belgische Eiseneinfuhr hervor. Fast um dieselbe Zeit entschloß sich Belgien, um endlich allen halben und schwankenden Verhältnissen auszuweichen, und für sich eine sichere, breite Grundlage zum Abschlusse von Handelsverträgen zu gewinnen, zu einem entscheidenden kühnen Schritte,

vor dem handelsmächtigere Staaten sich bisher gescheut hatten: es sprang mit einem Satze fertig in ein kräftiges System von Differentialzöllen hinein, angenommen am 21. Julius 1844 von der belgischen Kammer unter Nothomb's Ministerium. Dieses Gesetz, für welches sich auch diejenigen Mitglieder erklärten, die der Handelsfreiheit im Grundsatze huldigen, verletzte zwar vorzüglich deutsche und niederländische Handelsinteressen — französische berührte es kaum, weil Frankreich kein großes Schifffahrts- und Seehandelsinteresse in Belgien hat — allein ohne dasselbe würde weder der Vertrag vom 1. Sept. 1844 mit dem Zollvereine, noch der umfassende Vertrag von 1846 mit Holland bestehen: es hat bewiesen, zu welchen Zugeständnissen sich Holland entschließt, wenn auf seine Zähigkeit mit Zähigkeit geantwortet wird, denn die Begünstigungen, die Holland in seinen Colonien der belgischen Flagge gemacht hat, sind eine Begebenheit in seiner Handelsgeschichte.

Der Vergleich vom 1. September 1844, zugleich ein Schifffahrts-, Handels- und Durchfuhrvertrag, war der erste schöne Erfolg, den die preußische Diplomatie für den Zollverein auswärts errungen hatte, und ward fast allgemein in Deutschland wie in Belgien auf's freudigste begrüßt, noch weniger wegen der Vereinbarungen, die er unmittelbar enthielt, als wegen der Verheißungen und Hoffnungen, die sich daran knüpften. Außer den besonderen wechselseitigen Zugeständnissen erweiterte er beiderseits die Durchfuhrfreiheit, der Transit auf der rheinisch-belgischen Eisenbahn ward hin und her ganz frei, er erhob Antwerpen und Ostende auch zu Stapel- und Seeplätzen des Zollvereins, machte diesem die holländischen Häfen entbehrlicher, und nöthigte Holland daher, den früher so belästigten Verkehr auf der Rheinstraße zu erleichtern. Belgien trat seinerseits wieder in die Überlieferun-

gen seiner Geschichte, in die Vortheile seiner Seelage, und in die naturgemäßen Bedingungen seiner Wohlfahrt ein. Nichts fehlte mehr zur vollkommenen Gleichstellung und Verschmelzung beider Flaggen als eine Ausnahme, betreffend die mittelbaren Einfuhren, und auch diese mußte fallen, wenn, wie in dem Vertrage angedeutet schien, der Zollverein endlich zur Einführung eines Systems der Unterscheidungszölle sich entschloß. Mit dieser Erweiterung ward der Vertrag fortan nicht nur die dauernde Grundlage des belgisch-deutschen Seehandels, sondern er mußte alsdann nothwendig auch zu einem halben Dutzend anderer Verträge, die er in sich trug, für Erweiterung und Abrundung des Zollvereins führen, ja er konnte, wie einige französische Deputirten und Pairs zu besorgen anfingen, die Brücke und Handhabe werden zum allmähligen Anschluß Belgiens selbst. Wer weiß, wäre jene Bedingung damals gleich in Erfüllung gegangen, hätte der Zollverein zum Schutze seiner Flagge, seines direkten Seehandels und seiner Industrie ein kräftiges System von Unterscheidungszöllen eingeführt, worauf ich in meiner Schrift: „Belgien in seinen Verhältnissen zu Frankreich und Deutschland, mit Bezug auf die Frage der Unterscheidungszölle für den Zollverein" *) mit all meiner Kraft drang — wer weiß, ob nicht heute schon der deutsche Handelsbund das offene Meer erreicht, und die so wünschenswerthen Abrundungsverträge abgeschlossen hätte, ohne, wie jetzt, die höhnende Zurücksetzung erfahren zu haben, welche Holland in seinen Verträgen mit Belgien und mit Rußland uns zugefügt hat. Leider ward die Bedingung nicht erfüllt, der Septembervertrag blieb ohne Entwickelung, auf die Jedermann gehofft hatte,

*) Stuttgart und Tübingen, 1845.

und fast alle seine Folgen, um die wir ihn so willkommen geheißen, gingen verloren.

Frankreich, das damals seine Niederlage bekannte, hat sich von der erlittenen Schlappe bereits wieder völlig erholt. Der harte Stoß ist durch unser Nichtsthun, ohne eine Wunde zurückzulassen, von ihm abgeglitten, und das hat ihm nichts mehr als einige schlaue Zugeständnisse gekostet, die in Wahrheit keine Zugeständnisse sind. Nur dem prohibirenden Einfluß, den die Verbrüderung der besonders begünstigten Gewerbe in Frankreich übt, ist es zuzuschreiben, daß auch der Entwurf zu einem Zollverbande zwischen Frankreich und Belgien sich noch nicht verwirklicht hat, vielmehr zu den kleinlichen Verhältnissen der Verträge von 1842 und 1845 zusammengeschrumpft ist. Werfen wir einen Blick auf die neue Lage.

Bekanntlich hatte der Kaiser Napoleon die Summe von einer Million Fr. als Preis für die Erfindung einer Maschine ausgesetzt, welche das Flachsspinnen mit der Hand ersetzen könnte. Der Ingenieur v. Girard kam gegen das Ende der Kaiserregierung zum Ziele, die Erfindung war vollständig, ließ auch das Zusammengreifen der einzelnen Stücke noch viel zu wünschen übrig; einige Flachsspinnereien wurden gegründet. Im Jahre 1824 eröffnete ein Engländer, der dieselben in Frankreich studirt und dann in der Einrichtung verbessert hatte, in Leeds die erste englische Hanf- und Leinenspinnerei auf mechanische Weise; sechs Jahre später, 1830, besaß England deren eine große Zahl, und es begann seine Garne nach dem Festlande auszuführen, denn es konnte seine Maschinengarne um 30 Proc. wohlfeiler als die andern, und dennoch zu hohen Preisen verkaufen, so daß die ersten Anlagekapitalien für die Fabriken binnen wenigen Jahren getilgt wurden. Zudem verbot England die Ausfuhr der neuen Ma-

schinen, und der Continent vermochte sich dieselben selbst auf dem Wege des Schleichhandels bis 1836 nur unvollständig zu verschaffen, wo man endlich dahin gelangt war, sie in gleicher Vollkommenheit herzustellen. In Frankreich vermehrten sich nun die mechanischen Flachsspinnereien, die natürlich immer kräftiger auf Schutz gegen die britische Einfuhr drangen. Denn diese war von 3000 Kilogr. im Jahre 1830 auf fast 500,000 Kil. 1833, auf 2 Mill. Kil. schon 1836, und gegen 1842 sogar bis auf 11 Mill. Kil. gestiegen. Ein Gesetz vom 6. Mai 1841 brachte die französische Zolltarifirung der Garne und Leinwand in Einklang mit den Interessen, welche die Maschinenspinnerei hatte entstehen lassen, doch betrugen die Schutzzölle erst 11 bis 20 Procent; eine Verordnung vom 26. Junius 1842 verdoppelte dieselben. Mit Belgien gestaltete sich das Verhältniß anders. Dort hatte, während England sich mit einem neuen Gewerbzweige bereicherte, das Spinnrad, wie in Frankreich, an Boden verloren. Von 1830 bis 1836 fiel die Ausfuhr von belgischem Leinengarn nach Frankreich auf die Hälfte, doch erhob sie sich bis 1842 wieder etwas, bis auf 550,000 Kil., da mittlerweile auch dort die Maschinenspinnerei Wurzel gefaßt hatte. Wenn die britische Concurrenz dem französischen Linnengewerbe verderblich zu werden drohte, so konnte dies in keiner Weise von Belgien gelten, dessen Einfuhr bei weitem nicht die alte Höhe wieder erreichte. Dennoch mußte Belgien die Gunst, daß für seine linnenen Erzeugnisse die französischen Zölle vom 6. Mai 1841 aufrecht erhalten wurden, mit schweren Opfern in der Übereinkunft vom 13. Juli 1842 erkaufen. Allerdings vermehrte sich die belgische Ausfuhr an Maschinengarn nach Frankreich 1845 bis auf 2 Millionen Kil., während die britische Garneinfuhr von 11 auf 4 Millionen Kil. herabsank; allein die belgische Ausfuhr an Geweben, die

Hauptsache für die kleinen Ackerleute und Weber in Flandern, sank weit unter die frühere Höhe. Dennoch hat Belgien die Erneuerung des Vertrags von 1842 durch die Übereinkunft von 1845 nur mit neuen Opfern und unter bedeutenden Beschränkungen erlangen können: die belgischen Garne sind zu dem Ausnahmezoll des alten Vertrags — 16 Fr. statt 38 Fr. des allgemeinen Tarifs — nur bis zur Concurrenz von 2 Millionen Kil. zugelassen, über 2 Millionen wird dieser Zoll um die Hälfte jener zu Gunsten Belgiens bestehenden Differenz, also auf 27 Fr., erhöht, über 3 Millionen endlich auf 32½ Fr. Mit anderen Worten: die belgische Garneinfuhr in Frankreich ist auf 2 Mill. Kilogr. beschränkt *). Was die Leinwand betrifft, so sank die aus England nach Frankreich eingeführte von 1,820,000 Kil. im Jahre 1842 auf 528,000 im Jahre 1843, und auf 260,000 im Jahre 1845; und Belgien, das in der Periode von 1830 bis 1838 noch jährlich an 4 Millionen Kil. nach Frankreich geschickt hatte, setzte dahin seit 1843 troß der Übereinkunft von 1842 jährlich nur etwas über 2 Mill. ab. Dennoch läßt der neue Vertrag den mildern Zoll nur für die Leinwand bis zu 3 Millionen Kil. bestehen, für die Einfuhr darüber hinaus kommt der allgemeine Zoll in Anwendung. Dagegen mildert der Vertrag von 1845 verschiedene Zollsätze des belgischen Tarifs zu Gunsten der französischen Erzeugung bis um 25 Procent, wodurch nicht nur die gleichen deutschen Industriezweige in Nach-

---

*) Hat doch die Leinenindustrie sich in Frankreich seit 1842 verdoppelt! Die Maschinenspinnerei ist in Frankreich um 100 Proc., in Belgien noch nicht um 50 Proc. gewachsen; im Jahre 1842 arbeiteten dort 90,000 Stühle, 1846 aber 200,000. Die französische Ausfuhr an Seidenwaaren, an Wollen- und Baumwollengeweben nach Belgien ist seit 1842 um 20 Proc. gewachsen; auch der Verbrauch an französischen Weinen hat sich in Belgien vermehrt.

theil gestellt, sondern selbst auch wichtige belgische Gewerbsinteressen, zumal verschiedene Zweige der Wollenmanufakturen, bedroht werden. Welch ein Löwenvertrag!! Dessenungeachtet waren die Besitzer von Maschinenspinnereien im Norden Frankreichs noch nicht zufrieden; besonders tadelten sie, daß man den Vergleich auf sechs Jahre — eine gar lange Zeit im Jahrhundert der Maschinen — abgeschlossen habe. „Wir haben," erwiderte Hr. Guizot, „den Bestand des Vertrags vorzüglich aus einem politischen Grunde gleich auf so lange ausgedehnt. Man soll ja nicht glauben, daß Deutschland, und vorzüglich Preußen, nicht immerwährend Anstalt machen, Belgien zu sich herüberzuziehen. Diese Anstrengungen haben seit einiger Zeit einen ganz eigenthümlichen Charakter angenommen; man hat die Absicht, Antwerpen zu einem Mittelshafen zwischen dem innern Deutschland und den fernen Märkten zu machen. (Ist es das nicht schon von Natur?) Die deutschen Staatsmänner thun alles, um zum Gebrauche dieses Antwerpener Weges zu gelangen (der freilich für die Franzosen nicht gelegen ist). Wir müssen Deutschland muthlos machen. (Hört's, Deutsche und Belgen!) Dies kann nicht geschehen, wenn die Vortheile, die wir Belgien gewähren, von zu kurzer Dauer sind; Deutschland muß glauben, daß unsere Handelsbeziehungen mit Belgien eine gewisse feste Dauer haben, gleichsam fixirt sind. Glaubt es diese Beziehungen seien nur vorübergehend, so werden sich die Anstrengungen und Hoffnungen Deutschlands verdoppeln." — Dennoch glauben wir, daß die Verbindung zweier Staaten, so lange sie bloß auf einem Vertrage, wie der von 1845, beruht, den der belgische Landtag nur in einer Art Muthlosigkeit und unter dem Noth- und Hülfsgeschrei der vlämischen Weber genehmigt hat, keinen sichern Grund und daher auch keine Dauer haben kann. Die belgische Reprä-

sentantenkammer nahm nach den bittersten Ausstellungen den Vertrag zuletzt nur mit 35 gegen 22 Stimmen an, während der Septembervertrag mit dem Zollverein beinahe alle Stimmen der Deputirten und Senatoren für sich vereinigt hatte, ebenso der neue, für Belgien sehr günstige Vertrag mit Holland. Die Mehrheit selbst nahm ihn mit dem stillschweigenden Vorsatz an, ihn nach Ablauf der sechs Jahre nicht noch einmal unter den jetzigen erschwerenden Bedingungen zu erneuern; als Hr. Osy von Antwerpen andere Mittel vorschlug, um dem Leinengewerbe wieder aufzuhelfen, besonders Prämien für die Ausfuhr im Betrage von 1½ Millionen Fr., um welche die Aufhebung der Übereinkunft die öffentlichen Einkünfte vermehren würde, da meinte sie sogar: diese Mittel zur Belebung der überseeischen Ausfuhr könne man immerhin auch neben dem Vertrage anwenden und diesen dadurch vielleicht binnen kurzer Zeit entbehrlich machen. Die starke Minderheit dagegen hielt ihn für doppelt unglücklich, indem er das alte erschütterte Leinwandgewerbe nicht rette und die Wollenindustrie zugleich beeinträchtige — eine Industrie, die schon in früheren Epochen den Wohlstand des Landes begründet, und die, jetzt eben in neuem, raschem Aufschwung fast in allen Landestheilen begriffen, für den Theil des Linnengewerbes, der nicht mehr zu retten, indem die Handarbeit unmöglich mit der Maschine wetteifern kann, vollen Ersatz zu bieten verspricht.

Etwas Anderes freilich ist eine völlige Zollvereinung Belgiens mit Frankreich. In diesem Gedanken der französischen Politik scheinen selbst manche Belgen das alleinige Heil ihrer Industrie zu sehen. Kein Zweifel, daß bereits förmliche Unterhandlungen über einen französisch-belgischen Zollverein gepflogen und gegenseitige Bedingungen gestellt worden sind; die Versuche fanden unter Hrn. Guizot und Grafen Molé Statt, wie unter Hrn.

Thiers; noch im Jahre 1842 legte der Minister Humann den Entwurf eines solchen Vertrages vor, den die belgischen Unterhändler jedoch nicht annehmen zu können glaubten, wegen der Bedingungen, die mit der Nationalität und Verfassung unverträglich schienen. Belgien hätte in Allem, was Zollgesetzgebung und Verträge betrifft, auf sein Recht zu Gunsten der französischen Kammern und der französischen Regierung verzichten müssen. Würde diese Bedingung thatsächlich aber nicht immer eintreffen, wie der Vertrag schriftlich auch abgefaßt sein möchte, der Belgien mit seinen vier Millionen Einwohnern und seiner besondern Seehandelslage an das Zollsystem Frankreichs mit seinen fünfunddreißig Millionen Einwohnern und seiner Centralisation schmiedete? Der belgische Minister des Auswärtigen, Dechamps, hat sich ungefähr also ausgedrückt: Die belgische Regierung halte so wenig als die französische eine alsbaldige Zollvereinigung für möglich; sie wolle und könne sich in diesem Augenblicke nicht für die Zukunft verpflichten; doch könne „eine derartige Combination in der Zukunft unter gewissen Umständen und mit gewissen Bedingungen möglich werden.“ Nun, ich begreife nicht, wie ein belgischer Staatsmann, der auf die nationale Selbständigkeit seines Landes etwas hält, im Ernst an eine Zollvereinung Belgiens mit Frankreich denken sollte, da dieselbe einmal durchaus nicht in der natürlichen Lage Belgiens begründet ist, und da sie andrerseits die politische Verschmelzung Belgiens mit Frankreich, d. h. seine nationale Selbstauflösung, herbeiführen müßte. Kann Belgien nicht für sich allein ein Handelssystem durchführen, bedarf es in volkswirthschaftlicher Hinsicht eines Stützpunktes, so dürfen ihm diesen, will es sich politisch nicht selbst wieder aufgeben, will es seine Nationalität nicht von Grund aus vernichten, nur seine östlichen Nachbarn, Niederland und Deutschland, bieten. Bis

jetzt haben die belgischen Staatsmänner, was sie mitunter auch sprechen zu müssen meinten, um Empfindlichkeiten zu schonen, doch immer noch ein System bei Abschluß ihrer Verträge befolgt, welches auf derselben Überzeugung beruht; sie hatten dabei stets im Auge: jedem Handels- und Industriezweig abwechselnd mittelst Differenzzöllen die Vortheile zu gewähren, welche man für einzelne vielleicht in einer Zollvereinigung mit dem Nachbarlande zu finden hoffen kann. Hierfür ist der Vertrag mit Holland vom 29. Julius 1846, der den aus dem belgischen Differentialzollgesetze erwachsenen Streit beilegt, ein neuer schlagender Beweis.

Während der deutsche Handels- und Gewerbsstand sich seit Jahren vergeblich um ein Differentialzollsystem bemüht, als das einzige Mittel, Holland zu zwingen, den deutschen Fabrikaten Zollerleichterungen zu gewähren für den großen Markt, den Deutschland seinen Colonialwaaren bietet, veranlaßt Belgien durch ein solches consequent durchgeführtes System Holland, ihm nicht nur in Ansehung des Handels und der Schifffahrt mit Java bedeutende Zugeständnisse zu machen, sondern überhaupt in Ansehung der Einfuhr von belgischen Manufakturwaaren, besonders solchen, in welchen der Zollverein bisher concurrirte, Differentialzölle gegen alle andere Länder, also auch gegen den Zollverein, einzuräumen *). Art. 15 dieses Vertrages gestattet den belgischen

*) So gesteht Niederland auf eiserne Werkzeuge und Geräthschaften aus Belgien eine Zollermäßigung von 4 Proc., auf Leder, Gewebe von Leinen und Baumwolle eine solche von 2 Proc., auf wollene Tuche eine Ermäßigung von 15 Fl. für den metrischen Centner zu. Wenn es schon früher manchen vereinsländischen Gewerbzweigen in Eisen, Baumwolle, Leinen, ebenso wie den Ruhrkohlen, deren Verfuhr den Rhein belebt, schwer geworden, auf den holländischen Märkten mit den Erzeugnissen von Verviers, Lüttich, Gent und Westflandern zu wetteifern, so wird es nach jenen Vertragsbestimmungen nahezu unmöglich. Das neue ungünstige Verhältniß wird für uns noch durch

Schiffen 8000 Tonnen (4000 Last zu 4000 Pfund) Colonialwaaren von Niederländisch-Ostindien nach Belgien auszuführen, und zwar zu denselben Abgaben, wie die nach den Niederlanden fahrenden niederländischen Schiffe zu entrichten haben, außer einer Zulage von 11 Proc. vom Zoll; während also die übrigen fremden Völker durch eine Differentialabgabe von 100 Proc. des Zolls unter holländischer Flagge verhindert werden, in eigenen Schiffen Colonialwaaren aus Java nach ihren Häfen auszuführen, wird dieses Privilegium fortan bis zu einem gewissen Maße den Belgen mit eingeräumt. Dieses Zugeständniß bildet zwar einen Theil der Äquivalente für die Erlaubniß, 140,000 Ctr. Javakaffee aus den Niederlanden zu einem nur um 11 Proc. höhern Zolle einzuführen, als die direkt aus den Productionsländern kommenden belgischen Schiffe zu entrichten haben; allein der Zollverein läßt sogar allen Kaffee aus den Niederlanden zu derselben Eingangsabgabe, wie den direkt aus den Erzeugungsländern auf vereinsländischen Schiffen eingehenden zu, er gestattet Holland die Einfuhr zu gleichen Bedingungen vermittelst des Rheins, der Weser, der Elbe und Oder, auf eigenen und auf fremden Schiffen. Dennoch erhebt Niederland nun in Java z. B. bei der Ausfuhr von Kaffee nach Belgien, auf belgischen Schiffen nur 7 Fr. 52 C. (auf eigenen Schiffen nach dem Mutterland 6 Fr. 78 C.),

---

die Syndikatsgebühren, die Holland nach einem veränderlichen Procentsatze auf die Zollgefälle schlägt, durch Gebühren für Verification, Spedition xc. gesteigert. Ebenso bewilligt Belgien zu unserm Nachtheil: vom Rheine kommendes vereinsländisches Holz soll, auf niederländischen oder belgischen Schiffen in Belgien eingeführt, ungesägt 2 Fr., gesägt 9 Fr. pro Tonne zahlen, auf deutschen Schiffen 5 resp. 12 Fr.; Getreide aus Limburg hat in Belgien nur ein Viertel des allgemeinen Eingangszolls zu entrichten. Der intelligente rheinische und süddeutsche Handels- und Gewerbsstand hat natürlich lebhafte Beschwerden erhoben.

dagegen nach dem Zollverein auf vereinsländischen Schiffen 13 Fr. 57 C. von 100 Kil.; bei der Ausfuhr von Zucker unter niederländischer Flagge 2 Fr., unter belgischer 2 Fr. 22 C., unter deutscher 4 Fr.; bei der Ausfuhr von Reis bez. 18 und 34 Fr. Während Niederland in Belgien ungünstiger behandelt wird als im Zollverein, wird dieser in Niederland und seinen Colonien ungünstiger behandelt als Belgien, ja Niederland verpflichtet sich durch Art. 24. des Vertrags ausdrücklich, dieses Verhältniß ohne neue gleich werthvolle Zugeständnisse seitens des Zollvereins nicht zu ändern! Häufig behalten sich die Vertragenden vor, ohne oder mit Gegenleistung in den Genuß der größern Begünstigungen einzutreten, welche einer von ihnen später einem andern Lande gewähren möchte; der Fall hingegen, daß sie sich im voraus für künftige Verträge mit Dritten freiwillig die Hände binden, ist kaum erhört. Ja, die niederländische Regierung, die nichts gelernt und nichts vergessen zu haben scheint, gefiel sich darin, dem Zollvereine den Handschuh hinzuwerfen, entweder weil sie glaubte, das zerspaltene Deutschland werde sich doch nicht dahin verständigen, ihn aufzunehmen, oder weil sie in dem Wahne steht, Deutschland werde stets ihre Colonialerzeugnisse kaufen, weil es dieselben anderwärts nicht billiger und besser (aber doch mit unendlich größeren Vortheilen) haben kann. Das ist ein wahrer Hohn gegen jene Staatsmänner des Zollvereins, die, mit Abweisung der Differentialzölle, Holland bisher mit so vieler Zärtlichkeit behandelt haben.

Nicht weil Holland Belgien, das ohne Colonien wie wir, ein guter, verhältnißmäßig viel verbrauchender Kunde für die holländischen Colonialerzeugnisse ist, gegen Frankreich, England, Spanien bevorzugt, da diese Staaten gleichfalls den Handel mit ihren Colonien möglichst zu monopolisiren suchen, erheben wir

einen Vorwurf gegen die holländische Handelspolitik. Im Gegentheil wir finden solches naturgemäß und können aus politischen Gründen eine freie, innige Wiederannäherung Belgiens an Holland nur wünschen, indem Belgien dadurch offenbar vor den gar zu vertraulichen Umfassungen Frankreichs, die seine Freiheit gefährden, mehr geschützt wird. Nur ist es unerhört, daß die holländische Regierung nicht gleichzeitig dem deutschen Schifffahrtsverkehr und direkten Handel ein entsprechendes Zugeständniß gewährt, ja daß sie dem Zollverein die Opfer aufbürdet, mit welchen die belgischen Zugeständnisse erkauft werden mußten. Dieser monströse Gedanke konnte freilich nur von einem System erzeugt werden, welches, wie es in einer vortrefflichen rheinischen Denkschrift *) an den preußischen Finanzminister v. Düesberg sehr wahr heißt, Jahrhunderte lang um ein stammverwandtes Volk zu seinem Vortheil auszubeuten den deutschen Handel durch Absperrung des Rheins lähmte, und dieses für Deutschland schmähliche Verfahren sofort wieder anzuwenden bemüht war, als es kaum durch den Sieg der deutschen Waffen wieder einen Boden für seine Wirksamkeit gewonnen hatte. Erst nach sechzehnjährigen Unterhandlungen und nachdem die Central-Schifffahrtscommission 514 Sitzungen abgehalten hatte, gelang es unter dem Einflusse der Ereignisse von 1830 die Hartnäckigkeit des factischen Unrechts zu beugen, und auch dann noch ließen die deutschen Regierungen sich den in der Einleitung der Übereinkunft vom 31. März 1831 ausdrücklich niedergelegten Vorbehalt: „daß diese Verständigung den beiderseits behaupteten Rechten und Grundsätzen in keiner Art Eintrag thun solle", mithin die Aufrechthal-

*) Verfasser derselben ist der gefeierte rheinische Landtagsabgeordnete Herrmann v. Beckerath aus Crefeld.

tung des Princips gefallen. Diese deutsche Langmuth, die sich bisher noch zu keiner Repressalie gegen Niederland verstehn wollte, hat dahin geführt, daß das große Deutschland ohne weiters gegen das kleine sich wehrende Belgien auf das auffallendste zurückgesetzt wird. Früher ward unsern billigen Wünschen auf Berücksichtigung unsres Fabrikatenabsatzes auf dem holländischen Colonialmarkte gewöhnlich entgegengehalten, die holländisch-britischen Verträge machen solche Zugeständnisse unmöglich; der belgisch-holländische Vertrag liefert einen schlagenden Gegenbeweis. Wir müssen, beschämend freilich für unser Nationalgefühl, uns gestehn, daß Hollands Verfahren als ein Ausfluß derjenigen Politik erscheint, welche des Gegners Schwäche benutzend die Hand nach allem ausstreckt, was ihr erreichbar scheint, daß mithin die Regierung eines kleinen Staats unsern Bundesverein, diesen Inbegriff edelster deutscher Nationalkraft, als einen schwachen Staat betrachten und so wenig fürchten durfte, daß sie für erreichbar hielt, auf Kosten deutscher Wohlfahrt den Flor des eigenen Landes zu fördern! Nimmt Deutschland auch diese auffallende Demüthigung geduldig hin, weiß der Zollverein — in oder ohne Gemeinschaft mit den andern norddeutschen Staaten — durch energische Repressalien Holland nicht zu nöthigen, dem deutschen Handel die angemessenen Zugeständnisse zu bewilligen, und betritt er damit nicht endlich die längst herbeigesehnte segensvolle Bahn einer kräftigen nationalen Handelspolitik — dann, ach, sprechen wir lieber nicht mehr von einer deutschen Politik gegen das Ausland, um unsere Schwäche, unsern Kleinmuth nicht noch selber zur Schau zu tragen, denn alsdann besteht kein Zweifel mehr, daß es jedem fremden Staate, und sei er sonst noch so abhängig von Deutschland, völlig unverwehrt ist, unsere Handelsanliegen auf beliebige Weise zu beeinträchtigen und dem

Schaden noch den Hohn hinzuzufügen. Das bedeutendste niederländische Blatt meinte mit Bezug auf die rheinischen Denkschriften über jenen Vertrag wegwerfend: man brauche auf dergleichen Äußerungen nicht viel zu geben, denn in Deutschland folge dem Worte nicht leicht die That. Und ein anderes holländisches Blatt sagte bei Besprechung des im September 1840 zwischen Holland und Rußland abgeschlossenen Vertrags, in welchem sich auch ein Jusqu' à, d. h. niederländische doppeldeutige Diplomatie, vorfindet, indem es an das Jusqu' à la mer erinnerte: „damals jedoch hatten wir es mit dem geduldigen Deutschland zu thun, welches sich, wie ungern und wie brummend auch, fügte; jetzt aber stehn wir einer ganz andern Macht gegenüber, welche das Jusqu'à nach ihrem Vortheil auslegen wird. Doppelsinnige Ausdrücke zu gebrauchen mag klug heißen, wenn man der Stärkere ist; bei dem Schwächern ist es entweder Thorheit oder schändliche Verwahrlosung der Landesanliegen".

Um den Art. 24 des belgisch-holländischen Vertrags, der Holland vorschreibt, die Vergünstigungen, die es auf unsere Kosten Belgien gewährt hat, andern Staaten nur unter entsprechenden Gegenleistungen zu gewähren, unsrerseits zu umgehn, dazu werde, hat man von Berlin aus gesagt, weiter nichts nöthig sein, als daß der Zollverein vorerst den Holländern etwas nehme, um es ihnen demnächst als Gegenleistung zurückzugeben. Ganz gut! Ist es in Wahrheit jedoch nicht umgekehrt vielmehr Holland, das diese Politik befolgt und sich fortwährend bemüht durch Verträge und Differentialzölle Nachtheile gegen uns anzuhäufen, die es später als Zugeständnisse von seiner Seite geltend machen kann, während wir die Hände müßig im Schooße halten? Holland schien sich im Principe gegen ein Differentialzollsystem zu wehren, in welches Belgien mit einem kühnen Satz hineinsprang;

nur in den Colonien hat es zu Gunsten seiner Flagge und Erzeugung bedeutende Unterscheidungszölle, die obendrein das Monopol der Handelsgesellschaft verstärkt; im Mutterlande wäre, in Betracht seiner heiklen Lage, ein solches System kaum als Ganzes, zumal gegen Deutschland, durchzuführen gewesen. Nun aber, da es sich überflügelt zu sehen fürchtet, hinkt es mittelst Handelsverträgen nach, und scheint zu glauben, durch ein paar Kunstgriffe ganz unbemerkt, und ohne Deutschland aus seiner Ruhe zu wecken, auch in das Differentialzollsystem hineinschlüpfen zu können. Der holländisch-belgische und der holländisch-russische Vertrag sind eine neue mittelbare Aufforderung an den Zollverein, nicht länger mit Einführung von Unterscheidungszöllen zu zögern, und diesen Schritt entschieden in der Weise wie Belgien zu thun, weil er ja nicht, wie Holland, die Handelsmächte zu schonen, vielmehr überall sich über sie zu beschweren, in Europa von der Gibraltarstraße bis an den Sund, in Asien wie in Amerika Hintansetzungen und Kränkungen zu beseitigen und zu rächen hat. Wenn wir endlich einmal handeln wollen, dann gescheh' es mannhaft und ganz; Halbheit ist nirgends zu etwas nütze.

Die Zollvereinsregierungen müssen sich endlich überzeugen, wie man kleinen und großen Staaten, Belgien wie Rußland, von allen Seiten entgegenkommt, wenn sie sich nur zu wehren verstehn, und wie man, klein und groß, immer nur auf diejenigen lospaukt, die geduldig auf sich herumtrommeln lassen. Frankreich behandelte bisher die russischen Schiffe so ungünstig als die deutschen; seit jedoch der bekannte Ukas einen kräftigen Differenzzoll eingeführt, krümmen selbst die Franzosen den stolzen Rücken gegen Rußland, während sie noch keine Miene machen, den deutschen Flaggen die Rechte zu bewilligen, die wir der französischen im reichsten Maße zugestehn. Österreich und andere

Staaten sind gefolgt, um sich gegen die russische Maßregel sicher zu stellen. Wie, sollten wir Deutschen wirklich noch von den Kosacken in die Schule genommen werden müssen? Niederland suchte um jeden Preis die Ungunst jenes Ukases von sich abzuwehren und willigte so zu sagen in alle russischen Forderungen ein. Der Vertrag stipulirt im Grunde nur einen Vortheil für Niederland, indem dessen Schifffahrt das Recht der Gleichstellung mit der Nationalflagge in russischen Häfen erhält, gleichviel von wo sie die Güter bringt bei der Einfuhr und wohin sie sie verführt bei der Ausfuhr, während die russische Flagge nur die Gleichstellung mit der nationalen in niederländischen Häfen für die Einfuhr von oder die Ausfuhr nach dem Gebiete des russischen Reichs findet. Dagegen erschließt er den russischen Schiffen die Küstenfahrt in Niederland unter denselben Bedingungen wie der Nationalflagge, ohne daß den niederländischen Schiffen die russische Küstenfahrt vergönnt wird. Sodann sollen die russischen Schiffe, aus einem russischen Hafen kommend und mindestens zur Hälfte beladen mit Flachs, Hanf, Holz, Fisch, Theer und Pech (d. h. den Hauptausfuhrprodukten Rußlands, folglich wird die Gunst so zu sagen allen russischen Schiffen zu Theil werden), eine Verminderung von 20 Procent auf die Lootsengelder genießen; — es ist wohl selten geschehen, daß Lootsengelder, gewöhnlich zu besondern Zwecken bestimmt und eigene Fonds ausmachend, als Unterhandlungsmittel benützt und darin einer fremden Flagge so bedeutende Vergünstigungen zugestanden werden. Ferner soll, außer dem Abzug von 2 Fl. per Last von den Einfuhrzöllen zu Gunsten der Nationalflagge, Getreide mit russischen oder niederländischen Schiffen aus russischen Häfen eingeführt, noch eine außerordentliche Verminderung von 10 Procent jener Zölle erhalten. Was werden die durch Rußland

schon so schwer bedrängten preußischen Ostprovinzen zu dem allen sagen *)? Weiter sollen die Erzeugnisse des Bodens und Gewerbfleißes von Rußland, bei deren Einfuhr in den niederländischen Kolonien, aller der Vortheile und Begünstigungen theilhaft werden, welche jetzt den Erzeugnissen jeder andern meistbegünstigten europäischen Nation bereits verliehen sind oder für die Zukunft noch verliehen werden könnten, auch sollen die russischen Schiffe in den Colonien als die der meistbegünstigten Nation behandelt werden. Ist es nach solchen Bestimmungen **), die sich in den Verträgen Hollands mit England, Belgien und Rußland im Wesentlichen wiederholen, nicht bloß noch eine Täuschung, wenn man auf deutscher Seite glaubt, Niederland vermöge dem Zollvereine noch irgend wichtige besondere Begünstigungen in seinen Colonien zuzugestehn, an welchen jene drei Länder nicht theilnähmen? Dazu kommt dann noch das Monopol der niederländischen Handelsgesellschaft, als Stütze der innern und äußern Regierungspolitik.

Wenn England seine Stärke, seine Freiheiten und Glücksgüter zum großen Theil dem verfassungsmäßigen Einfluß seiner Aristokratie der Landbesitzer verdankt, als einer Klasse, in deren Kreisen vielleicht am meisten der wahre Geist der Erhaltung sitzt, verbunden mit Unabhängigkeit und Würde, so stellt sich in Nie-

*) Nach dem neuen niederländischen Korntarif bezahlt Weizen 8 Fl., Roggen 6 Fl. per Last; russisches Getreide, auf russischen oder niederländischen Schiffen eingeführt, entrichtet daher nur bez. 6 und 4 Fl. weniger 10 Procent des Zolles. Dieser Vortheil benachtheiligt sowohl die preußische Schifffahrt als den preußischen Landbau.

**) Ich übergehe die Zusatzartikel des Vertrags, in denen Rußland wieder bedeutende Ausnahmen zu seinen Gunsten von den Bestimmungen in den Hauptartikeln diktatorisch festsetzt, so daß sie von seinen Zugeständnissen wenig mehr übrig lassen, und die holländische Nachgiebigkeit wahrhaft befremden muß.

derland der Einfluß der Geldaristokratie in ganz anderm Lichte dar, indem zwar auch in diesem Kreise ein gewisser Geist der Erhaltung waltet, der aber mit Unabhängigkeit und Würde wenig gepaart und von Uneigennützigkeit weit entfernt ist. Für den, der die holländischen Verhältnisse kennt, konnte kein Zweifel darüber bestehn, daß die niederländische Handelsgesellschaft nach Ablauf des ersten 25jährigen Zeitraums ihres Bestehens (seit 1824) die Verlängerung ihrer Dauer beschließen, und daß sie vorerst selbst noch im Besitze des Monopols bleiben werde, das sie bisher genossen und gegen welches der deutsche Handel, selbst im Bunde mit dem niederländischen Privathandel, immer vergeblich angekämpft hat. Man rühmt ihr sehr wichtige Leistungen nach, ich selber habe diese vor längerer Zeit, als ich eine deutsche Handelsgesellschaft in Vorschlag zu bringen mich erkühnte, ins Licht zu heben gesucht. In der That, sie hat eine Reihe von Jahren hindurch der niederländischen Rhederei Aufschwung verliehen, den wichtigen Schiffbau empor gebracht, den Handel mit den niederländischen Colonien englischen Händen entrissen und zum Aufkommen ganz neuer Zweige des niederländischen Gewerbfleißes beigetragen. Seit den letzten Jahren indeß hat sich das geändert, und man sieht hier wiederum, daß eine Form, die für eine Zeit gut ist, darum noch nicht für jede taugt, daß ein für den Anfang wohlberechnetes Mittel des Aufschwungs mit der Zeit, wenn es sich nicht fortwährend nach dem wechselnden Bedürfnisse umgestaltet, ein verderblicher Hemmschuh werden kann. Der stark Gewordene wirft, wenn er seine Kräfte fühlt, die Krücke die ihn gestützt, weg, weil er sich so bequemer bewegt. Die Handelsgesellschaft ist binnen wenigen Jahren das in mancher Hinsicht für Holland gewesen, was das consequent durchgeführte Schutzsystem für England war, und wie dieses Volk mit

jenem praktischen Takte, der nur den an Freiheit und Öffentlichkeit gewöhnten und sie immerfort übenden Nationen sich anbildet, für sich die Zeit gekommen glaubt zum freien Handel überzugehen, so rückt für Niederland der Tag heran, wo es sich von dem Monopol der Handelsgesellschaft wieder loswinden muß.

Übrigens werden die Mittel, welche die niederländische Handelsgesellschaft zur Belebung der Schifffahrt anwandte, durch Abschaffen ihres Monopols nicht aufhören fortzuwirken. Alle die ostindischen Erzeugnisse, welche die Regierung, als der Hauptpflanzer und große Kaufmann auf Java, vertragsmäßig in ihre Hand legt, ist die Matschappy verbunden auf niederländischen Schiffen ins Mutterland zu senden und dort im Großen zu verkaufen gegen hohe Vergütung. In Wahrheit ist sie mithin bloß der bevorzugte Handlanger dieses für den niederländischen Schatz blühenden Geschäfts, nicht die Ursache der Blüte. Wenn an die Stelle der einen bevorzugten Hand viele wetteifernde Privathände träten, so würde dadurch für die Regierung nichts gestört, zugleich aber für das Ganze gewonnen werden. Was die Gesellschaft in der Industrie künstlich hervorgerufen, halten viele eher für alles Andere als für ein Glück; denn sobald dem Fabrikatenbedürfnisse des Monopols genügt war, fehlte der Sporn, und es haperte nun überall, weil die künstlich geschaffene Industrie auf den offenen Märkten, wo der Verbrauch regelmäßig wächst, den Mitbewerb nicht erringen konnte. Der steigende Pauperismus in Niederland wurzelt zum Theil in der großen Anzahl Fabrikarbeiter, welche seit Belgiens Trennung in Folge des Monopols mehrere Städte überströmt haben, und die jetzt alljährlich monatelang, wenn der Colonialmarkt versorgt ist, mit den Fabriken feiern müssen. Der selige König Wilhelm war der eifrigste Gönner solcher künstlichen Anstalten, die gewiß bessere

Früchte getragen hätten, wären sie vor der Abirrung behütet worden, sich Selbstzweck zu werden. Allerdings hat die Handelsgesellschaft beigetragen, die fremden Flaggen aus dem niederländischen Colonialhandel zu vertreiben und Holland zu dem wichtigsten Weltmarkte in Colonialwaaren zu erheben; dagegen ist aber auch die niederländische Flagge so zu sagen aus dem ganzen übrigen Welthandel verschlagen und Niederland in eine widernatürliche einseitige Lage gebracht worden, welche die Gefahr des Verlustes der Colonien, die stets über seinem Haupte wie ein Damoklesschwert schwebt, noch vergrößert. Sich mehr und mehr auf seinen Colonialhandel beschränkend, müßte Niederland durch den selbst nur zeitlichen Verlust seiner Colonien in einen Abgrund gestürzt werden, aus dem alsdann keine Rettung mehr bliebe als unbedingter Anschluß an das deutsche Zoll- und Handelssystem.

Die Handelsmatschappy aber ist nicht nur die Hand des niederländischen Colonialhandels, sondern auch der Hauptträger jener ausbeutenden Colonialpolitik, welche die Grundschwäche und das faule Fleisch dieses Staats bildet. Sie vorzugsweise hat die Einseitigkeit des niederländischen Handels, wo nicht verschuldet, so doch verschärft, indem sie die übrigen Zwecke, zu welchen die Statuten sie verpflichteten, vergaß oder doch völlig hintansetzte, besonders den: Niederlands Handelsbeziehungen durch Anbahnung neuer Verkehrswege und Erweiterung des directen Handels nach allen Seiten hin auszudehnen. Ihre Wirksamkeit sollte eine vielseitige sein, ward jedoch eine ganz einseitige, auf die Colonien sich beschränkende, wohin das gewinnreiche Monopol sie zog; alleiniger Geschäftsführer und Frachtfahrer der Regierung, vernichtete sie allen Mitbewerb von Privaten wie von Fremden und verlegte sich ausschließlich auf das Ausbeuten eines Monopols, das so groß ist, wie selten einer Gesellschaft verliehen

worden. Leider scheint die holländische Regierung noch an dem schlimmen Vorurtheil aller Colonialmächte festzukleben, die Colonien seien allein im engherzigsten Interesse des Mutterlandes da — ein Vorurtheil, von dem England eben erst einen Schritt auf eine freiere Bahn hin zu thun beginnt. Die Blindheit geht so weit, daß man, wie der Wilde, den Baum umhaut, um seine Früchte zu pflücken. Stammt das Beginnen, alles so schnell als möglich in den Colonien zusammenzuraffen, etwa aus dem schuldbewußten Gefühle her, daß man sich damit beeilen müsse, weil ein System, das sich auf Vernichtung stützt, nothwendig seinen eigenen Tod bewirkt? Es ist die Fabel von der Henne mit den goldenen Eiern. Vortheilhafte Beziehungen mit den Colonien können allein bei Förderung der Eigenanliegen derselben dauernd bestehn, und dazu gehört vor allen Dingen, daß die Colonien selbst mit die Früchte ihres Fleißes und die Vortheile genießen, welche der Anbau ihres Bodens, der Verkauf und der Verkehr mit ihren Produkten abwirft. Wie würden die Colonien nach Abschaffung des Monopols aufathmen und schöner emporblühen! Alle Schwierigkeiten wegen der Umlaufsmittel, des Bank- und Geldwesens auf Java würden aufhören. Die natürliche Folge der Beschränkung des Privathandels auf Java und der ganzen jetzigen Ausbeutung der Colonien muß sein, daß daselbst, trotz des großen Geldwerthes seiner jährlichen Erzeugung, die Mittel zur Bezahlung der Einfuhren nicht ausreichen, und das blanke Geld, trotz kostspieliger Baarsendungen aus dem Mutterlande, immer wieder aus den Inseln fortgezogen wird. Das Einsetzen eines Scheingeldes durch ein anderes, vielleicht noch mehr entwertheteres, kann den Zustand der Colonie nicht erträglicher machen, so lange das Gleichgewicht der Einfuhr gegen die Ausfuhr im Wege des gewöhnlichen Handels nicht hergestellt wird, und gegen eine solche

Ausgleichung lehnt sich das Monopolsystem auf, d. h. die verderbliche systematische Aussaugung der holländischen Besitzungen durch den Staat und einzelne Geldleute. Es gibt gegen das Abschaffen desselben keinen haltbaren Einspruch. Ist man aber schon zu weit gegangen, um mit einem Mal ein menschlicheres System einzuführen, nun so beginne man mit Reformen und erkläre, damit fortgehn zu wollen, bis dem Übel abgeholfen! — Vor 1824 war noch Mangel an Ostindienfahrern, jetzt herrscht Überfluß daran, und viele Schiffe liegen Monate und Jahre lang still im Hafen, des Augenblicks träge harrend, da die Reihe der Befrachtung durch die Handelsmatschappy an sie kömmt; das frische Aufleben des altholländischen Unternehmungsgeistes, von Seite nicht bloß der einzelnen Rheder und Kaufleute, sondern auch der Handelsgesellschaft selbst, ist nur dann zu erwarten, wenn das Monopol fällt. So wenig unter einem Alleinherrscher die Freiheit blühen kann, so wenig findet der kaufmännische Unternehmungsgeist Nahrung, wenn die Regierung in den Haupthandelszweigen des Landes sich zum Alleinhändler gemacht hat. Und wie läßt sich das Monopol, welches die Regierung einzelnen gesellschaftlich vereinten begüterten Personen vor allen übrigen Bürgern schenkt, vom Standpunkte des Rechts aus vertheidigen? Wird dadurch nicht selbst die grundgesetzlich gesicherte Gleichheit vor dem Gesetze gekränkt?

Leider aber ist der Einfluß der Geldaristokratie, die festhält an den schnöden Vortheilen, die für sie an jenes System sich knüpfen, übermächtig; ihr dünkt es nicht Frevel, zu meinen: die zahlreichen Bewohner des indischen Eilandsees seien nur da, um in alle Ewigkeit Sklavenwerk für gewinnsüchtige Europäer zu verrichten, die ihnen sogar die Vortheile einer edlern Bildung systematisch vorzuenthalten suchen. Selbst die Mitglieder des

königlichen Hauses stehn auf ihrer Seite — ein oranischer Zug, der die persönliche Stellung König Wilhelms I. in Belgien nicht wenig untergraben hat. Schon aus den Verhandlungen bei Verlängerung der Handelsgesellschaft um neue 25 Jahre bis zum 31. December 1874 leuchtete klar hervor daß die holländische Regierung das Monopol keineswegs aufzuheben beabsichtigt. Von dem Gesellschaftskapital bleiben ihr 10 Million Fl. gegen 4 Procent Zinsen als Vorschuß, zu dessen Unterpfand Kaffee, Zucker, Indigo und Spezereien dienen sollen, deren Überführung ausschließlich der Gesellschaft zugesagt ist; auch alle übrigen, für „Gouvernements Rechnung" aus Indien nach dem Mutterlande zu versendenden Artikel sollen ihr zugetheilt bleiben. Der Vertrag mit der Regierung ist wieder bis 1854 bekräftigt — bis dahin also jede Hoffnung für Aufhebung des Monopols verschwunden — und wird auch dann ohne weiteres fortdauern, wenn bis dahin die Regierung die 10 Millionen Vorschuß nicht zurückgezahlt hat. Von deutscher Seite ist eben nichts dagegen geschehen!

Die Frage über das Monopol der Matschappy steht im Zusammenhang mit der niederländischen Verfassungsreform, und von dieser hängt das autokratische System der Colonialverwaltung ab. Die Regierung verbürgt das Monopol unter der stillschweigenden Bedingung, daß die Gesellschaft auf ihrer Seite stehe in Auslegung des Grundgesetzes, worauf ihre Autokratie über die Colonien sich stützt. Es ist eine gegenseitige Versicherung: keine Verfassungsreform, denn diese würde der autokratischen Colonialverwaltung ein Ende machen und daraus würde die Aufhebung des Monopols folgen; oder umgekehrt: Aufhebung des Monopols, und die Bewegung für die Grundgesetzdurchsicht würde sofort unwiderstehlich, weil die einflußreiche Theilgenossenschaft keinen Belang an Aufrechthaltung der Regierungsvollgewalt in

den Colonien mehr hätte. So sind mannigfaltige mächtige Interessen gegen die Durchführung einer gründlichen Reform in der Verwaltung wie der Verfassung miteinander verwachsen. Die Provinzialstände Nordhollands, in denen die Geldaristokratie des Landes sitzt, senden daher die am meisten ministeriell gesinnten Abgeordneten in die zweite Kammer der Generalstaaten, wo sie stets bereit sind, gegen die Grundgesetzdurchsicht zu stimmen. Sollte hierin vielleicht der geheime Schlüssel zu der unbegreiflichen deutschen Langmuth gegen Niederland liegen? Sollte eine Politik möglich sein, die, um in Niederland es zu keinem Siege der Reformbewegung kommen zu lassen, Deutschlands Anliegen und nationale Entwickelung hintansetzte? — — Ich kann und mag das nicht glauben.

Übrigens ist gewiß, daß alle holländische Schlauheit und aller Eigennutz nicht im Stande sein werden, einen unnatürlichen Zustand großartiger Handelsverhältnisse auf die Dauer aufrecht zu halten, und schon jetzt zeigen sich deutliche Spuren, daß dem niederländischen Colonialwesen eine Umgestaltung bevorsteht. Die öffentliche Meinung hat längst darüber gerichtet. Man bedenke nur, zu welchen Mißbräuchen schon jene genauen Beziehungen, die das Monopol zwischen der Handelsgesellschaft und der Regierung hat entstehen lassen, geführt haben, wie die letztere dadurch sogar die Gelegenheit erhalten und benutzt hat, um ungesetzliche Staatsschulden für viele Millionen zu machen, zu deren Deckung man einen Theil der „freiwilligen Anleihe“ benutzen mußte. Daß übrigens das jetzige Colonialsystem sich ausgelebt, beweist auch der Umstand, daß es bereits in den Jahren 1839 und 1840, mithin sehr rasch, seine künstliche Höhe erreichte, und seitdem Gewinnste und Zuschüsse für das Mutterland wieder etwas benahmen; — kein Brunnen ist unversiegbar.

Wird nun aber der Zollverein, nachdem Holland die Verträge mit Belgien und Rußland abgeschlossen und das Monopol der Handelsgesellschaft wiederum verlängert hat, auch jetzt noch zaudern, unserer bisherigen nachtheiligen und unwürdigen Handelsstellung Niederland gegenüber ein Ende zu machen und dadurch zugleich das Verständniß zwischen ihm und den deutschen Küstenstaaten zu beschleunigen? Differentialzölle würden den erwünschten Erfolg sichern, und wäre der Zollverein gleich nach Abschluß des Septembervertrags mit Belgien dazu geschritten, wahrscheinlich lägen alle jene Fragen und Zerwürfnisse gar nicht mehr vor, und der Verein hätte sich selber wie den beiden Niederlanden manche Schwierigkeit für jetzt und die Zukunft erspart. Das Versäumte sollte mit festem Schritte eingeholt werden. Obgleich die niederländische Regierung sich stets gegen jede Veränderung ihrer Colonialpolitik stemmte, ist es Belgien dennoch gelungen, sie dazu zu zwingen — und was Belgien vermag, das sollte Deutschland nicht können? Ich will keine Trennung, im Gegentheil, mich leitet die innige Überzeugung, daß Deutschland, Belgien, Holland zu einander gehören, daß sie sich gegenseitig nicht entbehren können zu ihrer wahren Unabhängigkeit und Wohlfahrt, zu ihrer Größe und ihrem Glück. Nur müssen die Handelsverhältnisse wechselseitig auf billigen Grundlagen gestützt werden; Niederland ergänzt Belgien und Deutschland, so weit sie ohne eigene Colonien sind, aber diese Länder ergänzen noch mehr Niederland, indem sie die Hauptmärkte für seine Colonialerzeugnisse bilden und vereint mit ihm die Kräfte zu einer großen Colonial- und Seemacht entwickeln können. Damit diese Verhältnisse aber wahrhaft billig und wechselseitig werden, muß der Damm des holländischen Monopols, den Belgien an einer Stelle bereits durchbrochen hat, für uns vollständig verschwinden, und dahin

führt nur die That. Es muß endlich — unmöglich ist's zu läugnen — gehandelt werden.

Belgien aber wird sich zu rechter Zeit erinnern, daß die Seele des Welthandels freier Mitbewerb ist, und das eigentliche Ziel der praktischen Handelspolitik darin besteht, der einheimischen Erzeugung den Mitbewerb auf allen Weltmärkten erringen und behaupten zu helfen. Erst über den eigenen beschützten Markt hinaus an den Grenzen des Weltbewerbs, dort wo ein freier Wetteifer der verschiedensten Völker zu bestehn ist, beginnt die große Probe für die lebenskräftige Industrie, dort handelt es sich für sie um Sein oder Nichtsein: besteht ein Gewerbzweig diese Probe, so wird er mehr als jemals aufblühen, seinem Wetteifer in unendlicher Entwickelung steht kein natürliches Hinderniß im Wege; hält er sie nicht aus, so muß er stille stehn, er muß zurück, verfällt in Krankheit und wird endlich mit Klageliedern zu Grabe geleitet. Daher ist der einheimische lebhafte Mitbewerb, wie drückend auch Anfangs örtlich, gerade die unabweisbare Bedingung und das einzige Mittel, im Welthandel bestehn zu können. Hiezu gehören unermeßliche Kräfte, nicht die schwachen Mittel Weniger, es handelt sich um Wettkämpfe zwischen Volk und Volk, die Nationalkräfte selbst messen sich miteinander und müssen mithin auch in Masse auf dem Kampfplatze erscheinen. Was in diesem Wettstreite dann aber der einzelne Fabrikant, Kaufmann, Rheder gewinnt, das kömmt der ganzen Nation zu gute, jede neue Absatzbahn, die der Einzelne sich im Ausland eröffnet, ist ein Gewinn, eine Bereicherung für Alle. Auf dem weiten Gebiete des Welthandels wird also das Anliegen des Einzelnen zugleich Nationalanliegen, auf ihm werden Verkehr und Handelspolitik identisch. Hierin liegt denn auch das Geheimniß des ganz unmeßbaren Machtzuwachses kleinerer verwandter Staaten,

die sich zu einem großen Handelsbunde vereinen: es findet nicht ein Addiren, sondern ein Potenziren ihrer Kräfte statt, und was sie einzeln nimmer zu erringen und zu behaupten vermögen, sie erlangen und bewahren es durch vereinte Anstrengungen. Darum konnten Belgien und Holland ihre frühere Handels- und Seegröße nicht behaupten, als die größern Länder mit gesammelten gewaltigen Nationalkräften in den Mitbewerb auf dem Weltmarkte traten. Belgien, ein alter Industriestaat, ist auf den Welthandel, für den es stets erzeugte, fortwährend mit einem großen Theil seiner veredelnden Erzeugung hingewiesen; diese Bedingung seines Bestehens wird ihm um so schwieriger gemacht, je größer das Übergewicht gesammelter Kräfte großer Nationen wird, die ihm im Welthandel entgegentreten. Gegen ein solches natürliches Übergewicht hilft kein Zollschutz, kein Handelssystem, keine kluge Politik, sondern nur einestheils immer frische Anstrengung aller Kräfte, anderntheils ein weises Anschließen an ein mächtigeres verwandtes Bundeswesen, das durch seine Verfassung die eigene Selbständigkeit nicht gefährdet, oder doch wenigstens an das Handelssystem desselben. Wir aber brauchten aus einer Annäherung Belgiens und Hollands an den Zollverein keine Nachtheile für diesen zu befürchten, etwa weil das eine uns in manchen Gewerbzweigen, das andere in Handel und Schifffahrt voraus sein soll: es wäre vielmehr für uns ein naturgemäßer heilsamer Zuwachs an Kräften zu größerer Befähigung für den Mitbewerb auf den Weltmärkten, für jene beiden Staaten aber die Erlösung aus ihrer schiefen Stellung.

Belgiens handelspolitische Stellung ist in seinen Naturverhältnissen vorgezeichnet. Das Meer ist die große, offene Bahn der Welt; die belgischen Häfen liegen gleichsam am äußersten Ende Frankreichs, keine französische Seestadt liegt so fern vom

Weltmeer als Antwerpen und Ostende; dagegen ist kein deutscher Seehafen dem Ocean so nahe gelegen. Die Frage nun, ob Belgien sich mit Deutschland oder mit Frankreich zu einem Handelssysteme zu verbinden habe, lautet daher mit andern Worten: ob es vorziehe Kopf oder Schwanz zu sein? Kop of steert! wie mir ein vlämischer Freund schrieb. — So lange die natürliche Lage Europa's bleibt wie sie ist, wird Belgien auch mit seinen wesentlichen See- und Handelsanliegen auf Deutschland und nicht auf Frankreich hingewiesen sein. Gleiches gilt von Nordniederland.

Wägen wir Deutschen dagegen wohl das Gewicht der in den Niederlanden schwebenden Fragen für das Gesammtvaterland! Vergessen wir nicht, daß in den Niederlanden, wo alle Verhältnisse sich in Berührung mit der See von Alters her größer und für die Weltgeschichte bedeutungsvoller als in den Hochlanden gestaltet haben, unsere nächsten staatlichen und handelsmännischen Anliegen, alle unsere Aufgaben und Wünsche seewärts im eminenten Sinn betroffen werden, ja daß die ganze deutsche Zukunft dort einen Grundpfeiler finden muß. Vergessen wir nicht, daß über Belgien und Niederland der Weg geht zur Seemacht, zum Colonialbesitz, zur schwungvollsten Entfaltung, zur Welt- und Handelsgröße Deutschlands. Auf dem niederländischen Boden bereiten sich wichtige Dinge und Änderungen vor, und die Zeit naht heran wo das früher Versäumte — die Wiedervereinung Westdeutschlands unter einem freien Gesetze — nachgeholt werden kann. Denn nur diese Wiedervereinung gewährt allen Theilen die Bedingungen zu einer großen politischen, commerciellen und maritimen Entwickelung. Ja, wenn die Tage sich erfüllen, dann nimmt das constitutionelle, das zollvereinte mächtige Deutschland die stammverwandten Brüder an den Schelde- und

Rheinmündungen, die außerhalb des großen Bundes sicher und wohlgemuth nicht mehr bestehn können, liebevoll in seine Arme auf, schreitet in voller Breite mit ihnen an's Meer, entfaltet mit ihnen die Bundesflagge auf dem Ocean und ringt mit dem britischen Leoparden, nein — mit dem belebenden Genius wahrer englischer Volksgröße um den höchsten Preis der Humanität.

Vlämisch-Belgien.

Zweiter Band.

Druck von George Westermann in Braunschweig.

Vlämisch-Belgien

von

Gustaf Höfken.

Die geen knecht is
Doet wat regt is,
Slaet wat slecht is.

Altvlämisches Sprüchwort.

Zweiter Band.

Bremen,
Verlag von Franz Schlodtmann.
Bruxelles, C. Muquardt, Place Royale 11, près du Parc.

1847.



Inhalt des zweiten Bandes.

Die Beschwerden der Vlamingen;

die vlämische Sprachbewegung; das belgische Schulwesen.

„Rept handen en voeten,
God sal't verzoeten."
Cats.

In der ganzen Geschichte der Niederlande ist die Volkssprache von hoher Bedeutung. Mit ihr haben von jetzt an auch wir es vorzüglich zu thun. Ihr Verhältniß zu dem germanischen Sprachbaum ist bekannt. Der deutsche Hauptast splitste sich in zwei Zweige, den hochdeutschen und den niederdeutschen, die Anfangs in ziemlich gleicher Weise gediehen bis in das Zeitalter der Reformation, wo ihre Trennung entschieden ward, und beide dann, nach Erreichung einer schönen Blütenstufe, mit dem allgemeinen Verfall des Reiches auch zusammen verfielen, obschon Holland sonst ein leuchtender Punkt des niederdeutschen Lebens blieb. Von nun an aber, durch viele Umstände begünstigt, überschattete der hochdeutsche Zweig, bei neuer Entfaltung, den niederdeutschen über die Maßen; ihm gehörte ja, nachdem auch alle östlichen Gebiete des niederdeutschen Stammes sich der

hochdeutschen Schrift angeschlossen hatten, bei weitem der Haupttheil der Nation an, während die westlichen Theile desselben sich durch noch weitere Zersplitterung und endlich durch Lostrennung vom Reiche völlig schwächten.

Die Hauptmundarten, in welche der niederdeutsche Sprachzweig zerfällt, stehn gegenwärtig unter sich noch weiter von einander ab, als die Mundarten des oberdeutschen Sprachastes. Ja, heutiges Tages waltet mit Hülfe der gemeinsamen Hochschrift zwischen einigen oberdeutschen und niederdeutschen Mundarten ein leichteres Verständniß ob, als zwischen den letztern, die durch keine gemeinsame Schrift mehr verbunden sind, wenn natürlich auch Schwaben oder Baiern mehr Schwierigkeit finden, sich mit Niederländern verständlich zu machen, als die näher wohnenden Franken. Diese Entfremdung unter den Niederdeutschen des Westens und des Ostens ward dadurch erleichtert, daß das Niederdeutsche von Haus aus wieder in vielfältige Sprecharten abweicht, für welche es zuletzt an einem vereinenden Mittelpunkte und einer gemeinsam verständlichen Schrift völlig fehlte, obschon von allen niederdeutschen Stämmen doch nur die Friesen eine ganz eigene Mundart haben, die zwischen dem Niedersächsischen, dem Angelsächsischen und dem Nordischen in der Mitte liegt. Die niederdeutschen Hauptmundarten lassen sich scheiden in 1) die niederländische, 2) die friesische, 3) die sächsische oder plattdeutsche (Westfalen, Hannover, Pommern rc.), 4) die sächsisch-thüringische, hervorgegangen aus Mischung dieser beiden Stämme mit vorwiegend sächsischem Element, im nordöstlichen Deutschland, den brandenburgischen Marken, Ostpreußen, während in Schlesien das thüringische Element vorklingt. Das Niederländische, die weit am meisten ausgebildete Mundart, schattet sich ab in das V l ä m i s c h e, H o l l ä n d i s c h e und N i e d e r f r ä n k i s c h e,

die indeß so nahe verwandt sind, daß nur ein geübtes Ohr die Unterschiede wahrnimmt. Die niederdeutsche Zunge, so reich, biegsam und bildsam wie nur eine, erhielt in den Niederlanden eben als Schriftsprache eine Entwickelung, die sie dem Verständnisse der niederdeutschen Stämme des Ostens selbst immer mehr entfremdete, welche zwar die hochdeutsche Schrift dafür angenommen hatten, ihre eigene Mundart aber vernachlässigten, ja sie in völlige Rohheit versinken ließen.

Es ist merkwürdig, daß sich in dem hochdeutschen Sprachzweig weit mehr der Trieb nach Einheit und Allgemeinheit, in dem niederdeutschen mehr der Trieb nach Absonderung und Vereinzelung kundthut; wie denn diese Verschiedenheit sich auch durch den ganzen Charakter und die Lebensweise der beiden großen deutschen Stämme hindurchzieht. Hierin lag eine natürliche Überlegenheit des Hochdeutschen, denn Vereinzelung schwächt, und Einheit stärkt; wirklich schritt es in der Schrift siegreich durch fast alle deutschen Gaue vorwärts, sich dabei mit Wörtern und Bildungen aus jeder Mundart bereichernd. Hiezu kam, daß der Schwerpunkt der deutschen Entwickelung Jahrhunderte lang nach dem Südwesten Deutschlands verlegt war, daß die Reichstage, auf welchen die gemeinsame Schriftsprache sich vorzüglich entwickelte, fast alle in oberdeutschen Städten gehalten wurden, daß seit den Königen aus sächsischem Hause die Kaiser dem Süden angehörten, während Niederdeutschland theils sehr zerrissen, theils dem Reiche abgekehrt war, und den niederdeutschen Mundarten es an jedem geistigen Brennpunkte zur Bildung einer gemeinsamen Schrift gebrach. Auch hat die politische Geschichte mehr und mehr die niederdeutschen Gebiete auseinander geklüftet, so daß sie auch sprachlich sich schärfer absonderten und eben dadurch hinwieder der hochdeutschen Schriftsprache Raum machten,

oder doch wenigstens den Widerstand gegen das Vordringen derselben schwächten.

Eine Lockerung der Niederlande vom deutschen Reichsverbande fand indeß schon statt, bevor das Hochdeutsche an der Hand der Reformation alle niederdeutschen Gebiete des Ostens in sich aufgenommen hatte. Der niederländischen Zunge waren von der ältesten Zeit her die Rechte einer edlen Sprache nicht entzogen worden; sie hatte als solche gegolten, seit die Volkssprache im dreizehnten Jahrhunderte den Gebrauch des Lateinischen aus der aufblühenden Litteratur, aus den ständigen Versammlungen und den öffentlichen Geschäften des Kaiserreichs zu verdrängen begonnen. Nach dem Abfall der Niederlande, der zu einer völligen Trennung der nördlichen Provinzen vom Reiche führte, hielt man nun sowohl instinktmäßig, als absichtlich an der besondern Schriftsprache fest, sie in Holland zum Holländischen fortentwickelnd, was denn natürlich die Kluft zwischen diesem und Deutschland erweiterte. Ebenso bildete sich das Portugiesische dem Castilischen gegenüber aus; beide Länder haben daraus Vortheile und Nachtheile gezogen. Der alemannische Stamm, ebenfalls sich großentheils politisch von Deutschland sondernd, hat dagegen den Schritt durch Erhebung seiner Mundart zur Schriftsprache nicht vollendet. Darum ist Holland ärmer in seinem Reichthum, die Schweiz reicher in ihrer Armuth; denn während die holländische Litteratur, bei der sorgsam ausgebildeten, reinbewahrten Sprache, dürftig geblieben und stets der eigentlichen nationalen Weihe des gottgebornen Rechts unter den europäischen Hochsprachen entbehrte, hat die Schweiz ohne solchen Privatbesitz doch durch das gerettete geistige Band sich die reiche Quelle der deutschen Bildung offen gehalten. Dies beginnen Holländer und noch mehr Vlamingen einzusehen. Zuletzt waren ja in den

bereits auf sich beschränkten Niederlanden die beiden Äste dieses Stammes politisch wieder dreifach auseinander gespalten, französisch, belgisch, holländisch, was natürlich die Entwickelung ihrer Sprache fast ebenso sehr schwächen mußte, als die Lostrennung von dem übrigen Deutschland. Vereint war es noch eher möglich, etwas Tüchtiges zu leisten und eine geistig wie materiell unabhängige Litteratur zu schaffen, denn immer umfaßt ihr Sprachgebiet von der Seeküste bei Gravelingen bis an den Rhein über 1200 Quadratmeilen mit 7 bis 8 Millionen Menschen. Doch hat die Politik, die jene Spaltung desselben Sprachgebiets hervorrief, sie nicht für alle Zeiten entschieden, die Natur, das gegenseitige Verständniß, die deutsche Zähigkeit sind ihr zu mächtig. Merkwürdig war noch vor kurzem das Schauspiel, daß bei einer belgischen Preisbewerbung der Rederykerkammern in vlämischer Rede- und Darstellungskunst Vlamingen aus Französisch-Flandern den Sieg davon trugen, obschon dieses seit zwei Jahrhunderten französisch ist und des Unterrichts im Vlämischen völlig entbehrt, da dort Schule, Kanzel, Verwaltung sich ausschließlich des Französischen bedienen.

Vorzüglich die politische und sprachliche Trennung der Niederlande von Deutschland bewirkte, daß die französische Sprache und Litteratur allmählich sich künstlich an die Stelle setzen konnte, welche von Natur der allgemein deutschen Litteratur dort gebührte. Hieraus ging nicht nur, wie Willems bemerkte, der gründliche Verfall der niederdeutschen Litteratur hervor, sondern es entstand daraus auch der jetzige naturwidrige und unfreie Zustand, daß die Muttersprache der Vlamingen im eigenen Lande an Rechten der französischen nachsteht und die Wiedererringung derselben von den Landsleuten selbst erkämpfen muß.

So lange die Fürsten vlämischen Stammes regierten, blieb

der Gebrauch der Landessprache unangetastet bestehn. Als aber nach dem Tode des Grafen Lodewyk (Ludwig) van Male (1384) Flanderns Krone auf einen ausländischen Fürsten, den Herzog von Burgund, überging, dessen Sprache das Französische war, entstand unaufhörlicher Zwist zwischen ihm und den Städten über den Gebrauch der welschen Zunge, den einzuführen der Herzog stets geneigt schien. Seitdem nämlich des deutschen Reiches Vasallen ihre Würden erblich gemacht, sind in den Niederlanden wie anderwärts die Gebiete nach dem Erbrechte von Hand zu Hand gegangen, und auf solche Weise war es im 14. und 15. Jahrhunderte diesem französischen Hause gelungen, auch die deutschen Niederlande an sich zu bringen. Von daher schreibt sich der erste Einfluß der französischen Sprache, und der Kampf der Vlamingen dagegen. Philipp der Stolze errichtete sogar einen hohen Gerichtshof zu Ryssel, der französisch verhandelte. Während seiner Regierung blieben mannigfaltige Vorstellungen dagegen fruchtlos; nach seinem Tode indeß traten Flanderns Staaten (Stände) zusammen, und eh sie seinem Nachfolger Jan sonder Vrees (Johann ohne Furcht) huldigten, mußte er feierlich geloben, die alten Rechte des Landes herzustellen und treu aufrecht zu halten. Vornehmlich drang man auf folgende Punkte: der Herzog soll binnen Flandern bleiben und die Rechtspflege der Schöffen und Geschwornen in keiner Hinsicht hemmen; vorall sollen die Staatssachen allein und ausschließlich in der Landessprache verhandelt werden, wie zur Zeit Ludwigs van Male. Auch verabredeten sich gegenseitig die vier Landesglieder (Leden 's lands) Gent, Brügge, Ypern und die Freiherrschaft: sie wollten alle Gesuche an den Herzog oder seinen Rath vlämisch abfassen, und falls wälsch geantwortet werden sollte, wollten sie solches nicht als Antwort annehmen, sondern es an die vier Landes-

glieder zur Verfolgung übergeben, bis die Antwort vlämisch abgefaßt würde. Ließen desungeachtet die Fürsten des burgundischen Hauses in Versuchen nicht nach, dieses heilige Recht anzutasten, und suchten sie nicht selten geschmeidige wälsche Beamten in Flandern anzustellen, so ward dem doch jedesmal durch die Landesstände kräftig entgegengewirkt und Abgang davon erzwungen. Hierüber bestehn eine große Menge Actenstücke; unter andern ward der zwingherrische Herzog Philipp durch die Stände genöthigt, ihnen schriftlich zu geloben, keine Wallonen mehr für die städtischen Gerichtsschöppen zu senden und keine Ämter, keine geistlichen Würden an Fremde zu vergeben. Den Eingriffen Karls des Stolzen in die Landesrechte ward wieder durch das große Privilegium von Marien von Burgund (1478) gesteuert, welches die mißhandelten Rechte des Volkes herstellt und die Belobung erneuert: die vlämische Sprache ausschließlich in Staatssachen zu gebrauchen und keine Ämter und Stellen an Walen (Wallonen) zu vergeben *).

Nach Erlöschen des burgundischen Mannsstammes kamen die Niederlande durch Heirat an Habsburg. Maximilian I. erklärte sie unter dem Namen des burgundischen Kreises feierlich wieder für einen Theil des deutschen Reichs (1512); ebenso Karl V. durch den Augsburger Vertrag (1548). Letzterer, selbst ein Gentner, hatte die alten Landesrechte feierlich bekräftigt; durch Acte vom 14. März 1514 gelobte er keinen Fremden anzustellen und erneuerte dieses noch 1555 für die Provinz Holland. Es

*) Dieses Privilegium, das sich in den Provinzialarchiven Westflanderns befindet, hat O. Delepierre in den „Annales de la société d'Emulation pour l'histoire et les antiquités de la Flandre occidentale“ herausgegeben.

wird darin bemerkt, daß ein Land, Stadt oder Flecken besser durch Inländer denn durch Fremde regiert werde, und demnach alle offen kommenden Stellen an Vlaminge allein gegeben werden sollen, besonders aber niemals an Jemand aus einer Gegend, wo nicht deutsch gesprochen wird. Karls Sohn, Philipp II., mit welchem Spanien die Niederlande von Deutschland zu Lehen trug — freilich zu einer Zeit, wo der Lehensverband ein Schall, das Reich an diesen Grenzen ein Schatten war — setzte sich nach damaliger Fürstenweise unbedenklich über die Landesrechte und seine Gelöbnisse hinweg. Daß aber Herzog Alba, als Statthalter des Königs, die alten Bräuche ruchlos verletzte und mit Hülfe seiner spanischen Bajonette die heiligsten Rechte der Niederländer mit Füßen trat, konnte natürlich an der Rechtskraft derselben nichts verändern. Auch war er kaum aus dem Lande entfernt, als die vlämische Sprache ihr gesetzliches Ansehn wieder erhielt, und obwohl daher das Spanische und das Französische nach einander durch die Statthalter an den Hof zu Brüssel eingeführt wurden, blieben sie doch in der Verwaltung des Landes ohne jede gesetzliche Befugniß. Die vlämischen Gemeinden und Provinzen hielten in ihren Verhandlungen die Volkssprache stets aufrecht, und die Stände von Brabant hatten selbst unter Alba's Blutherrschaft noch den Muth, die Actenstücke, die ihnen der fanatische Spanier zuschickte, nicht anzunehmen und zurückzusenden, weil sie französisch und nicht vlämisch geschrieben waren.

Immerhin hatte die herrschende Volkssprache in Belgien das Unglück, von dem Mittelpunkte der deutschen Hochsprache weit entfernt und geschieden, dagegen den glänzendern Kreisen einer fremden Sprache näher gerückt zu sein. Daher ist das Französische seit der Herrschaft des burgundischen Hauses, das damals wohl den ersten Hof Europa's an Pracht und feiner Sitte überbot,

allmälich die Sprache nicht nur des Hofes, sondern auch der obern höfischen Theile der neuern belgischen Hauptstadt geworden. Dasselbe blieb unter der spanischen Regierung. Dabei muß der beständige, durch die Schwäche des Reichs genährte Trieb Belgiens, eine eigene Selbständigkeit darzustellen, in Anschlag gebracht werden. Dieser Trieb, der in unserer Zeit endlich sein äußeres Ziel erreicht hat, schlummerte nie ganz ein und ward die Triebfeder zu mannigfachen unruhigen Erscheinungen. Ohne Rücksicht darauf ist die neuere belgische Geschichte nicht zu verstehn. Denn daher kam es, daß unter der österreichischen Regierung die Opposition, zumal im wallonischen Belgien, sich zuerst an französische Ideen und Sprache hing, und daß während der französischen Herrschaft wieder mehr das Vlämische hervorgesucht wurde, so daß diese Periode eigentlich schon den Ausgangspunkt der neuern vlämischen Bestrebungen bildet. Indessen traten diese unter der holländischen Regierung wieder in den Hintergrund, indem die opponirenden Parteien sich von neuem Frankreich (und seiner Sprache) zuwandten, mit dessen Hülfe sie zu siegen hofften, was ihnen gelungen ist. Denn Frankreich hatte nichts eifriger zu thun, als die Wiederverbindung der Vläminge und Bataven zu dem niederländischen Königreiche, in welchem bei 6 Millionen deutschen und 1½ Mill. wälschen Bewohnern dem französischen Einflusse mit der Zeit eine vollkommene Niederlage bevorstand, um jeden Preis zu untergraben; hierin unterstützte es König Wilhelms altstaatliche Vorliebe.

Abgesehen von diesen oppositionellen Strebungen war sonst im Grunde der französische Einfluß während des 17. und 18. Jahrhunderts in Flandern nicht stärker als in andern Ländern; denn bekanntlich erstreckte sich der Einfluß des glanzumstrahlten Hofes Ludwigs XIV. auch über den Rhein und verschaffte französischer Sprache und Sitte an allen Höfen Europa's Eingang,

wie es ein Jahrhundert früher ungefähr mit dem Spanischen der Fall gewesen war. Über Hof und Hauptstadt dehnte sich dies Verderben auch in Südniederland nicht aus. Das Vlämische war die Sprache des Unterrichts geblieben, in den untern wie in den höhern Schulen; die Provinzialstaaten, die Gerichtshöfe, die städtischen Behörden gebrauchten nur die Volkssprache; die Vläminge wurden durch vlämische Beamten regiert. Selbst die Bühne und die Kunst waren noch in keine fremden Hände gefallen, überall führten die Rednerkammern niederdeutsche Schauspiele auf, und die fremden Klänge und Töne hatten noch nicht wie mit giftigem Hauch alle Früchte des Wissens und der Kunst überzogen. Das Eindringen des Französischen als gelehrte und Büchersprache schreibt sich in Belgien erst von den letzten zwanzig Jahren der österreichischen Regierung her, die diese Sprache in der kläglichen Absicht beförderte, um die niederländischen „Erblande“ vom deutschen Reiche möglichst getrennt zu halten, und die dadurch nur der politischen und kirchlichen Opposition selbst in die Hand arbeitete. Als eigentliche Redesprache aber drang das Französische erst mit der französischen Umwälzung und Überwältigung Belgiens ein, auch dann noch blieb das Vlämische, obwohl keine bekannte Litteratur ihm mehr zur Seite stand, bis auf den heutigen Tag selbst in den höhern Ständen die Sprache des traulichen Familienlebens; in den gewöhnlichen Kreisen des vlämischen Adels wird selten französisch gesprochen, und nur in die gegenwärtig von Wallonen und Franzosen angehäuften bureaukratischen Kreise ist die fremde Sprache tief eingedrungen. Denn die vlämische Verwaltung dauerte so lange, bis aus Frankreich, bald nachdem die französischen Kriegsheere Belgien überzogen, nun auch ein Beamtenheer das Land überfluthete, um es französisch zu regieren. Damals

erst ward das ungeheuere Werk der Knechtung, das Aufbringen einer fremden Sprache bis zu den letzten Stufen der Büreaukratie durchgeführt, wie einst in anderer Weise mit Hülfe des Lehenswesens es in Altengland von Wilhelm dem Eroberer geschah.

Dieser traurige Ausgang war wesentlich durch die Zwingherrschaft Philipps II. vorbereitet worden, die den nördlichen Theil der Niederlande, deren besondere sogenannte Nationalität sich erst vom Jahre der Utrechter Union (1579) herschreibt, von Belgien schied und vom Reiche abriß. Von da an stand ein protestantisches selbständiges Nordniederland einem katholischen abhängigen Südniederland, das 1714 von der spanischen Linie der Habsburger an die deutsche zurückfiel, gegenüber. Das alles konnte natürlich nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf die Entwickelung der niederdeutschen Sprache und Litteratur in Belgien bleiben.

Der Herd dieser Schriftsprache ist gewandert, ähnlich wie der der deutschen Gesammtsprache von Stamm zu Stamme, von Reichstag zu Reichstage. Zuerst gab Westflandern mit Brügge (eigentlich das I-Land, welches das y oder ij wie i ausspricht, wie der sächsische Plattdeutsche, auch Seeland, Geldern, im Gegensatze zu der Ei-Aussprache in Ostflandern, Holland, Niederfranken) den Ton an bis in's vierzehnte Jahrhundert; sodann folgten Brabant und Ostflandern, Gent, Antwerpen, Brüssel; mit den reformatorischen Strebungen aber ward Holland, namentlich Amsterdam, der Hauptherd der niederdeutschen Sprache. Auch diese durchdrang damals der reformatorische Geist, doch mehr mittelbar im Sinne Calvins, wie die hochdeutsche Sprache unmittelbar durch Luther ihr neues Gepräge erhielt. Die Sprache selbst hauchte Freiheit und Glauben, und steigerte noch die Begeisterung des Schriftstellers. Daher ward auch die Sprache Gegenstand der Verfolgung, so wie alle Einrichtungen die auf ihren Anbau berechnet

waren. In den langen blutigen Kämpfen verfolgte man offen die Absicht, die vlämische Sprache und Litteratur zu knicken und zu untergraben; später im Geheimen. Selbst die mittelalterlichen Rednerkammern, deren harmloser Zweck der Anbau der Poesie, der Redekunst und des dramatischen Vortrags war, mußten jetzt schnöde Verfolgungen erdulden, und wurden in ihrem innersten Kerne beschädigt. Der Protestantismus sog allerdings seine Hauptnahrung aus der Volkssprache und deren Litteratur, und dem wollten die fanatischen Spanier, statt mit denselben Mitteln des Worts und der Schrift, nach ihrer Weise mit der inquisitorischen Gewalt und der Büchercensur entgegenwirken. Zwischen Holland und Belgien entstand eine tiefe Kluft, die von den belgischen Behörden gegen jede Überbrückung mit Strenge bewacht ward, indem drüben ja die Sprache sich frisch entfaltete und der protestantische Geist ungehindert schuf und sprach. Man gewöhnte sich allmählich in Belgien, alles Geschriebene aus Holland für gefährlich zu erachten, zumal dem Katholicismus; die Bücher, die man dem Volke noch in die Hände gab, waren obscure Gebetlitaneien und jesuitische Tractätlein. Die eigene Sprache lag brach, und wer einige Geistesnahrung suchte, mußte nothgedrungen dem Französischen sich zuwenden, indem damals in Frankreich wenigstens unmittelbar gegen den Katholicismus nichts geschrieben werden durfte. Freimüthige französische Schriftsteller ließen ihre Werke ja in Holland drucken, dort auch erschienen die bedeutenden Zeitungen. Dieser jämmerliche Zustand, vorbereitet durch die Hand subalterner Tyrannei, der schlimmsten von allen, hat ganz gewiß dem Einschlemmen französischen Geistes und der endlichen Besetzung des Landes durch die Franzosen die Bahn geebnet; aus diesem Zustande noch ist endlich das Bündniß erwachsen zwischen dem katholischen und liberalen Prinzipe zum Sturze des

niederländischen Königreichs wie früher der österreichischen Herrschaft. Die Tyrannei bestraft sich immer selber, indem ihre Mittel zuletzt gegen sie ausschlagen, wie die Bosheit sich stets in ihren eigenen Schlingen fängt.

So war es mit dem frühern sprachlichen Auseinandergehn der Norddeutschen noch nicht genug, auch die niederländische Schriftsprache selbst trennte sich wiederum, dem kirchlich-politischen Spalt der Niederlande folgend. Hierin gerade weit mehr, als in dem, was man gewöhnlich annimmt, daß das französische Element bei den Niederländern des Südens sich schon so tief eingewühlt hatte, liegt der Hauptgrund davon, daß nach der von ihnen so lebhaft ersehnten Abschüttelung des französischen Joches, sie doch in der Verbindung mit Nordniederland vorerst keine Grundlage für die sprachliche und volkseigene Selbständigkeit erblickten, daß ihnen die holländische Schrift fast wie ein fremdes Idiom erschien, ja daß noch funfzehn Jahre später einige tonangebende Vläminge — freilich, sie sind seitdem anderer Meinung geworden, — unter den Gründen zum Aufstande gegen die niederländische Regierung mit den Wallonen auch den angaben, daß statt des Französischen das Holländische als Nationalsprache hätte gelten sollen. So weit gingen jedoch nur Wenige. Mehr hatten die Vlamingen es übel genommen, daß das Niederdeutsche auf holländische und nicht auf vlämische Weise hatte geschrieben werden sollen, ungeachtet der Unterschied der beiden, im Leben selbst wieder in verschiedene Sprecharten abschattenden Idiome, insofern sie sich als Schriftsprache darstellen, sich weniger auf den unbedeutenden Kleinigkeiten in der Schreibung, als auf ihrer ganzen formalen Ausbildung und dem Gepräge ihrer Volksart gründet. Eben dieser Unterschied ist häufig verkannt worden. Seit der Reformation, die im Süden zuckend unterlag, und seit

der Abschüttelung der spanischen Herrschaft durch die sieben nördlichen Provinzen trat ein scharfer Gegensatz der Geschichte und Lebensweise zwischen sie ein, der nicht ohne Einfluß auf die Sprache bleiben konnte, zumal die Regierung im Süden, wie gesagt, ängstlich bemüht war, eine geistige Markscheide gegen den Norden und dessen freiheitathmende Litteratur aufzurichten. Nordniederland hatte Gelegenheit, seine Volkssprache, die auch die Sprache seiner Regierung war, auszubilden, und die wichtige Aufgabe, die es für Vertheidigung der religiösen und bürgerlichen Freiheit in der Geschichte des 17. und 18. Jahrhunderts zu erfüllen hatte, seine Kräfte auf unerhörte Weise steigernd, dehnte die Bedeutung seiner Sprache und engen Nationalität über Europa aus. Das Gegentheil galt von Südniederland, einem Anhängsel fremder Kronen, und der „Scheidemünze, mit welcher man durch Abtretung einzelner Gebietstheile die meisten Friedensverträge ausglich.“ Mit dem Erliegen unter dem spanischen Schwerte schien auch der alte Unabhängigkeitssinn erlegen zu sein, und spätere Aufflackerungen desselben, an denen es selbst bei der französischen Besitzergreifung nicht fehlte, waren doch zu vereinzelt und machtlos, um dauernden Erfolg zu haben.

Waren die Verhältnisse unter spanischer und österreichischer Herrschaft freilich litterärer Entwickelung nicht günstig, so ward doch wenigstens dem Volke sein sprachliches Recht nicht verkümmert, und die Landessprache erhielt sich in den Provinzialständen, Gerichtshöfen und städtischen Behörden ungekränkt bis zur Zeit der französischen Herrschaft. Mit der förmlichen Einverleibung Belgiens in das neue Frankreich stellte dieses sein Idiom als Nationalsprache, als die vor Amt und Gericht allein zulässige, auf. Der Nationalconvent suchte alle deutschen Zweige gründlich abzuschneiden, er beschloß auf Kosten der Nation einen

Lehrer der französischen Sprache in jede Gemeinde der neuen französischen Provinzen am Rhein, an der Schelde 2c. zu senden, und mit der „Sprache der Sklaven", wie er sich albern ausdrückte, „den letzten Ring der Kette, welche die Tyrannei den Völkern auflegte", zu zerbrechen. Um die „Sprache der Freiheit" nun den Belgen einzukeilen, brach neben der Armee ein ganzes Heer elender französischer Beamten in's Land herein, die bis in die unterste Stufe der Verwaltung und des gerichtlichen Verkehrs Alles französisch umzuwandeln suchten. Der Zwang der Franzosen ging so weit, daß man selbst Verträge über Privatangelegenheiten, notarielle Acte 2c. französisch abfassen mußte. Schon 1803 ward in Paris befohlen, daß nach Ablauf eines Jahres alle öffentlichen Erlasse nur noch französisch abgefaßt werden sollten; 1812 verbot Napoleon sogar das Erscheinen von Zeitungen in vlämischer Sprache, ja der Druck von Gebetbüchern in derselben sollte nicht mehr gestattet werden! Der Rückschlag gegen solch unerhörte Tyrannei konnte nicht ausbleiben, der alte Freiheitssinn erwachte wieder, auch die erbitterten Belgen reihten sich eifrig und tapfer den Völkern an, die aufgestanden waren, Napoleons Zwingherrschaft zu brechen und französischen Übermuth zu rächen. Merkwürdig ist folgende Stelle einer Bittschrift, damals von 145 Ältesten und Syndiken der neuen Brüsseler „Sectionen" unterzeichnet: „Die Völker Deutschlands haben die Sprache ihres Landes wieder zu Ehren gebracht, und wir, wir müssen erröthen, weil wir noch das Joch der französischen Sprache tragen; es ist Zeit, daß die Niederdrückung der vlämischen Sprache aufhöre."

Die niederländische Regierung setzte die Volkssprache, vorzüglich durch das Gesetz vom 15. September 1819, wieder in ihre Rechte ein, die sie bis 1796 siegreich behauptet hatte, und sorgte

gewissenhaft für ihre Erlernung in den untern und höhern Schulen. So schien mit der Wiedervereinigung der südlichen und der nördlichen Niederlande unter dem Hause Oranien ein neues goldenes Zeitalter für die niederdeutsche Sprache anzubrechen; auch hätte die Regierung darin auf Dank zählen können, wenn sie nicht in andern Beziehungen Fehler in Menge gemacht und einen allgemeinen Widerstand gegen sich aufgeregt hätte. Selbst hinsichtlich der Sprache übereilte man sich unglücklicher Weise: man wollte das, was sich unausbleiblich auf freiem Wege von selbst gestaltet hätte, mit stürmischer Gewalt erzwingen, und König Wilhelm mußte dieselbe Erfahrung machen, wie vor ihm Kaiser Joseph, der für Österreich um ein halbes Jahrhundert zu früh dagewesen. Umfaßte das neue Reich doch viermal mehr Deutsche als Wallonen, die zudem durch geschichtliche Erinnerungen und gewichtige Anliegen an ihre deutschen Mitbürger gebunden waren! Die holländische Eile machte die Vlamingen selbst stutzig, sie ließ ihnen, abgesehen von dem kirchlichen Gegensatze, keine Zeit zur langsamen Überbrückung der Kluft, die sich während fast dreier Jahrhunderte getrennten Lebens zwischen der geschliffenen holländischen und der verrauhten vlämischen Sprache gebildet hatte.

Man weiß, wie sehr die Umwälzung von 1830 zum Nachtheil der Vlamingen ausgefallen ist: nach siebzehn Jahren schmachten sie, trotz wiederholter Vorstellungen, politisch unter einem viel härtern Sprachdrucke, als der war, über welchen die Wallonen sich vor 1830 ohne wahren Grund beklagten; sodann haben wälsche Beamten in Flandern die holländischen ersetzt, auch nach dieser Seite hin hat sich der Zustand verschlimmert. Um die Bewegung von 1830 überhaupt zu begreifen, muß man sich erinnern, daß die Sprache weniger einen Grund als einen Vorwand abgab, den man geschickt benutzte: das sprachliche Anliegen ward von der

stärkern politischen und kirchlichen Bewegung, die sich gegen das protestantische und altständische Holland verschwistert hatten, völlig verdunkelt. Indeß hatten während Belgiens Einverleibung in Frankreich auch viele Belgen sich an französischen Geist, an die fremde Sprache und Sitte gewöhnt; das Deutsche hatte sich in die Tiefe zurückgezogen. Die Presse, die Bücher, alles war französisch noch von der Zeit des französischen Reiches her, und die ersten schwachen Versuche dagegen hatten kaum noch Luft gewonnen; in keinem Falle hatten diese 1830 schon Stärke genug, um, wenn auch nicht der Revolution entgegenzutreten, doch ihr eine volksmäßige Richtung zu geben: die Revolution war eine Geburt des französischen Geistes, dem sich das katholische Interesse hinlieh, aus Feindschaft gegen den holländischen Protestanteneifer. Die katholische Geistlichkeit, voll alten Mißtrauens wie die Menge voll Vorurtheile gegen Holland, war durch die schlauen Wälschen, denen mehrere ihrer obersten Lenker angehörten, wie denn überhaupt noch mancherlei Beziehungen zwischen dem französischen und dem belgischen Klerus fortbestanden, leicht für ihre Religion besorgt zu machen; einige Unbesonnenheiten der holländischen Regierung steigerten die Besorgniß. Die Holländer selbst zeigten ihre protestantischen Vorurtheile nicht selten bis zu einem widerlichen Grade; alles gegenseitige Vertrauen schwand. Der größte Theil der katholischen Geistlichkeit begreift jetzt allerdings, daß sie befangen war, als sie verschmähte, auf gesetzlichem Wege Gewähr für ihr kirchliches Prinzip zu erringen: die holländischen Dissertationen über den Protestantismus waren für den Katholicismus ohne Gefahr, während der mit der französischen Litteratur hereinbrechende Materialismus und Unglaube die Grundveste der Kirche antastet: ihr ehmaliger französisch-liberaler Bundesgenosse ist jetzt ihr Gegner und wünscht, der radicale Theil

wenigstens, nichts mehr, als sich ihrer auf irgend eine Weise ganz entledigen zu können.

Während also die Holländer früher eine große geistige Thätigkeit entfaltet hatten, ließen die Vlamen unter dem herrschenden Glaubensdruck nach und vernachlässigten ihre Sprache, die seit der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts ohne Fortbildung blieb, ja in Rohheit sank. Unter dieser rauhen Schale jedoch blieb das Vlämische im Munde des Volkes rein, keusch und kernvoll. Das Holländische hingegen verfeinerte sich zwar sehr, allein da es sich zu jenen Zeiten so wenig als andere Sprachen des Französischen erwehren konnte, so nahm es zugleich im Munde der Gebildeten viele französische Ausdrücke, zumal Zeitwörter mit holländischer Endung in sich auf und entstellte sich zuletzt so sehr mit Fremdwörtern, daß es dem Vlaming fremdartig vorkommen mußte. Dies erschwerte dem Belgen an das Holländische anzuknüpfen; auch war es nicht eben leicht für ihn, über die eingedrungene französische Bildung hinweg ein paar Jahrhunderte zurückzugreifen und an das damals noch blühende Vlämisch sich wieder anzulehnen, was erst einer langen gründlichen Vorbereitung bedurfte. Der anschaulich denkende Vlaming hatte keinen Sinn für die holländische Prosa mit ihrer protestantischen Reflexion, ihrer abstracten Begrifflichkeit, ihren pedantisch schleppenden und unklaren Satzbildungen, strotzend von Zwischensätzen und Anhängseln. Es schien, als habe sich die Abscheidung an der Sprache selber strafen wollen. Der Vlaming fand kein Behagen an diesem einförmigen Style, der kaum frische Anschauung und Eigenthümlichkeit noch gestattete, an diesen langgezogenen Sätzen, der ganzen holländischen Nüchternheit; er fühlte darin einen Zwang und fand sich selbst, seine Derbheit, seine trotzige heitere Hingebung nicht wieder. Waltet ein ähnliches Verhältniß, wenn auch minder

schroff, nicht in unserer Hochsprache zwischen den norddeutschen und den süddeutschen Schriftstellern ob? Diese sind im Ganzen einfacher, klarer, runder in der Darstellung, überhaupt mehr eins mit ihrem Style, in welchem sich gleichsam abspiegelt, daß unsere Schriftsprache, als wesentlich aus den oberdeutschen Mundarten geprägt, für sie ganz natürlich und unmittelbar ist, während sie uns Niederdeutschen schon mehr angelernt wird und durch Reflexion beikömmt; dazu der tiefsinnige protestantisch spekulirende Geist des Nordens, und man darf sich nicht wundern, daß hier oft aller lebendiger Styl in Begriffen, schleppender Satzbildung und Dunkelheiten untergeht. Wie aber etwa der gebildete norddeutsche Kaufmann darüber die Nase rümpft, daß der süddeutsche Bauer kein ihm verständliches Schriftdeutsch spricht, so kam auch dem verfeinerten Holländer das Niederdeutsche im Munde des vlämischen Volkes, wo es von seiner alten sonoren Kraft des Mittelalters viel verloren und selbst in den Formen eingebüßt hatte, gar rauh und hart vor: er sah darin eine rohe, ungeschliffene Mundart, die ihn abschreckte, seine eigene Sprache wieder in lebendige Wechselwirkung mit ihr zu setzen. Die Holländer überhoben sich nicht nur wegen der geleckten Form ihrer Sprache, sondern auch wegen des größern, in ihr langsam angesammelten Gedankenschatzes, der eben auch nicht die starke Seite der neu aufkeimenden vlämischen Litteratur werden konnte; sie nahmen gegen das plumpe Vlämisch ungefähr eine Miene an, wie der Pariser gegen die Provinz. Sie sahen den eigenen Zopf nicht, der ihnen nach hinten gewachsen, weil Abgeschlossenheit immer Verkrüppelung der Volksbildung mit sich führt. Stolz darauf, daß sie früher eine gebildete Litteratur als das übrige Deutschland hatten, daß ihre Cats und van Vondel bereits in der Rokokozeit des siebzehnten Jahrhunderts ihrer

Sprache „klassische" Blüten gegeben, glaubten sie selbst mit Geringschätzung auf die große deutsche Geistesbewegung, die mit Klopstock und Lessing ausbrach, herabblicken zu dürfen. Bezeichnete doch Bilderdyk, wie Voltaire Shakespeare einen besoffenen Wilden nannte, Schiller als einen des Tollhauses würdigen Poeten! Diesem klassischen Sprachhochmuth der Holländer stemmte sich der vlämische Naturtrotz entgegen, und fast kann man, in Betracht der jetzigen frischen Entwickelung des vlämischen Geistes, als ein Glück preisen, daß er sich der auf Stelzen gehnden Muse, überhaupt der geistigen Kultur der Holländer nicht unterworfen, sondern sich die freie Bahn offen gehalten hat. Denn gerade weil die Vlamingen, bei weniger Gelegenheit ihre unterdrückte und vereinzelte Sprache auszubilden, an der Poesie der batavischen Perückenzeit nicht Theil genommen, ist ihre Sprache auch nicht gebunden an die Zwangsgesetze, die seit jener Zeit in der holländischen Litteratur sich verknöchert hatten; ihre frisch aufstrebende Litteratur kann, wie der ganze Geist des jungen Staats, das größte Maaß von freier Bewegung für sich in Anspruch nehmen und selbst auf Nordniederland wohlthätig zurückwirken. In der That, sie hat sich einerseits unter Willems' Vorgange wieder an den naiven, kräftigen und zopflosen Geist der Dichtung und Chronikensprache des fünfzehnten Jahrhunderts angeschlossen, und sucht nun zugleich andererseits, vorerst wissenschaftlich, dem Gange verwandter englischer und deutscher Litteratur zu folgen, die der Natur wie dem Geiste ihrer Sprache völlig entspricht. Diese Anlehnung ist nöthig, und wäre vielleicht in verstärktem Grade durch Übersetzung von Volksbüchern nach unten, von Meisterwerken nach oben zu wünschen; denn um im eigenen Lande gegen die Sturmfluth der begünstigten französischen Litteratur aufkommen zu können, müssen die vlämischen

Schriftsteller ihren Landsleuten die Pforten der zwei großen verwandten Litteraturen öffnen, wodurch sie selber an Erweiterung des Geschmacks und der Gedanken gewinnen und die Wiedereinsetzung der Muttersprache bei allen Ständen vorbereiten würden. Der Geist des einen Volkes hat sich von jeher an dem des andern entzündet, und indem Lessing mit der Rechten den französischen Ungeschmack abwehrte, hat er mit der Linken zugleich auf Shakespeare hingewiesen.

Indeß müssen wir anerkennen, daß die holländischen Schriftsteller seit der Abschüttelung des französischen Joches sich bestrebten, die Fremdwörter aus ihrer Sprache wieder auszumerzen und die Wortbildung deutsch herzustellen; man ging mehr und mehr auf den Stoff und den Geist der deutschen Sprache zurück. Es ist nicht genug zu rühmen, wie sehr sie dadurch in den letzten Jahrzehnten ihre Sprache gereinigt, gehoben und erweitert haben, und immerhin sind ihre Feith, Tollens, Bilderdyk Zierden der niederdeutschen Prosa und Dichtung. Da diesen Bemühungen die ersten Bestrebnisse in Flandern, die alte vlämische Litteratur wieder aufzuwecken und eine neue daran zu knüpfen, entgegenkamen, so durfte man hoffen, daß beide sich von selbst wiederfänden und als den gemeinsamen Zweig eines größern Sprachbaumes erkännten: die frische Form des Vlämischen würde die holländische Eintönigkeit brechen, der geschliffenere Gedanke des Holländischen das Vlämische verfeinern, und beide sich dadurch zugleich der gesammtdeutschen Schriftsprache nähern. Dann aber nur konnten sie Kraft genug gewinnen, der politischen Bewegung einen wahrhaft volkthümlichen Gang und ein nationales Ziel zu geben. Die Zukunft der Niederlande läßt sich nicht von dem Schicksale ihrer Sprache trennen, Selbständigkeit, wahre Entwickelung können sie nur durch diese erlangen und nur in dem Maße behaup-

ten, als sie in ihrer Sprache zum Selbstbewußtsein gelangen. Dies aber ist zugleich das Bewußtsein, das Glied zu sein eines größern Ganzen, und in dem Gliede keimt das volle Bewußtsein nur durch das Leben des Ganzen. Hierin liegt der allgemeine Zusammenhang mit dem Deutschthum, das in den Niederlanden vorwärts streben muß, schon weil es jenes Bewußtsein fördert und dadurch seinen Einfluß verstärkt. Es giebt keine einseitige schöne Zukunft für Belgien oder für Holland, sondern nur eine gemeinschaftliche mit dem Deutschthum überhaupt. Die edelsten Männer in Flandern, Brabant und Holland, welche ihrem Volke das alte Heiligthum bewahren und seine Zukunft retten wollen, haben begriffen, daß sie freilich ihre ganze Liebe dem Anbau des Niederländischen zuwenden, doch zugleich in geistige Verbindung mit Deutschland treten und dem Eindringen der französischen Litteratur die gesammtdeutsche entgegensetzen müssen. Das hatte leider die holländische Regierung völlig verkannt. Wie König Wilhelm I., mit Mißachtung der deutschen Volksbegeisterung, die ihn auf den Thron der Vereinigten Niederlande geführt hatte, ein besonderes niederländisches Handelssystem gegen Deutschland durchführte, so wollte er gleichsam auch in seinem Reiche ein engherziges holländisches System der Sprache, Litteratur und gelehrten Bildung durchsetzen; er vermochte sich nicht auf den höhern, allgemein deutschen Standpunkt zu erheben, der von neuem in der Geschichte aufgegangen war, und auf dem er allein die nöthigen geistigen und körperlichen Kräfte sammeln konnte, um das Königreich der Vereinten Niederlande gegen den unablässigen französischen Andrang zu schützen. Dieser höhere deutsche Standpunkt wird noch heute wenig verstanden, selbst von denen, welche über die neuere Geschichte der Niederlande geschrieben haben oder die sogar mit am Steuer sitzen.

Es bedarf keines Beweises, daß die Rücksicht für die französische Sprache in Flandern niemals eine Triebfeder der Revolution bilden konnte; im Gegentheil, durch die wallonischen Angriffe auf das Niederdeutsche ward hier zum Widerstande gegen das Französische angespornt, der damals zwar schwach und vereinzelt blieb — und daran war lediglich das Benehmen der Regierung schuld — aber doch den Anfang und Grund der neueren Bestrebungen für vlämische Litteratur bildete, welche sich selbst unter der gehaßten französischen Herrschaft nur auf Erinnerungen und fleißiges Vlämischsprechen beschränkt hatten. In Vlämisch-Belgien war überhaupt keine Triebfeder gegen Holland thätig, als das alte Mißtrauen und die durch gewisse Maßregeln, denen die liberalen Franzosen im Doppelsinn Beifall zujauchzten, aufgeschreckte Besorgniß des katholischen Klerus gegen Hollands protestantisirende Absichten. Jede Handlung, der sich entfernt eine Feindseligkeit gegen den Katholicismus andeuteln ließ, ward als die Kirche bedrohend dargestellt, und wo die Regierung wirklich gerecht zu sein schien, wie im Religionsunterricht, der in den gemischten Schulen rein christlich gehalten werden sollte, da legte man es ihr als Indifferentismus aus, der noch gefährlicher wirke. Indeß wollte der Klerus, wenn er der fortdrängenden französischen Partei auch seinen Einfluß lieh und ihr die Hand reichte, doch nicht mit ihr zu einem Ziele kommen; er verhielt sich mehr leidend, doch eine Null hinter der Eins bildend. Flandern und Antwerpen folgten nur zögernd, ja theilweise mit Widerstreben und Abscheu der französisch-wallonischen Bewegung; doch machten sie auch keine Anstrengungen, sie zu einem andern Ende zu leiten. Die belgische Revolution von 1830 war vielleicht für die spätere Entwickelung nöthig, nur geschah sie nicht im echt volksmäßigen Geiste; die Zeitungsschreiber und Advokaten, die unmittelbar am

meisten dazu beitrugen, waren, wo nicht Franzosen, so doch französisch gebildet. Auch hat sie zunächst nur Frankreich näher geführt, nicht zu dem Ziele, das die besten Belgen davon erwarteten, zu einer nationalen Selbständigkeit. Dieses Ziel ist noch zu erringen.

Wenn Belgien nach vielhundertjährigen Kämpfen endlich in die glückliche Lage gekommen, sich eine seiner Volkseigenheit entsprechende, freie Entwickelung zu geben; so muß hier vor Allem die Sprache entscheiden, um welche ja selbst jene Kämpfe großentheils geführt wurden. Eben deshalb ist die Lösung der Aufgabe in Belgien schwieriger als in Holland, wo nicht zwei scharf geschiedene Volksbestandtheile mitten durch den Kreis einer angeblichen Nationalität laufen, und keine den Sieg dauernd zu erlangen fähig scheint. Wie kann da geholfen werden?

Man hat gesagt, es seien nur drei Auswege denkbar: entweder man bildet eine der beiden einheimischen Mundarten zur herrschenden Sprache aus, oder man giebt sich ganz dem französischen Einflusse hin, oder man schließt sich an die germanischen Nachbarn. Vielleicht giebt es noch einen vierten Ausweg, und der scheint mir allein der richtige zu sein, nämlich: die gleichberechtete freie Entwickelung der beiden Sprachglieder im Besondern und im Ganzen. Von Plänen, das Wallonische emporzubringen, ist wohl darum nie etwas verlautet, weil es stets unterdrückt gewesen ist, und neben der übermüthigen französischen Schwester nur „die Rolle der Aschenputtel" spielt. Sollte daher eine Mundart gelten, so übrigte nur das Vlämische. Indeß sind die Vlamingen, wie lebhaft auch der Eifer für ihre Sprache erwacht, doch weit entfernt, dieselbe ihren wälischen Staatsbrüdern aufdringen zu wollen; nur nicht selbst unterdrückt werden wollen sie, nicht unterdrücken. Auch wissen sie, daß dies nur einen ent-

gegengesetzten Eifer wecken könnte, daß der Zwist in's innerste Lebensmark greifen und keine Versöhnung möglich sein, für den Staat also auch wenig Trost darin liegen würde. Jede Unterdrückung des einen Theils durch den andern bannte die Bahn des jungen Staats in einen Widerspruch mit den Gesetzen der Natur, lockerte jede Gewähr der Dauer und des Gedeihens; das Ende wäre, daß das Land von neuem sich spaltete und Germanen und Romanen jeder Theil dem natürlichen Mittelpunkte zufielen, unter Auflösung des Staatsverbandes. Das wäre eine Zerschneidung, keine Lösung der Aufgabe, und darum faßt ernsthaft sie so kein guter Belge, obwohl der Orangismus an eine solche Theilung gedacht haben mag. Wir schließen daraus, daß Belgien keine Zukunft hat in der Herrschaft des einen Sprachgebiets über das andere, daß vielmehr beiden Theilen ihr Recht, d. h. eine freie Entwickelung aus ihrer Eigenheit heraus, werden muß.

Die andere Ansicht, Belgien werde sich dem französischen Einflusse hingeben, hat außerhalb Flandern bisher vorgewaltet. Kein Wesen verläugnet die Umstände seiner Entstehung, und eine Revolution von Pariser Schrot und Korn war der äußere Anlaß zu dem jetzigen belgischen Staate — indeß doch immer nur ein äußerer und nicht der innere nothwendige Grund des belgischen Staats, sonst wäre es um diesen gar schlimm beschaffen. Ohne den ungeheuern Einfluß des Anlasses zu läugnen, beherrscht dieser allein doch nicht alle Verhältnisse, und nimmermehr erduldet Belgien auf die Dauer die französische Herrschaft, das beweisen zwei Jahrtausend. In geistiger Knechtschaft gedeiht kein Staat, wächst keine Vaterlandsliebe, keine echte Tugend, kein wahrer Ruhm; zudem müßte die dauernde Herrschaft der Sprache und Sitte Frankreichs der politischen den Weg bahnen, und Belgien daher eben auf das verzichten, was es sucht und will. — Durch

eine bloße Anschließung aber an das Nordniederländische wäre wie die Erfahrung bewiesen noch wesentlich in den belgischen Zuständen nichts verbessert, da Holland auch nichts Selbständiges darstellt, und die vorhandenen Gegensätze ohne Vermittelung in einem größern Ganzen blieben. Der Anschluß an das deutsche Sprachganze hätte freilich weniger Nachtheile und mehr Vortheile, indem die weit überwiegende Bevölkerung deutsch ist und diese Hinneigung nichts Bedenkliches für die Selbständigkeit des Staats hätte, ja diese gerade durch einen Eintritt in den deutschen Staatenbund in der That nur gewinnen würde. Der natürliche Zusammenhang des Niederdeutschen mit dem übrigen deutschen Norden ist so eng, daß Hamburgische und Lübeckische Schiffer ihre Geschäfte zu Brügge und Antwerpen von jeher ohne Dolmetsch abgethan haben; selbst das Verstehn unserer Schrift wäre, wenn nur auf den Schulen nach richtiger Methode eingeleitet, für die Vläminge leicht zu erreichen. Immerhin würden indeß die Wallonen in eine untergeordnete Stellung gerathen, der belgische Staat mithin in sich selber zum Nachtheil seiner Entwickelung einen Widerspruch bergen.

Es übrigt mithin nur der Grundsatz: jedem Sprachgebiete seine natürliche Entwickelung frei zu lassen und sie durch eine dem entsprechende Leitung des Ganzen zu verbinden. So lautet unzweifelhaft das höchste Gebot der innern Politik Belgiens, und die Befolgung jedes andern Grundsatzes führt nothwendig entweder zur Knechtschaft des einen Theils oder wahrscheinlicher über kurz oder lang zur Trennung und Auflösung des Staats.

Nun, das ist auch was die Vlamingen wollen, nicht mehr und nicht minder. Ohne jede deutsche Nebenrücksicht müssen wir ihnen darin vollkommen Recht geben. Können die Wallonen ihre Mundart nicht eigenthümlich bebauen, so mögen sie ihre

Litteratur von Frankreich entlehnen; dies kann den Vlamingen jedoch nicht zugemuthet werden. Andererseits mögen die Vlamingen sich zuerst dem selbständigen Anbau der niederdeutschen Sprache zuwenden, in geistigen Verkehr mit ihren Brüdern in Holland treten, ihre höhere Entwickelung aber mit der gesammtdeutschen Geistesbewegung verbinden. Das politische Band mag in wahrer, in befruchtender und beglückender Freiheit beide Theile umweben, und dann die Zukunft des jungen Staats der Lenkung, die über die Geschicke der Völker entscheidet, getrost anheimgegeben werden. Also nur beiden Theilen ihr heiliges, von Gott und der Natur stammendes Recht erhalten, das nicht ungerochen verletzt wird! Ein Volk, dem man seine Sprache verachtet, das um seiner Sprache willen von natürlichen Rechten ausgeschlossen ist — ein solches Volk hat nicht minder Ursache zur Unzufriedenheit und zum Zorne als eines, dem man seinen Glauben antastet: in der Sprache wie in der Religion liegen die Heiligthümer des innern Menschen verwahrt, wenn auch unterweilen durch andere Zeitstörungen verdunkelt und überrauscht, doch immer im tiefsten Gemüthe geliebt und lebendig.

So sollte demnach von Gott und Rechtswegen es in Belgien stehn. Traurig, traurig für Alle, daß dem nicht so ist! Aus den Hauptfaktoren der Umwälzung von 1830 ergiebt sich der heutige beklagenswerthe Stand der Dinge.

Das Deutsch-Belgische hatte wenig Einfluß auf die Einrichtung des neuentstehnden Staats. Die französisch-wallonische Partei, den Umschwung durchführend, bemächtigte sich auch der Regierung, und Deutsch-Belgien gerieth in eine untergeordnete Lage. Sie besetzte alle Stellen mit ihren Leuten, und Flandern und Brabant wurden überschwemmt mit wallonischen Beamten und Franskillonen, d. h. französischen Glücksuchern. Binnen

wenigen Jahren erlangten an tausend Fremde das Recht der Einbürgerung in Belgien, und mindestens neunhundert von ihnen suchten es allein nach, weil sie ein mehr oder minder fettes Ämtchen erhascht hatten. Unter dem Gesetze vom 31. Mai 1824 war die Erlangung des Bürgerrechts einer Abgabe von 100 bis 600 Gulden unterworfen, und damals suchten nur gar wenige dasselbe nach; die Umwälzung befreite die Fremden stillschweigend von der Last, und seitdem hat Belgien durch die eigene Repräsentantenkammer mehr Einbürgerungsbriefe abgeliefert, als die übrigen europäischen Länder zusammengenommen — hat das gepriesene Frankreich doch während stark dreizehn Jahren nur dreimal dieses Recht verliehen! Namentlich fühlte Flandern bald, daß die angenommenen Brüder ihm als wahre Blutsauger in den verschiedensten Beamtungen auf den Nacken gefallen waren, und die Regierung, gemahnt durch eine weit greifende Verbitterung, sah sich endlich genöthigt, mit Einstimmung der Kammer wenigstens eine Registrationsabgabe von 500 Franken auf den Einbürgerungsbrief zu legen. Aber nur die Franzosen wurden in allem begünstigt, für sie fehlte es nie an Geld noch an Stellen; selbst die ministeriellen Blätter wurden von Franzosen geschrieben, die Presse von ihnen beherrscht, die Hochschulen wurden mit Franzosen besetzt, sogar in den Ministerien fanden sie Eingang. Dagegen blickte man mit dem Hochmuth der gröbsten Unwissenheit auf Deutschland, das weiter abwärts zu liegen schien, als Marocco und China, und verfolgte auf schnöde Weise jede Hinneigung zu demselben; für deutsche Gelehrte stand niemals ein Lehrstuhl offen, für französische zu jeder Zeit. Und wie behandelte man die Vlamingen selbst? Eine verrätherische Staatspartei, die mit Frankreich in geheimem Einverständnisse gelebt, hätte nicht ärger verfahren!

Niemand wird behaupten wollen, Belgien befinde sich schon

im Besitze des ganzen Guts der Freiheit. Dieses kostbare Gut läßt sich im Hurrah durch einen Straßenauflauf nicht erstürmen. Freiheit ist das Brod, welches die Völker im Schweiße ihres Angesichts erwerben sollen. Wallonen aber und Franskillone sind befriedigt, das ist Belgiens Unstern, während die Deutschen eben erst wieder nach ihrer Weise, nämlich gründlich, über ihre Lage zu sinnen anfangen. Jene wissen nichts, als den neugebackenen Staat, der sich wie ein französischer Ableger von den Pariser Blättern bei jedem scheinbar selbständigen Acte schülermäßig muß ausschelten lassen, und der überhaupt nach ihrer Ansicht nur durch die Gnade Frankreichs besteht. Die Vlamingen erinnern sich gern ihrer großen Geschichte, und wie sie Manns genug gewesen, wohl auf eigene Faust die Franzosen zu zwingen, das Hasenpanier zu ergreifen. Hievon wollen jene nichts wissen, weil sie früher in der Geschichte der Niederländer wenig bedeuteten; die vaterländische Geschichte soll eben mit der Revolution beginnen, mit ihrer Gelangung zur Gewalt, sie datiren Belgien von 1830, der großen Juliwoche. Hei! sie befinden sich seitdem ganz wohl. Die Vlamingen verstehn das Französische nicht so gut als sie und noch weniger das „Métier des solliciteurs;" sie sind zu gerade weg um, gleich jenen Fremdlingen, mit gebogenem Knie und niederer Schmeichelei die Stellen als eine Gunst sich zu erbetteln; sie haben das Unglück, von ihrer Mutter eine Erziehung zu erhalten, die dem Herzen von zarter Jugend an Rechtschaffenheit und Tugend einflößt. So bleiben die Ämter jenen beim Status quo gesichert, und in Flandern und Brabant, dem reichern Theile des Landes, giebt es die weit einträglichsten Stellen. Darf man sich unter solchen Umständen wundern, daß viele Beamten lieber Belgiens Einverleibung an Frankreich unter der Form etwa eines Vicekönigthums, welche ihnen das Regi-

ment in bisheriger Art überließe, als den Sieg einer wahrhaft nationalen Bewegung sehn würden? Daß man in gewissen Brüsseler Beamtenkreisen als unzweifelbare Gewißheit angenommen hören konnte, daß der nächste europäische Krieg Belgien an Frankreich bringen würde, ungeachtet diese Menschen bei öffentlichen Gelegenheiten pathetisch von belgischer Nationalität und Selbständigkeit perorirten? — — Bah, eine Fäulniß geht durch die ganze europäische Büreaukratie! — — —

Nein, die aus dem Umsturze von 1830 hervorgegangene Regierung hat das wahre Bedürfniß des Landes, die allein mögliche Zukunft Belgiens nicht erkannt. Sie giebt dem einseitigen Anstoße der Revolution nach und verfolgt, hier bewußt dort unbewußt, den Weg auf welchem Belgien zu französischen Departementen umgewandelt werden müßte, wenn nicht früher durch den Zorn und den Instinkt des Volkes ein neuer Umschwung einträte. Dieser gefährlichen Richtung gehörten bisher mehr oder minder alle Ministerien an (Van de Weyers ausgenommen); wenn das eine etwas weniger offen das deutsche Element bekämpfte als das andere, so befolgten sie im Wesentlichen doch die nämlichen französischen Verwaltungsgrundsätze. Gleich das erste Ministerium nach der Revolution bestand größtentheils aus Wallonen, die, in Wort und Schrift der neuen Staatssprache mächtiger als die Vläminge, eher Zeit und Gelegenheit fanden, in die Staatsgeschäfte sich einzuarbeiten. Man wollte centralisiren, das Land einer Sprache unterwerfen, der französischen; Brüssel sollte, wie Paris das Haupt Frankreichs, der Mittelpunkt alles Lebens in Belgien werden; von ihm ging die Revolution aus, und um ihr Werk zu befestigen, muß ihm die Herrschaft gesichert werden. Doch hiergegen stemmen sich Land und Stadt mit steigendem Ernste, als noch zu tüchtig, zu

kernhaft, sich ihrer alten Freiheiten zu sehr bewußt, um sich dem französischen Centralisationsprinzip ohne Gegenwehr zu beugen.

Also von neuem änderte sich das Loos der Landessprache: das Französische ward in allen öffentlichen und amtlichen Beziehungen ausschließliche Staatssprache, so den jungen nach „Unabhängigkeit“ ringenden Staat durch das stärkste Band an den südlichen Nachbar fesselnd. Zwar besagt der 23. Artikel der belgischen Verfassung: der Gebrauch der in Belgien herkömmlichen Sprachen (niederdeutsch, französisch, hochdeutsch) ist dem Belieben eines Jeden freigestellt (facultatif), nur für die Actenstücke der öffentlichen Behörde und für gerichtliche Angelegenheiten kann er einer Regel unterworfen werden. Grundsätzlich sind mithin beiden Theilen gleiche Rechte gewährleistet, und in diesem Sinne sollte, wie der nämliche Verfassungsartikel vorschreibt, die Freiheit der Sprachen durch ein Gesetz näher geregelt werden, das jedoch, trotz der vlämischen Bittgesuche darum, unterblieben. Thatsächlich aber ist diese Freiheit für neun Zehntel der Vlamingen völlig trügerisch. Gleich nach der Revolution fand sich die niederdeutsche Sprache unterdrückt, sie war des Orangismus verdächtig, man betrachtete sie wie ein holländisches Werkzeug. Die sogenannte gute Gesellschaft, immer bereit vor dem Götzen der Mode sich niederzuwerfen, wies ihr wie einer plötzlich Verarmten jetzt die Thüre, und die modesüchtigen Weiber, die Gecken, alle diejenigen, welche dem gesellschaftlichen Vorurtheil gehorchen, fürchteten mit dem „Volksjargon“ den feinen Mund zu verunzieren. Ach, nicht immer sieht das Volk durch Bewegungen, in seinem Namen mittelst seiner Kräfte ausgeführt, das gefördert, was ihm zunächst und am meisten frommen kann. Dieses zum Theil selbst aufgelegte Joch war ganz gemacht, die niederdeutsche Bevölkerung Belgiens in einer herabwürdigenden Art von Unmündigkeit nieder-

zuhalten, in einem Helotenzustande, der das Ehrgefühl und den Stolz der Edlern und Bessergesinnten unter ihnen empören mußte. Worin die rechte Volksfreiheit auch besteh, sie ist schlechthin unvereinbar mit der Unterdrückung der Volkssprache, und wäre die in der fremden Sprache geschriebene und vollzogene politische Verfassung die denkbar freieste! Wenn die volle politische Freiheit im objectiven Communismus des Staats besteht, mit andern Worten, wenn die Neigung gegen die innerliche Einheit des Volkes und Staats es ist, worauf der feste und nationalwohnhafte Bau der Zukunft aller Völker allein ruhen kann — ein Bau des Volksstaats, den England bisher am kräftigsten ausgeführt, besonders seit Cromwell und Wilhelm III. die Eckſteine der politischen Freiheit in die Geschichte Europa's vorgeschoben — wenn das wahr, dann ist Belgien gegenwärtig von diesem Ziele noch weit entfernt, ungeachtet seiner geschriebenen, sehr freien politischen Verfassung.

Das Grundgesetz sagt: alle Belgen sind gleich vor dem Gesetze. Die Wirklichkeit, verschieden von der Gesetzlichkeit, aber sagt: in Belgien bestehn zwei Volksbestandtheile mit verschiedener Sprache, von denen der kleinere herrscht, der größere als unterworfen behandelt wird. Für jenen ist das Grundgesetz eine Wahrheit, ja ein Vorrecht: er genießt ausschließlich alle in demselben gewährleisteten Freiheiten, er weiß alles was im Staate umgeht, was man in den Kammern, in den Provinzial- und Gemeinderäthen verhandelt, was man in den Gerichtshöfen spricht und erkennt, was der Fürst beschließt und das Gesetz gebeut. Durch dies alles, sowie dadurch, daß der volle Besitz seiner Muttersprache allein ihn zu allen Ämtern befähigt, hat er natürlich ein großes Übergewicht im Staat erlangt und sich der meisten Ämter, der höchsten wie der geringsten, bemeistert.

Vlämisch-Belgien dagegen, das eine Million Seelen mehr zählt als die wallonischen Gebiete und mindestens zwei Drittel aller Steuern, Schatzungen und Zölle aufbringt, Vlämisch-Belgien, das auf funfzig Einwohner kaum Einen zählt, der französisch versteht, wird bis auf die untersten Kreise hin französisch verwaltet. Von der Staatsregierung bis zu den Gemeindebehörden steht man nicht an, den Grundsatz auf die schnödeste Weise zu verläugnen, der Öffentlichkeit in allen Staats- und Regierungsangelegenheiten heischt, und der als der schönste Siegeszweig der belgischen Revolution gepriesen wird. Seine Sprache ist von allem was amtlich in Belgien geschieht, ausgeschlossen, man kennt sie nicht in den Kammern und Ministerien, vor den Gerichtshöfen wird sie nur aus dem Munde eines Angeklagten oder in dem eines Dolmetsch (!!) gehört; von den Gesetzen und königlichen Beschlüssen besteht in der Sprache der Mehrheit kein amtlicher rechtskräftiger Text (die von Staatswegen ausgegebene vlämische Übersetzung des Gesetzes hat weder Kraft noch Beglaubigung, und dem Richter ist es verboten sie zu Grunde zu legen), der Vlaming muß in allen Dingen den kostbaren Beistand eines Rechtsgelehrten anrufen, um dem Gesetze nicht zu verfallen. Für den Vlaming sind die Thüren der Rathsäle und Gerichtshöfe so gut wie geschlossen, er hat dort nichts zu thun, er versteht und hört nicht was dort gesagt wird — er vernimmt immer nur das eine Wörtchen vlämisch: betael (bezahle)! Natürlich ist in Folge dessen dieser Volksbestandtheil seines Einflusses im Staate verlustig gegangen und aus den Ämtern, den geringsten wie den höchsten, verdrängt worden — er lebt als Fremdling auf seinem eigenen Boden, und der wirkliche Fremdling spielt darauf den Herrn.

Nein, nein, beneidet Belgien nicht mehr um seine Freiheit,

das ist eitel Blendwerk. Dieser Ritter, der aus der Ferne in so glänzender Waffenrüstung erscheint, ist nur ein armseliger Komödiant mit einem Harnische von vergoldetem Papier. In Wirklichkeit lebt dort ein Volk, dem man seine heiligsten Rechte geraubt hat. Ja, die Vlamingen leben in ähnlicher Unterdrückung wie einst die von den Römern durch Schwert und Gesetz unterworfenen Völker; oder milder ausgedrückt, es findet ein Verhältniß wie im Mittelalter statt, als die Bücher-, Staats- und Richtersprache lateinisch, dem Volke mithin unverständlich geworden war; nur gilt hier statt des Lateinischen das Französische. Dadurch entstehn zwei Klassen: die dienende, welche die große Masse ausmacht und keine Bildung erhält, und die herrschende, welche die fremde Sprache kennt. Beide trennt eine unendliche Kluft, und das moralische Elend, das hieraus hervorgeht, ist nicht zu übersehen. Ein Vater, von Herzen Vlaming, muß dennoch seinen Söhnen eine fremde Erziehung geben, obwohl er nur zu gut weiß, daß Gemüth und Charakter darunter leiden, bloß weil sie außerdem in der Welt nicht fortkommen und am wenigsten Hoffnung auf ein Amt haben, oder als Lehrer, als Jurist, als Bürgermeister, als Deputirter in den Kammern oder selbst als Geschäftsmann ihr Bestehn zu finden. Die Geistlichen müssen französisch predigen, wollen sie Eingang bei den sogenannten Gebildeten finden, und wenn sie auch oft mit französischer Zunge mahnen festzuhalten an niederdeutscher Sprache und Sitte und den Feind mit seinen eigenen Phrasen bekämpfen, das Volk versteht von solchen Predigten kein Wort und entfremdet sich dem Gottesdienste. Allein in der Unverständlichkeit der Gesetzbücher für das Volk, das die Nichtkenntniß des Französischen auf tausendfache Weise büßen muß, liegt unmenschlicher Zwang. Vor 1830, als man noch in seiner Sprache das Recht verwaltete, war

das Volk bereits dahin gekommen, die meisten Prozesse, namentlich vor der zuchtpolizeilichen Rechtsbank und dem Friedensrichter selbst zu besorgen; heute versteht es nichts mehr vom Rechtsgange, Bauer und Bürger können sich nicht selbst mehr vertreten. Advokaten und Beistände finden hierbei ihren Vortheil, und in der Regel muß ihr Gemeinsinn vor ihrem Eigennutze zurückstehn. Jede Notiz, jede Zuschrift von den Gerichten, der Polizei, den Behörden erhält das Volk in einer ihm unverständlichen Sprache, der gemeine Mann lebt unter beständiger kostspieliger Vormundschaft — denn jede Frage bei jeder Gelegenheit kostet Geld — wie ein Kind, und ohne beurtheilen zu können, wie seine Sachen geführt werden. Diese künstliche Unmündigkeit des Volkes füllt nur der Gerichtsadvokaten und ihrer gierigen Helfershelfer Taschen, welche daher hitzige Vertheidiger der französischen Sprache und Rechtsführung sind. Die Juristen werden natürlich französisch gebildet, und die ganze Rechtsentwickelung ist dem eigentlichen Volksleben entgegen. Die Gerichtshöfe verhandeln auch dann französisch, wenn Kläger, Beklagte und Zeugen nur vlämisch reden und verstehn. Die großen Garantien der Öffentlichkeit, Mündlichkeit, Schwurgerichte sind so gut wie nicht vorhanden für das vlämische Volk, ja sie schlagen zu seinem großen Nachtheil aus. Von den Geschwornenlisten, aus welchen bei jeder Assisensitzung 13 Geschworne nach dem Loose und mit dem Rechte der Abweisung seitens der Vertheidigung sowohl als des Staatsanwalts bestimmt werden, werden in der Regel die ehrenwerthesten Männer zurückgewiesen, weil sie entweder die fremde Sprache nicht kennen, oder, doch nicht ganz mit ihr vertraut, zu gewissenhaft sind das Gegentheil zu sagen. Ist es erhört, die Ausübung eines politischen Ehrenrechts an die Kenntniß einer fremden Sprache zu knüpfen? Heißt das nicht Spott

mit diesen Einrichtungen treiben, heißt es nicht das Volk eines wesentlichen Rechts berauben? Freilich haben die Kammern, gedrängt von der vlämischen Bewegung, zugestanden, daß die Vertheidigung auch vlämisch geführt werden dürfe; und der Grundsatz, welcher den freien Gebrauch der einen oder andern Sprache gestattet, hat im Auslande Manche über den wahren Stand der Dinge getäuscht. In Wahrheit aber ist das Gestatten des Vlämischen eine Lüge, und bleibt dies, so lange der Gebrauch des Vlämischen vor Gericht in den vlämischen Bezirken nicht gesetzliche Vorschrift wird. Wollte auch ein Advokat jetzt vlämisch plaidiren, so würden viele Richter, die Wallonen sind, ihn gar nicht verstehn, und die Verhandlung würde nach wie vor französisch sein, welches der Staatsanwalt, der Vorsitzer und der Hof selbst sprechen; jetzt plaidirt der Advokat selbst im Interesse seiner Partei französisch, weil er so besser verstanden wird und mehr Eindruck zu machen hofft. Die Beschuldigten und Zeugen aber sprechen meist nicht französisch; wie können die fremden Richter hinwieder, wie es sein sollte, den Zeugenaussagen, allen Nebenumständen folgen? Und welche Marter für den Angeklagten und seine Angehörigen! Der härteste Spruch, ja das Todesurtheil wird über ihn gefällt, ohne daß sie dem Laufe des Prozesses folgen, ein Wort von den Verhandlungen fassen können; und dann am Ende wird der arme Angeklagte, wie zum Hohn, gefragt, ob er noch etwas zu seiner Vertheidigung beizufügen habe, von der er nichts verstanden.

Täglich sehen wir, schrieb einst Vlämisch-Belgien, über vlämische Angeklagte französisch mittels eines Dolmetsch Gericht halten, denn selten trifft es sich jetzt, daß Vorsitzer, Richter, öffentliches Ministerium und Advokaten alle zugleich der Landessprache mächtig sind, und wäre dies auch der Fall, verhörte man

den Beinzichtigten ohne Zwischenkunft des vereideten Übersetzers, dem armen Blut wäre damit nicht geholfen. Die Anklage wird französisch begründet, man legt ihm allerlei Umstände zum Nachtheil aus, man schildert ihn mit den schwärzesten Farben, man ruft selbst sein Thun und Lassen, sein Sprechen und Schweigen, sein Geberdenspiel gegen ihn an — — — und er! Er sitzt dort auf der hölzernen Bank, mit gebeugtem Haupte und bebenden Gliedern, sein Herz klopft ängstlich, sein Busen ist peinlich zusammengepreßt — er weiß, es gilt seine Ehre, seine Freiheit, vielleicht seinen Kopf, und daß der Mann der da spricht, ihn den Geschwornen abverlangt, und daß der Mann beredsam, schlau, schlimm und erfahren ist. Da sitzt er, der arme unschuldige Familienvater, in der grauenvollsten Seelenpein; sein Lebenlang hat er unter schweren Arbeiten gekeucht, um für Frau und Kinder einen ehrlichen Bissen Brod zu verdienen — er nur und Gott wissen was er dafür in schlechten Zeiten gelitten, um nur nicht seinen und seiner Kinder Namen zu beflecken. Allein ein Schelmstück ist begangen, ein Zusammenlauf von Umständen zeugt gegen ihn; seine Frau, die todtbleich und mit brennenden Thränen um Erbarmen fleht, seine Kinder, die sich krampfhaft an sein Kleid klammern, Vater! Vater! schreiend — vergebens — sie sehen ihn, mit den Händen auf den Rücken geknüpft, hinweg in den Kerker leiten. Furchtbarer Zustand, der allen Schlaf aus den tiefgehöhlten Augen bannt. Doch noch eine Hoffnung hält ihn aufrecht, es gibt noch Rechtlichkeit auf der Welt, er wird sprechen, auf jede Anklage wird er antworten, alles auslegen, alles erklären, und dann, ja dann wird er kein Ungeheuer mehr scheinen, sondern ein Schlachtopfer sein, dann wird er mit hochschwellender Brust und glänzendem Blick in seine arme Wohnung zurückkehren und aus der Ferne schon den Kleinen zurufen: „Kinder,

Kinder, hier habt ihr euren Vater wieder!" — — Armer Mann; träume sanft in dem dunkeln Kerker, denn die Wahrheit — — — Die Thüre öffnet sich, man führt ihn vor die Gerichtsschranken, da sitzen die Geschwornen, die Richter treten ein, man ruft ihn; er lauscht, sein Herz bebt — o sicher, ein Trugbild umgaukelt ihn — da neben ihm steht ein Mann, mit einem schwarzen Talar umhangen, sein starrer Blick brennt ihm auf die Stirn, sein ausgestreckter Finger weis't auf ihn, seine Stimme donnert ihm in die Ohren. Was will der Mann? Was sagt er? — — Armer Mann, unbekannte Thatsachen zeugen gegen Dich in einer unverständlichen Sprache! Gibt es eine schaudervollere Peinigung? Da sitzt der Hausvater auf der Sünderbank, nicht wie ein Mann der mit eigener Kraft seine Ehre und sein Leben vertheidigen kann, der aus der Größe der Gefahr und dem ermuthigenden Gefühl der Unschuld die Macht schöpft, alle Scheinbeweise der Schuld zu Boden zu schlagen; nein, er sitzt da wie ein unmündiges Kind, arm an Kraft und an Worten, der sein Loos dem Eifer und der Geschicklichkeit eines Vogts überlassen muß. Er ist ganz Spannung, seine Seele klebt an den Lippen des Sprechers, wie gern opferte er die Hälfte seines Lebens um zu wissen, um zu verstehn was da gesprochen wird! Eitle Wünsche! Was er hört, sind für ihn bedeutungslose Klänge. Kalte Schweißtropfen tröpfeln Blutperlen auf sein Antlitz, seine Fäuste ballen sich krampfhaft, eine Thräne unnennbarer Seelenangst glüht in seinen Augen — — Sprechender Beweis von Unschuld! Doch nein, der Mann mit dem schwarzen Talar weis't auf dies Blut, auf die krampfhaft gepreßte Faust, auf die Thräne, und gegen ihn wird alles ein Schuldbeweis mehr — — Er weiß es nicht; er fühlt es doch. Die Folter dauert auch während der Vertheidigung fort. Er weiß nicht, ob sein junger Vertheidiger, der

umsonst plaidirt, der sich einen Namen zu machen hat, den rechten Weg einschlägt, ob er nichts vergißt, nichts vernachlässigt. Vielleicht hätte der Beschuldigte, wenn er alles verstanden, auf alles antworten können, mit mehr Kraft und weniger Worten, vielleicht mit dem Nachdruck der Überzeugung und der Wahrheit seine Unschuld bewiesen? Qual, höllische Qual! Und später — — die Feder entsinkt uns das Bild zu Ende zu führen.

Von solchen Vorgängen nehmen jedoch die Franzosen und Verfranschten keine Notiz. Daß man den Vlaming zum Tode verurtheile, ihm und seiner Familie die Ehre nehme, ohne daß sie ein Wort von der ganzen Prozeßführung begreifen — das ist nichts, das ist keines Worts der Theilnahme und der Abwehr werth. Wenn man aber einen Franzosen, der sich im fremden Lande Vergehn zu Schulden kommen ließ, vor einem nordniederländischen Gerichtshofe büßen läßt, ohne daß jedes Wort das dabei fällt, ihm umständlich in's Französische übersetzt wird, das schreit um Rache, das muß Europa wissen, das muß im Buche der Geschichte mit glühender Schrift gebrandmarkt werden. Ja, so verstehn es die Franzosen!

Noch eine Thatsache, geschöpft aus dem Werke des Advokaten Jottrand: „Notre frontière du Nord-Ouest.“ Auf der Bank der Angeklagten sitzt ein Greis mit kahlem Schädel, gebückten Hauptes. Sieh, wie Arbeit und Alter seinen Rücken gekrümmt haben. Es ist ein Landmann, der sicher von Kindsbeinen an sein Stück Erde zur Fruchtbarkeit gezwungen hat. Ach, noch am Ende seiner Tage hat er seinen sonst so nützlichen und redlichen Lebenslauf zu Schanden gemacht; denn nach der Erklärung eines Feldwächters hat er einen Korndiebstahl begangen. In Erwartung des Urtheils des Gerichtshofes steht seine stockalte Frau unter den Zuschauern und weint; an ihrer Seite stehn drei

starke Männer, das Haupt durch Scham niedergedrückt — es sind des Angeklagten Söhne, deren schwielige Hände beweisen, daß Pflug und Spaten das Spielzeug ihrer Kindheit waren. Endlich kömmt die Sache vor. Der Vlaming hört das Lesen des Anklageacts. Was sagt man von ihm, was bringt man Wahres oder Falsches vor, um seine Schuld zu beweisen? Er weiß es nicht, dieses verstoßene Mitglied des belgischen Volkes! Er vernimmt ihm unbekannte Klänge; er klagt darüber nicht, aber eine Thräne quillt aus seinem Auge und verzweifelnd bückt er den Nacken unter solch bittere Verdrückung. Ein nicht immer kundiger Übersetzer*) wirft endlich dem vlämischen Landmann wie aus Mitleid das Wort zu: „Ihr seid des Korndiebstahls beschuldigt.“ — Folgen die Zeugen: die sich französisch ausdrücken, werden vom Angeklagten nicht verstanden, die vlämisch sprechen, bleiben den Richtern unverständlich. Herrliche Rechtspflege! Endlich hellt sich die Sache auf: der Landmann soll eines frühen Morgens um zwei Uhr eine Last reifen Kornes vom Felde nach Hause tragend, vom Flurschützen angetroffen worden sein. Der Letztere erklärt, daß der Angeklagte ihm zu jener Stunde Verzeihung („vergiffenis“) mit der Bitte abverlangt habe, von dieser frühzeitigen Begegnung nicht zu sprechen. Der Vlaming erwiedert: freilich habe er den Feldwächter ersucht von dem frühen Korntragen nicht Redens zu machen, um in keinen schlechten Verdacht im Dorfe zu kommen; wegen vieler Arbeit an jenem Tage sei er schon so frühzeitig nach seinem eigenen Felde gegangen und habe dort das Korn geschnitten. Auf seine Aufforderung erklärt

*) Man hat Beispiele gehabt, daß Angeklagte wegen eines Ausdrucks, den der Dolmetscher in einem andern (nicht tropischen), ja ganz entgegengesetzten Sinne, als er gemeint war, verstanden hatte, schuldig gesprochen wurden.

auch der Flurschütz, daß er in der That keinen Korndiebstahl in der Gemeinde habe entdecken können, und daß der Angeklagte wirklich ein Feld besitze, mit Getreide solcher Art bestellt als er gestohlen haben soll. Alle Zuhörer die beide Sprachen verstehn, erachten den Landmann für unschuldig und zweifeln nicht an seiner Freisprechung; sie sagen es der weinenden Frau und ihren Söhnen, die nun hoffnungsvoll ihr Haupt wieder aufrichten — die Schande wird es nicht treffen. Hört, der königliche Anwalt trägt auf eine Strafe an; er spricht französisch. Der Vertheidiger antwortet — französisch. In seiner Unkenntniß dessen was um ihn vorgeht, wächst die Hoffnung des Vlaming; doch der Staatsanwalt, der den wahren Sinn der vlämischen Erklärung des Beschuldigten nicht verstanden hat, bleibt dabei stehn, daß er „Vergebung (vergiffenis)“ verlangt und so seine Missethat bekannt habe. — Die Sache läuft zu Ende, der Vorsitzer verkündet den Spruch; jedes Auge haftet auf seinem Munde. Wie klopft das Herz der Mutter und der Söhne! Es gilt hier ein ehrliches Leben oder ein ewiges Brandmal. Sieh, sie beben, aus ihren Augen sprüht wildes Feuer, und auf einmal rasselt aus ihren Kehlen ein schneidendes Klaggestöhne, das wie Racheschwur gen Himmel steigt ——— Verurtheilt zu zwei Jahren Gefängniß! In das blutige Buch der Justiz als Dieb eingezeichnet! Das kahle Haupt befleckt mit den unauslöschlichen Zeichen der Schande! Die Mutter weint entsetzlich, ihre Beine wanken — Aber die Söhne? Sie weinen nicht, ein düsteres Feuer verzehrt ihren Busen, — sie blicken aufwärts zu Gott, dem Schützer der Bedrückten, Rache fordernd für die Verfolgung, die sie erdulden.

Man kann sich billiger Weise wundern, daß noch kein belgischer Minister bisher Ehrgeiz, wo nicht Vaterlandsliebe, genug besaß, um auf die Wiederherstellung des Gebrauchs der Landessprache

bei den vlämischen Gerichtshöfen ernstlich hinzuarbeiten. Er würde sich um das ganze Land hochverdient machen, und Flandern würde ihn segnen. Doch was Ehrgeiz und Vaterlandsliebe nicht bewirkten, schon das schlichte Rechtsgefühl und die Nächstenliebe hätten es thun sollen. Nicht nur wer deutsches Blut in den Adern hat, nein, jedes Christenkind, jeder Belge, der menschlich fühlt, er sei Vlaming oder Wale, muß für Abhülfe wenigstens dieser Beschwerde stimmen, oder er macht sich mitschuldig eines schreienden Unrechts, das gegen drittehalb Millionen Belgen verübt wird.

Wie in der Rechtspflege, ebenso steht es in der gesammten Verwaltung. Alle Erlasse der obern Behörden, alle Mittheilungen an die Gemeinden geschehen in französischer Sprache. Auch in Gemeinden und kleinen Städten, wo Niemand, weder Gemeinderäthe noch Bürgermeister, französisch versteht, empfangen sie alle Verordnungen französisch, und daraus entspringen Wirrwarr, Abhängigkeit und beständige Ausgaben, die nicht bloß in Besoldung von Dolmetschern bestehn. Die Vlamingen müssen Actenstücke unterzeichnen, die sie nicht lesen, Stafen tragen, die sie nicht vorhersehen konnten. In den vlämischen Provinzialräthen ist oft über den Sprachdruck Beschwerde geführt worden, man hat namentlich verlangt: 1) daß in Zukunft keine Staatsbeamten, die des Vlämischen nicht mächtig seien, mehr in den vlämischen Provinzen angestellt würden; 2) daß die öffentlichen Erlasse und andere Bekanntmachungen vlämisch oder wenigstens in beiden Sprachen geschähen, und daß die für die vlämischen Gemeinden ausschließlich bestimmten Stücke auch vlämisch abgefaßt würden. Man forderte wenig, man sprach nur vom Zukünftigen, nichts von den geschehenen Mißbräuchen; man verlangte z. B. nicht, daß einige tausend Beamte, die ohne einen Buchstaben vlämisch zu können,

über Vlämisch-Belgien ausgebreitet sind, als untauglich für ihr Amt entfernt oder in die wälschen Lande versetzt würden. Doch diese Mäßigung hat wenig genützt. Die Provinzialgouverneure gelobten dies und das, man nahm eine kurze Zeit Anstand, französisch sprechende Beamte in den vlämischen Provinzen anzustellen; allein nach zwei oder drei Monaten kehrte man allmählich wieder zu den alten Mißbräuchen zurück, man hatte sobald keinen unmittelbaren Tadel mehr zu fürchten, und in Jahresfrist läuft doch so viel Wasser durch die See! Die Herren Gouverneure haben auch erklärt, daß sie und ihre Untergebenen den Gemeinden in der Sprache antworten würden, der sie sich in ihren Zuschriften bedienten; aber das heißt nur Spott mit den Leuten treiben.

Die Gemeindebehörde besteht auf dem platten Lande aus dem Bürgermeister, zwei Schöffen, vier oder sechs Mitgliedern des Raths und dem unvermeidlichen „Secretair". Der Bürgermeister ist gewöhnlich entweder ein Eingesessener des Dorfes, und dann ist er ganz in Händen des Secretairs, der ihm die französischen Stücke und Verordnungen auslegen muß, oder irgend ein vornehmer Herr, der Sommers auf dem Lande und Winters in der Stadt zubringt, und der für diese Zeit den ersten Schöffen zu seinem Stellvertreter ernennt, welcher gleichfalls des Französischen unkundig ist. Auch der Gemeinderath kann über nichts berathen und beschließen, ohne daß ihm der Secretair sagt, was die französischen Papiere enthalten. Dieser ist mithin das Factotum der Gemeinde, die Spille, um die sich alles dreht. Bürgermeister, Schöffen, Rath wissen nur gerade so viel und können nur so viel thun, als es dem Herrn Geheimschreiber beliebt; und von der Gewalt, die dieser hierdurch erlangt, kann er um so sicherer Mißbrauch machen, als er nach dem Gesetze unverantwortlich ist und für sein Thun und Lassen die Gemeinde-Obrigkeit einstehn

muß. Hören wir hier nur eine kleine Geschichte. In einer zucht-polizeigerichtlichen Sache legte der Angeklagte dem Gericht zu seiner Entlastung ein in französischer Sprache geschriebenes Zeugniß seiner Gemeindebehörde vor, das nach seiner Meinung natürlich sehr günstig für ihn lauten sollte. Der Gerichtschreiber las es den Richtern vor, und alle Anwesenden brachen in Gelächter aus. Wie stand der vlämische Landmann nicht verdutzt da, als der Schreiber ihm zu verstehn gab, daß das Zeugniß ihn im Gegentheil für einen nichtsnützigen Menschen erkläre. Der Gerichtshof erkannte aus allen Umständen, daß hier wirklich ein Mißgriff obwalten müsse, und lud die Gemeindebehörde vor, die das Zeugniß ausgestellt hatte. Da ergab sich denn, daß der achtbare Bürgermeister wirklich dem Angeklagten ein günstiges Zeugniß hatte geben wollen, nur unglücklicher Weise kein Französisch verstand, daß aber der Gemeindesecretair mit diesem in Streit lebte und darnach jene Zeugschrift, die der Bürgermeister im guten Glauben unterzeichnet, falsch abgefaßt hatte. — — Aber, frägt man, warum nöthigt die Gemeindebehörde nicht ihren Geheimschreiber, sich in den Beziehungen zu den obern Behörden des Vlämischen zu bedienen? Ja leider, dahin ist es gekommen, daß nicht bloß die Stellenjäger, sondern alle, die ein gutes Einvernehmen mit den obern Behörden wünschen und sich bei ihnen nicht an's schwarze Bret bringen wollen, französisch schreiben. Zudem beweis't der Secretair den Schöffen und dem Rath, daß er, vlämisch schreibend, gegen die Belangen der Gemeinde wirken würde. Die Centralverwaltung würde darum die Gemeinde zwar nicht verspeisen, nein, aber da wünscht diese die Anlage eines Steinwegs, die Kirche bedarf der Verbesserung, sie wünscht dies und jenes, und die obere Behörde würde nichts genehmigen, nichts unterstützen, wenn man sich nicht in einer französischen Zuschrift an sie wen-

dete; — wenigstens geht das allgemeine Vorurtheil dahin, daß man durch den Gebrauch des Vlämischen sich der Regierung und den Behörden unangenehm mache. Und drängt sich dieses Vorurtheil nicht Jedem auf, wenn er sieht, wie man verfährt? Zu Brüssel geschieht alles französisch, die Gesetze werden französisch abgefaßt, vor Gericht wird französisch verhandelt, der Gouverneur oder der Bezirkscommissair schreibt, spricht französisch, wenn er die Gemeinde besucht, selbst der Provinzialrath wird noch französisch gehalten, wie schlecht die Räthe es oft auch stammeln, und wenn Jemand vlämisch spricht, so staunt man ihn an und schreibt davon in den Blättern.

Der Gebrauch der französischen Sprache in den vlämischen Gemeinde- und Provinzial-Angelegenheiten streitet offenbar gegen den Geist und Sinn der belgischen Verfassung. Das constitutionelle System beruht wesentlich auf der Öffentlichkeit der Verwaltung und der Regierungshandlungen; das aber ist keine Öffentlichkeit mehr, wenn Alles in einer Sprache geschieht, die nicht nur der größten Zahl der Bürger, sondern auch den meisten Bürgermeistern und den Gemeinderäthen selbst unverständlich ist. Sodann gibt der Gebrauch der fremden Sprache, zumal in den städtischen und örtlichen Räthen, Leuten, die oft nichts als große Zungengeläufigkeit haben, ohne Scharfblick und Erfahrung, ein gefährliches Übergewicht über die erfahrnen Gemeindeältesten, die, am Platze geboren und erzogen, die Bedürfnisse und Rechte der Einzelnen wie des Ganzen gründlich kennen. Da macht denn oft ein französisch schwätzender junger Mensch alle Erfahrenheit und nützlichen Kenntnisse zu Schanden, er stopft den Grauen, die französisch nicht erwiedern können, den Mund mit hohlen Phrasen und spielt den kleinen Tyrannen im Orte. Ein solcher Zustand vernichtet mittelbar das Wahlrecht der Einwohner, und gibt alle

Gemeindeanliegen in die Hand Weniger. Es gibt Gemeinden in Flandern, wo Bürgermeister, Schöffen und Räthe so gut wie gar nichts von ihren eigenen laufenden öffentlichen Geschäften wissen, weil der Herr Geheimschreiber allein französisch versteht und alles unter seinem Daumen hält. Hiermit soll nicht gesagt sein, daß unter den Gemeindesecretairen sich nicht auch achtbare Männer und warme Freunde der vlämischen Sache befinden; ja, es gibt ihrer viele darunter, und manche sehen mit Beschämung auf ihr früheres Benehmen zurück, wo sie verblendet genug waren, einem ihr Volk verderbenden System die Hand zu bieten. Auch in den Provinzialräthen ist der Muth und die Zahl der Vertheidiger der Volkssprache angewachsen, während die der Gegner fortwährend abnimmt. Besonders haben die Provinzialräthe von Antwerpen und Ostflandern Beweise hiervon gegeben, und in dem Saale des erstern ertönt bereits nachdrucksam das klangvolle Vlämische, die ersten Redner dort, wie de Brouwere van Hoogendorp, van Hove, Colins, Masen und andere sprechen in der Landeszunge. In dieser Hinsicht nimmt Ostflandern, sonst Belgiens schönste Provinz, deren natürlicher Platz an der Spitze der niederdeutschen Belgen ist, erst den zweiten Rang ein. In Antwerpen hat man bereits erlangt, daß der Bericht über den Zustand der Provinz, der, wie in Holland, jährlich von dem beständigen Provinzialausschuß an alle Gemeindebehörden versandt wird, vlämisch abgefaßt wird, wodurch er nicht länger für Bürgermeister, Räthe und Land ein todter Buchstabe bleibt. Ferner hat der Provinzialrath von Antwerpen beantragt, daß der Geschäftsgang zwischen den Provinzialbehörden und den Gemeinden fortan vlämisch geführt, daß alle Steuerzettel, Zollbriefe rc. allda vlämisch abgefaßt, auch die öffentlichen Aufschriften, wie namentlich bei den Eisenbahnen, die Fahrzettel,

Warnungen ꝛc. in beiden Sprachen angegeben werden. Seltsam, das vlämische Belgien mit seinen vielen großen Städten, fruchtbaren Feldern, seinem Bürgerfleiß und Seehandel, mit der silberfluthenden herrlichen Schelde — auf der, wie Jacob Heremans, ein junger Antwerpener, singt,

„Ontelbre stevens sloeijen, kruissen,
En doen de golven tuimlend bruischen
Langs 't wyd gebied der Schelde heên“ — — .

dieses Vlämisch-Belgien, das bei weitem den Hauptheil zu dem Riesenbau der Staatseisenbahn beigesteuert hat, wird dennoch bei jedem Schritt daran erinnert, daß die Eisenbahn für vlämische Belgen eigentlich nur verstohlen da sei. Da stehn bei den Dörfern und Straßen, welche die Eisenbahn durchschneidet, Warnungspfähle mit der Aufschrift: „Défense de circuler sur le chemin de fer“ — für wen? für einen oder den andern Pariser, scheint's, der sich in ein vlämisches Dorf verlaufen? Man will Unglücksfällen vorbeugen, und verwarnt die Dörfler in einer Sprache, die sie nicht verstehn! Man reiße die Pfähle wieder aus, denn sie dienen jetzt nur dazu, die vlämischen Belgen fühlen zu lassen, wie sehr man ihre Volksart verdrückt, und ihrer selbst in Werken spottet, mit ihrem Geld erbaut. Der gute Vlaming hat eine kleine Reise vor, er begibt sich nach einem Rast- oder Standplatz (station), da sind zahlreiche Anschläge und Nachweisungen, alle aber französisch; der schlichte Bürger sieht sich die Augen aus, er möchte den Fahrpreis wissen nach Mecheln, Löwen, St. Truijen — umsonst, er erkennt die vlämischen Städte in Malines, Louvain, St. Trond nicht wieder. Endlich folgt er andern Leuten an den Zahltisch und verlangt

eine Karte — neues Mißverständniß, man verlangt eine schreckliche Summe für ein Billet für die Diligence, er gibt den Schein zurück und empfängt dafür durch den ungeduldigen Kassendiener einige französische Artigkeiten an den Kopf — es ist in Belgien des Vlamings Loos bis in den geringfügigsten Sachen gehöhnt zu werden. Er hat endlich einen Zettel für einen Bankwagen (char-à-bancs) erhalten, und der erste Zug (convoi) setzt sich in Bewegung. Inzwischen kehrt er seinen Zettel nach allen Seiten um, er will lesen was darauf steht — umsonst — die zwölf darauf vermerkten Warnungen an die Reisenden sind nicht für die Vlamingen geschrieben, welche die Eisenbahn am meisten benutzen, sondern wie gewöhnlich für den Fremdling. Der Zug hält still auf der Hauptrast zu Mecheln. Auf einem Bankwagen saß neben mir ein Altbürger mit einem jungen Mädchen von etwa siebzehn Jahren; er kam von Antwerpen und wollte, wie sich später auswies, seine Tochter zu einer alten Muhme führen. Der Zugwächter (garde-convoi) steckte den Kopf in den Wagen und rief wie auf einer Rolle: „Les voyageurs pour Termonde, Gand, Bruges, Ostende, Louvain, Tirlemont, Liège changent de convoi!“ Der Altbürger, nur seine Muttersprache kennend, blieb ruhig und vergnügt im Wagen nach Brüssel sitzen, bis das Zeichen zur Abfahrt gegeben wurde. Da sah einer der Reisenden auf seine Uhr und sagte laut auf vlämisch: „Ein Viertel vor Mittag sind wir in Brüssel!“ „Was! rief verdutzt der Mann, in Brüssel? Ich muß nach Löwen!“—— So sind die Vlamingen in allen Stücken auf dem eigenen Boden Fremdlinge! Und sie sollen ein solches Regiment achten, lieben? Sie müssen im eigenen Vaterlande von Fremden sich Rath und Aufschluß geben lassen, und darum natürlich sind sie dumme Teufel, die nichts wissen, weil sie immer fragen müssen — „les Belges

sont des êtres lourds et stupides.“ O, man wechsele die Rollen, gebe der Muttersprache die Herrschaft, und der Fransch-mann wird das être lourd et stupide werden.

Man könnte Bände füllen mit den Einzelnheiten über die Bedrückung von Vlämisch-Belgien. Ich will nur noch anführen, daß selbst auf der holländischen und deutschen Grenze alle auf den Grenzverkehr bezüglichen Anschläge und Verordnungen fran-zösisch sind. Die Bewohner verstehn nicht die französisch ge-schriebenen Tarife, und viele kleine Geschäftsleute gerathen wegen der wallonischen Zöllner in Strafe; so kommen hundertmal Bauern, die für kurze Zeit ihr Vieh auf holländische Weide zur Mästung treiben, in Verluste, weil sie den französischen Schein, auf welchem der äußerste Termin des gesetzlich erlaubten Rück-treibens des Viehes bemerkt ist, nicht richtig lesen können. Als Hr. Mercier, der gute Freund der Vlamingen, französischer Finanz-minister in Belgien ward, hielt man selbst für überflüssig, dem Bauer seine Steuern vlämisch abzufordern — bisher war das Wort: betael! noch in Ansehn — und er sandte sogar Steuer-einnehmer in die vlämischen Provinzen, die so wenig niederdeutsch verstehn als er selber. Zum Glück haben diese Einnehmer oft noch Weiber die vlämisch können, und die den Dolmetsch zwischen dem freien Bürger und dem Vertreter des „nationalen“ Finanz-ministers spielen; ist die werthe Ehehälfte des Beamten aber ab-wesend, dann flucht der Bauer auf den Walen, dieser auf den „Flahutte,“ beide vielleicht auf den Herrn Mercier; endlich läuft es darauf hinaus: frauw nit t'hus! — — werkom, werkom, morg! — — und der Landmann hat seine Zeit verloren und muß unverrichteter Sache heimkehren.

Das nennt man in dem freien Belgien heute Freiheit der Sprache, Verbrüderung, Verschmelzung der Volksstämme! Ach,

wie soll der gemeine Mann, der für den herrschenden Theil und die Beamtenwelt nichts Gutes mehr an sich hat als seinen Arbeitsschweiß und sein Geld, wie soll der zahlreiche arbeitende Theil des Volkes Liebe und Vertrauen zu einer solchen „väterlichen" Landesverwaltung, zu einer solchen Volksregierung fassen? Und da verwundert man sich über den in Flandern sich furchtbar ausbreitenden Pauperismus, den man allein dem Übergange von der Handspinnerei des Leinens zu der Maschinenspinnerei zuschieben möchte, über die zunehmende Verarmung und Verdüsterung des so thätigen, sittlichen und einst auch so glücklichen vlämischen Volkes!

Indem vor den Gerichtsbänken, in den gesetzgebenden Kammern, in allen Verwaltungszweigen, im Heere, in den höhern Schulen das Französische herrscht, so sind alle diejenigen, welche nicht Zeit noch Mittel haben, zwei Sprachen gründlich zu erlernen, von jeder Theilnahme daran unbedingt ausgeschlossen. Die Masse ist von dem gesammten öffentlichen Leben zurückgeschleudert, doppelt kränkend für sie, da die Herrschaft des Fremden die einheimische Sprache und Sitte mit Verachtung behandelt und zu der Zurücksetzung noch die Schmach fügt. Der Bauer und Kleinbürger kennt die Regierung und das Staatsleben nicht anders, als wenn er Steuern und Strafen zahlen und seine Söhne unter die Fahnen stecken muß. Solcher Druck und solche Erniedrigung des vlämischen Volks ist eine Drachensaat, aus der nur Eifersucht, Argwohn, Haß, Empörung und Verderbniß erwachsen können, und nicht bloß in den untern, sondern auch in den gebildeten Ständen. Denn eine fremde Sprache verstehn und sie mit Genauigkeit und Gewandtheit handhaben können sind zwei sehr verschiedene Dinge; die meisten Menschen bringen es ja kaum in der angeborenen Sprache zu einiger Fertigkeit darin. Hieraus fließt somit

selbst für die gebildete Klasse eine entschiedene Zurücksetzung, zumal im constitutionellen Staate auf die schöne Rede gar viel ankömmt. Gewiß, viele der besten Männer Flanderns sind dadurch thatsächlich schon von der höhern Theilnahme an der Gesetzgebung ausgeschlossen, und der Geist der Regierung, der Einfluß der Verhältnisse vollenden diese Ausschließung. In der eigensinnigsten Sprache der Welt wirft ein unbedeutender Schnitzer eine Lächerlichkeit auf den Redenden, die jeden bereits errungenen Eindruck wieder verwischt. Der Vlamingen, die so überhaupt in die Kammern gewählt werden können, sind trotz des niedern Wahlcensus wenige, und diese Wenigen, eben weil sie mit Erfolg französisch schreiben und sprechen, sind in der Regel auch, wenn nicht unbedingt französisch gesinnt, doch mit französischer Kost aufgezogen, ihre Richtung, Anschauungsweise, ihre Neigungen und Ideen sind französisch, ihnen selber mehr oder minder unbewußt. Darum hat das Vlämische als solches so gut wie gar keine Vertretung in den Kammern, eben so wenig als es bedeutenden Einfluß in der politischen Presse besitzt. Die vlämischen Zeitungen lebten lange Zeit von Anzeigen, ihre politische Bedeutung war Null; das ist die natürliche Wirkung des im Staate vorherrschenden Einflusses des Französischen, dem selbst die volksfreundlichen Männer sich nicht entziehen durften, nur um wirken zu können. Die vlämisch sprechende Masse lies't keine großen Zeitungen; die sogenannten Gebildeten lasen französisch und folgten dem Antriebe französischer Journalisten. Auch das Häuflein wahrhaft Gebildeter muß sich unter obwaltenden Umständen in politischen Fragen den französisch geschriebenen Blättern anschließen, diese leiten daher die politische Bewegung, führen das große Wort und geben selbst für die Wahlen in die gesetzgebenden Körper, ja zu den Provinzial- und Stadträthen den Ausschlag. Kurz, wie es steht — trauernd muß man es sagen — erscheint

die deutsche Zunge in Belgien, obwohl von der Mehrzahl gesprochen, die Sprache der Unterdrückten, der Heloten, die französische die der Herren und Herrschenden. Und Abhülfe dieses trostlosen Zustandes auf dem ruhigen verfassungsmäßigen Wege, d. h. durch die Gesetzgebung der Kammern, ist noch nicht ersichtlich.

Indessen Vlämisch-Belgien hat mächtige Erinnerungen an seine Gemeinde- und Provinzialfreiheiten, an seine alte germanische Selbstregierung in allen seinen besondern Anliegen, und damit steht die neue, fremde Bureaukratie im schroffsten Widerspruch. Der Haß gegen diese hochmüthige Beamtenherrschaft muß um so mehr wachsen, als sie des Volkes innerste Natur anwidert, und nirgends willkürlicher, drückender und kränkender als dort sein kann, wo sie in einer dem Volke fremden Sprache geschieht, mit völliger Zurücksetzung der größern Hälfte. Hier Zwang, Druck, Verwahrlosung; dort Übermuth, Herrschsucht, Pedanterie, Aufgeblasenheit, leerer Wortschwall. Die Beamtenwirthschaft muß dort bald taub in der Luft stehn, wo ihr jede tiefere Grundlage im Volke, in Sprache und Sitte fehlt. Statt eines rechten Gemeinwesens mit kräftigem Pulsschlage, statt eines frischen und regen Volkslebens hat das Land zuletzt eine geistentleerte Wort- und Papierherrschaft, die schlechteste, dümmste und schwächste von allen. Schon jetzt zeigt sich bei den Behörden, ja sogar in den Kammern, also schon auf den Spitzen des Staats, der verderbliche und geisttödtende Einfluß der Herrschaft salbadernder Worte, und dieses unerträgliche Reich wird mehr und mehr eine allgemeine Landesplage werden, wenn man nicht bei Zeiten auf der gefährlichen Bahn umwendet und zu der Natur, die auch ihr unveräußerliches Recht hat, also zur Muttersprache zurückkehrt.

Eine der Hauptanklagen gegen die holländische Regierung zog man in Belgien früher aus dem Umstande, daß bei öffent-

lichen Anstellungen die Bataven den Belgen vorgezogen wurden; jetzt sieht man in umgekehrter Richtung die Wälschen vor den Vlämingen bevorzugt, die Stelle der Holländer haben Wallonen und Franskillone eingenommen, und der wallonisch-bureaukratische Einfluß beherrscht den Staat. Daß diese sich mehr zu den Ämtern eignen, weil sie französisch sprechen (auch sich besser auf das Stellenangeln verstehn), das entschuldigt die Regierung nicht, sondern bekräftigt nur die Beschwerden der Vlamingen gegen sie, weil jene Unentbehrlichkeit gerade das Unnatürliche des ganzen Verhältnisses recht in's Licht stellt. Die Leute, welche König Wilhelm den größten aller Tyrannen schalten, spielen jetzt eben die Rolle, die sie jenem vorwarfen. Sie haben die holländischen Gesetze in Betreff der Sprache als einen um Rache schreienden Druck dargestellt, es lohnt der Mühe nachzuweisen, daß das eine Verleumdung ist, daß die Unterdrückung jetzt erst thatsächlich gegen das Vlämische geübt wird.

Wer nicht im niederländischen Staatsblad nachschlagen kann, der findet alle auf den Gebrauch der Sprachen bezüglichen Beschlüsse des Königs Wilhelm in dem Recueil des lois von Remy; sie sind datirt vom 18. Oktober 1814, vom 15. September 1819, vom 26. Oktober 1822, vom 28. August 1829 und vom 4. Junius 1830. Vorher hatte schon, am 28. Julius 1814, der Commissair der verbündeten Mächte, Baron v. Nincent, in Erwägung „daß nach den französischen Gesetzen, vorläufig aufrecht gehalten, alle notariellen Acte französisch müssen abgefaßt werden, was in einem Lande, wo diese Sprache nicht allgemein bekannt ist, zu schweren Mißbräuchen Anlaß geben muß,“ verordnet, daß die Notariatsacte vlämisch oder französisch geschrieben werden dürfen, nach dem Belieben der Parteien. Indeß mußte immer noch eine bescheinigte französische Übersetzung von allen

Acten die nicht französisch abgefaßt waren, beigefügt werden, wenn die Acte in der Registratur niedergelegt werden sollte, ungeachtet auch damals noch der größte Theil der Notare des Französischen unmächtig war. Also hatten die Vlamingen in diesem Fall immer noch die Kosten einer gesetzlichen Übersetzung zu tragen. Dies stellte König Wilhelm durch seinen ersten Beschluß im Oktober 1814 ab, wonach auch die niederdeutsch abgefaßten Acten einregistrirt werden sollten, ohne einer französischen Übersetzung zu bedürfen; zugleich ward verordnet, daß die Civilacten in der Sprache gehalten werden sollen, die bei der betreffenden Gemeinde bräuchlich ist. Der Hauptbeschluß des Königs Wilhelm erfolgte jedoch vom Schloß Laeken am 15. September 1819 in folgenden sieben Artikeln: 1) alle Eingesessenen der Provinzen Limburg, Ost- und Westflandern und Antwerpen sind befugt, sich, nach ihrer Wahl, der Landessprache zu bedienen, ohne daß die Behörden oder Beamten, unter welchem Vorwande auch, die Beifügung französischer Übersetzungen durch oder auf Kosten dieser Eingesessenen verlangen können; 2) alle Notare und andere Beamten in den genannten Provinzen sind verpflichtet, sich derselben Sprache zu bedienen, wenn solches von den Parteien verlangt wird; 3) die in Art. 1. den Privaten zuerkannte Befugniß steht gleichfalls den in diesen Provinzen bestehenden Administrativ-, Finanz- und Militärbehörden zu; sie sind jedoch beim Beantworten von Fragen und Gesuchen verpflichtet die Sprache zu gebrauchen worin diese geschehen; 4) allen Friedensrichtern, Gerichtshöfen und Gerichtsbeamten in den genannten Provinzen steht es fürder frei, sich der Landessprache zu bedienen, ohne daß die Parteien eine Übersetzung der in dieser Sprache abgefaßten Actenstücke oder Bescheide von Rechtswegen verlangen können; auch werden die genannten Behörden sich mit

Vorzug der Landessprache bedienen, wenn dieselbe durch Richter, Parteien und Zeugen verstanden wird; 5) vom 1. Januar 1823 jedoch ab, soll in den obengenannten Provinzen, altem Herkommen gemäß, keine andere Sprache denn die des Landes in Behandlung der öffentlichen Angelegenheiten gesetzlich angewandt werden; 6) die Provinzen Süd-Brabant, Lüttich, Hennegau, Namen und das Großherzogthum Luxemburg (das deutsche Land) sind unter diesem Beschluß nicht begriffen; doch behalten wir uns vor, die Bestimmungen desselben durch besondere Verordnung auszudehnen: erstens auf die südbrabantischen Plätze und Gemeinden, wo das Vlämische Landessprache ist; zweitens auf die Plätze und Gemeinden der übrigen Provinzen, welche früher mit andern verbunden waren und wo gleichfalls das Deutsche gilt; 7) die verschiedenen Departementshäupter der allgemeinen Regierung haben zu wachen a) daß sie keine Personen zu Ämtern vorschlagen als solche, die durch ihre Kenntniß der Landessprache den obigen Bestimmungen genügen können; b) daß vom 1. Januar 1823 an keiner der Beamten bei ihrem Büreau der nöthigen Kenntniß der Landessprache misse; c) daß endlich die in jenen Provinzen Angestellten, die der Landessprache unkundig sind, mit dem Jahr 1823 nach Maße ihrer Kenntnisse und Verdienste in die Theile des Reichs versetzt werden, wo die französische oder hochdeutsche Sprache herrscht. — Der Beschluß vom 26. Oktober 1822 dehnt jene Bestimmungen auf die Städte und Plätze in den Bezirken von Brüssel und Löwen aus, zu denen fortan bloß vlämisch sprechende Gemeinden gehören sollen. Beinahe sieben Jahre später, 28. August 1829, um „die Beschwerden, welche in einigen Theilen seines Reiches hinsichtlich des Gebrauchs der niederdeutschen Sprache entstanden, abzustellen," beschloß König Wilhelm: Art. 1. die Notare sind verpflichtet,

alle Eheverträge und letzte Willensverfügungen, ohne Unterschied, in der Sprache abzufassen, welche die Betheiligten wählen, sofern diese Sprache Notar und Zeugen bekannt ist; Art. 2. imgleichen sind alle (gesetzlich befugten) Beamten auf Verlangen der Parteien zum Ausstellen von authentischen Acten in einer andern als der niederdeutschen Sprache verpflichtet, sofern ihnen dieselbe bekannt ist, für die Provinzen Lüttich, Hennegau und Namen, für das Großherzogthum Luxemburg und den Bezirk Nyvel der Provinz Südbrabant; ferner für die Bewohner dieser Landestheile, für Acte zwischen diesen Bewohnern und den Bewohnern der vlämischen Provinzen, oder zwischen Niederländern und Fremden, endlich für Acte von Fremden oder solche die außer Landes gehn; Art. 3. verpflichtet jene Beamten, die Übersetzungen der niederdeutsch geschriebenen Acten in authentischer Form zu geben; nach Art. 4. sollen notarielle Ankündigungen außer in niederdeutscher noch in einer andern Sprache geschehen, und Art. 5. ermächtigt die Gerichtshöfe und Beamten von den vorgelegten Actenstücken, wenn sie in einer ihnen nicht geläufigen Sprache geschrieben sind, authentische Übersetzungen zu fordern. Diese Zugeständnisse waren noch nicht genug, und unterm 4. Junius 1830 beschloß König Wilhelm:

Art. 1. Alle Acte ohne Unterschied können fortan im ganzen Reich in der Sprache abgefaßt werden, welche die belanghabenden Theile wählen; doch muß, was die authentischen Acten betrifft, die Sprache den öffentlichen Beamten, vor denen sie abgefaßt werden, sowie den Zeugen bekannt sein.

Art. 2. Alle Ankündigungen wegen Verkäufe oder anderer bürgerlichen Handlungen und Vorkommnisse können gleichfalls bloß in der Sprache geschehen, welche die Belanghabenden wählen.

Art. 3. „Wir ermächtigen hiermit die Höfe und Gerichts-

stellen in den Provinzen Limburg, Ostflandern, Westflandern und Antwerpen, sowie in den südbrabantischen Bezirken Brüssel und Löwen, in allen Rechtssachen, *auf Verlangen der Parteien*, sich für den Gebrauch der französischen Sprache in den Acten, den Vertheidigungsreden und Verhandlungen zu entscheiden. Sind die Parteien über den Gebrauch der einen oder andern Sprache nicht einverstanden, so sollen die Richter darüber so beschließen, *wie es der Bequemlichkeit und dem Belang der Parteien am meisten entspricht*. In Strafsachen soll die französische Verhandlung *nicht geweigert werden können*, wenn die Angeklagten, die sie verlangen, die niederdeutsche Sprache nicht gut verstehn, wobei das Vertrautsein der betreffenden Richter mit dem Französischen vorausgesetzt wird."

Art. 4. In solchen Gemeinden der im vorigen Artikel genannten Provinzen und Bezirke, wo das Französische oder Wälsche *Volkssprache* ist, sollen alle öffentlichen Handlungen und Schriften der Behörden in französischer Sprache geschehen."

Art. 5. Auch können in denselben Provinzen und Bezirken die Personen, die des Niederdeutschen unkundig sind, ihre Angelegenheiten bei allen öffentlichen Behörden französisch vortragen, und die Antworten und Beschlüsse in derselben Sprache gegeben werden. Ebenso steht es diesen Behörden frei, auch die öffentlichen Ankündigungen (die nicht im Art. 2. gemeint sind) zugleich französisch erscheinen zu lassen.

Art. 6. In den Provinzen Lüttich, Hennegau und Namen, sowie im südbrabantischen Bezirke Nyvel *bleibt* der Gebrauch der französischen Sprache, sowohl in Verwaltungs- und Finanzsachen als vor Gericht, vollkommen *aufrecht*. Gleiches gilt vom Gebrauch der französischen und der hochdeutschen Sprache im Großherzogthum Luxemburg. Die darüber gegebenen und

stets in Kraft bestandenen Vorschriften sollen genau und gewissenhaft befolgt werden.

Art. 7. Die niederdeutsche Sprache wird in Verwaltungs-, Finanz- und Gerichtssachen ausschließlich in den Provinzen Nordbrabant, Geldern, Holland, Seeland, Utrecht, Friesland, Oberyssel, Gröningen und Drenthe behalten.

Art. 8. Ältere Bestimmungen, streitig mit dem gegenwärtigen Beschlusse, werden eingezogen und außer Kraft gestellt.

So mild und schonend für die älteren Beamten, so rücksichtsvoll für alle Volksbestandtheile und die verschiedenen Interessen des Publikums sprach die niederländische Gesetzgebung. Nie hat sie daran gedacht, einen bloß vlämisch sprechenden Beamten oder auch nur ein einziges vlämisches Actenstück in die wallonischen Bezirke zu senden, wo der Gebrauch der französischen Sprache so frei und ausschließlich geblieben wie zur Zeit des französischen Kaiserreichs. Wahrlich, während die Wallonen über unerträgliche Tyrannei schrieen, weil ihnen die holländische Sprache in ihren Provinzen solle aufgedrungen werden, war kein Land im Gebrauche der Sprachen wirklich freier, als eben die südlichen Provinzen des Königreichs der Niederlande! Und heute? Zum Vergleiche von damals und jetzt will ich die Hauptbeschwerden der Vlamingen hier so kurz als möglich zusammenfassen:

1) Von Uralters her ist die deutsch-belgische Bevölkerung in allen ihren bürgerlichen und rechtlichen Angelegenheiten vlämisch verwaltet worden, und zwar ausschließlich vlämisch; heute wird sie es französisch, und zwar so gut wie ausschließlich französisch.

2) Die Wallonen werden heute, ohne vlämisch zu verstehn, zu den öffentlichen Ämtern in den vlämischen Provinzen zugelassen, wo nichts sie zwingt sich die Landessprache anzueignen. Dieses Privilegium besitzen die Vlamingen nicht.

3) Ein Vlaming, der nur seine Muttersprache redet, ist thatsächlich für unfähig erklärt, irgend ein öffentliches Amt zu bekleiden, nicht bloß in den wallonischen Provinzen, sondern auch zu Hause.

4) Ein Vlaming zu Brüssel verlangte jüngst den Gebrauch der vlämischen Sprache bei Abfassung eines Civilacts, den er zu unterzeichnen hatte, und der seine mündliche Erklärung von der Geburt seines Kindes getreu enthalten sollte; es kam darüber zum Prozesse, und der bürgerliche Gerichtshof von Brüssel hat ihm das Recht abgesprochen, zu verlangen, daß der von ihm zu unterzeichnende Act in einem ihm verständlichen Idiom, nämlich in der Muttersprache, abgefaßt würde.

5) In Gent und anderwärts hat das öffentliche Ministerium sich geweigert, von der vlämischen Sprache Gebrauch zu machen, selbst als die Beschuldigten erklärten, von der Anklageacte und den Verhandlungen kein Wort zu verstehn.

6) Bei der Armee wird alles französisch verwaltet, und erscheint dieses vielleicht auch wünschenswerth für die Einheit des Befehls, so steht doch immer der vlämische Soldat in allen Stücken, selbst in Erlangung des Sergeantengrades, vor dem wallonischen und dem Franzosen weit zurück.

7) Gleichwie im Heere und in der Rechtspflege geschehen auch alle schriftlichen Verhandlungen in der Finanzverwaltung französisch. Ja, die Zöllner auf der holländischen Grenze, wo das Volk kein Wort Französisch versteht, haben durch ministerielles Rundschreiben vom 26. Julius 1833 Befehl erhalten, fortan selbst alle Protokolle über irgendwelche Gesetzesverletzungen ausschließlich in französischer Sprache abzufassen.

8) Das Französische herrscht auch in den Schulen, und der höhere Unterricht in der niederdeutschen Sprache und Litteratur ist völlig unterdrückt. —

Doch ein Hoffnungsstern leuchtet in dem Bestreben der

Vaterlandsfreunde, das vlämische Volk aus diesem unnatürlichen Zustande entwürdigender Unmündigkeit emporzuheben. Dies Bemühen, die Muttersprache wieder zu Ehren zu bringen und als das Hauptmittel der Volkserziehung in Wirksamkeit zu setzen, ist das, was man kurzweg die „vlämische Bewegung" heißt. Der erste bestimmte Anstoß hierzu ging von Johannes Franz Willems aus. Dieser feurige Gelehrte, der schon unter der holländischen Regierung sich über den sprachlichen Gegensatz zwischen Nord- und Südniederland erhoben und ihn wissenschaftlich zu vermitteln gesucht hatte, war von der neuen belgischen Regierung in eine Art Verbannung geschickt worden (darum von seinen Freunden häufig „de Balling" genannt), aus welcher er im Jahre 1834 in der Vorrede zu seiner modernen Bearbeitung des Reinaert de Vos einen Schlachtruf ergehn ließ, der Jung und Alt unter die vlämische Fahne rief. Nach seiner Zurückberufung schaarten sich in Gent und Antwerpen die talentvollsten jungen Männer um ihn, die er für die Volkssache so zu beseelen wußte, daß sie nicht länger vor Spott und Gewalt zurückscheuten. Das war der Anfang dieser merkwürdigen Bewegung, welche während der letzten Jahre, zumal seit 1840, fast wunderbare Fortschritte gemacht hat und bereits zu einer Macht gelangt ist, die sich Anerkennung erzwingt, und die kein belgischer Staatsmann, wie sehr französischem Wesen zugethan, mehr unberücksichtigt lassen kann. Gleich standen zu Willems Männer wie Blommaert, Ledeganck, Serrure, Van Duyse, Schayes, und ihnen folgten die jüngern, wie Snellaert, de Laet, Conscience, Van Ryswyck, die alle, nicht minder eifrig für die deutsche Muttersprache beseelt, sie in der französischen Überfluthung nicht untergehn lassen wollten. Man vereinte sich zur Herausgabe verschiedener periodischer Schriften; kostbare Denkmale altvlämischer Sprache

wurden in geschmackvollen Ausgaben an's Licht gefördert; für die Geschichte Belgiens, namentlich des vlämischen Gebiets, geschah sehr viel. Der vlämisch deutsche Ast, wie lange auch von fremder Zunge benagt, schlug neue grüne Zweige aus und trieb Blüten mit einer Lebenskraft, die freudige Bewunderung erregt. Doch diese erwachende Litteratur bedurfte noch einer kräftigern Stütze, man mußte auf gesellschaftlichem Wege das Ziel zu fördern suchen. In den Hauptstädten entstanden allmählich aus wöchentlichen Zusammenkünften einzelner „Vaterländer (Patrioten)," um die Mittel und Wege zur Hebung der Moedertael zu besprechen, größere Vereine, wie „De tael is gansch het Volk" in Gent, der „Olyftok" in Antwerpen; diese Vereine mehrten sich unter allerlei Formen, auch in den kleinern Städten wuchsen sie auf, und bald hatte der in Belgien so ausgebildete Genossenschaftsgeist eine compacte Masse reger und begeisterter Männer zusammengebracht, die Alles zu einem entschiedenen Schritte vorbereiteten.

Diese Bahn führt gewis zum Ziele, denn sie geht von innen, vom gesunden Kern aus, unmittelbar von dem Herzen und Heiligthum des Volkes. Wir Deutschen, gleiches Ursprungs, fühlen mit das neue Treiben der Lebenssäfte, das Wehen des befruchtenden Odems durch die Wurzeln hinauf, das fröhliche Aufkeimen der von tüchtigen Händen auf dem alten wohlbereiteten Boden ausgestreuten Saat. Ja, von allem was in Belgien geschieht, hat nichts so frisches Leben, als die Bestrebungen für vlämische Sprache und vlämisches Volksleben. Eine schöne große Erscheinung in unserm, als dem Materiellen nachjagend verschrieenen Jahrhunderte sind diese Bemühungen der Vlamingen für ihre mißhandelte Zunge: nicht bloß als Deutscher, obschon das Blut bei der unmenschlichen Behandlung Verwandter nicht schweigen soll, sondern auch im Namen der Menschheit muß man sich freuen,

wenn ein Volk aus fremdem Banne zur eigenen Natur und Geschichte zurückzukehren sich aufthut. Tausend Geister sind in Bewegung und arbeiten auf verschiedenen Wegen für das eine Ziel: Befreiung des Volkes! Die Bewegung greift im Lande wie ein Feuer um sich, aber wie ein wohlthätiges Feuer, das im Herzen des Volkes läuternd brennt und Licht ausgeußt nach allen Richtungen. Volkseigene Entwickelung ist das gemeinsame Panier. Alle geistig Hervorragenden, alle die ein Herz haben für das Vaterländische, ebenso sehr die Männer des Lebens, Gemeindevorsteher und Provinzialräthe, als die Männer der Wissenschaft, Dichter und Gelehrte, und die Hüter der Kirche und des Glaubens arbeiten darauf hin, der Väter Sprache wieder zu ihren Rechten zu verhelfen. Der Städte und Provinzen angesehenste Männer, unterstützt von allen Volksfreunden und namentlich von der Jugend, suchen ihrer Muttersprache die Säle der amtlichen Verhandlungen wieder aufzuschließen; Schriftsteller bemühen sich, die Sprache durch Dichtung, Kunst und Anschluß an die verwandten Litteraturen zu veredeln, vlämische Bücher und Zeitschriften in die Hände des Volkes zu bringen, das Bewußtsein des Volkes von seiner althistorischen Größe und Bedeutung wieder zu wecken und so den Strebnissen der Gegenwart einen Achtung gebietenden Hintergrund zu geben. Nicht bloß eine leidende Abwehr ist hiermit gewonnen, sondern eine frisch quellende Thätigkeit, ein Geistesringen das sich in Schöpfungen ausprägt, womit die Vlamingen bereits die Anmaßungen der liberal-französischen Partei: Volksbildung sei nur durch Eintreibung des französischen möglich, aus dem Felde geschlagen haben. Gewiß, diese Phrase war auf der einen Seite nur Vorwand, auf der andern Täuschung. Oder wären die Millionen, die kein Französisch lernen können, nicht durch das Brachliegen der eigenen Sprache für immer von jeder

Belehrung ausgeschlossen, wären sie nicht Heloten der unglücklichsten Art? Aller Völker höhere Bildung beginnt mit dem Denken, Sprechen, Schaffen in ihrer eigenen Sprache, nie wird man in fremder Zunge verständlich zu ihrem Herzen reden, nie werden sie darin geistig erhoben und erfrischt werden.

Freilich ist man sich hierüber noch nicht in allen Kreisen klar, man fängt in der Mehrzahl erst an zu fühlen, daß es anders werden müsse, man hat sich beiderseitig noch nicht bestimmt gesagt, wohin man eigentlich will. Allein die fremden Säuren sind im Entfliehen, das Umundumgerüttelte klärt sich, Bodensatz schlägt nieder, und die wahren reinen Lebensgestaltungen, die Parteien mit festem Willen und klarem Streben treten allmählich hervor. Wichtig erscheint, daß der beste Theil der Geistlichkeit (der Jesuitismus ist sich Selbstzweck, Ordenszweck, und kann daher keiner höhern Sache dienen, sondern sie nur verderben) die vlämische Bewegung unterstützt, wobei man sich durch die alten Parteibezeichnungen „liberal“ und „katholisch“ nicht beirren lassen muß. Neigt der Klerus sich der vlämisch-nationalen Sache zu, so geschieht es zum Theil, weil er der mit der französischen Litteratur und Staatsweise eindringenden Frivolität und Verachtung des Altehrwürdigen einen Damm entgegen zu stellen und durch eigenes Schaffen oder Fördern volkseigener Bestrebungen etwas Besseres an die Stelle zu setzen bemüht sein muß; er sieht zuletzt im Siege der vlämischen Sache die alleinige Gewähr nicht bloß einer edleren Volksbildung, sondern auch einer von Frankreich unabhängigen belgischen Kirche. Auch wäre es schlimm, wenn die Kirche, einst die Beschützerin der Unterdrückten, einem solchen Helotenzustande, wie das vlämische Volk erduldet, jetzt ruhig und schweigend zuschauen könnte. Sonst darf man aber die vlämisch-nationale Sache nicht mit der katholischen oder gar

mit den hierarchischen Bestrebungen identificiren. Nicht um politischen Einfluß, um Bildung, Unterricht und Kirche soll sich die Geistlichkeit bekümmern, die Politik aber dem bürgerlichen Gewissen eines Jeden überlassen. Manches geschieht jedoch wegen der Noth des Volkes und aus Drang der Selbsterhaltung: die Vlamingen sind in Unterdrückung geworfen, der Klerus leiht seinen Beistand jetzt ihnen gegen die Wallonen, wie früher diesen gegen Holland; nur gegenwärtig nicht aus confessioneller Verblendung — denn die einen wie die andern sind Katholiken — sondern aus besserer Einsicht und tieferm Bedürfnisse. Mir däucht traun die Furcht dagegen auf deutscher Seite fast abgeschmackt. Obschon die Franzosen die ältern Bourbonen verbannten, weil sie sie für Werkzeuge priesterlicher Herrschsucht hielten, entblödeten sie sich nicht, diese Herrschsucht eben in einem Nachbarlande zu ködern und zu ihren Diensten zu entflammen: warum sollte denn die niederdeutsche Partei in gerechter Sache den pflichtmäßigen Beistand der Geistlichkeit verschmähen, der nur wohlthätig für die Volksbildung und für Belgiens naturgemäße Stellung zu Deutschland sein kann? Und dennoch, an der Spree und am Rhein erscheinende Blätter theilten Jahre lang Berichte aus Belgien zu Gunsten der belgischen Gallomanie mit, bloß aus kindischer Furcht vor dem rheinischen Katholicismus! Freilich geschieht nicht selten, daß leere Gespensterfurcht, zu Mißgriffen und Polizeikniffen verleitend, eine wirkliche Gefahr herauf beschwört, wie z. B. in Folge der Wegführung des Erzbischofs von Köln. Das reine Gewissen bekennt frei seine Überzeugung, wendet sich von aller Schnüffelei ekel ab und liebt den geraden Weg des Gesetzes, der immer weiter führt als krumme Wege oder Gewaltstreiche. Schließt euren Bund mit der Wahrheit, und zittert nicht vor dem Teufel, denn sie ist mächtiger als dieser; zwo Herren aber kann Niemand dienen.

Nicht den Katholicismus fürchtet, nicht die Propaganda, sondern fürchtet eure eigene Unbesonnenheit, eure Vorurtheile, eure Willkürhandlungen, die allein die Unannehmlichkeit euch bereitet haben, offen gestehn zu müssen, die Kränkung einer edlen Provinz und ihres Rechts sei nicht verdient gewesen. Selbst einsichtsvolle Männer haben sich durch die confessionellen Wirren den Blick trüben lassen, was die besten Vlamingen, die nichts weniger als Fanatiker sind und des zu Zeugen ein langes Leben aufweisen können, wie Willems und seine Freunde, bitter beklagten. Wozu Gemeinplätze, wie: „der Fanatismus ist gefährlich in Belgien"? Ist er es nicht überall? Wozu die besten Bestrebungen in so allgemeiner Weise verdächtigen? — — — Der König, der es persönlich mit dem deutschen Element nicht übel meinen kann, und der wohl weiß, daß Unabhängigkeit und Zukunft des Landes auf diesem Element beruhen, sucht doch mit kluger Vorsicht dem Andrange der Kammern und Büreaukraten nachzugeben; er spricht begütigend zu den einzelnen Vlamingen, nennt den Thronerben Herzog von Brabant, den zweiten Sohn Graf von Flandern, läßt im Ganzen aber der Sache ihren Lauf. Insofern die Partei aber, der sich der wahrhaft wohlwollende Theil des Klerus zuneigt, als die am meisten volkthümliche, dem unversöhnlichen Gegensatze zwischen ultramontaner Orthodoxie und höhnendem Voltairismus im Grunde fremd ist oder doch von demselben nicht niedergedrückt wird, kann vorzüglich nur auf ihrer Seite wahre Aufklärung und Volksbildung, dem Fanatismus wie der Frivolität gegenüber, gefördert werden. In Staaten mit einer so freien Verfassung wie Belgien, ist überhaupt die Furcht vor der hierarchischen Herrschsucht und der daraus hervorgehenden Verfinsterung, welche in absoluten Monarchien, wie Österreich, allerdings begründet sein kann, meist

mit den hierarchischen Bestrebungen identificiren. Nicht um politischen Einfluß, um Bildung, Unterricht und Kirche soll sich die Geistlichkeit bekümmern, die Politik aber dem bürgerlichen Gewissen eines Jeden überlassen. Manches geschieht jedoch wegen der Noth des Volkes und aus Drang der Selbsterhaltung: die Vlamingen sind in Unterdrückung geworfen, der Klerus leiht seinen Beistand jetzt ihnen gegen die Wallonen, wie früher diesen gegen Holland; nur gegenwärtig nicht aus confessioneller Verblendung — denn die einen wie die andern sind Katholiken — sondern aus besserer Einsicht und tieferm Bedürfnisse. Mir däucht traun die Furcht dagegen auf deutscher Seite fast abgeschmackt. Obschon die Franzosen die ältern Bourbonen verbannten, weil sie sie für Werkzeuge priesterlicher Herrschsucht hielten, entblödeten sie sich nicht, diese Herrschsucht eben in einem Nachbarlande zu ködern und zu ihren Diensten zu entflammen: warum sollte denn die niederdeutsche Partei in gerechter Sache den pflichtmäßigen Beistand der Geistlichkeit verschmähen, der nur wohlthätig für die Volksbildung und für Belgiens naturgemäße Stellung zu Deutschland sein kann? Und dennoch, an der Spree und am Rhein erscheinende Blätter theilten Jahre lang Berichte aus Belgien zu Gunsten der belgischen Gallomanie mit, bloß aus kindischer Furcht vor dem rheinischen Katholicismus! Freilich geschieht nicht selten, daß leere Gespensterfurcht, zu Mißgriffen und Polizeikniffen verleitend, eine wirkliche Gefahr herauf beschwört, wie z. B. in Folge der Wegführung des Erzbischofs von Köln. Das reine Gewissen bekennt frei seine Überzeugung, wendet sich von aller Schnüffelei ekel ab und liebt den geraden Weg des Gesetzes, der immer weiter führt als krumme Wege oder Gewaltstreiche. Schließt euren Bund mit der Wahrheit, und zittert nicht vor dem Teufel, denn sie ist mächtiger als dieser; zwo Herren aber kann Niemand dienen.

Nicht den Katholicismus fürchtet, nicht die Propaganda, sondern fürchtet eure eigene Unbesonnenheit, eure Vorurtheile, eure Willkürhandlungen, die allein die Unannehmlichkeit euch bereitet haben, offen gestehn zu müssen, die Kränkung einer edlen Provinz und ihres Rechts sei nicht verdient gewesen. Selbst einsichtsvolle Männer haben sich durch die confessionellen Wirren den Blick trüben lassen, was die besten Vlamingen, die nichts weniger als Fanatiker sind und des zu Zeugen ein langes Leben aufweisen können, wie Willems und seine Freunde, bitter beklagten. Wozu Gemeinplätze, wie: „der Fanatismus ist gefährlich in Belgien"? Ist er es nicht überall? Wozu die besten Bestrebungen in so allgemeiner Weise verdächtigen? — — — Der König, der es persönlich mit dem deutschen Element nicht übel meinen kann, und der wohl weiß, daß Unabhängigkeit und Zukunft des Landes auf diesem Element beruhen, sucht doch mit kluger Vorsicht dem Andrange der Kammern und Büreaukraten nachzugeben; er spricht begütigend zu den einzelnen Vlamingen, nennt den Thronerben Herzog von Brabant, den zweiten Sohn Graf von Flandern, läßt im Ganzen aber der Sache ihren Lauf. Insofern die Partei aber, der sich der wahrhaft wohlwollende Theil des Klerus zuneigt, als die am meisten volkthümliche, dem unversöhnlichen Gegensatze zwischen ultramontaner Orthodoxie und höhnendem Voltairismus im Grunde fremd ist oder doch von demselben nicht niedergedrückt wird, kann vorzüglich nur auf ihrer Seite wahre Aufklärung und Volksbildung, dem Fanatismus wie der Frivolität gegenüber, gefördert werden. In Staaten mit einer so freien Verfassung wie Belgien, ist überhaupt die Furcht vor der hierarchischen Herrschsucht und der daraus hervorgehenden Verfinsterung, welche in absoluten Monarchien, wie Österreich, allerdings begründet sein kann, meist

leer: die freie öffentliche Erörterung, wenn sie nur in der Landessprache Statt hat — und diese will ja die Geistlichkeit — erleuchtet das Volk von den verschiedensten Seiten her, und der priesterlichen wie jeder andern Anmaßung folgen Kampf und Züchtigung auf der Ferse, wie wir eben in Belgien selbst sehen. Inquisition und Priesterherrschaft haben noch in keinem Lande mit einer freien Verfassung bestehn können, denn wenn die Sonne aufgeht, bleichen die Sterne der Nacht. In freien Staaten verschaffen Talent, Aufklärung, Schwung der Rede, Eifer und Hingebung für das Gemeinwohl Einfluß; den Katholischen aber fehlten in den Kammern zahlreiche begabte Redner — was freilich zum Theil dem Gebrauche der fremden Sprache beigemessen werden muß — und ihr wirklicher Einfluß sah sich daher Anfangs so sehr beschränkt, daß sie sich bald von der Nothwendigkeit überzeugten, junge Talente auszubilden und überhaupt das ganze geistige Leben des Volkes emporzuheben, um gegen den französischen Anprall Stand zu halten und im Staate Geltung zu erlangen. Die Volksbildung in Flandern ist daher gewissermaßen auch das Panier der Geistlichkeit geworden: um die französische Litteratur zurückzustauchen, muß dem Volke eine eigene geboten werden; um im freien Staate Einfluß zu üben, muß man sich zuerst geistig dazu tüchtig machen; um in den Kammern wirksame Vertreter des eigenen Geistes und Sinnes zu haben, muß man überhaupt Geist besitzen. Dies ist sogar die gute Seite des wälschen Andranges, daß sie der Gegenpartei Fortschritt zu einem Gebote der Noth macht. Darum glaube ich auch an Entwickelung der belgischen Kirche, wobei die innere Lebenskraft selbst manches Faule in der Schale auswerfen dürfte. Der Kampf regt an, verlangt und bildet Kräfte, und durch die wetteifernden Anstrengungen der Gegner muß das Ganze sich

emporheben. Von den starren oder vielmehr geistig hohlen Zuständen unfreier Staaten darf man nicht auf die Zustände solcher Staaten schließen, welche in freien Formen sich bewegen. Es ist nicht zufällig, daß in dem religiös stets kämpfenden Deutschland der Katholicismus, besonders gegenüber Italien und dem alten inquisitorischen Spanien, sich innere Frische und Kraft bewahrt hat, und daß er in Frankreich, Spanien, Irland, Belgien 2c. in demselben Verhältnisse wieder lebendig und thätig wird, als diese Staaten sich freier bewegen.

So lange der Zwist mit Nordniederland nicht ganz beseitigt war, hielten die besonnenen Vlamingen an sich. Man schwieg so viel thunlich, obschon man den Fortgang der Fremdgesinnung mit kochendem Blute ansah und nur mit Ungeduld die Aufgeblasenheit derjenigen ertrug, die sich berufen meinten, die Vlamingen mit fremder Sprache und Sitte zu verfeinern. Sie fühlten das Übel, fühlten es innig; mit bitterm Leide sahen sie den Fluch, der ihre wallonischen Landsleute nur in der Einbildung bedroht hatte, durch die Umwälzung gegen sich selbst in seiner vollen Wirklichkeit gekehrt und so ihren Edelmuth mit dem Übel belohnt, von dem sie den Bruderstamm hatten befreien helfen. Doch sie dachten, der Vaterlandsfreund müsse sein eigenes Leid vergessen können, wenn das Gemeinbeste auf dem Spiele steht, und ein innerer Zwist mehr in Belgien könne das noch unsichere Staatsgebäude zum Wanken bringen; sie duldeten und schwiegen, so lange das junge Königreich nicht gefestet und seine Unabhängigkeit keine anerkannte und unwiderrufliche Thatsache war. Als aber Friede ward durch den Schlußvertrag mit Holland im Jahre 1839, und als den vlämischen Bestrebungen kein falscher Beweggrund mehr untergelegt werden konnte, da wäre es Schwäche gewesen, die Unterdrückung länger ruhig zu dulden. Der lang

verhaltene Schrei des Unwillens brach nun wie ein Sturm in den Landen los — ein Sturm aber, der die Luft erfrischt. Das verletzte Selbstgefühl der Vlamingen, die sich nicht zu den Parias von Europa stempeln lassen wollen, ward allwärts rege und Vorstellungen an die Regierung, gleichzeitig von verschiedenen Orten, gingen Hand in Hand mit Erweckung des Volksgeistes. „Gleiche Rechte bei gleichen Pflichten" ward Flanderns Losungswort. Der Kern der Frage war: muß die Sprache der Vlamingen als Sprache eines freien Volkes oder als Sprache von Sklaven in Belgien behandelt werden? Jedes Herz gab laute Antwort. War das Volksgefühl unter dem Hochmuthe des Fremden auch lange verwahrlos't worden, so hatte der Vlaming doch nicht aufgehört Niederdeutscher zu sein. Die Schamlosigkeit der Sieger brachte das Drückende der Zwingherrschaft ihm zum Bewußtsein, ihr Verspotten alles dessen, was ihm theuer, weckte sein Nationalgefühl, die tägliche kränkende Zurücksetzung in Ämtern und Ehrenposten lehrte ihn den Werth der Sprache seiner Vorväter besser schützen. Ein Schrei aus diesem Gefühle der Schmach drang jetzt durch alle vlämischen Lande, in den Sälen der Reichen wie in der nackten Wohnung des bescheidenen Landmannes; ein neues Leben brach an, ein wichtiger Zeitabschnitt der belgischen Geschichte. Der sittliche Aufschwung eines Volkes geht nimmer fruchtlos unter.

Der erste wohlberathene öffentliche Schritt geschah zu Anfang 1840. Zehn Jahre waren die Vlamingen auf dem eigenen Boden als Fremdlinge behandelt worden, hatte man ihnen fremde Sitten aufgedrungen, sie in der Landesverwaltung ausgestochen — — Zehn Leidensjahre Geduld! — — Es war genug. Unter Blommaerts und Willems' Leitung erließ ein Genter Ausschuß ein Rundschreiben an sämmtliche niederdeutsche Gemeinden, das sie aufforderte, den Vertretern des belgischen

Volkes eine Vorstellung (vertoog) zu überreichen, welche die Regierung auf ihre Pflichten gegen die größere Hälfte der Landesbewohner aufmerksam mache. Das zündete, die Darlegung der vlämischen Beschwerden, in alle Städte und vornehmliche Gemeinden gesandt, bedeckte sich mit Namen, in Antwerpen allein erhielt sie 20,000 Unterschriften, und bald überreichte der Abgeordnete de Decker diese Schrift, unterzeichnet von vielen hundert Gemeinden und hunderttausend Bürgern, den Kammern. Sie lautet also: *)

„An die Vertreter des belgischen Volkes.

Herren! wie bekannt, sind die niederdeutsch sprechenden Brabanter, Vläminge und Limburger zum mindesten sechs Jahrhunderte lang in ihrer Muttersprache regiert worden, und ihr Volkswesen hat sich dann immer am reichsten entfaltet, wenn die Sprache ihre vollen Rechte genoß. Überall, wo man vor Gedenken niederdeutsch sprach, spricht man es auch heute noch. Die alten Landesverfassungen **), bestätigt stets beim Regierungsantritt unserer Fürsten, unsere alten Gesetze, unsere örtlichen Rechte und

*) Wie schlecht die deutschen Blätter damals noch von vlämischen Angelegenheiten, die Deutschland doch so nahe angehn, unterrichtet waren, ersieht man unter Anderm daraus, daß diese merkwürdige Bittschrift von der deutschen Presse im Jahr 1840 ganz unerwähnt geblieben ist. Die französischen Brüsseler Zeitungen schwiegen über sie, und in Deutschland wußte Niemand etwas Genaues davon. Als ich im Jahre 1842 Belgien wieder besuchte, gab Willems mir unter andern wichtigen Stücken auch jene erste große Vorstellung; ich übersetzte sie sogleich und schickte sie in die Allgemeine Zeitung. Aus dieser hat Kuranda sie in sein „Belgien seit seiner Revolution“ aufgenommen, doch mag sie hier noch einmal einen Platz finden. Die deutschen Zeitungen schöpfen leider noch immer ihre belgischen Nachrichten meist aus französischen Quellen, der vlämischen Sache wird nur nebenher gedacht.

**) Joyeuses entrées oder Blyde-Inkomsten; es waren eben die ersten Besuche oder Kundthuungen der Landesfürsten zur Huldigung und Bestätigung der Landesgesetze.

Bräuche sind in dieser Sprache verfaßt, viele tausend werthvolle Bücher darin gedruckt. Vergebens suchte das Haus Burgund die Sprache zu verdrängen, vergebens ist sie durch die Herrschaft der Franzosen unterdrückt und aus den Staatsgeschäften verbannt worden: der Belgen große Mehrheit spricht fortwährend vlämisch, und die etwaige Geringschätzung von Einigen hat keine andere Ursache, als daß man seit der französischen Oberherrlichkeit sich leider der französischen Erziehung, anstatt einer nationalen, gar zu geneigt erwiesen hat, indem man freilich das nicht gehörig würdigen konnte, was man nicht gehörig kannte. Und worin bestehn die Früchte dieser Erziehung? Daß wenig Eintracht mehr besteht zwischen den höhern Klassen, die französisch sprechen wollen, und den Bürgerständen, die noch auf gut altvlämisch leben; daß man dem Französischen zu Gefallen Tausende von Fremden in's Land gezogen hat, um uns französiren zu helfen, es sei mittelst der Tagspresse oder durch den öffentlichen Unterricht, oder durch ihre Anstellung in den bedeutendsten Ämtern; daß die belgische Jugend durch den Einfluß fremder Denkweise und französischer Schriften, wovon unser Land überströmt, leichtsinnig, frivol, unkirchlich zu werden beginnt, wie bei den südlichen Nachbarn; daß durch die alle Herrschaft handhabenden, französisch sprechenden Klassen täglich mehr Staatsbeamte in die vlämischen Gebiete kommen, die gar kein Vlämisch verstehn oder sprechen, und die, ohne unsere Sitten und Gebräuche zu kennen, dennoch amtshalber bestimmt sind, darüber zu urtheilen; daß unsere einfachen Landleute sehr oft in Buße, Prozesse und Unkosten fallen, bloß weil sie die Schrift nicht verstehn, die man ihnen mittheilt, oder die sie unterzeichnen müssen; daß an vielen Plätzen keine Bürgermeister, Gemeindeschreiber und andere Amtshalter gefunden und gewählt werden können, die im Stande sind

mit der Landesobrigkeit zu verkehren; daß ein übergroßer Theil der Bevölkerung ohne Dolmetscher nicht einmal mehr mit vielen ihrer eigenen Magistratspersonen und Richter sprechen kann; daß man eine große Zahl Beschuldigter verurtheilen sieht, die kein Wort der Vertheidigungsrede und der Verhandlung begreifen und so nicht einmal ihre eigenen Advokaten zurecht zu weisen vermögen, wenn sie sich in den Mitteln der Vertheidigung vergreifen. Kurz, die Französischsprechenden haben in unserm Lande alle Vorrechte und Vortheile allein, während die vlämischen Bürgerstände, obschon die große Mehrheit der Bevölkerung ausmachend, gezwungen sind, sich blindlings jener Leitung zu übergeben, was die größte Erniedrigung ist, die ein Volk heimsuchen kann.

„Und sollten wir, vlämische Belgen, nun wir unsere alte Volksselbständigkeit wiedererrungen, nicht auch unsere natürlichen Rechte wieder erlangen? In Dänemark und in der Schweiz bestehn, wie in Belgien, verschiedene Sprachen; die Eingesessenen dort werden jedoch nach ihrem Sprachgebiet regiert, ohne Abbruch ihrer Nationalität. Das Haus Burgund hat sich vordem verpflichtet gesehen, unsere Sprache zu achten; das österreichische hat ihre Rechte bekräftigt: soll nun die selbsteigene belgische Regierung sie unterdrücken dürfen? Nein, wahrlich nein! Wir können nicht glauben, daß die Männer am Staatsruder, wie groß ihre Vorliebe für das Französische sei, so sehr der Großmuth entbehren werden, um selbst ihrer Mitbürger Sprache zurückzusetzen: vielmehr hoffen wir, sie werden uns die Hand reichen zur Herstellung der Eintracht, welche fremde Einflüsse gebrochen, sie werden uns sein lassen was wir sein müssen und wie uns Gott geschaffen hat: Vlamingen, Niederdeutsche.

„Darum verlangen wir, auf Grund von Art. 23. der Landesverfassung, daß durch Sie und die Regierung Maßregeln ge-

nommen werden, um die niederdeutsche Sprache in denselben Rechten herzustellen, wie zu den Zeiten des österreichischen Regiments, wo alle Beamten in den vlämischen Provinzen das Vlämische sprechen und schreiben mußten; und daher ersuchen wir, ein Gesetz möge feststellen: 1) daß alle provinziellen und örtlichen Angelegenheiten im vlämischen Sprachgebiete niederdeutsch zu behandeln sind; 2) daß die Reichsamthalter in ihren Beziehungen allda mit den Gemeindeverwaltungen wie mit den Eingesessenen sich derselben Sprache zu bedienen haben; 3) daß sie ferner dort vor den Gerichtsbänken angewandt werden muß; 4) daß eine vlämische Akademie oder eine vlämische Abtheilung bei der Brüsseler Akademie zur Ermunterung niederdeutscher Litteratur zu errichten ist; 5) daß das Niederdeutsche an der Genter Universität und in den anderen Reichsschulen auf dem vlämischen Gebiete nicht geringere Vorrechte genießen soll als das Französische. So thuend, werden Sie wohlthun, und der göttliche Segen wird über Ihr Werk kommen."

Nie hat ein für Freiheit und Heimath begeistertes Volk billigere Wünsche an seine gesetzlichen Vertreter gerichtet. In Wahrheit, ist die freie Aneignung einer andern Sprache zu der ererbten allenthalben ein fruchtbares Mittel der Bildung, so wird sie da, wo der Lauf der Dinge zwei Nationalitäten in ein Staatsganzes vereint hat, zur Nothwendigkeit für Jeden, der in öffentlichen Dingen mit zu sprechen und zu wirken berufen werden will, wenn keine derselben sich von der andern für bevormundet halten soll. Doch was eine nothwendige und auch leicht getragene Last für diese Wenigern ist, darf wahrlich als eine lähmende, knechtende Last nicht auf die Vielen, auf die Masse gelegt werden. Sollen die natürlichen Lebensverhältnisse nicht vollkommen um und umgestürzt werden, so muß der Volksmasse unverkümmert das

nächste, unumgänglichste aller Mittel der Bildung und Veredlung bleiben, die Muttersprache. Daher gibt es keinen Mittelweg: entweder wahrhafte vollständige Rechtsgleichheit der beiden Sprachen im Staate, oder schmähliche Knechtschaft des einen Theils und alle die Keime des Zwiespalts und der Zerrüttung, die damit nothwendig verknüpft sind. Leider vermochte die belgische Repräsentantenkammer, noch immer unter dem Einflusse ihrer Entstehungsgeschichte gehalten, sich auf diesen historischen und rechtlichen Standpunkt, wo allein die inneren Gegensätze sich dauernd ausgleichen, und statt einer falschen äußerlichen Einheit, hinter welcher durch alle Ritzen das Feuer der Zwietracht schlägt, die wahre gesunde Einheit des Staats sich fest begründen kann, nicht zu erheben. Unter dem jämmerlichen Vorwande, das Land bedürfe sehr der Einigkeit, als wenn das Element der Sprachspaltung dadurch beseitigt würde, daß man es ignorirt, nahm sie die Vorstellung der vlämischen Beschwerden, welche zweihundertvierzehn Bittschriften aus allen Gegenden von Vlämisch-Belgien erhärtet hatten, mit Kälte, ja mit Mißgunst auf, und statt zu einem heilsamen Entschlusse in dieser aufregenden Angelegenheit zu kommen, übergab sie dieselbe ganz einfach an den Minister des Innern mit der stillschweigenden Aufforderung, sie zu beachten. Der Genter Ausschuß, von welchem der erste Aufruf ausgegangen, hatte alle Bitterkeit vermieden, und obgleich die wälsche Tagspresse sich auf heftige Weise bemühte, das Gesuch in ein häßliches Licht zu stellen, waren dennoch die vlämischen Mitglieder der Kammer, größtentheils lau gestimmt, übereingekommen, sich, falls die Übergabe an das Ministerium keinen Widerspruch finde, aller harten Worte zu enthalten. Nur De Decker sprach wie ein Mann, der für sein Volk etwas von Rechtswegen zu fordern hat, und seine Rede verfehlte nicht eines

tiefen Eindrucks. Zweierlei Gefahren, sagte er, bedrohen von Frankreich unaufhörlich den jungen belgischen Staat: die Einverleibung unter französische Herrschaft und eine bloß negativ revolutionaire Ansteckung. Ob sie aber das Mittel gegen diese doppelte Gefahr nicht in Händen hätten, indem sie der vlämischen Sprache, diesem wichtigen Elemente ihrer Nationalität, welches seit Jahrhunderten antifranzösisch sei, eine möglichst große Entwickelung gäben? Man höre fast täglich belgische Publicisten beklagen, daß Brüssel nicht vierhundert Meilen von Paris liege, daß keine chinesische Mauer zwischen Frankreich und Belgien sich erhebe. Ei, die Sprache sei ein noch viel wichtigerer Damm, und von der Höhe dieser unerschütterlichen Wehr habe das alte Flandern die gewaltsamen Anstürme Frankreichs immer zurückgeschlagen. Leider aber möchte diesen Wall belgischer Nationalität, den Sorglosigkeit verfallen ließ, heutzutage ein unpolitischer Vandalismus bis auf die letzten Trümmer zerstören, indem er die vlämische Sprache unterdrückt. „Noch mehr. Nach der Meinung Aller ist es Zeit, daß wir uns gegen Deutschland wenden, welches wir bis auf diesen Augenblick zu sehr vernachlässigt haben. Wir sind nicht ungerecht gegen Frankreich, das uns große Dienste geleistet (und bloß Dienste? und in wessen Interesse?); allein unsere Erkenntlichkeit darf nicht bis zum Selbstmorde gehn. Die europäische Politik hat uns als neutralen Staat erklärt, so wollen wir denn auch die wahren Bedingungen der Neutralität auf uns nehmen und den Einfluß unserer Nachbarn im Gleichgewichte halten. Die Wiederbelebung des germanischen Elements aber sei Pfand der Aufrichtigkeit jener freundschaftlichen Verhältnisse, die wir mit unsern Brüdern jenseits des Rheins anknüpfen möchten."

Als die gerechten Forderungen der Vlamingen nicht in Er-

füllung gingen, brauſ'te der Unwille ſtärker auf, denn je. Treu zwar dem Entſchluſſe, ſich innerhalb der geſetzlichen Schranken zu halten, nahm man jetzt aber kein Blatt mehr vor den Mund: Für die gegenwärtigen Machthaber, hieß es, ſind wir Vlamingen nicht mehr als Parias, die man nur „auszubeuten" würdigt, von ihnen iſt nichts zu erwarten. Auch iſt es ſo in der Welt beſtellt, daß man darin nichts bewirkt, denn durch Macht gegen Macht. Dieweil Macht allein Recht beſitzt, müſſen wir eine Macht darſtellen, und man wird uns anhören. Beweiſen wir zuerſt durch die That, daß unſere Sprache geſchickt zu jedem Zweige des Wiſſens und der Kunſt iſt, daß ſie der franzöſiſchen in keiner Hinſicht nachſteht, dieſe aber in mancher übertrifft. Unſer Volk dürſtet nach Unterricht, ein inniges Gefühl ſagt ihm, daß es berufen iſt, thätigen Antheil an den großen Hervorbringungen der Zeit zu nehmen: machen wir es zum Mitbeſitzer der Schätze der Wiſſenſchaft, des höchſten Gemeinguts der Menſchheit. Unſere Macht iſt im vlämiſchen Volke, wir können ſie nicht ſtärken, nicht befeſtigen, als durch Unterricht und Aufklärung des Volkes.

„Verlichting! 't is uw vlam, uw vuurstroom, die ontgloort!"

Alſo ward Volksbildung die Fahne der vlämiſchen „Vaderlander", unter welcher ſich mehr und mehr die einflußreichſten Klaſſen der Geſellſchaft ſchaaren. Volksbildung aber iſt nur durch die Volksſprache, nimmermehr durch eine fremde möglich; dieſe kann bloß auf Abwege führen, ein Volk zwar entgeiſten, aber nicht geiſtig kräftigen; ſie kann es zwar verbilden zur Fratze, nie aber aufbilden zu edler Geſtalt. Niemals wird man die Vlamingen mittels des Franzöſiſchen auch nur auf die Höhe der europäiſchen Bildung bringen; die Erfahrung lehrt die Unmög-

lichkeit, eine fremde Sprache irgendwo volksmäßig zu machen. Daher übrigt nur in einer eigenen Entwickelung die Keime der Macht und des Ansehns zu pflanzen. Der Hauptgewinn der nationalen Bittschrift war eben in diesem Sinne die Aufstachelung des vlämischen Volksbewußtseins. Die bestehnden vaterländischen Gesellschaften entwickelten mehr Leben und neue entstanden; Gelehrtenvereine, oder auch der Kunst und dem vlämischen Schauspiel gewidmete, bildeten sich in fast allen Städten des Landes. Selbst in Kasinos und andern geselligen Kreisen schlug dieser Geist knospend aus; mit Hülfe des Geselligkeitstriebes durchsäuerten die Bestrebnisse für Sprache, Dichtung und Kunst bald alle Schichten des Volkes. Mittlerweile ging es mit Stärkung der Muttersprache von innen heraus emsig fort. Willems, immer in der vordersten Reihe thätig, gründete das „Belgische Museum," eine Vierteljahrsschrift für niederdeutsche Sprache und Litteratur und vaterländische Geschichte, herausgegeben auf Kosten der Gesellschaft zu Beförderung niederdeutscher Sprache und Litteratur, die einen köstlichen Schatz von Mittheilungen, wichtig für das gesammte Deutschland, namentlich auch von altniederdeutscher Poesie enthält. Auch die schöngeistige Litteratur des lange brach gelegenen Idioms erhielt mehr und mehr junge, talentvolle Pfleger. Ledeganck, Blommaert, van Duyse, von Ryswyk und andere betraten mit Glück das Gebiet der lyrischen Poesie und der Ballade; Conscience, de Laet und mit ihnen eine nur zu große Schar versuchten sich auf dem Felde des Romans und der Novelle; David, Blommaert, Snellaert, Bormans bebaueten Prosa und Litteraturgeschichte. Dem ganzen Lande aber ging der Zuruf zu Herzen:

Zoek geen heil in Zuid of Westen!
By den vreemde is heil noch eer:

Wilt ge uw volksgeluk bevesten,
Keer dan tot u-zelven weêr!

Verlautet nun auch noch immer von keinem Gesetze über den Gebrauch der Sprache, wie das belgische Grundgesetz selbst vorschreibt, so wird die vlämische Bewegung doch zu ernst, um nicht die volle Aufmerksamkeit der Regierung auf sich zu lenken. Tausend und abertausend Unterschriften haben die Welt überzeugt, daß der Löwe von Flandern noch seine Mähnen zu schütteln wissen wird, wenn man den billigen Forderungen hartnäckig Recht versagen wollte — dem so mäßigen Wunsche, das Vlämische auf vlämischem Gebiete nicht schlechter als das Französische zu behandeln. Das erwachte Leben in der vlämischen Litteratur, die täglich anschwellende Zahl begabter vlämischer Schriftsteller gibt der nationalen Forderung noch eine höhere unwiderstehliche Macht: die wachsende Theilnahme und Begeisterung des vlämischen Volkes für seine Sprache ist etwas Naturgewaltiges und wird aller schlauen staatsklugen Berechnung spotten.

Noch muß ich ein wesentliches Hinderniß hervorheben, das sich den besten Bestrebungen der Vlamigen schreiend entgegenstellt. Ich meine die Organisation des Unterrichts in Belgien. Seltsam, die belgische Unterrichtsfrage ist auch im Auslande vielfach besprochen worden, immer aber nur von dem Standpunkte der einen oder andern der beiden herrschenden politischen Parteien, nie von dem niederdeutschen, und dieser ist doch gerade der objektiv bedeutendste. Zwischen der liberalen und der katholischen Partei handelt es sich vornehmlich um einen vorwiegend politischen Einfluß auf den Unterricht, zumal den mittlern und höhern. Jeder Theil möchte das Schulwesen in seine Hand bekommen, nur um die Volkserziehung, die über aller Partei erhaben sein sollte, als ein Werkzeug seines politischen Einflusses zu benützen.

Mich dünkt in diesen Stücken das Benehmen beider Theile tadelnswerth — nie hätte der Volksunterricht zu einer Parteisache herabgezogen werden sollen.

Die sechzehn letzten Jahre scheinen in Belgien den Beweis geliefert zu haben, wie wenig die Hoffnungen, die man an die ganz unbeschränkte Freiheit des Unterrichts geknüpft, sich erfüllen, und daß der Staat die höhere Leitung über einen ihn so wesentlich berührenden Gegenstand, wie die Schule und die geistige Ausbildung des Volkes, nicht aus seinen Händen geben sollte. Andrerseits lehrt allerdings auch die Erfahrung, daß der Jugendunterricht ebenso wenig recht gedeihen kann, wenn er an Fesseln gelegt und einer die freie Bewegung hemmenden, geistlichen oder staatlichen Obervormundschaft unterworfen wird. In beiden Fällen wird dem Schlendrian und der Quaksalberei ein weites Feld geöffnet, aber nur im ersten artet der Unterricht leicht in eine Parteisache aus, indem die best organisirte Partei, wie bisher in Belgien noch die klerikale, sich desselben mehr und mehr bemächtigt, während im andern Falle das Mißtrauen und die zum Widerstreben geneigte menschliche Natur den besten Absichten des Obervogts entgegenwirken und alle Verbesserungen vereiteln können, wie Belgien es unter der holländischen Regierung erfahren hat. Ein Mittelweg, der die obere Leitung des Schulwesens durch den Staat mit der Freiheit des Unterrichts und der Selbständigkeit der Gemeinden möglichst zu verbinden weiß, ist hier der beste.

Gleich nachdem Belgien in seiner Verfassung die Freiheit des Unterrichts ausgesprochen hatte, ward dieser der allgemeine Zankapfel. Auf klerikaler Seite hörte man erst leise und dann lauter andeuten, die Leitung des Unterrichts gebühre nach göttlichem Rechte, und weil die sittlich-religiöse Erziehung des Menschen doch immer am wichtigsten sei, der Geistlichkeit. Von

dieser Seite besonders war man gegen jede kräftige Organisation des Unterrichts durch den Staat, dieser solle nur da zu Hülfe kommen, wo die individuellen Kräfte nicht ausreichen; selbst den Universitätsunterricht auf Kosten des Staats wollte man nur zeitweilig dulden, und die Staatsuniversitäten Gent und Lüttich möchten an dem Tage wieder eingehn, wo die hauptsächlich von den Bischöfen gegründete katholische Universität allen Bedürfnissen genügen würde. Zugleich bildeten sich zahlreiche religiöse Körperschaften für den Unterricht, die sich schnell über ganz Belgien ausbreiteten, Hunderte von Klöstern wuchsen binnen kurzer Zeit zu gleichem Zwecke empor, auch Lehranstalten von Jesuiten erschienen auf allen Punkten des Landes. Die liberale Meinung schrak darüber auf, der Kampf entspann sich vorzüglich in den größeren Gemeinden, die bekanntlich in Bezug auf den Unterricht volle Autonomie haben. Doch wenn die Liberalen seit 1836 die Mehrheit in den Gemeinderäthen und in beinahe allen Provinzialräthen erlangten, so haben die Katholischen seit 1836 nicht aufgehört, bisher noch die Mehrheit in den Kammern zu behaupten*), und zugleich bricht im Lager der erstern ein tiefgreifender Spalt hervor, indem die Radikalen, großentheils im Bürgerstande wurzelnd, dem „alten", d. h. in ihrem Sinne abgelebten, Liberalismus gegenüber ihre Fahnen mit der Inschrift: „Sociale Reformen" selbständig entfalten. Man darf annehmen, daß der Klerus gegenwärtig die meisten Kollegien, d. h. Anstalten für den mittlern Unterricht, in Belgien so ziemlich nach seinem Willen leitet. Nach einem amtlichen Berichte, den im Jahr 1843 Hr. Nothomb den Kammern vorlegte, besaß der Klerus von 74 Anstalten, die damals

---

*) Jetzt eben tritt mit dem liberalen Ministerium Rogier ein tiefgreifender Umschwung darin ein.

für den mittlern Unterricht im Lande bestanden, 29 völlig unabhängige (in ihnen hat der Staat nämlich nichts zu beaufsichtigen), und 4 andere, die, einen Beischuß empfangend, der Staatseinsicht unterworfen sind, zusammen also 33, welchen noch das große Kollegium, das die Jesuiten zu Namen errichtet haben, und das kleine Seminar zu St. Truijen beizufügen sind. Doch auch von den übrigen Kollegien, die der Bericht als Gemeindeanstalten aufführt, sind mehrere durch einen förmlichen Vertrag zwischen den Gemeindebehörden und dem bischöflichen Stuhle der Leitung des letztern anvertraut worden, so daß die Zahl der vom Klerus geleiteten belgischen Gymnasien sich auf mindestens 40 belaufen möchte. Beispielshalber mag hier eine solche Übereinkunft zwischen dem Bischof von Doornik (Tournai) und dem Kollegium von Bürgermeister und Schöffen dieser Stadt vom 16. Mai 1845 im Auszuge Platz finden: Art. 1. der Vorsteher (Prinzipal) des Athenäums, gewählt unter den Mitgliedern des Klerus, wird gemeinschaftlich vom Bischof und der Stadtverwaltung ernannt; Art. 2. bei Ernennung eines neuen Professors wird die von der Commission des Athenäums gebildete Candidatenliste, ehe sie vor den Gemeinderath kömmt, dem Bischof vorgelegt, der, wenn gewichtige, religiöse oder moralische Einwendungen gegen die Candidaten bestehn, davon Anzeige macht zur Nachhaltung an die Behörde, (d. h. der mißliebige Candidat muß von der Liste entfernt werden); Artikel 3. sollte wider Erwarten ein Lehrer durch seine Grundsätze oder sein Benehmen sich von seinen Pflichten so weit entfernen, daß es der Moral oder der Religion Nachtheil brächte, so wird die Stadtverwaltung wirksam einschreiten (d. h. ihn zeitweise oder für immer aus der Anstalt entfernen); Artikel 4. der Prinzipal genießt die Rechte und Prärogativen seiner Vorgänger, er hat mithin die obere

Leitung und Verwaltung des Athenäums, die Aufsicht über alles was Zucht, Sitten und Religion betrifft, er allein bestimmt über die Zulassung der Zöglinge, die sowohl in als außer der Anstalt wohnen, er hat in den durch das Statut bestimmten Fällen die Befugniß, das Consilium abeundi zu geben, hat Einspruch gegen die Wahl der Schulbücher 2c.; Art. 5. falls das Wohl der Anstalt einen Unter-Prinzipal heischte, würde dessen Ernennung ganz auf dieselbe Weise wie die des Prinzipals Statt finden; Art. 6. will einer der beiden vertragenden Theile diese Übereinkunft aufheben, so muß er den andern einen Monat vor Ende des Schuljahrs oder zwei Monate vor den Osterferien davon benachrichtigen.

Da bei derlei Verträgen die Geistlichkeit auch immer neue Collegien errichtete, und so alle Anstalten für den mittlern Unterricht sich allmählich in ihrer Hand wie ein Monopol zu vereinen drohten, so drang die liberale Partei auf Durchführung des lange verheißenen Gesetzes über den mittlern Unterricht, das der Verschluckung dieser Anstalten durch den Klerus Grenzen setze. Der liberale Minister Rogier hatte schon im Jahre 1834, um die Organisation des Unterrichts zu vollenden, einen Gesetzentwurf über den mittlern Unterricht vorgelegt, die Berathung desselben war aber immer verschoben worden, und diese Zeit war, wie gesagt, von dem Klerus für seine Zwecke trefflich benutzt worden. Die nachfolgenden gemischten Ministerien, selbst das Nothomb'sche, verstanden sich zu dieser Verzögerungspolitik. Umsonst klagten die Liberalen, ihre Gegner hätten die Versöhnung auf den Lippen, aber nicht im Herzen. Ihr eigener Wunsch geht aber auf Eingreifen von Seiten des Staats, indem dieser Muster-Athenäen errichten soll, fähig mit den zahlreichen Anstalten des Klerus zu wetteifern. Die Regierung selbst muß wünschen, ihren schwachen

Einfluß auf den wichtigen mittlern Unterricht auszudehnen, nahm sie auch Anstand, darin so weit zu gehn, wie die Liberalen wollen, nämlich in jeder Provinz ein allein von ihr abhängendes Muster-Athenäum zu schaffen. Die Vortheile einer solchen Anstalt liegen übrigens auf der Hand: auf den Hauptpunkten des Landes könnte die Regierung ein Unterrichtssystem organisiren, wie es allen Bedürfnissen der Gesellschaft und den Forderungen der Zeit entspräche; sie würde mehr innere Übereinstimmung in die Studien bringen und dieselben überhaupt emporheben, denn gegenwärtig herrscht darin gleichsam das örtliche Interesse und Vorurtheil vor, indem die eine Anstalt alles dem Unterricht in den mathematischen und Naturwissenschaften opfert, die andere über Sprachstudien die exacten Wissenschaften völlig hintanstellt, die dritte endlich nur den Kenntnissen und Geschicklichkeiten Wichtigkeit beilegt, die sich unmittelbar auf die Industrie beziehen. Dieser Zustand wirkt besonders nachtheilig für die höhern Studien. Denn die jungen Leute, welche die Universität besuchen, haben fast immer eine sehr verschiedene Schulbildung, die einen sind stark in Mathematik, aber schwach in Latein und Griechisch, die andern sind in der klassischen Litteratur bewandert, wissen aber nichts in der Naturwissenschaft und von der Geschichte haben die meisten nur einen oberflächlichen Notizenkram. Die Universitätslehrer, um der größern Zahl ihrer Zuhörer nützlich zu sein, sehen sich genöthigt, ihre Vorträge herabzustimmen und das gleichsam nachzuholen, was auf den Gymnasien versäumt worden, woraus sich die Inferiorität gewisser Zweige der belgischen Universitätsstudien zum Theil schon erklärt. Gründete der Staat in jeder Provinz ein Muster-Gymnasium, so würde dieses für die benachbarten städtischen bald ein mächtiger Stachel sein, es ihm gleich zu thun, und jener traurige Zustand der höhern Studien

würde aufhören. Und wie vieles könnte der Staat durch diese Muster-Athenäen nicht auch für einen zweckmäßigern Unterricht in der niederdeutschen und hochdeutschen Sprache und Litteratur, der jetzt gänzlich vernachlässigt wird, zum dauernden Vortheil des Landes bewirken?

Die Frage über den mittlern Unterricht ist noch immer nicht entschieden. Nach Nothombs Rücktritt vereinigten sich die Liberalen Van de Weyer und Hoffschmidt mit Klerikalen zu einem neuen gemischten Ministerium, das jedoch nach kurzem, übrigens für die vlämische Bewegung wohlthätigem Bestand, an jener großen Schwierigkeit scheiterte. Der Hauptstreitpunkt war folgender: den Munizipalräthen steht gesetzlich zu, ihr Recht, die Directoren und Lehrer der Communalschulen zu ernennen, an die Gemeindebehörden zu übertragen; der Magistrat von Doornik aber hatte, wohl gegen das Gesetz, das ihm übertragene Recht wiederum, wie wir oben gesehn, auf den Bischof übertragen. Van de Weyer wollte in Folge dessen und der dadurch verursachten nachhaltigen Aufregung des Landes diese Übertragung des Rechts der Munizipalräthe an den Bischof in dem Gesetz über den mittlern Unterricht verbieten; allein seine katholischen Collegen verweigerten ihre Zustimmung, und das letzte gemischte Ministerium nahm seinen Abschied. König Leopold zog der Auflösung der Kammern, die wahrscheinlich die entschiedenen Liberalen unmittelbar an's Ruder geführt haben würde, die Bildung des rein katholischen Cabinets de Theux vor, das zwar noch die Mehrheit in den Kammern, aber nicht mehr im Lande hatte, und sich über die nächsten Wahlen hinaus nicht halten konnte.

Das Gesetz über den Elementar-Unterricht sucht, um alles Mißtrauen zu heben, jedem der Hauptelemente des Zusammenlebens, Staat, Kirche, Gemeinde und Familie, seinen Einfluß

zu sichern. Der Staat stellt allgemeine Schulaufseher für die Provinzen und Bezirke auf; die Geistlichkeit hat gleichfalls Schulaufseher für Sprengel und Cantone, die von ihr und aus ihrer Mitte ernannt werden, besonders zur Förderung der religiösen Erziehung; der Hausvater findet seine Gewähr in der Wahl der Lehrer, die durch die gewählten Gemeindebehörden ernannt werden. Naturgemäß sollte von den Aufsehern des Staats der Hauptanstoß zu Verbesserungen ausgehn, und daher sollten dazu nur Männer ernannt werden, die mit den nöthigen Kenntnissen und Fähigkeiten sowie mit der nöthigen Hingebung für ein solches Fach ausgerüstet sind. Leider aber findet man in den vlämischen Provinzen nur zu oft wallonische Schulaufseher ohne jedes Verdienst, während Männer, im Besitz aller Eigenschaften, um die Wohlthäter der Jugend zu werden, zur Seite geschoben sind; Andere betrachten den Beruf nur als ein Nebenämtchen, das das Jahreseinkommen vermehrt, und die Gemeinden sehen sich nur noch höher belastet, ohne einen wirklichen Vortheil davon zu haben. Das Gesetz über den Volksunterricht könnte viel Gutes wirken, wenn man vor allen Dingen darüber wachte, daß die Jugend eine gründliche Kenntniß der Muttersprache und ihrer Schätze erhielt, was ja mit dem Selbstbestehn Belgiens auf's innigste verknüpft ist, daß man ihr mit derselben auch Vaterlandsliebe, Achtung vor den heimischen Gesetzen und Einrichtungen, Anhänglichkeit an den Sitten der Vorväter einflößte, statt daß die jetzigen Lehrweisen nur darauf berechnet zu sein scheinen, schon das Herz der Jugend durch das Einimpfen fremden Geistes und fremder Sitten zu verderben und durch Verachtung des Eigenen die Vaterlandsliebe in ihr zu ersticken.

Durch jenes Gesetz sind in Belgien auch zwei Normalschulen errichtet zur Bildung von Schullehrern, die eine zu Lier für die

vlämischen, die andere zu Nyvel für die wallonischen Provinzen. Aber während man in jener die jungen Männer zum gründlichen Erlernen der französischen und der vlämischen Sprache nöthigt — was an sich ganz recht wäre — lehrt man in der Normalschule für Walenland nur Französisch; dort steht ein Lehrer der französischen Sprache an der Spitze des ganzen Unterrichts, hier ist von der vlämischen Sprache nicht mehr als auf der Pariser Universität die Rede. Das ist unbillig und thöricht zugleich, und von der Arglist der französischen Propaganda schlecht bedacht. Nach einem alten Brauche senden viele Wallonen, die wünschen daß ihre Kinder vlämisch lernen, um sie in Stand zu setzen mit Flandern, Antwerpen, Brabant Handelsbeziehungen ohne Dolmetscher zu unterhalten, ihre Söhne in vlämische Familien der benachbarten Bezirke, wogegen sie deren Kinder in ihr Haus aufnehmen. Das wußten die Begründer der Normalschulen recht gut, aber man wollte eben den alten Brauch hemmen und den Wallonen so viel möglich das Vlämischlernen erschweren; darum soll, scheint es, kein Schulmeister im Walenlande fähig sein, Unterricht im Vlämischen zu geben. Eigentlich gibt man dadurch jedoch dem vlämischen Element in den Privatbeziehungen des Verkehrs ein Übergewicht über das wallonische, auch kann kein Volkslehrer aus der Normalschule von Nyvel in vlämischen Landen angestellt werden, wohl aber der Zögling der Lierer Schule, beider Sprachen mächtig, im Walenland. Man opfert selbst die Interessen der Wallonen, um nur die Muttersprache der Vlamingen zu unterdrücken und die französischen Herausgeber der Brüsseler Zeitungen zufrieden zu stellen. Freilich sind die wenigsten Mitglieder der Regierung dem Vlämischen im Grund ihrer Seele abgeneigt, aber zwischen Wollen und Dürfen besteht noch ein weiter Abstand, und der wahrhaft politische Muth ist in unsern Tagen

selten geworden. Jeder belgische Staatsmann fühlt sich von der Wahrheit durchdrungen, daß Belgien keine höhere Gewähr für seine Nationalität hat, als die niederdeutsche Sprache, die allein es vor Aufschluckung durch Frankreich schützen kann; aber es fehlt an Muth, diese Überzeugung offen auszusprechen und darnach, trotz Frankreich und der französischen Presse, zu handeln.

Schlimm ist, daß auch die städtischen Behörden nur zu oft diesem fremden Einflusse nachgeben und sich dadurch des Vertrauens ihrer Mitbürger unwerth machen. Selbst die Behörde von Antwerpen, der kernig niederdeutschen Stadt, die sogar halb im Rufe oranischer Gesinnung steht, hat nicht selten auffallende Beweise davon gegeben, daß sie die Muttersprache nicht gehörig zu schätzen weiß. Wer freiwillig fehlt, fehlt lange, und das ist mit den Herren vom Stadtrathe der Fall, die in ihrer Weisheit beschlossen haben: die Sprache der Franzosen sei die Sprache der Bildung. Das ist eine Krankheit, die glücklicherweise das Volk von Antwerpen nicht angesteckt hat, das von dem Flittergold der französischen Erziehung nichts wissen will, zu neun Zehntel auch kein Wort davon versteht. Beim Antwerpener Athenäum sind dem Studium des Niederdeutschen im Ganzen nur acht Stunden wöchentlich zugestanden, während man den Zöglingen zweiundvierzig Stunden die Woche für's Erlernen des Französischen aufbringt; in den höhern Klassen, in Poësis und Rethorica, ist das Vlämische ganz weggefallen, ja die Beschäftigung damit ist den Zöglingen dieser Klassen so gut wie verboten, wie wenn man wüßte, daß „die Muttersprache kennen, sie auch lieben heißt.“ In den Staatsanstalten für mittlern Unterricht wird das Vlämische auch in den beiden höchsten Klassen gelehrt, man beschäftigt sich doch einigermaßen mit niederdeutscher Litteratur und lies't einige ihrer sogenannten klassischen Werke, wie von Bilderdyk,

Van der Palm und andern. Das findet die französisch gebildete Schulcommission für Antwerpen überflüssig, die Zeit kann ja besser auf die „Sprache der Bildung" verwandt werden; ja die Lehrbücher eines an der Anstalt wirkenden Professors (Wezel) wurden abgeschafft, um die Schriften der Franzosen Bourdon und Legendre dafür einzuführen. Da haben die Bessergesinnten das Recht zu fragen: ob denn das Athenäum, das alljährlich so viele Tausende der Gemeindekasse kostet, zu welcher jeder Bürger seinen Antheil steuert, allein errichtet sei, um die Jugend zu verbilden und künstliche Franzosen aus ihr zu machen? Ob sein Zweck sei, die jungen Leute zum Lesen der Romane eines Eugène Sue und Genossen zu befähigen, oder nicht vielmehr sie zu guten Staatsbürgern, zu nützlichen und ehrenfesten Mitgliedern der Gesellschaft heranzubilden? Sie haben Recht zu sagen, daß der Magistrat das Vermögen der Gemeinde, die Unbesonnenheit der Jugend und das Vertrauen der Bürgerschaft mißbrauche, die nicht argwöhnt, daß man ihre Söhne dem fremden Abgott moralisch opfert. Es ist empörend zu denken, daß diese „Väter des Volkes" dessen Wohlfahrt so gänzlich verkennen und in ihrer Verblendung den Weg bahnen helfen zu einer neuen Herrschaft jener Nation, deren Diener und Handlanger einst in Belgien, wie in Neapel und Spanien und wie überall, das Land ausgesogen, die Kirchen geplündert, die Freiheit vernichtet, die Söhne weggeschleppt und die Töchter entführt haben.

Noch ein Wort über die Hochschulen. Belgien besitzt, außer der katholischen in Löwen und der freien in Brüssel, zwei Staats-Universitäten, eine in den wallonischen Provinzen zu Lüttich, und eine im vlämischen Gebiete zu Gent. Erstere ist für den wallonischen Volksbestandtheil, letztere aber nicht für den vlämischen; auf jener werden alle Vorlesungen französisch gehalten, auf dieser

wird kein Wort vlämisch gesprochen, im Gegentheil, die letztere ist wo möglich noch mehr französisch als die Lütticher. Und doch sollte diese nach der Meinung ihrer Gründer eine vlämische Universität sein, und wird sie größtentheils mit vlämischem Geld unterhalten! Nachdem die Umwälzung von 1830 die holländischen und deutschen Professoren, die König Wilhelm mit großen Opfern nach Gent gezogen, aus Belgien vertrieben hatte, und die Universität nur mit 'genauer Noth ihrer völligen Auflösung entgangen war, boten sich nicht weniger als siebenhundert Personen für die Besetzung der ledig gewordenen Lehrstühle an. Die aus diesem Haufen von der neuen Regierung gewählten Professoren waren zumeist Franzosen oder doch gut französisch gesinnte Belgen, wie Verbeeck, Burggraeve, Timmermans, Moke, Hunt, Lamarle rc., und das Französische ward nun auch zu Gent die Sprache, in welcher man die Vlamingen unterwies. Ja, der größte Theil des neuen Genter Professorats suchte der vlämischen Bewegung, zum Vortheil der französischen Litteratur und Bildung, es sei öffentlich oder mit geheimen Mitteln, aus allen Kräften entgegenzuwirken. Wie gesegneten Fortgang es damit hatte, davon sah man bald sprechende Beweise. Professor Bormans kündete ein Collegium über niederdeutsche Sprache und Litteratur an, und die Zahl seiner Zuhörer beschränkte sich damals auf Null. Natürlich, alles was nur nach vlämisch roch, ward systematisch verfolgt. Vorzüglich zwei Männer, die mehr durch „Cameraderie" als durch Verdienst unter den Belges illustres einen Platz bekleiden, zeigten sich dabei thätig: die Professoren Moke und Hunt. Ersterer, in Frankreich erzogen, wo er seine ersten Novellen herausgab, und von wo er nach Belgien heimkehrte, um Anhänger für die große Nation zu gewinnen, hat eine Histoire des Francs und eine Histoire de la Belgique

geschrieben, die zwar viel gelesen werden, in Wahrheit aber nur zwei historische Romane oder besser romanhafte Geschichten sind. Er schrieb zwar kein traité gegen das Vlämische, bekämpfte es nie mit offenem Visir, aber eben darum ist er nur ein um so gefährlicherer Feind: seine Pfeile schnellt er auf versteckte Weise fort, und sie treffen und verwunden um so sicherer, als sie unerwartet kommen. Nicht minder enthusiastisch für alles was von der großen Nation kömmt, ist Hunt, der gleich Moke nach Belgien herüberwehte, als die Umwälzung ihm hier die Aussicht auf einen reichern Herbst erschloß. Er versteht es wie jener, sich durch einschmeichelnde Rede Freunde zu erwerben, aber auch mit Honig auf der Zunge das vlämische Gefühl im Herzen seiner Zuhörer auszureuten, wozu ihnen alle Mittel recht sind. Einst unternahm Dr. Wolf Vorlesungen über deutsche Alterthumskunde. Hr. Hunt unterließ nicht der ersten Vorlesung zur Hälfte beizuwohnen, und nahm ein solches Ärgerniß daran, daß er sich, bevor er den Saal verließ, gegen einige Studenten auf eine nicht ziemliche Weise über den deutschen Doctor äußerte. In den folgenden Vorlesungen war Hr. Hunt nicht leiblich anwesend, wohl aber sein Schatten, denn ein Dutzend Studenten gaben sich die größte Mühe, durch ihr Scharren und Lachen den Vortrag zu stören. Die Zahl der Lärmmacher wuchs von Tag zu Tag, man lachte und schrie, man trommelte auf Thüren und Fenster, bis Hr. Wolf endlich die Vorlesungen abbrach und das Feld räumte. Niemand erwähnte weiter des Vorgangs, über den der grimlachende und spottende französische Geist seine schützende Hand ausgestreckt hielt. Es waren dieselben Ruhestörer, die ein ander Mal einen Professor der Rechte (Lefebvre), dem die Franzosen übelwollten, auf ihre Art von seiner Stelle verdrängten, nachdem selbst ihr guter Freund Alain, die rechte Hand des Herrn

Nothomb, dazu unmittelbar nicht behülflich sein wollte. Man verleumdete den Professor auf jede Weise und hetzte die Studenten gegen ihn auf; diese schrien und tobten in den Vorlesungen Lefebvre's, zuletzt stellten sie unter seinen Stuhl eine Rakete, die in dem Augenblicke losbrannte, wo der Professor sich niedersetzen wollte.

In solcher Leute Hand sind auf der Universität Gent Geschichte und Philosophie gelegt! Die meisten andern Professoren sind gegen das Vlämische nicht um ein Haar besser gesinnt, wenn sie jetzt auch nicht mehr wagen, bei festlichen Gelegenheiten, wie das sonst seit 1830 der Brauch war, Reden voll Ausfälle gegen das Niederdeutsche und die vlämischen Sprachvereine zu halten. Von den fünfunddreißig bis vierzig Genter Professoren sollen drei Viertel Gegner der vlämischen Bewegung sein, und unter diesen sind keineswegs die Franzosen und Wallonen, wie Lamarle und der Ex-St.-Simonist Margerie, sondern gerade die vlämischen Professoren die schlimmsten.

König Leopold hat auf Antrag Van de Weyers die Herren Conscience und de Laet zu aggregirten Professoren der niederdeutschen Sprache und Litteratur an der Universität Gent ernannt, allein es fehlte in dieser Stadt, welche mit Antwerpen den Mittelpunkt der vlämischen Sprachbewegung bildet, nie an begabten Männern, die, wie Willems, d'Huygelaere, van Duyse, Blommaert, Snellaert &c., fähig gewesen wären, anregende Vorträge darüber zu halten. Das Hinderniß liegt in dem Geiste der Universität und der ganzen Leitung des Unterrichts selbst, und noch sind die Sachen nicht so weit gediehen, daß ein Nachfolger Bormans' sich nicht dem gleichen Schicksal und dem trübsten Haß ausgesetzt sähe. So lange der Unterricht nicht auf vernünftiger und volkthümlicher, d. h. deutscher Grundlage in Flandern aufgebaut wird, so lange wird jede einzelne Maßregel, wie wohlgemeint auch, wenig nützen.

Aber da liegt der Knoten! Die Feinde des niederdeutschen Elements wissen recht wohl, daß man der Bewegung nur in ihrem Grund und Ursprung mit Erfolg entgegenwirken kann. Die Wahrheit kann man nur bekämpfen, indem man sie hindert an's Tageslicht zu kommen. Wer aber, wie Vlämisch-Belgien, den Muth hatte sie rücksichtlos zu sagen, über den stürzte man mit wildem Hurrah von allen Seiten los, verleumdete ihn und schlug auf ihn, bis er der allgemeinen Wuth erlegen war. Die Wahrheit ist eine bittere Arznei, vor der die Gallomanen einen unüberwindlichen Abscheu haben.

Ja, es ist betrübend, daß der Unterricht in Belgien, sowohl in der Volksschule wie in den mittlern und höhern Anstalten, der Leitung von Männern anvertraut ist, die entweder, fremden Ursprungs, durch eine dem Menschen angeborene Neigung die Sprache und Denkweise des eigenen Vaterlandes der vlämischen Jugend einpflanzen wollen, oder die, Belgen von Geburt, verblendet genug sind, um sich an das fremde Gängelband knüpfen zu lassen und an dem unseligen Werke der vaterländischen Entartung mitzuwirken.

Die nationale Bittschrift von 1840 hatte in Bezug auf den Unterricht nur eine Wirkung. In dem allgemeinen Regierungsprogramm, welches den Wettkampf zwischen allen Gymnasien oder den Anstalten für den mittlern Unterricht (von dem höhern ist das Vlämische ganz ausgeschlossen) und die Preise feststellt, erschien nämlich 1841 zum ersten Mal wieder das Niederdeutsche; es war auch ein Preis für die beste vlämische Arbeit ausgesetzt. Allein man schien das schnell zu bereuen, schon das Programm des Jahres 1842 sprach von allem, nur nicht von dem Niederdeutschen. Allgemein ward dies Vergessen als Hohn und Schmach gefühlt, und ein lebhafter Unwille machte sich in den vlämischen

Blättern Luft. Die große Antwerpener Gesellschaft „Olyftak“ fertigte eines ihrer Mitglieder an den Minister des Innern ab, um Herrn Nothomb (den „Taelhater“) zu bedeuten, wie die Verkennung der vlämischen Sprache und die anscheinende Verachtung alles dessen, was einem Volke das Heiligste sei, die vlämischen Belgen tief betrüben und zugleich erbittern müsse. Man möge in dem auf den Wettstreit bezüglichen Programme bestimmt aussprechen, daß das Vlämische mit dem Französischen gleiche Rechte theilen soll. Wirklich sah sich das Ministerium, auch von mehreren Volksvertretern angegangen, für den Augenblick genöthigt nachzugeben und nachträglich den Schülern und Zöglingen zu gestatten, in dem Wettkampfe nach ihrer Wahl in einer der beiden Sprachen zu antworten. Dieses Zugeständniß ist indeß mehr Schein als Wirklichkeit; ja bei der bestehenden einen Staatssprache, bei dem unendlich größern Schuleifer für diese Sprache als für die vlämische, ist das Gleichstellen beider Sprachen für die bloße Preisbewerbung eine reine Fiction, ein bitterer, kränkender Spott. Verstehn ja doch die meisten gegenwärtigen Gymnasiallehrer sowie die Richter über die Arbeiten und Preise selbst kein Vlämisch! Wie der Sprachdruck überall im Staate besteht, wie man in der gesammten Beamtenhierarchie von den höchsten bis zu den letzten Stufen nur französisch spricht, und ein sehr schlechtes, so auch in den Schulen. Der Schüler, der selbst gern in seiner Muttersprache sich um den Preis bewerben möchte, ist dazu durchaus nicht vorbereitet, seine Antworten lauten linkisch oder sie bleiben gar unverstanden, und er läuft Gefahr durch Hülfe eines Übersetzers zu seinen Examinatoren sprechen zu müssen. Diese Scheinfreiheit der Sprache ist bloß ein Spottzustand, und die Überzeugung mußte wachsen, daß die Staatsregierung es nicht redlich meint mit der Sprache der

Vlamingen. Die gebildete vlämische Schriftsprache hat man obendrein von dem Programme wieder durch den Kniff zu entfernen gesucht, daß man die Athenäen und Gymnasien von Flandern und Brabant bewog, unter dem täuschenden Namen der „Muttersprache“ ein Idiom anzunehmen, welches nie das der Genter, Antwerpener, Brügger und der anderen Bewohner dieser Gebiete gewesen ist.

Hier mögen noch zwei Bittschriften, welche die Genter Gesellschaft „De Tael is gansch het Volk“ bei jener Gelegenheit, in Bezug auf das Gesetz über den höhern Unterricht, an den König und an die Kammern richtete, eine Stelle finden:

„Sire, mit voller Überzeugung betrachten die Vlamingen ihre Sprache als das festeste Bollwerk, das unser Vaterland beschützt. Auch sind die Bestrebungen, um der Landessprache ihren frühern Glanz und ihr altes Ansehn zurückzugeben, anfänglich so verkannt von denen, welche in allem Vlämischen eine Feindseligkeit gegen den jungen Staat sahen, seit kurzem besser begriffen und gewürdigt worden. Doch will man das Leben, so muß man auch alle Bedingungen der Lebensfähigkeit achten. Noch unlängst dankten die Vlamingen es Eurer Majestät Besorglichkeit, als sie sahen, daß eine scheinbare Erniedrigung ihrer Sprache, indem sie aus dem Wettkampfe zwischen den Athenäen und Collegien gebannt schien, doch bloß eine Vergessenheit war. Ein nicht geringerer Grund der Trauer, Sire, ist für Jeden der ein vlämisch Herz hat, darin gelegen, daß durch den Gesetzentwurf zur nähern Bestimmung des höhern Unterrichts der Sprache der Vlamingen gar nicht gedacht wird. Wir dürfen es nicht bestimmt aussprechen, so nahe die Vermuthung auch liegt, daß diese wiederholte Vergessenheit als ein Beweis von Widerwillen seitens der Regierung gegen unsere Sprache anzusehen ist; doch hält sich

die Gesellschaft „De Tael is gansch het Volk“ für verpflichtet, ihre Beschwerden unter die Augen Eurer Majestät zu bringen, in der Zuversicht, daß die bloße Andeutung davon Höchstdieselben bewegen wird, das Versäumniß verbessern und in dem geannten Gesetzentwurfe die niederdeutsche Sprache und Litteratur auf denselben Fuß stellen zu lassen, wie die französische, und ebenso verpflichtend für die vlämischen Studirenden.“

„An die Vertreter des belgischen Volkes. Im Frühjahr 1840 sandten Tausende Belgen Bittgesuche an Sie, um Maßregeln für Emporhebung der Sprache, die des Reichs größere Hälfte spricht. Sie beschlossen alle diese Vorstellungen dem Minister des Innern zu übergeben, ihm dadurch die Wünsche so vieler Tausend Bürger anempfehlend. Doch bis jetzt hat uns noch kein Gesetzesvorschlag die Hoffnung gegeben, daß die sittlichen Anliegen und Bedürfnisse der niederdeutsch sprechenden Belgen befriedigt werden sollen. Unter den erbetenen Punkten war einer wie folgt: es soll das Niederdeutsche bei der Universität von Gent und andern Reichsschulen auf vlämischem Gebiete dieselben Vorrechte genießen wie das Französische. Da nun der neue Gesetzentwurf über den höhern Unterricht Ihnen vorgetragen ist, so ersuchen wir die gesetzgebenden Kammern ehrerbietigst, auf den angedeuteten Punkt jener Vorstellungsschriften dabei die Aufmerksamkeit festzuhalten. Die Gesellschaft „De Tael is gansch het Volk“ thut diesen Schritt bei Ihnen, sowohl in ihrem als in dem Namen einer großen Zahl Unterzeichner der Bittgesuche von 1840, und mit um so höherm Ernste, als sie aus amtlichen Mittheilungen ersehen hat, daß in dem neuen Gesetzentwurfe von niederdeutscher Sprache und Litteratur gar nicht die Rede ist, wogegen die französische Litteratur verpflichtend gemacht wird, ja diese Verpflichtung auch noch auf andere ausländische Sprachen

ausgedehnt wird; ungeachtet es den Belgen doch näher liegt, ihre eigene Sprache und Geistesschätze zu kennen und zu bebauen, als fremde, mit Verwahrlosung des Eigenen."

Auch diese billigen Wünsche sind bisher unerfüllt geblieben, wie wenn man die redlichen Vlamingen nöthigen wollte, in dem jungen Staate selbst ihren ärgsten Feind zu sehen. — Von allen ihren Beschwerden ist aber dieser Zustand des Unterrichts am meisten zu beklagen. Wie viel glücklicher würde das Land sich befinden, wie viel friedlicher, innerlicher, herrlicher würde es gedeihen, wenn das Schulwesen eine natürliche und volksgemäße Grundlage hätte! Und welch' wohlthätige Wechselbeziehungen würden sich dadurch zugleich zwischen Belgien und Deutschland knüpfen!

Das Anknüpfen des Vlämischen und Holländischen an die deutsche Gesammtsprache ist, richtig angegriffen, leichter als man gewöhnlich glaubt. Es erhellt schon daraus, daß der Niederländer uns um so besser versteht, je reiner wir das Hochdeutsch zu sprechen suchen. Deutsch und nicht rotwälsch geschriebene Bücher übertragen sich wörtlich mit unglaublicher Leichtigkeit in's Vlämische; Grimm's deutsche Märchen z. B. können ohne jede Veränderung vlämisch wiedergegeben werden. Ebenso gilt das Umgekehrte. Nur wo die Sprache von Fremdwörtern und französischen Wendungen wimmelt, bietet sich eine größere Schwierigkeit dar. Goethe's Faust ist in Antwerpen im Vlämischen erschienen, die Aufgabe ist mit Glück gelös't worden, keine Übersetzung in einer andern Sprache kann sich mit der vlämischen messen. Der Geist beider Sprachen ist eben der nämliche, die Abweichungen der Form aber sind nicht willkürlich, sondern auf organische Regeln zurückzuführen; wo man diese Gesetze kennt und die Anweise darauf stützt, da wird das Verständniß zwischen niederdeutscher und hoch-

deutscher Schrift binnen kurzer Zeit erlangt. Schon Willems sprach die Ansicht gegen mich aus, daß es überaus leicht sein würde, alle Vlamingen und Niederländer in der Schule durch einen zweckmäßigen Unterricht zum vollen Verständnisse der deutschen Hochsprache zu führen; die deutschen Buchstaben unseres Drucks sind kein oder nur ein geringes Hinderniß, indem das Altvlämische sich derselben Buchstaben bediente, ja noch heutigen Tags in vielen Schulen diese im Gebrauche sind und ihre Kenntniß überhaupt keine Schwierigkeit macht. Allein die unnatürliche Behandlung der eigenen Muttersprache von oben bewirkt, daß man in Flandern, um den Bruder und Nachbar zu verstehn, den weiten und verderblichen Umweg über Paris macht.

Je mehr natürliche Mittel demnach vorhanden sind, die wohlthätige Wechselwirkung zwischen dem Gesammtdeutschen und dem Vlämischen in's Leben zu rufen, desto beklagenswerther ist es, daß sie nicht richtig angegriffen werden, und daß vom Staate gar nichts dafür geschieht. An keiner belgischen Universität ist ein Lehrstuhl für deutsche Litteratur, wohl aber an allen für französische; nur an der katholischen Universität Löwen gibt es einen solchen für das Vlämische. An den Staatsuniversitäten bestehn zwar Lehrstühle für die orientalischen Sprachen, nicht aber für die eigene Muttersprache, die von den Prüfungen der Jury nothgedrungen ausgeschlossen ist. Noch mehr: auf den vlämischen Gymnasien und Athenäen, wo die deutsche Sprache einen Gegenstand des Unterrichts bildet, lehrt man dieselbe durch das Französische!! Welch ein höhnender Unsinn!! In den Volksschulen spricht man vlämisch, lehrt aber kein Hochdeutsch. Natürlich muß unsere Hochsprache den jungen Leuten somit als etwas ganz Fremdes und ungemein Schwieriges vorkommen, und die meisten bleiben im ersten Anlauf stecken, ohne zum genußreichen und fruchtbaren Verständnisse

unserer Litteratur durchzudringen. Griff man den deutschen Unterricht naturgemäß an, vom Blämischen selbst ausgehend, so könnten die gereifteren Schüler binnen wenigen Monaten in Stand gesetzt werden, alle deutschen Schriften zu verstehn.

Ähnliches gilt in Bezug auf die englische Sprache und deren reiche Litteratur. Denn außer den übrigen niederdeutschen Mundarten ist dem Niederländischen auch das Angelsächsische und das reine Englische, wie namentlich Shakespeare es geschrieben, nächst verwandt. Auf die Sprache Shakespeare's scheint das Blämische bedeutenden Einfluß ausgeübt zu haben, wahrscheinlich in Folge des frühern lebhaften Verkehrs zwischen beiden Ländern und der Einwanderungen von Blamingen in England, mit denen der größte Dichter der germanischen Welt fleißig verkehrte: viele seiner Ausdrücke und Wendungen, die den Engländern selbst unverständlich geworden, haben ihre wahre Auslegung erst in Flandern gefunden, wo noch heute manch' Shakespeare'sches Kernwort im Munde der Bauern lebt.

Welch ein großes Sprachgebiet, welche Litteraturschätze könnten also den Blamingen durch den gründlichen Anbau ihrer Muttersprache bald erschlossen werden! Während sie jetzt von französischen Büchern überschwemmt und vom Staate auf die Schmalkost der französischen Litteratur beschränkt werden, wären sie durch einen, auf wissenschaftlicher Grundlage ruhenden, deutschen Unterricht leicht dahin zu bringen, an dem geistigen Gemeingute der Deutschen und verwandter Völker den innigsten Antheil zu haben. Wie würden dabei der vaterländische Sinn, die Sitten und der Geist des Volkes gewinnen, wie würde auch in den vornehmern Schichten der Gesellschaft gediegene Bildung wieder Platz greifen, die jetzt mit dem Charakter und der Gesinnung unter dem französischen Firnisse so schwer gelitten hat! Durch

Bebauung und rechte Kenntniß der eigenen Sprache erhielten die Vlamingen den Schlüssel zu allen germanischen Sprachzweigen und deren Litteraturen, vielleicht mehr als sonst ein deutscher Stamm. Selbst die Lage des Landes scheint auf eine Vermittelungsaufgabe hinzudeuten und es den Niederlanden zu erleichtern, alle Schätze des germanischen Geistes zum Gemeingut des Volkes zu machen. Und das alles wird ihnen geraubt, das Band mit der germanischen Welt wird für sie gewaltsam gelockert, bloß weil die Regierung sich dem französischen Einflusse nicht zu entwinden vermag, bloß weil die politische Bewegung, die Belgien von Holland getrennt, von Frankreich ausgegangen oder doch wenigstens dort ihren Halt gefunden hat. So lange die Vlamingen jener reichen Geistesschätze nur durch das Medium des Französischen auf den Gymnasien und Universitäten theilhaft werden können, so lange sind dieselben für sie so gut wie nicht vorhanden, und ihre Entwickelung, die so groß sein könnte, bleibt eine kümmerliche. Barbarei sonder gleichen, ausgeübt durch Menschen, die sich die Vorkämpfer edler Gesittung nennen!

Doch diese Barbarei kann nicht dauern mitten in Europa, im Mittelpunkte der gesitteten Welt. Der Tag der Erlösung wird erscheinen, dafür bürgt der in Flandern auflebende Geist, darauf hofft jeder Vlaming, jeder Deutsche, der ein Herz für sein Volk und Sinn hat für das Verständniß der vom Germanenthum zu lösenden weltgeschichtlichen Aufgabe. Der Geist ist göttliche Kraft, und die kann, wie Luther sagt, durch äußere Gewalt nicht gedämpft werden.

Möge denn über das wackere Streben der Vlamingen für Volksbildung und Volksbefreiung reicher Segen strömen! Wir Deutschen aber wollen unsern vlämischen Brüdern die Hand reichen und ihnen, wo wir können, in ihrem dornenvollen Kampfe

mit unserm Beistande treu zur Seite stehn. Es ist unser Volk, das dort von den Wälschen gedrückt und gepeint wird, unser Blut, das dort zum Himmel um Gerechtigkeit schreit! Hören wir die Stimme der Natur, die eindringliche! Aber uns mahnen nicht bloß Blutsverwandtschaft und Menschlichkeit, uns mahnen auch die höchsten Anliegen der deutschen Nation. Es gilt das deutsche Bewußtsein an unsern wichtigsten und meistbestrittenen Grenzen, wo der Franzose auf den Spuren Napoleons seine Anker werfen und seine Seemacht wie seine Continentalherrschaft über uns begründen möchte, wieder zu wecken und zu kräftigen; es gilt das alte Band, das uns mit den Belgen Jahrtausende umschlang, im Geiste zu verjüngen, es aufzufrischen in der Freiheit und es in ihr zu verewigen. Hätte um die Zeit der Pariser Friedensschlüsse Gerechtigkeit im Rathe der Großmächte gewaltet, wären Deutschlands Anliegen darin einiger und kräftiger vertreten gewesen — nach den glänzendsten Siegen der Deutschen setzte man die Land-Ausgleichungen auf die Weise fort wie Napoleon es gelehrt, d. h. durch Theilung deutscher Fürstenthümer auf Kosten des Gesammtvaterlandes — so würde man nicht ein abgesondertes Königreich der Niederlande aus deutscher Bevölkerung an deutschen Flüssen und Küsten zur Schranke der deutschen Entwickelung errichtet haben, unter dem nichtigen Vorwande, Deutschland und Frankreich, in dessen Händen man doch am Oberrhein alle Pforten zum Einbruche in unser Vaterland offen ließ, auseinander zu halten, sondern man würde Belgien wie Holland unter selbständiger Verwaltung und mit aller Schonung ihrer eigenthümlichen Verhältnisse dem deutschen Staatenbunde — einer Union, die ihren Mitgliedern die größte Selbständigkeit läßt — einverleibt haben. Die letzten allgemeinen Friedensschlüsse bestätigten gleichsam den Bruch des deutschen Reichs in selbständige Staaten,

die jetzt alle in dieselbe Lage kamen, wie früher bereits die Niederlande und die Oberlande (Schweiz), und es mußten diese daher folgerichtig auch der neuen deutschen Staaten-Conföderation beigezählt werden. Hierin wäre gewiß eine höhere Gewähr für den Frieden und die ruhige Entwickelung Europa's gelegen, als in der Errichtung eines neuen hinfälligen Königreichs. Noch einmal bot sich die Gelegenheit, das Versäumte wieder nachzuholen, als jenes Königreich entzweibrach; aber die deutschen Regierungen fühlten sich gelähmt durch die Stimmung ihrer Völker, denen die heiligsten Zusicherungen in den großen Tagen der Befreiungskämpfe nicht gehalten worden waren, sie bebten vor den schroffen unvermittelten Gegensätzen im eigenen Lande zurück und zeigten sich von neuem schwach im Rathe der Diplomaten. Der Zwist ward wiederum zu unserm Nachtheil geschlichtet!! Doch endlich ist für Deutschland die Zeit angebrochen, wo die Natur selber ihre Stimme aufthut: wie aus langem Schlafe erwachen die verwandten Stämme, allwärts regt sich das deutsche Bewußtsein, die Brüder erkennen sich wieder und reichen sich die Hand, ein Schrei des Entsetzens über die lange Entfremdung und deren Folgen dringt schmerzhaft aus der Brust, aber ihm folgen freudige Ahnungen, selige Hoffnungen und schöne herrliche Thaten: sie finden sich wieder, ihre Sprachen stimmen noch immer verständlich zueinander, und sie umschlingen sich im Geiste mit innigem Entzücken schon zu einem neuen Bunde, der nicht aufhören soll. Ja, mit freundlichem Entgegenkommen, der Satzungen der klugen Diplomaten spottend, wollen wir das wieder erringen, was uns allen zusammt durch deren Thorheit abhanden gekommen war, wir wollen uns einander im freien Verhältnisse das sein, was wir zu sein nie hätten aufhören sollen: treue Brüder und Glieder eines großen Volkes, Söhne eines großen Vaterlandes!

Die
belgisch-französische und die vlämische Litteratur;
deutsche und französische Geistesentwickelung.

„Jedes tüchtige Volk, das rohe Diamanten in sich trägt, kann nur mit dem eigenen Diamantenstaub geschliffen werden. Wir Deutschen verwahren noch mehr rauhes Gestein als die andern Europäer, wenn auch leider das Wenigste Diamant ist.“

Arndt.

Vielleicht ist für eine Volkspersönlichkeit, die vielfachen Angriffen ausgesetzt ist, nichts so gefährlich als jener seichte Kosmopolitismus, jene weltbürgerliche Zerfahrenheit, worin alle nationalen Unterschiede und Besonderheiten auslöschen oder sich verwischen sollen. Wir Deutschen gelten für kosmopolitisch, wenn wir auch nur noch ausnahmsweise uns damit brüsten, und das hat ebenso wenig in einer allgemeinen höhern philosophischen Weltanschauung als in einer uns angebornen Mattherzigkeit für unsere Volksanliegen seinen Grund, vielmehr in unserer staatlichen, kirchlichen und gesellschaftlichen Zersplitterung. Jedenfalls kommen wir mit unserer gutmüthigen Hingebung für alle Welt gewöhnlich zu kurz, während die übrigen Nationen nur da ihren Kosmopolitismus geltend machen oder erheucheln, wo es auf Beschönung eigennütziger Zwecke und Übertölpelung gutmüthig gläubiger und uneigennütziger Völker abgesehen ist. Dieses Spiel sehen wir

auch in Belgien seit Jahrzehnten, hinsichtlich der Sprache und Litteratur, auf merkwürdige Weise treiben.

Unter den französisch gebildeten Belgen gibt es sehr viele, welche wünschen, ihr Land möchte doch auf dem Felde der Dichtung und Litteratur eine gleich selbständige und stolze Stellung einnehmen wie die ist, die es auf dem Gebiete der Farben und der Kunst wieder errungen hat. Sie halten eine Nationallitteratur für eines der wesentlichen Elemente der Nationalität und politischen Unabhängigkeit, und glauben mit Recht, daß, so lange sie ihnen fehle, ihre Lage als Volk auch precair und schwankend sein werde. Indeß sind die Vorbedingungen dazu so nachtheilig gestellt und die Hindernisse, wie namentlich der Dualismus der Sprache, das Vorwiegen der materiellen Interessen im Staate, das Übergewicht der unter dem höhern Klerus stehnden Lehranstalten, der störende Nachdruck, so bedeutend, daß aller gute Wille, die Theilnahme des Publikums, der enthusiastische Anlauf der Schriftsteller selbst daran scheitern. Wer jenen Wunsch aber aufrichtig hegt, der muß bei einigem Nachdenken über die bestehnden Verhältnisse nothwendig auf den Anbau der niederländischen Sprache kommen, und das mißfällt dem französischen Einflusse, der eben durch die französische Presse und Litteratur am nachhaltigsten auf Belgien wirkt. Natürlich bekämpfen die Franzosen daher die oft ungestümen Aufwallungen der Belgen für litterarische Selbständigkeit, und zwar mit ihren gewöhnlichen Waffen des Spottes. Ihr thut ja gerade, rufen sie den Belgen zu, indem ihr sogar Genossenschaften zur Ermuthigung dafür errichtet, als handle es sich da lediglich um Einführung eines neuen Industriezweiges. Was sollen denn die Worte: „eine Nationallitteratur in Belgien“ eigentlich bedeuten? Wir sind den belgischen Schriftstellern nicht feind, wir halten sie nicht für unfähig, Werke

von Verdienst hervorzubringen — nein, nein, Belgien besitzt litteräre Namen die ihm Ehre machen, und wenn es auf diesem Felde auch nicht, wie auf dem der Künste, unter den Sternen erster Größe glänzt, so braucht es sich doch über seine Stellung in der Litteratur nicht zu schämen. Aber eine besondere Litteratur? Das ist ein kindischer Traum, eingegeben von dem allerdings löblichen Wunsche, das Vaterland mit einer neuen Quelle des Ruhmes zu beschenken. Aber wird es für Belgien weniger ruhmreich sein, wenn die Namen seiner Kinder, statt besonders verzeichnet zu werden, ihre Stelle in dem unsterblichen Katalog der französischen Litteratur einnehmen? Muß es zur Befriedigung seiner Eitelkeit durchaus einen eigenen kleinlichen Tempel zur Seite des majestätischen litterären Pantheons seiner Nachbarn errichten? Und an welchem Zeichen und Gepräge, an welchem Siegel soll man das Eigenthum der belgisch-französischen Litteratur von der französischen unterscheiden, damit ihr Dasein getrennt bleibe? Gehört J. J. Rousseau, ungeachtet er Bürger von Genf war, nicht doch der französischen Litteratur an? Die Politik kann Völker trennen, die ein und dasselbe Idiom sprechen, aber es gibt eine Sphäre, wo sie, allen Territorialtrennungen zum Trotze, vereint bleiben und ein gemeinsames Leben leben — die litteräre, wo kraft der unlösbaren Brüderlichkeit der Sprache alles allen gehört. Bei den alten Griechen stoßen wir nicht nur auf sehr verschiedene Regierungsformen und Sitten, auf Nebenbuhlerei und Stämmehaß, sondern die hellenische Sprache bot auch tiefgreifende Verschiedenheiten und mehrere Dialekte dar, von denen, obwohl eines Ursprungs, jeder sein besonderes Gepräge hatte. Dennoch fiel es den Griechen nicht ein, eine besondere attische oder jonische Litteratur einer dorischen gegenüber zu stellen, und ungeachtet ihrer politischen Feindseligkeiten und ihrer entgegengesetzten

Institutionen, ist die Einheit der griechischen Litteratur wenigstens bis auf die Schule von Alexandrien niemals unterbrochen worden: Homer und Herodot, die im jonischen Dialekt schrieben, Thukydides, der sich des attischen bediente, Pindar, der dem dorischen den Vorzug gab, sie wurden in gleicher Weise von allen Griechen verehrt. Sehet auf die Amerikaner der Vereinigten Staaten und die Engländer! Obwohl durch Nationalantipathien und das weite Meer getrennt, obwohl die Ideen von unmittelbar praktischer Nützlichkeit in Amerika selbst bis in die Litteratur vordringen und dem Gefühl für's Schöne nicht wenig Eintracht thun, haben die beiden Völker doch nur eine Litteratur, weil sie dieselbe Sprache reden, Walter Scott und Cooper gehören beiden an, und der große Unabhängigkeitskrieg hat das litteräre Band nicht zerreißen können. Weg also mit dem Gedanken einer belgischen Nationallitteratur, auf dem Felde des Geistes gibt es keine Grenzen, da muß man kosmopolitisch denken!

Aber die Frage liegt anderswo, erwidern gutmüthig einige Belgen, die sich zwar vor diesem völligen geistigen Aufgehn in Frankreich scheuen, doch den Muth oder die Einsicht nicht haben, eben darum schon sich an dem Niederdeutschen zu halten. Wenn die Litteratur, sagen sie, der Ausdruck der Gesellschaft ist, so wird jede wohl gefaßte und verfaßte Gesellschaft sich in einer besondern, d. i. nationalen Litteratur spiegeln. Indem in der großen menschlichen Familie jedes Volk von Natur sein individuelles Gepräge hat, wird das Buch, welches dem Wesen des Landes, wo es erscheint, am treuesten und vollständigsten entspricht, ein nationales sein, ganz unabhängig von der Sprache, deren sich der Verfasser für Verbreitung seiner Ideen bedient. Denn die Sprache — das ist doch ésprit — „macht nicht den Menschen,

sondern der Styl, und wenn der Styl der Mensch ist, so ist die Litteratur die Nation."

Gerechter Himmel! da lobt aber der französische Recensent den Eugène Gens oder einen andern belgischen Novellenschreiber — denn in der belgisch-französischen Litteratur ist bereits alles vertreten, der Roman und selbst die gereimte Sprache — wörtlich wie folgt: „Die Eigenschaft die wir an den Schriftstellern eines Landes am meisten schätzen, ist Ursprünglichkeit. Es liegt ein Todeskeim in jeder Nachahmung. Glücklicher Weise hat Herr Gens den Parisern nichts genommen als ihren eleganten Styl, ihren Schwung und ihren Geist. Der Grund ist national." Wenn nun aber die Belgen ihre Sprache, ihren Styl, Schwung und Geist in Paris holen, und der Styl der Mensch ist, wie die Litteratur die Nation, wie kann diese französische Litteratur in Belgien denn national sein? Ja, der Buchstabe tödtet und der Geist macht allein lebendig; doch die gotterfüllte Sprache ist nicht wie der Buchstabe. Sprache, Styl, Litteratur, Nationalität stehn in unlösbarem Zusammenhange, so daß, wenn Sprache und Styl in Belgien pariserisch sind, dann die Litteratur dort unmöglich national sein kann. Obendrein verknüpft sich mit diesem litterären Affenschwanz, an welchem die französisch gebildeten Belgen sich herumführen und herumnarren lassen, ein solcher Hohn gegen das belgische Volkthum, daß man die Geduld nicht begreift, mit der selbst die Wallonen ihn hinnehmen, die uns doch sonst mit Recht als ein unruhiger, erregbarer und leidenschaftlicher kurzgedrungener Menschenschlag geschildert werden. Wenn man sich weit herbeiläßt, so spricht man von einer belgischen Nationalität, die der Straßenauflauf von 1830 gegründet, und von einer Litteratur, in welcher dieselbe ihren Ausdruck gefunden. Die französische Kritik verfährt freilich nicht streng, sie schont und ist nachsichtig,

weil sie es ja mit einem Kinde von sechzehn Jahren zu thun hat, ein Kind, zwar etwas frühreif, sehr einsichtig und gelehrig, das dem Meister Ehre zu machen verspricht, aber immer doch ein Kind, das der Leitung, der Warnung, der geistigen Bevormundung nicht entbehren kann. Oft jedoch wird es auch hart angelassen und der Starrhörigkeit, ja gänzlicher Unfähigkeit beschuldigt — es sei tauglich nur etwa für geistigen Nachdruck, den es fleißig wie den buchhändlerisch materiellen übe, seine ganze Litteratur sei nur ein Nachdruck der französischen auf Löschpapier. Denn das Kind hat auch seine Mucken, mitunter regt sich noch der altbelgische Trotz in ihm, der alsdann vor dem herrschenden Einfluß des Fremden ausbricht. Der rechte Belge möchte gern was die benachbarten Völker Gutes und Nützliches besitzen, sich aneignen, ohne deshalb französisch oder deutsch zu werden, denn er will er selber sein.

Der große Irrthum ist, zu glauben, daß man unter der einseitigen Herrschaft der Pariser Sprache sich doch dem Einflusse der französischen Ideen entziehen und immerhin belgischen Styl, belgischen Geist, eine belgische Nationallitteratur haben könne. Die Frage führt sich einfach darauf zurück: stellt Belgien ein unabhängiges Land dar mit einem Volke eigener Gesittung, oder nur eine von Scheinunabhängigkeit umhüllte Provinz Frankreichs, die eines Tages Paris als Hauptstadt und Brüssel als Departementshauptort haben wird? In gewissem Sinne bildet die harmonische Verbindung seiner beiden Volksbestandtheile Belgiens staatliches Gepräge; aber diese Verbindung kann nur dann harmonisch sein, und die belgische Litteratur nur dann diesem doppelten Volkscharakter entsprechen, wenn die Sprachen beider Theile die gleiche Freiheit haben sich zu entwickeln und sich geltend zu machen. Es ist Wahn, sich zu schmeicheln, daß eine französisch-belgische

Litteratur jemals zugleich Deutschthum und Französischthum abspiegeln könne — sie vermag nur das letztere, wie die vlämische Litteratur das erstere — daß sie gleichsam den doppelten Volkscharakter annehmen und, wie man sich ausdrückt, zugleich tief, innig, gemüthlich wie die deutsche, und klar, im Ausdruck glänzend, gesellschaftlich wie die französische Litteratur sein könne. Nein, statt eine solche Höhe zu erklimmen, wird sie vielmehr immer nur untergeordnet bleiben, das Gängelkind der französischen. Schon jetzt ist sie der Nachahmung der Franzosen so sehr verfallen, daß selbst die Feuilletonskritik sich oft gemüßigt sieht, vor dieser Knechtschaft und diesem gefährlichen Hang, der zur Vernichtung jeder Volkspersönlichkeit führen muß, zu warnen.

Warum Belgien aber auf dem Felde der Kunst wieder eine so bedeutende, und auf dem jener Litteratur eine so untergeordnete Stelle einnimmt? Man hat es aus hundert Gründen erklären wollen, und dabei den Wald vor lauter Bäumen nicht gesehen. Auf dem Gebiete der Farben konnte der Volksgeist sich freier und selbständiger ergehn, als auf dem der Sprache, dort waltet keine Unterdrückung ob, wie hinsichtlich der Muttersprache, die in Schule und Akademie, in Gesetzgebung und Verwaltung sich überall von einer fremden verdrängt und vom Staate völlig vernachlässigt sieht. Es fehlt in Belgien nicht an französischen Büchern, aber es fehlt diesen Büchern an Lesern. Eine Menge Werke bleiben ungelesen und ungekannt, ungeachtet der vom Verfasser theuer bezahlten fünfhundert Exemplare. Die größere Masse des Volkes lies't die Schriften nicht, weil sie ihr unverständlich sind, und die weitere nachtheilige Folge ist, daß die wirklichen Talente so bald als möglich, wenn sie nämlich in Belgien sich die ersten Sporen verdient, in die entzündliche Atmosphäre der Pariser Presse entfliehn, wo sie sich dann zwar vollständig französiren, ihre Arbeiten

in den Pariser Blättern und Revüen aber doch nun auch in Belgien gelesen werden, wie alles was aus Paris kömmt. Die Regierung hat bei dem größten Theil der seit 1830 in Belgien erschienenen französischen Bücher „zur Ermuthigung der Litteratur" dem Verfasser eine Subsidie gezahlt oder auf dreißig bis hundert Exemplare seines Buches unterzeichnet. Daraus ist eine Buchmacherei der allerunfruchtbarsten Art entstanden, welche die vom Ministerium zu vertheilenden Summen fast aufsaugt, ohne irgend Jemand einen Nutzen zu gewähren als dem Verfasser selbst. In Belgien gibt es eine ganze französische Litteratur die ohne Publikum ist, dabei eine Masse von elenden Schriften und Zusammenstoppelungen werthloser Archivpapiere, die aus dem Druckerzimmer nur entweder in's Bureau des Ministeriums oder auf's Maculaturlager wandern.

Diese Mißstände der fremden Litteratur vermehren sich noch wegen der Natur der französischen Sprache, die mehr als sonst von den Sitten und der Mode der französischen Hauptstadt abhängt. Zwar gibt es bekanntlich keinen Redekünstler in Frankreich, der sich bei gewissen feierlichen Gelegenheiten das Vergnügen versagen könnte, die Klarheit der französischen Sprache in poetischer Prosa zu besingen, und darin stimmen auch belgische und deutsche Schöngeister gelehrig mit ein. Es hat aber keinen rechten Sinn zu behaupten: eine fertige Sprache, zur Darstellung vernünftiger Gedanken regelrecht gehandhabt, sei mehr oder minder klar, oder, wie das von der deutschen häufig gesagt wird, gar nicht klar. Man kann sagen, eine Sprache sei mehr oder minder reich an Wörtern, Ausdrücken, Formen, Wendungen, sie sei mehr oder minder biegsam als eine andere; die eine aber ist im Grunde so klar als die andere, denn diese Eigenschaft bezieht sich auf den Styl, und man kann in allen ausgebildeten Sprachen gleich klar schreiben. Ich finde das Blämische z. B. ebenso klar und durchscheinend

als das Französische, dabei reicher, biegsamer, für Bildung neuer abgeleiteten und zusammengesetzten Wörter fähiger, von Kernsprüchen mehr erfüllt. Oft hält man auch den Schein der Klarheit für diese selbst, man glaubt den Satz zu verstehn, weil er nichts Ungewöhnliches enthält, mag er auch bei näherer Besichtigung noch so vag und leer, folglich noch so unklar erscheinen. Was aber schlimmer, oft verbirgt sich hinter der Klarheit auch ein oberflächliches Denken, das nicht in die Tiefe der Dinge eindringt, ja Gedankenlosigkeit, wie sich umgekehrt freilich hinter Dunkelheiten der Sprache nicht selten auch unreifes Denken ergehn mag. Die großen französischen Denker, wie Mallebranche, Pascal, Bossuet, Montesquieu haben allerdings im Ganzen eine lichtere Darstellungsweise wie die Deutschen (einzelne wie Fichte und namentlich Schelling ausgenommen), auch die kleinen und großen Götter des eklektischen Olymps, dessen Jupiter bekanntlich Hr. Cousin ist, sprechen und schreiben sehr verständlich. Aber „Hegel selbst, wenn er Cousin'sche Philosophie vorgetragen, hätte nicht dunkel werden können."

Steigen wir in der Geschichte der französischen Hochsprache hinauf, so überzeugen wir uns, daß sie von Beginn an lediglich das Königthum und das Leben der Hauptstadt spiegelte, die Bedingung ihrer Herrschaft, ungefähr wie die neurussische Schriftsprache jetzt das Czarenthum und das Petersburger Leben und nicht das russische Volk spiegelt. Darin liegt schon ein Grund einer gewissen innern Begrenztheit, die Jedermann fühlt, bei äußerm Phrasenreichthum und großer Förmlichkeit. Eben so sehr fast schnürte sie das einseitige Nachahmen der Kunstregeln des Alterthums ein, woraus namentlich die pseudoantike französische Stelzentragödie hervorging. Innerhalb ihrer engen Grenzen entwickelte sie freilich eine bewundernswerthe Energie, wie das fran-

zösische Königthum selber, so sehr, daß sie nicht nur für die französische Nation, sondern für ganz Europa von erster Bedeutung ward, sich dem Lateinischen in den Unterhandlungen der Staaten unterschob und so zu sagen auf dem Punkte stand, die Höfe und Verwaltungen aller Länder zu unterjochen. Das Nichtvorhandensein einer Hauptstadt, obwohl in anderm Betracht vielleicht nachtheilig, namentlich für die Sammlung und Durchbildung der zerstreuten Talente, die Nichtausbildung einer gesammtdeutschen Königsgewalt, die von sich sagen konnte: „Ich bin der Staat" — der Mangel also der französischen Centralisation, wenn es ein Mangel ist, schützte Deutschland vor einer ähnlichen geistigen Despotie. Die Geschichte unserer Gesammt- und Schriftsprache ist die Entfaltung des deutschen Geisteskerns überhaupt, mannigfaltig, beweglich und reich. Sie ist vorzugsweise oberdeutsch, indem das deutsche Seegestade sich frühzeitig mit seinen Städten und seiner Handlung dem Schwerpunkte der deutschen Entwickelung entfrembete, überhaupt die niederdeutschen Stämme größere Wirksamkeit nach außen fanden, und die hochdeutsche Schrift die Lautbewegung der oberdeutschen Mundarten im Ganzen mitmachte. Unsere Gesammtsprache wanderte sonst aber gleichsam mit den Reichstagen und den Bildungsherden von den Ufern des Rheins nach denen der Donau und des Mains, der Saale und Elbe, von Schwaben nach Franken, Thüringen und Sachsen, je nachdem hier oder dort die schönere, freiere politische, kirchliche und litteräre Entwickelung aufblühte. Sie ist aus keiner besondern Mundart hervorgegangen, auch keine veredelte Mundart, sondern die Blüte und Krone aller Mundarten, und darum eben ein wahres Gemeingut des deutschen Volkes. Sie spiegelt und trägt fast die gesammte Kultur des deutschen Geistes, in ihr haben wir Deutschen eine freie Einheit errungen, die keine trennende Gewalt

mehr uns streitig machen kann, und da sie aus dem Volke und der Freiheit sich erzeugt hat, namentlich in ihrer jetzigen auch vom reformatorischen Prinzipe der freien Forschung erfüllten Gestalt, so lebt in ihr eine wunderbar volkthümliche Kraft und athmet sie Freiheit und Selbständigkeit des Geistes. Obgleich die Krone des deutschen Sprachbaumes, ist sie noch bildsam, frisch und gäbe, weil sie durch die Mundarten noch in lebendigem Zusammenhange mit den Wurzeln steht und aus dem noch frischen ungeknechteten Boden unserer Volksstämme und deren Eigenthümlichkeiten immer neue Säfte zu ihrem Wachsthum aufsaugen kann. Welcher Bereicherung sie noch fähig ist, zeigen Firmenichs verdienstvolle Sammlungen deutscher Mundarten, die von Willems, Blommaert &c. herausgegebenen altvlämischen Dichtungen, die von Ludwig Uhland, Wolf und andern gesammelten hoch- und niederdeutschen Volkslieder und Sagen. Besonders scheint ihr solche mit der Zeit gerade durch Aufnahme von Wörtern und Bildungen aus den niederdeutschen Mundarten bevorzustehn, da diese noch viel zu karg in der deutschen Gesammtschrift vertreten sind, die niederdeutschen Stämme jetzt aber mehr als je in die Geschicke und Geschichte Deutschlands mitbestimmend eingreifen. Auch wäre zu wünschen, die Oberdeutschen möchten sich etwas mehr als bisher mit dem Niederdeutschen beschäftigen, wobei der Jugend zugleich die Bahn zum Englischen und Skandinavischen geebnet würde. Alsdann würden sich bald unter uns nur noch wenige finden, denen jedes ihnen gerade nicht geläufige oder in der Schrift noch nicht abgeschliffene deutsche Wort ein Greuel ist, oder welche die Eigenheiten ihrer Mundart, wenn auch nicht immer die schönsten, wie z. B. das völlige Verschlucken der Beugungssilben, die Nichtbeachtung des unserer Sprache doch so eigenen Umlauts, gleich zu Schönheitsgesetzen der Gesammt-

sprache erheben möchten, oder die lieber pikante fremde Wörter und Schönheitspflästerchen gebrauchen, denn zur Würze den Reichthum unserer Mundarten zu Rathe ziehen. Ich lebe der gewissen Hoffnung, daß unsere Hochsprache, den kokett fremdländischen Anhauch abschüttelnd, mittels der ihr inwohnenden volkthümlichen Kraft sich allmählich die Wurzeln und das Leben aller deutschen Mundarten aneignen, so auf erweiterter Grundlage aus dem ganzen germanischen Boden frische und reichere Säfte ziehn, sich dadurch die entfremdeten Schwestersprachen wieder nähern und eben durch diese innig lebendige Wiederverknüpfung an alles Ursprüngliche der germanischen Sprachwelt noch den Zeitabschnitt ihrer reinsten und duftigsten Entfaltung feiern werde.

Seit jener Zeit, da die vom Glanze des französischen Hofes umstrahlten „klassischen" Dichter der französischen Sprache, damals vielleicht der gebildetsten und geistdurchleuchtetsten, die hohe Stellung gaben, hat sich viel verändert, in Frankreich nicht am wenigsten, und das Gemeingut an Ideen ist unermeßlich gewachsen. Der Inhalt der klassischen Poesie ist ärmlich geworden, ihre ganze Art zu beschränkt, um noch das jetzige erweiterte Leben und Streben im erhebenden Bilde tragen zu können. Darum der neuere Drang in Frankreich nach Erweiterung der Sprache und Kunst, der Form wie dem Inhalte nach; die alten Grenzen und Engen mußten zerfahren, die Geister der Sprache im Volke wieder aufgeweckt, die gespreizte Schale von innen heraus zu reicherer Entfaltung gebrochen werden; die alte enge Einheit muß einer höhern freiern weichen. Diese Bedeutung schien in der französichen Romantik zu liegen, und wirklich hat sie Manches dafür geleistet, so weit es besonders Aufräumen betrifft. Unter der Herrschaft der pseudoklassischen Tragödie galten Schwung und Phantasie wenig, sinnreiche Nachahmung für unerreichbar

gehaltener Muster war das höchste Ziel strebender Geister, und die Marken der Sprache wurden in dem Maße verengt, als die Grenzen des französischen Reichs sich ausdehnten. Seit den Tagen aber, wo Talma, der große Held, auf den Brettern, wie Napoleon auf der Weltbühne, und Jouy der moderne Horaz war, hat die französische Litteratur einen großen Umschwung erfahren: die alten Schranken wurden niedergerissen, die alten Regeln erschüttert, mehr Feuer, Schwung, mehr stofflicher Inhalt und Zusammenhang mit dem dichterischen Genius des übrigen Europa kam in die französische Litteratur unter dem Banner der Romantiker. Freilich hat sich mit deren Sturmlauf gegen die baufällige Burg der überlieferten Ästhetik zugleich Wahres und Falsches, Gediegenes und Verwerfliches eine breitere Bahn gemacht; mit Überwindung des frühern knechtischen Kopistensinns der prosaischen Alltäglichkeit ist auch der künstlerische Tact den meisten abhanden gekommen, und gegenüber der Schattenseite des klassischen Systems — Mangel an Leben, frostige, farblose, eintönige Unbedeutenheit — zeigen sich die tollen Naturverzerrungen und Genialitäten einer verrückten Phantasie, die oft lustig stimmenden Verkehrtheiten eines genarrten romantischen Geistes. Will man aber beklagen, daß den Romantikern die Klarheit, Rundung und Eleganz der Klassiker fehlen, daß sie gleichsam ohne Steuer und Kompaß auf dem Meere der Leidenschaft und Phantasie herumfahren, so vergißt man, daß die romantische Poesie der Franzosen weniger wegen ihres schaffenden als wegen ihres zerstörenden Prinzips heilsam war. In dem engen Schnürleibe der Klassicität ward die Poesie schwindsüchtig, und es gab zuletzt kaum mehr als ein elegantes Nasengeklingel von Phrasen und Reimen, Thesen und Antithesen. Dem Komischen haftete noch der gedrechselte Pathos, sagt Börne, dem höchsten Pathos die

komische Figur an. Nachgerade ward die Eleganz steif, die Form fratzenhaft, der Inhalt fade, der ganze Klassicismus raffinirt und ungenießbar. Da war denn gar Vieles aufzuräumen, und „es ist wirklich eine Freude zu sehen, wie die geschäftigen Romantiker alles anzünden und niederreißen, und ganze Karren voll klassischen Schutt und Regeln vom Brandplatze wegführen."

An dieser aufräumenden und umgestaltenden Bewegung in der französischen Litteratur hat Belgien keinen Antheil. Brüssel ist nur einer der Trabanten, die ihr Licht von der Sonne Paris, also aus zweiter Hand erhalten. Die schöne Litteratur ist auf dem französischen Gebiet in Belgien blütenlos; der Gott der Dichtung wendet sich dort nur den Vlamingen zu und theilt an sie seine himmlischen Gaben aus, wie wenn er sie dadurch mit ihrem irdischen Geschicke versöhnen wollte. Selbst in der belgisch-französischen Lyrik ist kein Funke von Ursprünglichkeit zu finden, es ist ein Abklatsch der französischen, worin nur der an dieser schon so widerliche falsche Pathos noch überboten wird. Die Novellistik zeigt gleichfalls, wie die eingeimpfte französische Bildung von allen Naturlauten und frischer Empfindung abführt, sie besteht aus langen barocken Beschreibungen von Gegenden, Gebäuden, Kleidern, dem Äußern der Menschen und Dinge, hinter dem sich der Mangel an Innerlichkeit, die Ohnmacht in poetischer Gestaltenschöpfung verbirgt. Was die höchste Gattung von Poesie, das Drama, betrifft, so fehlt auf diesem Felde dem französischen Belgien alles, selbst die Versuche daran, wenn man nicht ein halbes Dutzend Nachahmungen Scribe's dahin rechnen will, von denen keine einzige durchgegriffen hat. Es mangelt nicht an prächtigen französischen Theatern, Brüssel hat deren für alle Arten Schauspiele; doch diese Bühnen, fast immer von Franzosen geleitet, versehen sich bequem aus dem Repertoire von

Paris. Auch auf diesem Gebiete sind die Vlamingen die rüstigsten, ungeachtet ihnen die großen Theater verschlossen sind und keine Unterstützungen seitens der Behörden zufließen.

Von den französisch schreibenden belgischen Schöngeistern haben einen Namen Lebroussart, de Staſſart, beide mit französischen Ideen aus der Napoleonischen Zeit gesättigt, van Hasselt, Bar. Reifenberg, Victor Joly, Buschmann, Alvin, Eugene Robin und A. Baron, der mit mehreren andern von Ludwig Philipp wegen „seiner Verdienste um die Ausbildung der französischen Sprache in Belgien" den Orden der Ehrenlegion erhalten! die besten Prosaisten, sind eingewanderte Franzosen. Von philosophischer Litteratur, die sich unter der holländischen Regierung zu regen anfing, ist kaum noch die Rede; Van Meenen steht dem Grabe nah, und Van de Weyer ist zu sehr mit Staatsgeschäften überhäuft, als daß er seinem großen Werke über Geschichte der Philosophie viele Muße widmen könnte. Überhaupt scheint das Übergewicht, welches die Hierarchie seit der Revolution von 1830 im mittlern und höhern Unterrichte gewonnen, sowie die mittelbare Censur, die sie bei den Studien und selbst bei vielen Schriften ausübt, der höhern philosophischen Forschung so wenig günstig zu sein als das Vorherrschen der materiellen Intressen im Staate. Dazu kömmt vollständiger Mangel an freier litterärer Kritik. Die Pariser Presse schüttet zwar ihre Sarkasmen in reichem Maße über den Styl der belgischen Schriftsteller aus, der freilich nur bei wissenschaftlichen Arbeiten eben auszureichen pflegt, wo es weniger auf den gefeilten und gespitzten Ausdruck ankömmt; aber diese Sarkasmen, die in den Geist der Dinge seblst nicht eingehn, verwunden und kränken bloß, sie bessern nichts. Dagegen läuft die Besprechung der französischen Schriften in Belgien selbst fast immer auf weitschweifige Lobhudelei hinaus, es sei aus der falsch verstan-

denen guten Absicht, die Schriftsteller aufzumuntern — und doch soll man den Baum beschneiden, damit er kräftiger wachse und blühe — oder es geschieht aus kluger Berechnung seitens der französischen Redacteure, die der belgisch-französischen Litteratur ein freundliches Schelmen-Gesicht zeigen müssen, um die Leute nicht abzuschrecken und das litteräre Band zwischen Frankreich und Belgien nicht zu lockern. Da zudem die Freunde der Verfasser für ihre langen selbstzufriedenen Beurtheilungen kein Honorar verlangen, so nehmen die Herausgeber der Blätter um so weniger Anstand dem Lobhudelunfug ihre Spalten zu öffnen; sie machen sich Freunde und es kostet sie nichts.

Die belgisch-französische Litteratur hat jedoch auch einen Glanzpunkt — die Geschichtschreibung oder noch mehr die Geschichtforschung. Zwar fehlt auch hier gewöhnlich die philosophisch kritische Richtung, der höhere wissenschaftliche Standpunkt, allein der Stoff ist überaus reichhaltig und lag in den vollen Archiven Jahrhunderte lang todt. Die mannigfachen belgischen Arbeiten zur Lichtung und Kenntniß der Landesgeschichte, für die seit sechzehn Jahren wahrhaft erstaunliches geschehen ist, müssen uns um so willkommener sein, als die belgische Vergangenheit so innig mit der deutschen verwoben ist. Die Brüsseler Akademie der Wissenschaften und Künste, das Generalarchiv des Landes, die Stadtarchive, Klosterarchive, die königliche Geschichtscommission, viele Privatgelehrte haben den Staub von Massen von Urkunden, Handschriften und Aufzeichnungen aller Art gelüftet, und damit noch nicht zufrieden, hat die Regierung auf Staatskosten Gelehrte, namentlich Gachard, sogar bis nach Spanien geschickt, um dort nach ergänzenden und verloren gegangenen Documenten zu forschen. Eine Menge Monographen, unter denen ausgezeichnete Forscher, führen jetzt bienenemsig und unermüdlich die Bausteine

herbei, aus denen einst das Gebäude einer umfassenden Geschichte des Vaterlandes aufsteigen wird; und wenn bei der fast unübersehbaren Zahl der Monographien, Biographien, Chroniken, alten Handschriften auch viel Spreu die Körner bedeckt, so fühlt die Wissenschaft sich ihnen doch zu vielfachem Danke verpflichtet. Manche dieser zum Theil mit zahlreichen Anmerkungen herausgegebenen Chroniken und Handschriften finden ihren Platz in allen großen Bibliotheken Europa's; die meisten Hochschulen und Akademien in Deutschland, England, Frankreich, Spanien, Italien, Rußland ꝛc. wechseln ihre Werke gegen die der belgischen Geschichtscommission aus.

Beschränkt sich das Verdienst der meisten belgischen Geschichtsgelehrten mehr auf dieses Herbeiführen und Aufschichten des historischen Materials, als auf die Kunst des Verarbeitens und der lichtvollen pragmatischen Darstellung, so gibt es doch bedeutende Ausnahmen hiervon, und Belgien hat einige Geschichtswerke aufzuweisen, die jedem Volke zur Ehre gereichen würden. Steht aber die französische Poesie und Belletristik in Belgien hinter der vlämischen weit zurück, so gilt auf dem Felde der Geschichtsforschung eher das Umgekehrte, und der Grund davon ist wiederum kein anderer, als weil das Französische die Sprache des Staats, der Universität, der Akademie und gleichsam auch der amtlichen Geschichtschreibung geworden ist. Die meisten Werke dieser jüngern Schule der belgischen Geschichtschreiber werden so lange französisch abgefaßt werden, bis die vlämische Sprache ihre natürlichen Rechte im Staate wiedererrungen hat. Nur Wenige, wie Willems, Blommaert, David, Snellaert gaben ihre historischen Abhandlungen vlämisch. Die belgische Geschichte von Conscience, obwohl vortrefflich geschrieben, voll warmer Vaterlandsliebe, in gewissem Sinne einzig in der historischen Litteratur Belgiens, ist doch eher ein schönes, Volkslesebuch als

ein auf Quellenforschung gegründetes, wissenschaftlich historisches Werk. Daß übrigens das Vorwalten der französischen Geschichtschreibung in Belgien lediglich der Herrschaft der französischen Sprache zuzuschreiben ist, geht schon daraus hervor, daß die große Mehrheit der bekannten belgischen Geschichtschreiber, wenigstens zwei Drittel, Vlamingen und Deutsche sind, die bloß durch die für das Niederdeutsche so ungünstigen Staatsverhältnisse der vlämischen und deutschen Litteratur entzogen worden sind.

Einen der ersten Plätze unter den französisch-belgischen Geschichtswerken nimmt Nothombs „Essai historique et politique sur la révolution belge“ ein, dem nur jene volle Unparteilichkeit, die stets mit einer Wage wiegt, abgeht. Nothomb ist wie Altmeyer, der auch von Schlosser günstig beurtheilte Verfasser mehrerer Werke über alte und neuere Geschichte *), im deutschen Luxemburg geboren; beide gehören zu den wenigen Gelehrten Belgiens, die in deutscher Sprache und Wissenschaft fast nicht minder heimisch sind als in französischer, beide schreiben jedoch immer französisch und stehn dem Niederdeutschen fern. Man hat Nothomb den belgischen Thiers geheißen, weil er manche gute und schlimme Eigenschaften mit diesem Mann gemein hat. Als positiv schöpferischer Gesetzgeber und Staatsmann steht er ohne Zweifel über Thiers, ebenso als Denker und Schriftsteller, wenigstens was Tiefe und Feuer betrifft; nur als Redner ist Thiers, der in der Kammer lebt wie „der Fisch im Wasser“, weit überlegen. Nothomb mit seiner liberal-französisch gefärbten Richtung gegenüber, ist De Gerlache Belgiens streng katholischer Geschichtschreiber, gleichfalls ein Luxemburger aus dem wälschen Theil, und offen-

*) Am bekanntesten ist sein handelsgeschichtliches Werk: „Histoire des relations commerciales et diplomatiques des Pays-Bas par Altmeyer. Bruxelles 1840.“

bar mit der deutschen Geschichtschreibung und Wissenschaft wie die meisten französischen Historiker, nur so weit bekannt als davon in's Französische übertragen ist. C. C. de Gerlache spielt eine eigene Rolle unter den belgischen Geschichtschreibern, er ist so zu sagen der Vater der neuen Schule; man muß in ihm den tendenziösen Staatsmann und den Historiker unterscheiden, die oftmals in einander laufen. Immer trägt er das katholische Banner offen voran, doch polemisirt er nicht mit Hölle und Fegefeuer, sondern mit Geist und Gelehrsamkeit. Sein gewichtigstes Werk, — seine Geschichte von Lüttich hat er leider abgebrochen — ist die „Histoire du royaume des Pays-bas depuis 1814 jusqu'à 1830, précédée du coup d'oeil sur les grandes époques de la civilisation Belge, et suivie d'un essai sur l'histoire du royaume de Belgique depuis la Révolution de 1830 jusqu'aujourd'hui.“ Ad. Borgnet ist ein gewissenhafter und freisinniger Geschichtschreiber; sein Styl glänzt nicht durch Einbildungskraft, doch ist er immer angenehm, genau, belebt. Zum Vorwurf macht man ihm die seinen Schriften anhängende Notenfülle, und daß er das Ganze der Thatsachen oft nicht genug verbunden hat. Seine „Histoire des Belges à la fin du dix-huitième siècle (2 vol. Bruxelles 1844)“ ist ein lesenswerthes Buch, nirgends sonst ist die Geschichte der brabantischen Revolution und namentlich der unfreiwilligen Einverleibung Belgiens in die französische Republik, zu welchem Zwecke die niedrigsten Mittel nicht verschmäht wurden, mit gleicher Klarheit und gründlicher Quellenforschung dargestellt worden. Über den letztern Punkt nur eine Bemerkung. In dem von Maria Theresia neu organisirten Unterrichtswesen war die vlämische Sprache nach Gebühr bedacht worden, sie hatte schnell Wurzel darin gefaßt und neues Grün getrieben; als im Jahre 1792 die Soldaten

des Dumouriez die Belgen zwingen wollten, ihren Wunsch nach Vereinung mit Frankreich auszusprechen, gaben die meisten Sectionen der Brüsseler Volksversammlungen ihre Erklärungen in vlämischer Sprache ab, ja in einer derselben wollte das Volk die Übersetzung der Dumouriez'schen Verkündungen gar nicht anhören, um, wie der Vorsitzende sich ausdrückte, „seine Nationalsprache nicht entweichen zu lassen" (S. Lettres de J. F. Willems à M. Sylvain Van de Weyer, 1829). Der Nationalconvent dehnte seine Gewaltstreiche auf die Sprache der sich der Republik „anschließenden" Völker wie der schon früher eroberten Lande aus; damals ward, allen Verträgen und Rechten zum Trotz, die französische Sprache auch im Elsaß eingeführt und es wanderten 25,000 Elsasser auf ein Mal aus. „Diese verschiedenen Jargons," rief der Bürger Gregoire den neuen französischen Provinzen am Rhein und an der Schelde zu, „sind aus der unreinen Quelle des Feudalismus hervorgegangen, dies allein sollte hinreichen sie euch verhaßt zu machen. Sie sind der letzte Ring der Kette, welche die Tyrannei euch auflegte — beeilt euch ihn zu zerbrechen. Freie Männer, verlaßt die Sprache der Sklaven, um die Sprache eurer Vertreter, die Sprache der Freiheit anzunehmen!" In diesem Sinne wird das Deutsche noch heute von einem Theil der Liberalen behandelt.

Die „Pays-Bas avant et sous la domination romaine" von dem Archivbeamten Schaeyes hat das Gebrechen, daß der Stoff nicht gehörig zu einem Ganzen gerundet ist; doch zeugt das Werk von der Gelehrsamkeit des Verfassers. Andere Schriften von Schaeyes, wie sein „Essai sur l'architecture ogivale en Belgique," haben vielen Anklang, seine Mittheilungen über altbelgische Volksbräuche, Aberglauben ꝛc. auch bei den Germanisten volle Beachtung gefunden. Die Geschichte der Kunst zählt viele Jünger in Belgien, die überall Anregung dafür finden. Wer

kennt nicht den unermüdlichen A. Van Hasselt, aus dessen Feder so manche Abhandlung über Belgiens Kunstschätze fließt?*) Alfred Michiels Geschichte der vlämischen und holländischen Malerei haben wir früher gedacht; sie zeugt von seiner Bekanntschaft mit der deutschen Kunstkritik; seine Erziehung ist französisch, sein Geburtsort Rom, wo sein Vater, ein Belge, sich aufhielt. In den Schriften des Bibliothekars Goethals finden sich, bei mangelhaftem Vortrag und Styl, manche gewichtige Aufhellungen. A. Levae's „Recherches historiques sur le commerce des Belges aux Indes pendant le XVII. et le XVIII. siècle," sowie sein „Essai historique sur les négociations de la trève de 20 ans, conclüe à Ratisbonne en 1684," sind merkwürdige Fragmente und gewissenhafte Arbeiten. Von dem Genter Professor Moke war bereits die Rede. Er und Theodor Juste haben jeder eine von Cäsars Zeiten bis auf heute reichende „Histoire de la Belgique" herausgegeben, die bekannte Thatsachen übersichtlich, oft starkgefärbt und übertreibend darstellen. In der vaterländischen Geschichtschreibung haben Willems und Nothomb dem Gedanken zum Siege verholfen, daß das heutige Belgien als zusammenhangender Staat seine Wurzeln in frühen Zeiten finde — was schon darum ein Gewinn ist, weil es den neuern französischen Reunionsversuchen im Wege steht. Hrn. Juste's „Histoire de l'instruction publique en Belgique" ist vortheilhaft bekannt, besonders in Frankreich bei den Freunden der Universität; für die frühern Zeiträume ist jedoch die 1843 zu Stralsund erschienene „Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in den Niederlanden während

---

*) Wie Kuranda erzählt, hat auf seine und Van de Weyers Veranlassung Van Hasselt die Übersetzung von Heinrich Leo's zwölf Büchern niederländischer Geschichten übernommen. Schillers Abfall der Niederlande, Warnkönigs Staats- und Rechtsgeschichte von Flandern sind noch unübersetzt.

des Mittelalters“ ausgiebiger. — Unter den belgisch-französischen Monatsschriften, die sich ganz oder theilweise mit Geschichte beschäftigen, steht oben an der Genter Messager des Sciences et des Arts, der mit zur Erweckung des historischen und vaterländischen Sinnes in Belgien wirksam beigetragen hat. Auch im Trésor National, in der Revue de Liége und in den Mémoires der Hennegau'schen Gesellschaft kommen mitunter gute geschichtliche Abhandlungen vor. Dagegen sind die Mémoires und Bulletins der königlichen Akademie in Bezug auf Geschichte in Unbedeutenheit gesunken. Würde Baron von Reifenberg darin nicht mit unter noch einige historische Randglossen haben abdrucken lassen, so hätte man meinen sollen, die Akademie wäre, wenigstens bis zu ihrer jüngsten Umgestaltung, selber in der Geschichte entschlafen.

Über dieses königliche Institut, das heilsam wirken könnte, wenn es nicht ebenfalls der Einseitigkeit des französischen Geistes verfallen wäre, muß ich hier besonders sprechen. Die Brüsseler Akademie ward im Jahre 1772 von Maria Theresia begründet und, nachdem sie unter der französischen Herrschaft zur Auflösung gekommen, 1816 vom König Wilhelm wieder hergestellt. Ihre Einrichtung ist ganz nach französischem Muster; alle Monate findet eine öffentliche Sitzung statt, deren Verhandlungen und Ergebnisse veröffentlicht werden. Zur Bestreitung der Veröffentlichungen, Reisediäten, Preisaufgaben und anderer litterären Ermunterungen gibt ihr die Regierung alljährlich einen Zuschuß von 25,000 Fr., der, obwohl von den Vlamingen mit bezahlt, doch immer nur einseitig verwandt wird. Die Vlamingen sahen sich auf litteräre Privatvereine beschränkt, und sie haben deren von jeder Art in großer Zahl gegründet; fast alle diese und andere Gesellschaften, wie die der Ärzte und Naturforcher, der Alterthumsforscher, der Bibliophilen ꝛc. stellen aus eigenen Mitteln

Preisfragen auf und veröffentlichen ihre Verhandlungen und Hervorbringungen, die jedoch wegen der schlechten Einrichtung des belgischen Buchhandels und weil die Sitzungen der Privatvereine nicht die Öffentlichkeit erlangen wie die der Akademie, ferner stehnden Kreisen meist unbekannt bleiben. Die Akademie zerfiel in zwei Abtheilungen oder Klassen, wovon die eine den (exacten) Wissenschaften, die andere vorzüglich der Geschichte und der schönen Litteratur gewidmet war. Die letztere versuchte zwar seit 1830 einen neuen Anlauf, unterlag jedoch bald einer gedoppelten Unfreiheit, hervorgehend aus der liberal-französischen Einseitigkeit und der engherzigen ultramontanen Geistesrichtung, die sich, wie überall, so auch auf diesem Gebiete festgesetzt hatten. Die Klasse der Wissenschaften zeigte dagegen eine um so größere Regsamkeit, wie denn überhaupt jene positive Litteratur, die auf gegebenen Thatsachen, Zahlen und Erfahrungen fußt, und bei der die Sprache vorzugsweise nur Mittel, die Form Nebensache ist, am besten französisch in Belgien bebaut wird. So hat vor allen Hr. Quetelet, Director der Brüsseler Sternwarte und immerwährender Secretair der Akademie, als Verfasser physikalischer und statistischer Schriften, unter denen das berühmte Buch: „Sur l'homme et les développements de ses facultés, ou essai de physique sociale," sowie als gastfreundlicher Repräsentant der Brüsseler Gelehrten europäischen Ruf, auf dem Gebiete socialer Wissenschaft und menschenfreundlicher Bestrebungen haben die Namen Ducpetiaux, De Decker, Vissers, Malou, Heuschling und andere, auf dem Gebiete der Naturwissenschaften die Namen Morren, Crahay, Plateau guten Klang. In Politik also, in Verkehr, Industrie streckt sich die Bahn breit dahin, exacte Wissenschaften, Statistik, politische Discussion sind trefflich bebaut. Aber dieser breite Weg wird immer enger und unbefahrener, je mehr

er sich der Ideenwelt und dem innern Gedanken- und Seelenleben nähert. Geschichte, nach Stoff und Fächern noch fleißig, ist kritisch schon dürftig, Poesie und Philosophie sind kümmerlich bebaut. Hier thut sich ein schroffer Gegensatz zu uns kund. Wenn der Deutsche auf den weiten Straßen des Welthandels und in der energischen Durchbildung der politischen Einheit andern vorläufig den Vortritt gelassen, so ist er in seinem Gemüths- und Geistesleben doch inniger und zugleich kühner als alle übrigen. Deutsche Philosophie und deutsche Theologie sind befruchtend für die ganze menschliche Entwickelung geworden, Deutschland ist der große Herd auf dem das Läuterungsfeuer für Glauben und Wissen am hellsten gebrannt. War nun der Akademie eines Landes, dessen größere Hälfte deutsch ist, nicht die natürliche Aufgabe gestellt, jenen Gegensatz auszugleichen und die Einseitigkeit des französischen Elementes dadurch zu mildern und aufzuheben, daß sie dem Lande auch die deutschen Geistesschätze erschloß und die deutsche Wissenschaft zugänglich machte? Aber nein, statt dessen hat sie sich gegen Deutschland geistig abgesperrt und alles gethan was in ihren Kräften stand den Ruhm einer Filialanstalt der Pariser Akademie der Wissenschaften zu verdienen — eine Unterordnung, zwiefach schmachvoll weil sie freiwillig war. Es ist unglaublich, welch eine Unwissenheit in deutschen Dingen, über deutsches Wissen und deutsche Forschungen diese Brüsseler Akademie auszeichnet; eine solche Einseitigkeit und Abgeschlossenheit ist aber gerade hier — nicht in Paris — um so weniger zu entschuldigen, als Belgien in jeder wichtigen Epoche mit Deutschland verwachsen war. Selbst die meisten belgischen Geschichtschreiber, sich selbst genügsam um die eigene Achse drehend, ahnen kaum was die deutsche Forschung auf dem Gebiete der Geschichte hervorgebracht hat. Wir tragen mit die Schuld davon.

Deutsche Bücher gehn wenige nach Belgien, während das belgische Nachdruckgewerbe ganze Ladungen nach den Zollvereinsstaaten versendet. Freilich bezahlen die belgischen Bücher beim Eingang in den Zollverein auch zehnmal weniger an Zoll als die deutschen Bücher in Belgien, und der Zollverein sollte die nächste Gelegenheit benutzen um eine billige Herabsetzung, wo nicht völlige Aufhebung des belgischen Bücherzolls zu erlangen, wodurch gewiß viel mehr Same deutscher Sprache und Litteratur, sowie deutschen Wissens auf belgischen Boden fiele.

Längst hatte man gefühlt, daß die Akademie, besonders die litteräre Abtheilung, den Bedürfnissen der Zeit nicht entspreche und in Gefahr stehe, zu einer unnützen Maschinerie herabzusinken. Auch trug man sich einige Jahre lang mit Verbesserungen, entwarf Pläne zu einer Umgestaltung, ja hielt die gesetzgebenden Kammern damit beschäftigt. Doch es kam dabei nichts heraus, weil der entschiedene Wille fehlte, bis Van de Weyer seinen Gesandtschaftsposten in London vorübergehend mit dem Ministerposten vertauschte und den gordischen Knoten zerhieb. Van de Weyer, der Philosoph unter den belgischen Staatsmännern, voll Freimuth und Unabhängigkeit des Charakters, hat den Nebelschleier, womit die politische Aufregung vor 1830 seinen Verstand umhüllte, und den selbst die glühenden Briefe von Willems an ihn damals nicht zu zerreißen vermochten, seitdem abgeschüttelt; er ist ein überzeugter Freund der vlämischen Bewegung geworden. Seine äußere Stellung hat es ihm seit 1831 erleichtert, seinen Blick über den Parteikämpfen, denen er ferner stand, frei zu halten, und so sieht er jetzt die Zukunft Belgiens untrennbar an das vlämische Wesen geknüpft; er gehört zu denen, die zu Hauptrollen im Staate berufen sind, wenn das niederdeutsche Element politisch wieder erstarkt. Als Van de Weyer 1845 das Mini-

sterium übernahm, war seine größte Aufmerksamkeit auf Verbesserung des Schulwesens gerichtet, das derselben von oben bis unten so sehr bedarf. Zwar waren die sich ihm entgegenstellenden Schwierigkeiten mächtiger als er, und drängten ihn zurück; doch wurden einige Verbesserungen möglich. So beschenkte er die Staatsuniversitäten mit dem Institut der äggregirten Professoren, das Ähnlichkeit mit dem der Privatdocenten hat, und brachte durch die Ernennung einiger vlämischen Litteraten, wie Conscience und De Laet, zu solchen die Volkssprache wenigstens mit einem Fuße wieder in den höhern Unterricht. Kaum war dies geschehen, so öffnete er derselben auch die Pforten der Akademie. Durch königlichen Beschluß vom 1. Dezember 1845 ward die Akademie, jetzt unter dem Namen: Académie royale des sciences, des lettres et des beaux-arts de Belgique, auf erweitertem Fuße umgestaltet. Sie theilt sich jetzt in die drei Klassen: der Wissenschaften, wohin Mathematik, Physik, Naturwissenschaften gehören; der Litteraturen, moralischen und politischen Wissenschaften, wozu auch Geschichte und Philosophie, alte und neue Litteratur gehören; endlich der freien Künste, Malerei Bildnerei, Baukunst, Musik, nebst der darauf bezüglichen Litteratur. Van de Weyer stützte in seinem Bericht an den König die Umgestaltung des gelehrten Körpers vorzüglich auf die beiden Umstände, daß die schönen Künste gar nicht und die vlämische Litteratur beinahe gar nicht darin vertreten seien; denn die Sprache der Mehrheit des belgischen Volks zählte damals in der belgischen Akademie nur einen Vertreter, Willems, der erst 1835 zum Mitgliede ernannt worden war. Die Akademie sollte sich nun mehreren vlämischen Litteratoren erschließen, auch sollte, um der Klasse für Geschichte und Litteratur eine höhere Bedeutung zu geben, die Herausgabe der alten vlämischen Sprachschätze durch den Beistand

vlämischer Akademiker gefördert werden. Die Nachricht von diesem Beschlusse erfüllte alle vlämischen Herzen mit Freude, und sehnlich sah man der Einweihung des umgestalteten Körpers am 16. Dezember, dem Jahrestage des Königs, entgegen. Dieselbe geschah durch König Leopold selbst, unter Zuströmen einer ungewöhnlich zahlreichen Gesellschaft, die dadurch ihre Billigung zu erkennen gab. Den Vorsitz führte der alte Director der Akademie, Baron de Stassart; ihm zur Rechten saß Baron de Gerlache, Vicedirector, ihm zur Linken der beständige Secretair Quetelet. Nachdem dieser den Umgestaltungsbeschluß verlesen, erhob sich König Leopold und sprach einige für Wissenschaft und Kunst freundliche Worte zur Installirung der neuen Akademie. Nun zeigte sich wie tief der Haß gegen die vlämische Sprache, der Groll gegen alles was nicht französisch ist, sich in den Herzen dieser gelehrten Herren eingefressen hat, und man mag daraus die Hartnäckigkeit ermessen, mit welcher man auch in diesen Kreisen das deutsche Element in Belgien unterdrückte, bis der König selbst ihm hier öffentlich die freundliche Hand reichte. Baron de Stassart hielt nämlich als Akademiker, nicht als abtretender Director, eine lange Rede über „den gegenwärtigen Zustand der Litteratur in Belgien." Sollte man es glauben, der ehmalige Präfect Napoleons vermochte seinen Unwillen über die Niederdeutsche Sprache so wenig zu zügeln, daß er im Augenblick, wo dieselbe am Arme des Königs in die Akademie eintrat, nicht ein einziges Wörtchen für Erwähnung der vlämischen Litteratur finden konnte, während er den allerunbedeutendsten belgisch-französischen Reimereien großes Lob zuschmeichelte. Ja, Monsieur de Stassart trieb die Unbescheidenheit so weit, sich mittelbar Angriffe auf die vlämische Bewegung zu gestatten — ein Benehmen, das alle Wohldenkenden empörte und auch gegen den Redner ausfiel. Als Willems, der neben Van

sterium übernahm, war seine größte Aufmerksamkeit auf Verbesserung des Schulwesens gerichtet, das derselben von oben bis unten so sehr bedarf. Zwar waren die sich ihm entgegenstellenden Schwierigkeiten mächtiger als er, und drängten ihn zurück; doch wurden einige Verbesserungen möglich. So beschenkte er die Staatsuniversitäten mit dem Institut der äggregirten Professoren, das Ähnlichkeit mit dem der Privatdocenten hat, und brachte durch die Ernennung einiger vlämischen Litteraten, wie Conscience und De Laet, zu solchen die Volkssprache wenigstens mit einem Fuße wieder in den höhern Unterricht. Kaum war dies geschehen, so öffnete er derselben auch die Pforten der Akademie. Durch königlichen Beschluß vom 1. Dezember 1845 ward die Akademie, jetzt unter dem Namen: Académie royale des sciences, des lettres et des beaux-arts de Belgique, auf erweitertem Fuße umgestaltet. Sie theilt sich jetzt in die drei Klassen: der Wissenschaften, wohin Mathematik, Physik, Naturwissenschaften gehören; der Litteraturen, moralischen und politischen Wissenschaften, wozu auch Geschichte und Philosophie, alte und neue Litteratur gehören; endlich der freien Künste, Malerei Bildnerei, Baukunst, Musik, nebst der darauf bezüglichen Litteratur. Van de Weyer stützte in seinem Bericht an den König die Umgestaltung des gelehrten Körpers vorzüglich auf die beiden Umstände, daß die schönen Künste gar nicht und die vlämische Litteratur beinahe gar nicht darin vertreten seien; denn die Sprache der Mehrheit des belgischen Volks zählte damals in der belgischen Akademie nur einen Vertreter, Willems, der erst 1835 zum Mitgliede ernannt worden war. Die Akademie sollte sich nun mehreren vlämischen Litteratoren erschließen, auch sollte, um der Klasse für Geschichte und Litteratur eine höhere Bedeutung zu geben, die Herausgabe der alten vlämischen Sprachschätze durch den Beistand

vlämischer Akademiker gefördert werden. Die Nachricht von diesem Beschlusse erfüllte alle vlämischen Herzen mit Freude, und sehnlich sah man der Einweihung des umgestalteten Körpers am 16. Dezember, dem Jahrestage des Königs, entgegen. Dieselbe geschah durch König Leopold selbst, unter Zuströmen einer ungewöhnlich zahlreichen Gesellschaft, die dadurch ihre Billigung zu erkennen gab. Den Vorsitz führte der alte Director der Akademie, Baron de Staſſart; ihm zur Rechten saß Baron de Gerlache, Vicedirector, ihm zur Linken der beständige Secretair Quetelet. Nachdem dieser den Umgestaltungsbeschluß verlesen, erhob sich König Leopold und sprach einige für Wissenschaft und Kunst freundliche Worte zur Installirung der neuen Akademie. Nun zeigte sich wie tief der Haß gegen die vlämische Sprache, der Groll gegen alles was nicht französisch ist, sich in den Herzen dieser gelehrten Herren eingefressen hat, und man mag daraus die Hartnäckigkeit ermessen, mit welcher man auch in diesen Kreisen das deutsche Element in Belgien unterdrückte, bis der König selbst ihm hier öffentlich die freundliche Hand reichte. Baron de Stassart hielt nämlich als Akademiker, nicht als abtretender Director, eine lange Rede über „den gegenwärtigen Zustand der Litteratur in Belgien." Sollte man es glauben, der ehmalige Präfect Napoleons vermochte seinen Unwillen über die Niederdeutsche Sprache so wenig zu zügeln, daß er im Augenblick, wo dieselbe am Arme des Königs in die Akademie eintrat, nicht ein einziges Wörtchen für Erwähnung der vlämischen Litteratur finden konnte, während er den allerunbedeutendsten belgisch-französischen Reimereien großes Lob zuschmeichelte. Ja, Monsieur de Stassart trieb die Unbescheidenheit so weit, sich mittelbar Angriffe auf die vlämische Bewegung zu gestatten — ein Benehmen, das alle Wohldenkenden empörte und auch gegen den Redner ausfiel. Als Willems, der neben Van

de Weyer saß, den Minister auf das vorbedachte Stillschweigen über das Niederdeutsch in der Rede seines Collegen mit den Worten aufmerksam machte: „Es scheint, nicht die Akademie, sondern das Vorzimmer ist für das Vlämische bestimmt;“ antwortete dieser: „Nein, nein, die Volkssprache wird in die Akademie kommen, sie muß hereinkommen.“ Erfreulicher noch waren die Worte des Königs. Nachdem dieser dem Ausschusse der Gesellschaft vor allem das Praktische anempfohlen hatte, wandte er sich an Willems und erzählte ihm, daß sein Sohn, der Graf von Flandern, ihn zu seinem Geburtstage mit einem vierzeiligen vlämischen Gedichtchen beglückwünscht habe. „Ihr seht, fügte der König bei, daß wir das Vlämische nicht vergessen.“ „„Sire,““ antwortete rasch der Vlaming, „„das Vlämische wird bloß in in den Reden des Hrn. de Staffart vergessen.““

Die Umgestaltung der Akademie ward von allen Gegnern der vlämischen Sache scheel angesehen. Am heftigsten fiel in der Kammer Hr. Dumortier gegen sie aus, dessen Blut noch immer gischt wie 1830, und der einen seltsamen Ingrimm gegen das Vlämische hegt, von dem er, ein Wallone, kein halbes Wort versteht. Als Abgeordneter von Doornick und zugleich als Akademiker protestirte er gegen Reorganisation der königlichen Akademie mittelst königlichen Beschlusses, und spielte wieder auf der alten Saite herum, daß Niederdeutschschreiben und Orangistsein gleichbedeutend sei. Doch war die Kammer jetzt schon weit genug fortgeschritten, um sich dadurch nur zur Heiterkeit stimmen zu lassen — am Ende wären ja König Leopold und seine Söhne selbst Orangisten. Indeß konnten die alten Akademiker ihren Unwillen nicht verbeißen, und sie nahmen bei den Wahlen der neuen Mitglieder im Februar 1846 Rache. Trotz des offenkundigen Wunsches des Königs und der Regierung, vlämische Gelehrte in größerer Zahl auf-

genommen zu sehen, ging man an diesen fast ganz vorbei und erschloß vorerst nur Professor David und Dr. Snellaert die Thore (auch Hrn. De Decker, der jedoch französisch schreibt), während der Tod bald darauf Willems hinwegrief; nur in die neue Klasse für die Kunst gingen viele Vlamingen ein.

Hören wir der Unparteilichkeit wegen hier die Hauptstellen aus De Staſſarts enthusiastisch-pathetischer Lobrede auf die belgisch-französische Litteratur. — — „Das Vaterland, zurückgebracht unter den spanischen Einfluß, nach dem Tode Alberts und Isabellens, das Vaterland, durch den Frieden von Münster in's Herz getroffen, hörte auf, seine Kinder zu ermuntern. Viele unserer Gelehrten, im siebzehnten Jahrhundert, verließen den heimathlichen Boden; unsere Künstler schmückten mit ihren Meisterwerken fast alle Hauptstädte Europa's, wir finden deren überall zu Paris, zu Versailles, zu London, zu Wien, zu Berlin, zu München, zu Stockholm. — Bei Errichtung der Akademie, und selbst noch bei deren Wiederherstellung (1816) glaubte man, um die Zahl ihrer wirklichen Mitglieder zu vervollständigen, einige Namen jenseits unserer Grenzen suchen zu müssen. Das ist heute ganz anders. Wird ein Platz leer, so ist die Wahl unter den vielen Namen, ihn würdig auszufüllen, nur zu schwer. Die Liebe zur Litteratur und zum Wissen, nach der Religiosität die beste Schutzwehr guter Sitten, macht unermeßliche Fortschritte in Belgien. Die Kunst zu schreiben, ohne welche die Wissenschaft ein todter Buchstabe bleibt, wird bei uns täglich allgemeiner. Ich spreche laut aus: es gibt fast keine Art Litteratur, die nicht inländische Hervorbringungen aufzuweisen hat, deren sich die besten französischen Schriftsteller nicht schämen würden. Ich werde nicht verlegen sein für eine belgische Bibliothek des guten Geschmacks zweihundert Bände aufzustellen. Man

würde darin geschichtliche Gemälde sehen, theils mit einer strengen und würdevollen Feder, theils mit der verführerischsten Wärme des Colorits ausgeführt; biographische Notizen voll von Reiz und Interesse; glänzende Reiseerinnerungen, die keinen Vergleich zu scheuen haben; Romane, worin die Sitten des sechzehnten Jahrhunderts mit bewundernswerther Treue vorgeführt werden; pikante Skizzen aus dem Leben gegriffen; anziehende Chroniken; wichtige Abhandlungen über alle Zweige des menschlichen Wissens, philosophische über die Kräfte des Menschen, über die gesellschaftliche Vervollkommnung, kritische über Werke der Litteratur und der Kunst; ein Buch über Befestigungskunst (von dem 1842 verstorbenen Major Laurillard-Fallot, Lehrer an der Militairschule) dem die ausgezeichnete Ehre zu Theil wird von den Militairs aller Länder um Rath gefragt zu werden; unterhaltende archäologische Dissertationen, gelehrte Arbeiten über den Ursprung der Sprachen und die Dichter des Alterthums; Bücher zur Volkserziehung, die sich an die Seite von Simon von Nantua stellen; endlich Poesien, welche die strengste Kritik herausfordern. Ich habe abwechselnd französische und belgische Poesie gelesen, eine Elegie von Millevoye oder von Alexander Soumet, und die köstlichen Verse überschrieben: A ma fille Elisa sur le deuxième anniversaire de sa naissance (von Louis Alvin: „Souvenirs de ma vie littéraire“), dann la soeur de charité von einem Lütticher Dichter (Marcellin Lagarde), oder eines dieser scharmanten Tausendschönchen von einer belgischen Musentochter (Elisa Stappaerts, „les Pâquerettes,“ „Impressions et Rêveries“) und die glücklichern Dichtungen zweier französischen Damen (Emilie de Girardin und Desbordes-Valdore), lange schon als Muster der Anmuth, der Eleganz und Empfindung genannt, ich habe noch oft mit ähnlichen Poesien in Parallele gesetzt die Ballade

des Barde captif (Baron von Reiffenberg: „Poésies diverses; Paris 1825“), die Dithyrambe über Roland Delattre, den Orphée montois (von A. Mathieu), die unserm genialen Baumeister „Gérard de Saint-Trond“ (!!),*) dem Schöpfer des Kölner Domes, gewidmete Ode (von Andreas van Hasselt) oder auch irgendeine energische Stelle von einem der Väter unserer Litteratur, des glänzenden Verfassers der Art de conter und des Poëme sur les Belges (Lesbroussart) — — Die Palme bei diesen Stegreifvergleichen ist mehr als einmal unsern Landsleuten verblieben.“ — — So kirrt man die französisch schreibenden Belgen! Das Vlämische darf sich nirgends hören lassen, man spricht auch nicht von ihm und seinen Bebauern. Wer ein Amt haben will, ein kleines oder ein großes, wer nach Einkommen und Gewinn trachtet, wer Volksvertreter werden will, wer nach Ehre und Ruhm strebt — er muß der Muttersprache den Rücken kehren und sich zum Franzosen umzustempeln suchen. Nein, Hr. de Staffart will keine servilen Nachahmungen, keine manierirte Litteratur oder litteräre Pastichen; doch will er für Belgien auch keine „aparte“ Litteratur, man soll in jeder Gattung und Art derselben die Regeln festhalten, welche der Geschmack, d. h. der Pariser Geschmack, festgestellt hat oder feststellt. Welche Widersprüche in einem Athemzuge! Hr. de Staffart schärft den Vlamingen in's Gewissen die französische Sprache, als durch die größten Meisterwerke geweiht, wohl zu achten, wie wenn man die eigene Muttersprache nicht achten und für ihre schwer gekränkten Rechte kämpfen könnte, ohne die französische zu mißachten. Er führt an, daß Sokrates, der sich in seinen jüngern Jahren mit Bildhauerei beschäftigte, beim Anschauen der schönen Ver-

*) Sein ehrlicher Name heißt „Geerhart;“ er war von Sint-Truijen.

hältnisse eines Standbildes den Gedanken einer allgemeinen Harmonie zwischen den verschiedenen Theilen des Weltalls gefaßt und die genauen Beziehungen erkannt habe, die zwischen den Pflichten und Handlungen des Menschen bestehn sollen, und spricht in diesem Sinne von dem Bande, das alle Menschen, welche die Fähigkeiten des Geistes und der Einbildungskraft bebauen, umfassen soll, von einem Weltbürgerthum des Geistes — sie alle sollen, in gegenseitiger Liebe hingegeben, das reizende bezaubernde Schauspiel einer Familie geben und zusammen den großen Sonnenbund der Erleuchtung, des Talents und der Tugenden bilden. Nur, wohlgemerkt, die Vlamingen allein, der größte Theil der Bevölkerung Belgiens, sind aus diesem kosmopolitischen Bunde des Akademikers ausgestoßen, als Unwürdige und Unberufene, als Sklaven und Heloten, wenn sie in ihrer Muttersprache und nicht französisch denken, fühlen und schreiben wollen! Die Belgen sollen französisch schreiben, nur sollen sie vorzüglich „nationale“ Gegenstände behandeln und für den Ruhm des Vaterlandes schreiben, das würde hinreichen den belgischen Hervorbringungen ein besonderes Siegel aufzudrücken und ihnen außerdem noch ein lebhafteres Interesse und, so zu sagen, den „Reiz der Curiosität (l'attrait de la curiosité)“ zu geben. Welch' ein Galimatias!

Ja, Kunst und Tugend, Schönes und Gutes ist von einem jeden Volke zu lernen, und das französische macht hiervon wahrlich keine Ausnahme. Man soll an diesem, ob es uns oft auch gedrückt und geschmäht hat, alles anerkennen und von ihm lernen und annehmen so viel man kann; allein man soll doch nimmer durch eitle und falsche Nachahmerei, Manirerei und Fratzerei, nimmer durch Verläugnung von Natur und Eigenthümlichkeit des eigenen Volkes sich in einen Schwächling und

Affen verwandeln lassen. Ein Volk soll Persönlichkeit und Charakter haben, dieses eben ist das Ausgezeichnete, das Feste und Starke, das Sittliche und Geistige seines Wesens, das Bleibende in seinem geistigen Gepräge und Gebilde, ohne welches es kein Volk mehr ist. Wo es nichts Starkes und Gezeichnetes gibt, wo alles unbestimmt nnd gleichgültig wird, da ist eben nichts Volkthümliches. Nur dann, wenn die Litteratur eines Volkes ein solches ausgeprägtes festes Bild spiegelt, wodurch sie eben als etwas Besonderes, als eine eigene Offenbarung des Geistes und der göttlichen Kraft erkannt und unterschieden wird, verdient sie den Namen einer Nationallitteratur, wovon die eigene Sprache unzertrennlich. So wenig die vlämische Malerei bloß an ihren Gegenständen erkannt — denn es sind oft dieselben wie in den italienischen und spanischen Schulen, nur die Behandlung ist verschieden — und von der Kunst anderer Völker unterschieden wird, noch viel weniger kann die Behandlung belgischer Gegenstände in Pariser Sprache und Styl zu einer belgischen Nationallitteratur führen. „Nur wer das Seinige sucht," sagt Arndt eben so wahr von den Völkern wie von den Einzelnen, „wer das ihm Angemessene sucht, wer ohne Eigennutz und ohne falsche Kunst sich dem ihm Ungleichen und Mißfälligen entzieht, wird sein Eigenes retten, und wird aus ihm selbst die Stärke und Kraft entwickeln können, die ihn auf festen sichern Füßen durch's Leben schreiten läßt." —

Wie stellt sich zu dem allem nun die junge vlämische Litteratur? Um ihr Wesen und Gepräge sowie ihr naives Verhältniß zu den sie umgebenden großen Litteraturen klar zu erkennen, fassen wir die letztern unter einen gemeinschaftlichen Gesichtspunkt.

Offenbar setzt sich allmählich aus den Nationallitteraturen, der Hauptländer Europa's, Deutschland, Frankreich, England, denen die übrigen Länder nachstreben, im Süden die romanischen

im Norden die germanischen, eine Weltlitteratur an, doch ohne daß deshalb jene Nationallitteraturen als solche zu sein aufgehört haben. Es hängt mit zweierlei Umständen zusammen, einmal mit dem allgemeinen Charakter der französischen Revolution, der alle Länder, obwohl England nicht unmittelbar, getroffen; sodann mit dem seit Kant, und früher schon mit den Reformatoren, von Deutschland ausgeströmten Geiste freier wissenschaftlicher Forschung in Religion, Philosophie, Jurisprudenz, Geschichte und Philologie. Namentlich brach nach dem Sturze Napoleons die Scheidewand unter den Geistern zusammen, der Strom der Ideen war ein gemeinsamer geworden und kreis'te unaufhaltsam durch alle Theile der gebildeten Welt wie das Blut durch die Adern des menschlichen Körpers. Das Übereinstimmende in den großen Anliegen aller Völker, der Wissenschaft und Gesittung ward erkannt — es ist die sich heranbildende höhere Consolidarität der freien gesitteten Welt gegen die Barbarei, zunächst die Consolidarität des europäischen Westens gegen den im Bunde mit asiatischer Despotie vordringenden Osten. So weit ist die Erscheinung gut, schlägt unser Herz ihr frohlockend entgegen; einen Schritt weiter aber eröffnet sich die andere der Barbarei entgegengesetzte Schattenseite: es ist nicht mehr die natürliche barbarische Unfreiheit, in welcher sich immer doch Humanität regt, sondern die viel schlimmere geistige Knechtschaft an die allgemeine äußere Weltverfeinerung und an den Mammon, mit Aufopferung des innern Menschen — die Verworfenheit selber.

Frankreich besaß in Chateaubriand, de Maistre, Bonald, Lamennais überwiegende Geister, welche dieser Verwischung gegenüber das Nationalprinzip aufrecht hielten. Cousin ward das Haupt einer Jüngerschaft, die an die deutsche Wissenschaft anzuknüpfen suchte. Lamartine, als Poet ein Weltbürger, war als

Kammerredner mehr Patriot; die Doctrinaire und Historiker gaben ein vielfaches Band ab zwischen Frankreich und England. Mit diesem Aufgang zur Verallgemeinerung des wissenschaftlich-litterarischen Geistes der Völker steht offenbar ein Abgang der Poesie, die wie alle Kunst auf dem Boden des Volkes beruht, in genauem Zusammenhang. Je mehr die dichterische Begabung sank und auf dem schöngeistigen Gebiete alles zum Roman, zur Litteratur des Kurzweiligen und Amüsanten, zum Feuilleton ward, desto mehr stieg die kosmopolitische Wage der Gelehrsamkeit und des historisch-philosophischen Wissens, das an Deutschland aufrankte, hier nur geistig frisch. Überhaupt könnte man sagen, die Poesie müsse in dem Maße sinken, als eine Weltlitteratur im Steigen ist; die Dichtung kann nur aus dem Busen des Volkes hervorblühen, und bis jetzt ist noch kein wahrer Weltdichter dagewesen. Die großen griechischen Dichter, die mächtig gestaltenden Italiener des Mittelalters, die Spanier vor zwei und drei Jahrhunderten, Shakspeare und Milton, Schiller und Goethe sind keine Weltmenschen, obwohl sie das Allgemein-Menschliche in den tiefsinnigsten Zügen aus ihrem Volke herausgestalteten.

Hierin liegt nun auch das Wesen und Verhältniß der vlämischen Litteratur genau ausgedrückt. Die belgisch-französische Litteratur ist lediglich ein Anhang zu der französischen Weltlitteratur, worin das Nationale zurücksteht, und zwar besonders nach deren materieller und positiver Seite hin. Die vlämische dagegen ist nur vlämisch, sie ist ursprünglich, autodidaktisch, sie verhält sich naiv und greift kosmopolitisch noch kaum über in die allgemein europäischen Stimmungen und Töne. Die vlämische Litteratur ist zum großen Theil sogar Dichtung aus dem Volke, eine Heimkehr der Vlamingen zu den Ihrigen und eine Einkehr in sich selbst: von der Außenwelt, an die sie sich hingegeben

hatten, sind sie zu sich selbst und dem eigenen Volksleben zurückgekehrt, um sich frei darin zu versenken und die Seele ihres Volkes wieder zum Leben heraufzuholen. Zwar nehmen sie Fremdartiges in sich auf und verarbeiten es, dem Geiste des modernen Volkthums gemäß, das sich nicht so abgemarkt gehalten, wie das antike Leben; vorzüglich aber suchen sie die Momente, in denen die eigene reine und unschuldige Natur sich ganz kund gibt, festzuhalten und zu idealisiren, d. h. in ihrer gesetzmäßigen Vollendung darzustellen. Von den deutschen Romantikern, die auch das Volksallgemeine aussprechen wollten, unterscheiden sie sich dadurch, daß diesen, bei ihrer übermüthigen Subjectivität, jene Hingebung an das Volkthümliche fehlte, die den Dichter sich selbst vergessen läßt. Nur in Einem tritt die vlämische Litteratur aus ihrer harmlosen Volksspiegelung oft wetterleuchtend heraus, und dann mischen sich mit Schmerzenstönen schmetternde Klänge des Unwillens und des Zornes — es ist da, wo die Saite des Hasses gegen die französische Überfluthung angeschlagen wird. Doch dieser Haß gründet sich in Wahrheit auf Liebe und fast religiöser Pietät für das eigene Volk, die sich in ihrer wiederbelebten Thätigkeit des fremden Joches erwehren will. Oder darf ich nicht hassen, was mich verderben und schänden will? Soll ich nicht hassen, was mich schmäht, verkleinert, austilgt? Muß ich es nicht von mir stoßen? Ja, denn Gott hat nach seiner Weisheit, damit die Welt nicht in der jämmerlichsten und langweiligsten todten Einerleiheit versumpfte, von Anbeginn Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit der Völker, Persönlichkeit und Charakter gewollt. Es ist ein tiefes Gesetz in der Menschennatur, daß es nie gelingt das innerste Wesen eines andern Individuums ganz in die Hand zu bekommen, um es nach Willkür zu modeln. —

Niemand kann sich mehr darüber täuschen, daß die niederdeutsche Sprache litterarisch einen großen Theil ihrer frühern Stellung in Belgien wieder erobert hat. Der Blick auf den zurückgelegten Weg, auf das bereits Errungene muß den Muth der Vlamingen erhöhen, und indem der gute Fortgang ihrer Sache ihr Bewußtsein erhebt, gibt er auch ihren Gegnern die Überzeugung von der Gerechtigkeit ihres Strebens, davon, daß die Unterdrückung nicht fortdauern kann, daß die Ehre ihres Volksbestandtheils im Staate hergestellt werden muß. Wie traurig stand es noch vor zwölf Jahren mit dem Anbau ihrer Volkssprache! Zwar hatten die politische Umwälzung und darauf folgende Bewegungen die Geister in Aufregung gebracht, aber noch war nicht zu übersehen, wohin die aufgeweckten Kräfte sich richten würden, wie der junge Staat sich auf volkseigener Grundlage aufbauen lasse. An nöthigen Baustoffen fehlte es nicht, an alten und neuen, Bäume waren gefällt, Quader schon aus dunklem Schooße aufgebrochen und zugeführt; aber alles lag da wirr noch durcheinander, wie auf das W e r d e harrend. Groß mußte das Werk sein, an dem gearbeitet werden sollte, dazu zwang der erwachte Geist, die Gährung der Gemüther. Da gaben einige Stimmen dem dunklen Gefühl Worte und riefen nach Arbeitern im Dienste des Volkes: „Vlamingen, sehet, hier ist der Baugrund, dort liegen die Baustoffe, frisch nun Hand an's Werk! Auf diesem Grunde muß das Gebäude erstehn, in welchem wir uns wohnlich einrichten, unsere theuere Sprache, unsere Sitten und Freiheit bewahren können. Keine Stunde mehr versäumt, denn draußen drängen und stürmen sie wider uns her! Auf denn, für des Vaterlandes Wohlfahrt und Freiheit!“ Und sieh, diese Worte wiederhallten auf Tausenden vlämischer Zungen. Wem für's Volk und seine Rechte noch ein Herz im Busen schlug,

der antwortete mit Jubelruf, und so strömten sie, den übrigen unerwartet, in immer größeren Schaaren hin auf den Bauplatz, und griffen das Werk an mit Eifer und Ernst, ohne müde zu werden. Besonders entsprachen die poesiebegeisterten Männer, Tausende hinwieder antreibend, der an sie ergangenen Mahnung:

Euch, Dichter, hat die Gottheit ihr Feuer verliehen,
Um das Volk zu erwärmen, das Volk zu erziehen! —

Das Beginnen war dornenvoll und weitaussehend; doch der für die verkannten Rechte aufflammende Muth scheuchte vor keiner Schwierigkeit zurück. Es gab auch im eigenen Kreise manche betrübende Erfahrung. Dem Volke war die eigene Geschichte abhanden gekommen, keine feste Erinnerung von den alten Zuständen vor der französischen Herrschaft, kaum das Bild einer nationalen Persönlichkeit war in ihm haften geblieben; unter den hartnäckigsten Gegnern der vlämischen Sache befanden sich mehr „verbasterte" oder mißleitete Vlamingen als wallonische Belgen. Daher riefen die Stimmführer zuerst der Väter Thaten in's Gedächtniß des Volkes auf, sie zeigten ihm, daß es unterweilen wohl Druck erfahren, niemals aber gebrochen worden, daß es durch fremde Zwingherren zwar gefoltert, nicht aber in seinem Wesen ausgelöscht worden war; sie wiesen nach, welche Fülle der Entwickelung im Volke liege, die noch die herrlichsten Blüten und Früchte verspreche, wenn ihr nur mit der Sprache nicht die Wurzel und das Leben abgeschnitten würden. Die Schriftsteller und Männer der Wissenschaft, von welchen der Aufruf ausgegangen, wußten, welch' große Verantwortlichkeit sie auf sich luden, aber sie hatten das vorher reiflich überlegt, und die Gerechtigkeit ihrer Sache gab ihnen Muth und Vertrauen. Sang und Lied, von jungen Dichtern angestimmt, hallten jetzt in der Muttersprache fröhlich wieder, und das Volk lauschte ahnungsvoll der Gottes-

stimme, welche die große That der Wiedergeburt immer ankündet. Die Kräfte verdoppelten sich von Jahr zu Jahr, und bald sah man hie und da schon die Grundmauern des neuen Baues sich erheben. Bei diesem Anblick fuhren die Gegner, welche den ganzen Vorgang bisher theils vornehm übersehen, theils nur belächelt und bespöttelt hatten, aus ihrer Sicherheit auf: sie widersetzten sich nun mit Macht, sie wollten die Mauern, die, wie nichts wahrhaft Edles schlechtem Spott erliegt, vor den Geschossen ihrer Ironie und ihres Hohns nicht umgesunken waren, nun mit Gewaltsprüchen einreißen, konnten jedoch zuletzt nicht umhin, die litteräre Bewegung als eine Thatsache anzuerkennen. Die Marterperiode ging vorüber, die der Anerkennung begann. In Nordniederland, in England und Deutschland erwachte lebhafte Theilnahme für die vlämischen Bestrebnisse, und im eigenen Lande ward ihnen die Genugthuung, daß die Volkssprache mehr und mehr bei den Landesräthen Eingang fand, und ihrer Litteratur sich die Pforten zu den Universitäten und der Akademie halb erschlossen. Ja, Vlämisch-Belgien darf sich rühmen, während des kurzen Zeitraums der letzten zwölf Jahre eine neue Litteratur geschaffen und ihr Anerkennung errungen zu haben. Vielleicht schütteln hier Manche noch ungläubig das Haupt. Selbst Kuranda scheint in seiner Schrift über Belgien keinen rechten Glauben zu der vlämischen Litteratur fassen zu können, wenn er z. B. sagt: die eigentlichen vlämischen Parteiführer bemühten sich „das Flamändische zu einer litterarischen Sprache zu erheben und so dem Volke die Schleusen einer nationalen, naturgemäßen Bildung zu eröffnen.“ Es handelt sich aber in Belgien keineswegs darum, das Niederdeutsche zu einer litterarischen Sprache zu erheben, was sie längst ist, sondern darum, dem Volke zu seiner Bildung und Erbauung eine umfassende Litteratur in seiner Muttersprache

zu bieten und die Rechte der letztern gegenüber der französischen wieder geltend zu machen. Oder soll ich erst daran erinnern, daß Niederdeutsch, als gesprochene und als geschriebene Sprache, so alt, ja noch älter ist als Hochdeutsch?*)

Was gehört zu einer Litteratur anders als eine reine, gebildete, von allen Schriftstellern angenommene und durch die Dichtung geweihte Sprache, sodann daß die Sprache sich im Besitze einer Reihe von Werken in den verschiedenen Fächern der Litteratur befindet, endlich ein Publikum, das die Bücher lies't, versteht, kauft und schätzt? Nun, das alles hat sich das Niederdeutsche in Belgien selbständig erworben. Fehlt dieser jungen Litteratur noch glatte Eleganz, sublime Feinheit und Harmonie, so ist sie auch nicht gescheitert an den gefährlichen Klippen des falschen Prunkes, der Blasirtheit, der gezwungenen Ausdrücke und aller jener Unnatur, die von Frankreich aus so manche Schriftsteller angesteckt hat. Was für ihre Zukunft am meisten spricht, ist ihre Frische, Innigkeit, Reinheit, jene liebenswürdige Einfalt und kindliche Frömmigkeit, welche neben einem Anhauche von Derbheit doch immer natürliche Anmuth genug behält, um in ihrem schlichten Werthe reizend gefunden zu werden; es ist der sittlich-religiöse volkthümliche Geist, der sie ganz durchweht. Diese Eigenschaften ziehen ihr die Theilnahme und Achtung aller wohlmeinenden Männer auch auf der wallonischen Seite zu, um so mehr als die von Frankreich fluthenden schöngeistigen Schriften meist in Frivolität sich überbieten, so daß die guten Samenkörner, welche der Nachdruck noch in's Volk wirft, in dem litterären Unrath ersticken, der auf Belgien ausgeschüttet wird. Im

*) Überhaupt kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß Kuranda die vlämische Sprachbewegung nicht mit der warmen Anerkennung behandelt hat, wie z. B. die belgische Malerei.

strengen Gegensatze zu dieser schmutzigen französischen „Lectüre“ mußte natürlich die vlämische Litteratur sich gestalten, und je pikanter, raffinirter und lästerlicher jene sich darstellte, desto mehr flüchtete diese sich in eine unverdorbene naive Welt der Gemüthlichkeit und tränkte sich mit Gefühlen der Religiösität. Diese Stimmungen klingen in den Novellen von Conscience ebenso stark durch als in den Liedern, Romanzen und größeren Gesängen der Van Duyse, Ledegank, Van Ryswyck, Van Boekel, Van Hoogeveen-Sterck — Autodidakten meist, deren Wiege und Jugend vor zu großem Gebrauche französischer Bildungsimpfe glücklich verschont blieben, und die der Fähigkeit nicht beraubt wurden, den Naturlauten, statt der französisch vergoldeten Schaumbildung, zu folgen.

Aber gerade diese doch so natürliche Richtung ist von einigen Beurtheilern mißdeutet, ja den vlämischen Schriftstellern sehr übel genommen worden. Sie steht freilich im grellen Widerspruche mit der modernen Richtung, die vielfach darauf ausgeht, die atheistische Verzweiflung im Volke auszubreiten und die, nur an eine Untergrabung der faulen Zustände denkend, sich nicht um die von ihr verbreitete Bodenlosigkeit aller Zukunft kümmert. Dieser Nihilismus im philosophischen Gewande hält sich, wie die subjective Romantik, die er bekämpft, bloß an das subjective Belieben und seine momentanen Gelüste; er führt nimmer zu einem heitern, fröhlichen Herzen, wonach ringen und streben muß, wer es mit sich und seinem Volke wohl meint, und wird darum scheitern, wenn die Religion nur frei und frisch in's Leben überzugehn trachtet und sich nicht in die polizeiverschanzten Kirchenburgen zurückzieht. Was aber aus der religiösen und volkthümlichen Kernwurzel treibt, berührt das innere Leben in Allem und gewinnt Macht und Gestalt. Vielen Politikern kömmt das wieder

sehr überzwerch, sie möchten nach französischem Muster einzig auf Veränderung der Lebens- und Staatsformen hinarbeiten, ohne nach dem Halt zu fragen, den sie in den Tiefen der Gemüther haben. Auch ist zu bedenken, daß die Negation auf den Gebieten der Religion und Politik an die Vlamingen nicht wissenschaftlich auf deutsche Weise, also gleichsam als Erkenntnißstufe, sondern äußerlich auf lose französische Weise kommen will, wo sie Sinne und Gemüth verschlemmt und den ganzen Menschen angreift. Das Unchristenthum schmiedet in Frankreich Religionen, thut sie auf den Amboß, hämmert sie aus, predigt etwas was werden soll, oder es redet von einer Ära des Positiven und Materiellen, welche aller Speculation und allem Glauben ein Ende machen soll; da kömmt eine neue Weisheit, die zugleich Philosophie und Religion durch ein neuentdecktes Geistesgesetz ersetzen soll, das zu den früher entdeckten Naturgesetzen einen vollkommenen Parallelismus bildet, oder der Deismus wird gepredigt unter halb mystischen, halb platonischen Formen, oder der Rationalismus sublimirt zur Schwärmerei für das höchste Wesen. Gegen solches trübes Gebahren stemmt sich der vlämische Volksgeist im Bunde mit dem Christenthume, das, auf sich selbst und seine von innen befreiende Kraft angewiesen, sich wieder um der Menschen Glück und Heil bekümmert; denn nicht auf die Mächtigen der Erde oder auf Gewalt sich stützend, sondern auf den ihm inwohnenden göttlichen und Menschen-Geist, auf seine handelnde Natur, welche den innern Menschen umbildet und befreit, kann dieses getrost seinen erbittertsten Feinden die Spitze bieten, die rein unvermögend sind, nur ein Gemüth auf Tod und Unsterblichkeit vorzubereiten.

Andere „elegante“ Beurtheiler spannen wieder ihre ästhetischen Anforderungen zu hoch. Achselzuckend werfen sie hin: die vlämische

Litteratur habe doch nichts besonders Großes hervorgebracht, sie könne sich mit andern reichen Litteraturen nicht messen, und man mache mehr Redens von ihr, als sie verdiene. Mich dünkt diese Art Kritik thöricht und schal. Man muß billig sein, man muß die kurze Zeit des Aufbauens, die natürlich beschränkten Kräfte des kleinen Landes, die Schwierigkeiten die sich den Vlamingen entgegenthürmen, mit ermessen. Oder welchen Maßstab will man denn anlegen? Einen Lessing, einen Herder, einen Goethe, einen Schiller hat nur ganz Deutschland hervorgebracht. Die Vlamingen sind eben nur noch in der ersten Periode der Entwickelung ihrer Litteratur. Die Zeit frommer vaterländischer Schwärmerei, das Erwachen eines höhern geistigen Aufschwungs ist für sie angebrochen, einigermaßen vergleichbar der deutschen Litteraturepoche von Klopstock und den Göttinger Dichtern; doch ist die rechte Sturm- und Drangesperiode erst im Anrücken. In Willems wirkten Leibnitz, Gottsched und Lessing auf gewisse Weise vereint: er war die Fackel der altvlämischen Litteratur und der Morgenstern der neuern; er war die Seele der vaterländischen Sprachversammlungen und Vereine, der Vorkämpfer der niederdeutschen Sprachreinheit und des guten Geschmacks, sich gegen den Ungeschmack und den Andrang der französischen Litteratur auf die englische und deutsche stützend; er fand trotz seiner gelehrten Schrach- und Geschichtsforschungen noch Muße und Schwung für lyrische und dramatische Poesie, und seine Thätigkeit gehörte bis zum letzten Hauche der Wiedergeburt der niederdeutschen Bühne. Will man übrigens die neuen Hervorbringungen der Vlamingen mit denen anderer Länder, z. B. Nordniederlands, von ungefähr gleichen Kräften messen, so können sie den Vergleich bereits kühn herausfordern; in Belgien selbst aber findet die Poesie, wie gesagt, nur in den Theilen, wo germanischer Geist

und Sprachlaut festwurzeln, begabte Jünger. Wie manches schöne Lied, wie manche kräftig frische Romanze haben die vlämischen Sänger uns schon geboten, und welch einen reichen duftigen Novellenkranz haben sie ganz anspruchlos aus der Geschichte, den Sitten und dem vielseitigen Leben ihres Volkes gewunden! Leidet ihre Poesie, im Innern so rein und keusch, noch an einer äußern Üppigkeit und Saftigkeit, waltet in ihr eine vielleicht zu große Lust der Farben, die man in der vlämischen Malerei lieber mischen sieht, möchte man ihr häufig statt des strotzenden Blumenschmuckes ein für den Geist genießbareres Gedankenspiel wünschen — nun, so gleicht sie auch darin einem unschuldig freien Naturkinde.

Hillebrand sagt über unsere nationallitteräre Zukunft das treffliche Wort: „Gebt uns ein Volk, das der Staat ist, und einen Staat, der das Volk ist, und Deutschland wird jung sein und groß und mächtig in sich wie nach außen, seine Litteratur aber wird in eine neue kräftige Blüte eintreten, die gleich schön an sich als fruchtbar für Bildung und Gesinnung zu sein verheißt." Ist jene Bedingung nun etwa in Belgien erfüllt? Ist Einheit des Staats und des Volkes dort, wo jener eine andere als die Volkssprache zur allein herrschenden erhebt? Darum gehn wir mit gemäßigten Anforderungen an die Beurtheilung des von den Vlamingen bereits Geleisteten, freuen wir uns der frischen Kräfte und ihres hingebenden Ringens! — Weniger große Geschicke, wie wir sie für Deutschland überhaupt wünschen, als vielmehr traurige sind der Boden, auf dem die neue vlämische Litteratur erwächst — ein Boden, auf dem fremdes Unkraut die nationalen Pflanzen überwucherte. Dennoch schießen diese jetzt munter auf, den Krautwucher beschränkend. Die eigene litteräre Gegenwart hilft den heimischen Boden viel-

seitig reinen und eine bessere Zukunft bereiten. Diese Errungenschaft ist um so rühmlicher und legt ein um so beredsameres Zeugniß für die innere Lebenskraft des deutschen Elements ab — daß es nämlich, wie sehr auch durch fremde Einflüsse niedergedrückt, durch sich selbst und aus sich selbst immer wieder Luft zu gewinnen und sich geltend zu machen weiß — als die vlämischen Schriftsteller noch außer dem Dualismus der Sprache mit vielen Nachtheilen zu kämpfen haben. Das Gebiet, auf welchem das niederdeutsche Idiom jetzt bebaut wird, ist ein sehr beschränktes, ihm dadurch schon materiell der litteräre Wettkampf mit den drei großen europäischen Sprachen, die es umgeben, überaus erschwert; zudem lesen die gebildeten Klassen in Holland ebenso viel deutsch, englisch und französisch als niederdeutsch. Gleiche Verhältnisse walten auch in Dänemark und Schweden, wo die deutsche Litteratur, ungeachtet der bedeutenden einheimischen Talente, ja durch dieselben mit jedem Tage mehr Eingang findet. Hat nicht Oehlenschläger seine dänischen Dichtungen selbst in's Deutsche übertragen, um sie nur für mehr als einige tausend Menschen geschrieben zu haben? Ein anderer schwerer Nachtheil für die vlämischen Litteratoren liegt in dem Übergewichte der französischen Sprache auch in der Tagspresse. Die meist von Franzosen herausgegebenen einflußreichsten Zeitungen kümmern sich zwar um die belgisch-französische, nicht aber um die niederdeutsche Litteratur, und bilden für diese eher alles Andere, als einen Sporn. Für die niederdeutsche Bühne geschieht in Belgien aus öffentlichen Mitteln gar nichts, auch hier gebeut das Französische; den großen belgischen Theatern, fast ausschließlich von Franzosen geleitet, stehn die Pariser Repertoirs zur Auswahl offen — eine andere Art Nachdruck — wie sollten sie einheimische, gar vlämische Talente begünstigen? Die Vlamingen haben nur Liebhaberbühnen

oder Rederykerkammern, die das Verfranschte mehr und mehr wieder abstreifen. Endlich lastet der Nachdruck wie ein Alp auf der Entwickelung jedes andern Buchhandels in Belgien, weil der Buchhändler seine Rechnung durch den Nachdruck bekannter französischer Schriftsteller sicherer findet als durch Selbstverlag, und die Handschrift des einheimischen Schriftstellers daher zurückweis't. Ein Glück noch, hat der Verfasser Ruf und Verbindungen genug, um sein Buch umsonst gedruckt zu sehn, von einem Ehrenlohne für seinen jahrelangen Fleiß ist nur selten die Rede, und der wohlthätige spornende Anstoß, den der Buchhandel in andern Ländern ausübt, fällt dort vollständig weg. Von den mittelbaren und unmittelbaren Ermuthigungen der Litteratur durch die Regierung sind die vlämischen Schriftsteller so gut wie ausgeschlossen. Dieselben haben übrigens nur die Sache verschlimmert, weil sie gewöhnlich die unrechten Leute treffen und sich auf Sammelschriften beziehn, die das Publikum nicht lies't; es bildete sich eine Schmarotzerlitteratur, die das Aufkommen wirklich guter Bücher eher hindert als fördert.

Die Franzosen haben sich über Belgien nicht zu beklagen, so lange die französischen Gesetze selbst den Nachdruck in Frankreich gestatten, der dort in Bezug auf spanische, italienische und englische Bücher in bedeutendem Umfange betrieben wird. Hierdurch wird die französische Regierung gehindert, kräftig gegen den belgischen Nachdruck aufzutreten. Denn Frankreich hätte die Macht auszusprechen, daß es das Eigenthumsrecht der Schriftsteller als ein Völkerrecht angesehen wissen wolle. England hat bereits durch ein Gesetz erklärt, daß die Unterthanen aller Staaten, in denen der Nachdruck untersagt ist, sich des litterarischen Eigenthumsrechtes in England gleicher Weise erfreuen sollen. Ähnliche Grundsätze haben Preußen und andere deutsche Staaten, neuer-

dings auch Österreich angenommen und, auf denselben fußend, Verträge mit England abgeschlossen. So hat das Prinzip der Gegenseitigkeit für Rechtsschutz des litterarischen Eigenthums schon in einem großen Theile Europa's seine Zulassung gefunden. Warum erklärt Frankreich nicht seinen Beitritt und schließt mit Deutschland und England auf diesen Grundsatz Verträge ab, wodurch dem belgischen Nachdruck die wichtigsten Märkte genommen würden? Nur sollte die Aufhebung des Nachdruckes nicht bloß dem Buchhändler, sondern vorzüglich dem Schriftsteller, diesem so sehr vernachlässigten Stiefsohne der Zeit, zu gute kommen. Hierdurch allein könnte das Gute des Nachdruckes, daß er den Gang der Intelligenz ausdehnt und beschleunigt, ersetzt werden; denn der Gedanke soll kein besonderes Eigenthum sein, und daß er so viel als möglich verbreitet werde, ist unter allen Umständen nur das erste Anliegen des Schriftstellers selbst.

Der Nachdruck theilt selbst noch das kleine niederdeutsch sprechende und lesende Gebiet. Ein Vampyr, hängt er sich auch unmittelbar an die niederdeutsche Litteratur, um ihr den Lebenssaft aus den Adern zu saugen. Das Werk des holländischen Schriftstellers druckt ein belgischer Bücherdieb nach, schmuggelt es in Holland ein, verkauft es um den halben Preis unter den Augen des Verfassers, der für die Herausgabe seiner Schrift vielleicht sein halbes Vermögen, ja all sein Hab und Gut geopfert hat. Ist der Verfasser ein Vlaming, so macht — poets weder om poets — ein holländischer Nachdrucker es ihm ebenso. Ja, die holländischen Nachdrucker sind oft unverschämt genug, in den vlämischen Werken angebliche Verschönerungen anzubringen, indem sie ihnen ein holländisches Modekleid überstreifen. Das ist ein doppelter Raub am Geist und am Eigenthum des Verfassers. So sehen z. B. Conscience's vlämische Stillleben in der hollän-

dischen Nachdruck-Ausgabe aus, als wenn sie einen ganzen Tag im süß steifen Honig gelegen wären. Kurz, in beiden Ländern sind die Schriftsteller Schlachtopfer der schamlosen Gewinnsucht von Industriellen, die sich vor Dieberei nicht scheuen, und denen es gleichgültig ist, ob sie die nationale Litteratur untergraben, wenn sie nur den eigenen Säckel füllen. Freilich können die Belgen in dieser Hinsicht den Bataven nichts vorwerfen, es gibt bei ihnen emsigere Blutsauger der Litteratur als bei jenen; allein es ist zu beklagen, daß die beiden Nachbarstaaten, in denen unter dem Nachdruck eine eigene Litteratur dauernd nicht erblühen kann, sich nicht längst schon das litteräre Eigenthum durch einen Vertrag wechselseitig gesichert und den Buchhandel zwischen beiden Ländern von allen Abgaben befreit haben. Hoffen wir, daß die preußisch-englischen Grundsätze bald auf dem ganzen Festlande Geltung erlangen!

Wahrlich, um alle diese Hemmnisse, Nachtheile und Schwierigkeiten zu besiegen, dazu gehörte die ganze Thatkraft und Begeisterung der vlämischen Schriftsteller. Sie denken nicht an materiellen Lohn für ihre Mühen, sie fragen nicht nach den Kosten, so lange sie die Bücher, Zeitschriften selbst bezahlen können; sie denken nicht einmal an Weltruhm, sie suchen ihrer Sache ohne alle Selbstsucht in vollständiger Hingebung zu dienen. Und was der Einzelne nicht vermag, das vollbringt der Genossenschaftsgeist; man schießt Geist und Geld zusammen, sammelt Unterschriften bei den „Vaterländern", oder schleudert die Schriften auch wohl umsonst unter das Volk, damit es nur lese, damit es sich bilde und der Sprache treu bleibe. Denn die vaterländische Richtung, die wieder aufjauchzende Freude am Eigenen, am Unverdorbenen und Natürlichen waltet in allen diesen Schriften vor, in den Liedern wie in den Novellen und Sittenskizzen. Natürlich fehlt es der jungen Litteratur noch sehr an wissenschaftlichen und

volksbildenden oder nützlichen Schriften, an guten Schul- und Volksbüchern; doch auch hierin strebt man rege vorwärts, manche derartige Bücher sind bereits erschienen und andere umfassendere kommen in Vorschlag; so eine Encyklopädie, deren erster Theil der sittlichen und staatsbürgerlichen Erziehung des Volkes, der zweite dem Gesange und der Musik, der dritte der Naturwissenschaft und so weiter der Geschichte, der Muttersprache und deren Litteratur soll gewidmet werden. Oft kam jener Mangel zur Sprache, und als bestes Mittel dagegen ward schon 1842 in Brüssel vorgeschlagen, daß alle Gesellschaften von Vlämisch-Belgien sich gegenseitig die Hand reichen und zu einer großen Gesellschaft verschmelzen möchten, weil es der einzelnen Genossenschaft oder gar der einzelnen Person unmöglich sei, große litteräre Unternehmungen für's allgemeine Gedeihen allein zur Ausführung zu bringen. Dieser Gedanke ward von neuem in der Sprachversammlung am 11. Februar 1844, die sich in einen förmlichen Sprachbund verwandelte, lebhaft beregt und allgemein gutgeheißen. Auch hat man bereits die Gründung einer gemeinsamen Kasse vorgeschlagen zur Herausgabe gemeinnützlicher Volksschriften „von langem Athem," historischer Wörterbücher und und anderer Werke, die, unentbehrlich für eine selbständige Litteratur, doch wegen der geringen Ausdehnung des niederdeutsch lesenden und sich unterrichtenden Gebiets von Einzelnen, die auf ihre eigenen Mittel beschränkt sind, nicht herausgegeben werden können; außerdem soll die Kasse zur Ermuthigung junger talentvollen Schriftsteller dienen. Ein solcher Fond würde noch eher den Namen eines nationalen verdienen, als der Repealfond in Irland, und die vlämische Bewegung tief in Gemüthern und Köpfen ausbreiten helfen. Die größern Werke zur Belehrung, Bildung und Aufbauung des vlämischen Volkes können offenbar

nur von einer Gesellschaft ausgehn, wie sie in dem Sprachbund besteht, der mehr und mehr die Stimme des ganzen Volkes vereint, und zu dessen wahrem Vertreter heranreift. Aus diesem, das Land von Nieuport bis Turnhout umfassenden Bunde muß ein Ausschuß zusammengesetzt und ermächtigt werden, Volksschriften abzufassen, nicht farb- und charakterlose, wie die Belges illustres, wo die Kleinen oft wie Große und die Großen oft wie Pygmäen behandelt oder auf das Procustesbett gespannt und verlahmt werden, auch nicht bloße kalte trockene Schulbücher, sondern Schriften, die dem erwachsenen Menschen in die Hand gegeben werden, und ihm zugleich zur Belehrung wie zur Unterhaltung dienen. Der große vlämische Sprachbund, der in jeder Gemeinde seine Mitglieder zählt, weil jede kleine Stadt wie jede große, weil jedes ansehnliche Dorf seine Vereine hat, er kennt keine Grenze seines Einflusses, er ist eins mit dem Vaterlande. Als bei der Versammlung zu Brüssel Willems frug, ob der Grundsatz der Verbrüderung der vlämischen Vereine anzunehmen sei, antworteten Alle wie aus einem Munde: Ja, es sei so! und auf eine warmgefühlte Rede von Conscience jauchzten Tausende mit ihm: Vorwärts! Vorwärts!

Aber, hat man gefragt, das geht für den Augenblick, wo die Vaterlandsliebe entflammt ist. Werden diese Anstrengungen jedoch immer fortdauern können? Wird dieser Enthusiasmus sich nicht allmählich abkühlen? Vielleicht; doch gewiß dann erst, wenn die Muttersprache ihre Rechte wiedererrungen hat, und ein inniges, allsicherndes Verhältniß zu der deutschen Gesammtsprache gewonnen ist. Bis jetzt deutet noch keine Spur auf eine solche Abkühlung hin. Vielmehr gewinnt die vlämische Bewegung Tag für Tag neue Apostel, die ihr Amt mit Eifer verwalten und mit hingebender Liebe, die der Anblick der unterdrückten Gerechtig-

keit zu neuer That entzündet. Und wenn auch hier ein Kämpe vorübergehend zu ermatten scheint, dort wirklich eine Säule bricht, sehet wie an ihrer Stelle sich junge Kräfte und frische lebendige Pfeiler wieder erheben! Man hat aus einem Gedicht Th. van Ryswycks: „Der muthlose Dichter," gewidmet dem wohledeln Jungherrn Ph. Blommaert, heraus deuteln wollen, daß dieser wackere Vlaming, der um die Erhaltung und Ehrung der deutschen Sprache in Belgien sich so große Verdienste erworben hat, den Muth sinken lasse und die Geduld im Opfern verliere. Nein, nein, Blommaerts Streben und Thun gehört nach wie vor der vlämischen Sprache, mag vielleicht auch sein Blut vor Ungeduld oft wallen. Nur die Dichterader schien in dem Vaterlandsfreunde zu stocken, als Ryswyck ihn vor der Versauerung mahnte und zur neuen poetischen That aufrief:

Dir hat die Gottheit umsonst nicht verliehen
Den Trieb, der die Seelen entrückt der Erd'!
  Vergeude drum die Gottesfunken
  Nicht thatlos hin in Nichtigkeiten,
  Vergessend der Leiden dieser Zeiten —
  Sie sind wohl edlern Zieles werth.

Einst wird der Fehl Dir den Busen zernagen,
Einst wird Dich, gewiß, der Richtengel fragen:
  „Was that'st auf der Welt Du mit Lied und Sang?
  Dich sorglos an Lasters Grenze zu wagen — — —
  Das gab man Dir nimmer, o Dichter, zum Tand!"

Empor denn, aus dem Schwindelkolke,
Und donn're kühn in's Ohr dem Volke,
  Daß in Dir flammt der Gottheit Licht!
Lehr's Volk nach Recht und Wahrheit leben,

Dem Laster Jeden widerstreben,
Das so viel junge Herzen bricht.

Schon' keines Herrn, wie knechtsbeflissen,
Halt nur die Hand auf dem Gewissen,
Und fühl' dort, daß Du Dichter bist.
Groß ist die Sendung, gewiß ihr Segen —
Und zög' die ganze Höll' entgegen,
Steh' ihr entschlossen, stark im Zwist.

Dann wird Deine Stirn der Lorbeer krönen,
Und wie zermalmt von der Wahrheit Tönen,
Zerstiebt der Feinde verhaßter Bund.
Auf, auf denn, nicht versteckt, verholen!
Dein Ruf kling' Flanderns Boden rund!
Steh' fest, Dir wird die Sorg' befohlen
Für Ehr' und Ruhm vom Väter-Grund!

Kommen wir noch auf einige deutsch-französische Gegensätze zurück, die sich in der beiderseitigen Litteratur spiegeln. Meine Absicht dabei ist nicht, die Eigenschaften des einen Volkes auf Kosten des andern zu erheben oder herabzustellen. Bewahre! Beide Völker haben ihre Tugenden und ihre Schwächen, wer will sie gegen einander abwägen? Beide sind von Gott erfüllt und bezahlen doch dem Teufel Tribut. Das Allgemeinmenschliche ist das Höchste und stellt alle Völker gleich. Ja, heilig ist und heilig bleibe das allen Völkern Gemeinsame, wie die Religion, die Kunst und die Wissenschaft. Allein darum kleidet noch nicht alles, was dem Franzosen wohlansteht, auch den Deutschen gut; jedes Volk soll seiner Persönlichkeit treu bleiben, durch Nachäffung eines andern sinkt es unter dieses. Denn Vieles, was bei dem einen Volke gleichgültig und nicht schlecht

oder erbärmlich und schädlich ist, macht ein anderes Volk, welches es nachahmt, schlecht und erbärmlich, weht ihm, um mit Arndt zu sprechen, „den Blütenstaub seines geistigen Lebens ab und zerschneidet ihm die Sehnen seiner Kraft.“ Was von der Persönlichkeit der Völker überhaupt gilt, hat besonders auch für ihre Sprache, als das treueste Gepräge ihrer Persönlichkeit, volle Geltung. Die deutsche Sprache hat einerseits die volle Schwere und Abgründlichkeit unseres ursprünglichen Wesens, welche der Franzose gern unsere Unklarheit nennt, und ist selbst von den Eigenen in ihrer Vollkraft nicht leicht zu gebrauchen; anderntheils aber hat sie auch Rhythmus und die volle, alle Höhen und Tiefen des Lebens ausfüllende Musik, die aus dem deutschen Gesange so herrlich heraustönt. Die französische Sprache hat ebenso die Leichtigkeit und Glätte, viel Angenehmes und Liebliches, doch mehr noch das Phrasenreiche, Spielerische und rhetorisch Glänzende des französischen Wesens; sie ist den Fremden wohl leichter verständlich, aber in ihrer gebundenen Eleganz nur den Eigenen ganz geläufig. Musik jedoch geht der französischen Sprache mit ihren Nasetönen völlig ab, wie dem eigentlichen Franzosenvolke. Esaijas Tegnér, der, zumal in seinen jüngern Jahren, Vorliebe für die französische Litteratur hegte, auch besonders an ihr die Klarheit lobte, die er seinen schriftstellernden Landsleuten , den „Franzosen des Nordens“ wie man die Schweden wohl nennt, als erste Eigenschaft rühmte, hat folgendes treffende Epigramm über die französische Sprache geschrieben:

„Schwatzend hüpfest Du hin und lügst und becomplimentirest,
Artig doch bist Du und hübsch, süß ist Dein Lispeln jedoch.
Länger nicht beugen wir uns vor Dir, als der Fürstin der Schwestern,
Doch als Gesellschaftsdam' hören wir gerne Dich an.

Nur mit Gesange verschon' uns; es ist als tanze der Taube;
Wenn er den Fuß auch bewegt, hört er vom Tacte doch nichts."

Die Franzosen gelten für den Ausbund galanter Sitte, dennoch mißhandeln sie bekanntlich in ihren Schriften das Weib auf eine Art, als wenn sie gar keinen Sinn für echte Weiblichkeit hätten. Man weiß, welche Rolle die „Grisette" in Frankreich, selbst unter den Studenten, spielt; über die Grisette hinaus bringen es selten französische Poeten, sogar Béranger nicht; auch in der französischen Musik wird die Liebe grisettenhaft geschildert. Sie haben den reinsten weiblichen Charakter ihrer eigenen Geschichte in den Koth gezogen, und nur deutsche Dichter haben die Jungfrau von Orleans an Voltaire's Pucelle gerochen *). Den Frauen des Auslandes spielen sie natürlich eben so mit; französische Poetaster, wie Scribe, Dupin, stellen Gretchen, Goethe's erste Jugendliebe, als die Maitresse des Erbgroßherzogs von Weimar dar, und die in schweren Leiden geprüfte biedere Hausfrau des Sandwirths Andreas Hofer lassen sie mit einem französischen Offizier Liebschaft treiben! Ja der Geschichtschreiber Thiers entblödet sich nicht, auf die reine Gestalt der Königin Louise ein zweideutiges Licht streifen zu lassen! Dieser geschlechtliche Schmutz, ungleich frivoler als die spanische Franqueza, weil unmoralischer, ist eine Erbsünde der französischen Litteratur, von

---

*) So singt A. W. Schlegel auf der Richtstätte der Jungfrau von Orleans zu Rouen:

„Ein Dichter, nein, ein Schmäher
Der frommen Gottesseher,
Verhöhnt das reine Weib:
Die Glorie der Geschichte
Dient euch im Schandgedichte
Zu ecklem Zeitvertreib."

der sich nur wenige edlere Geister der Nation ganz rein gehalten haben. Wie sehr sticht dagegen vlämische Keuschheit und sittliche Verschämtheit ab, die selbst den Namen des Weibes wie den der Gottheit zu entweihen glaubt, wenn sie ihn zu viel im Munde führt. Heilig ist dem Vlaming sein Haus, wie ein Tempel der Familie, wie eine Burg des Friedens. Heilig ist ihm sein Herd, an dem die Gattin waltet würdig und besonnen, reinlich und züchtig, streng und gelassen. Die Treue des vlämischen Weibes gilt sprüchwörtlich *). Übrigens ist die junge vlämische Litteratur, die so schöne Hervorbringungen an Balladen und Liedern, Romanzen, Oden und Novellen aufzuweisen hat, im eigentlichen Liebesgedicht arm. Nicht als wenn es an Rimram der Minne fehlte, oder als wenn man in Flandern nicht so gern wie anderwärts die Freuden und Leiden der Liebe in poetischen Ergießungen aushauchte, die nur zu oft für klassisch genommen werden; allein die bedeutenden Talente fühlen sich bald auf das ernstere vaterländische Gebiet gedrängt, und der Liebesschmerz im eigenen Herzen löst sich auf in dem allgemeinen Leid des Landes; das Minnelied verstummt vor dem patriotischen Gesang. Sonst fehlt es dem Vlämischen nicht an zärtlichen Ausdrücken, und mit den süßen Reimen und den verschmeichelten Wörtern, wie liefje, kusje, zoentje, lachje, lipje, blosje, tuiltje (Sträuchschen), boschje, beekje, koeltje, windje, straeltje, golfje, zefiertje etc., wird nur ein gar zu neckiges Spiel getrieben. Doch die meisten haben, wie gesagt, eine entschieden andere Richtung, und auf die Frage: „was sie lieben?“ antworten sie mit Dautzenberg von Vilvoorde:

---

*) Unsere Sage von den Frauen von Weinsberg ist ihrem Inhalt nach echt niederländisch; sie tritt in den Niederlanden wohl an zwanzig Orten in verschiedenen Abspielungen auf, und klingt im Volksleben nach, während sie in Oberdeutschland nur an ein paar Städte geknüpft ist.

'k Bemin een vriendinne die, steeds my getrouw,
Getrouw myn geheimen bewaerde:
De Dichtkunst, — zy baerde my nooit een berouw,
En schiep my een' hemel op aerde.
Geen wee en geen leed, dat dreigend zich meldt,
Wen t' lied in myn binnenste huppelt of welt.
k' Bemin nog een dierbre, die nergens zich toont,
Slechts zigtbaer in werken en daden:
De Deugd, — die met zellefvoldoening peloont,
En nooit zich door schyn wil verraden;
Tot haer tot de onzigtbre zal t' harte steeds streven,
Wat offer zy verge, haer wyde ik myn leven.*)

*) Da ich Dautzenbergs, wie anderer jungen Talente, in dieser Schrift nicht besonders erwähnen kann, so mag hier das folgende artige, vlämisches Stillleben spiegelnde Gedicht von ihm stehn:

DE WINTERAVOND.

De avond ziet zoo grys
'T venster in vol ys,
Sneeuw dekt veld en tuinen,
Dekt der heuvlen kruinen,
En de kille vlaeg
Zweept door bosch en haeg.

Sterre ryst noch maen
Op de onzigtbre baen.
Wee den reizer heden!
God verlicht zyn schreden,
Dat hy wedervind
Huis en vrouw en kind!

Alles rilt en zuct
In de grauwe lucht,
't Knettert scherp daer buiten
Tegen raem en ruiten,
God de Heer beschutt'
De armen in de hut.

Blyder vlugt het uer
Hiee voor 't open vuer,
'T vlammetjes bestraelt ons,
Moederlief verhaelt ons
'T beste wat haer heugt
Uit heur bloem'ge jeugd.

Wat de moeder zegt,
Wat ze aen 't hart ons legt,
Alles adempt leven;
Onze boezems beven,
Wen zy henen glydt
Over d'ouden tyd.

Spooken raesden toen,
Heksen even koen,
En door 't nachtlyk donker
Glimde slechts 't geflonker
Van het dwalend licht
Voor 't vervaerd gezigt.

Um gewissen katholischen Vorurtheilen zu begegnen, die in Belgien gegen das deutsche Geistesleben überhaupt und gegen die vom Rationalismus durchsäuerte theologische Litteratur im Besondern bestehn mögen, dürfte zum Schlusse noch ein Vergleich des geistig-kirchlichen Kampfes in Deutschland und in Frankreich nach seinen Hauptzügen am Orte sein. Gewiß ist die katholische Furcht vor dem deutschen Protestantismus und seiner freien Forschung nicht mehr begründet, und eben so unverständig, als umgekehrt häufig die protestantische Furcht vor dem belgischen Katholicismus und seiner freien Wirksamkeit. Ein Blick auf die in Deutschland bereits errungenen Ergebnisse der Wissenschaft, gegenüber dem speculativen Standpunkte der Franzosen wird dies bekräftigen und zugleich zeigen, daß der Deutsche doch eben in der Philosophie und Theologie der europäische Führer ist, und daß er durch seine endeliche und gründliche Beharrlichkeit Großes geleistet hat, wenn sonst auch durch seine geistigen Flügelschläge nach oben viele Kräfte zerflattern, die unten auf dem Boden der Erde besser hätten verbraucht werden können. Die in den Tagen der Reformation ausgestreute Ideensaat beginnt aufzusprießen, und galt es damals vor allem die religiöse Freiheit zu retten, so gilt es jetzt das seitdem in den Gegensätzen Entfaltete zu neuer Lebensgestalt zusammen zu fassen, nicht bloß für Einzelne, sondern für Völker.

Ganz allgemein läßt sich jener geistig-religiöse Kampf als Vermittelungsprozeß zwischen Glauben und Wissen fassen, we-

---

Veilig was geen wyk
In het tooverryk,
En toch heeft 't verleden
Zyn bekoorlykheden,
Zitten wy geschaerd
Om den warmen haerd.

Wen de noordwind waeit,
Wen de weêrhaen zwaeit,
Wen de lamp verduistert,
Wordt nog lang geluisterd,
Wyl de moeder glydt
Over d'ouden tyd.

nigstens von dem Standpunkte aus, der in Deutschland bereits errungen ist, und auf welchem Glauben und Wissen keinen absoluten Gegensatz bilden. Die Befreiung des Bewußtseins von diesem Gegensatze ist eine wesentlich protestantische Errungenschaft, wissenschaftlich begründet in Deutschland, geahnt und verständig ausgesprochen in England, in Frankreich aber noch völlig unverstanden, am meisten von den französischen Philosophen selbst, eher noch dunkel gefühlt von tief christlichen Gemüthern. Alle neuern Kämpfe in Frankreich reichen über den Gegensatz zwischen Glauben und Wissen nicht hinaus, die Streiter sitzen noch mitten in demselben, wenn auch in anderer Weise wie zur Zeit Voltaire's und der Encyklopädisten. Diesen geistigen Vorsprung, daß nämlich jener Vermittelungsprozeß in Deutschland weiter gediehen als sonst irgendwo, verdanken wir ohne Zweifel einestheils dem Frischungsfeuer der Reformation, die nur in Deutschland gründlich durchgefochten ward, anderntheils dem Umstande, daß die Speculation, die Tiefschau des Deutschen fröhliches Element ist, worin er lebt und webt. Der Deutsche, sagt Arndt, ist „der tiefprobende, tiefschauende und hochschauende Mensch, er ist der europäische Tiefbohrer, die überwiegende europäische Vernunft."

In dem großen Vermittelungsprozesse zwischen Glauben und Wissen tritt die Negation als verständige Kritik mitunter herrschend vor, überwältigend besonders dort, wo die Reformation mehr als Verstandesspiel denn als Glaubensinnigkeit eingedrungen. Das rief verschiedene Krisen hervor, durch welche das Christenthum durchzugehn hatte und auch jetzt noch durchzugehn haben wird. So die Krise des englischen Socialismus und der englischen Freigeisterei zu Ende des siebzehnten und zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts, die in Frankreich zur Zeit des Regenten Boden gewann, und unter Ludwig XVI. in Voltaire

und den Encyklopädisten ihren Ausbruch und höchste Blüte fand. Damals ward diese französische Waare unter dem Mantel der Aufklärung nach Deutschland verführt, wo sie bei den Theologen nicht am wenigsten Absatz fand. In Frankreich kam es endlich unter dem Convente zur förmlichen Abschaffung des Christenthums, worauf ein kirchlicher Rückschlag erfolgte, der sich zwar von Anfang an auch durch Poesie und Philosophie beurkundete — Chateaubriand und Bonald waren deren Organe — aber nie sich von dem Gegensatze befreite, der eben zur Abschaffung des Christenthums in Frankreich geführt hatte. In Deutschland ging der Rückschlag gegen die Aufklärer von Dichtern und Philosophen aus, namentlich von Herder, Klopstock, Goethe, Schiller, Fichte, Schelling. In der Naturphilosophie, welche die Idee der Immanenz Gottes am eifrigsten geltend machte und das ganze Dasein als eine Organisation auffaßte, in diesem kühnen Drängen nach einer idealen Auffassung und Durchdringung des Naturlebens läßt sich eine neue Epoche der Geschichte des deutschen Geistes erkennen — das Jugendalter der neuern deutschen Wissenschaft brach darin durch. Die Nikolai'sche Aufklärung hatte von Berlin und Königsberg aus gegen Fanatismus und Aberglauben einen unermüdlichen Krieg geführt, die kritische Philosophie Kants über die Zerfahrenheit und Unwissenschaftlichkeit der Popularphilosophie entscheidende Siege erfochten. Indem jene Aufklärung aber nur die Verunstaltung der Religion zu bekämpfen meinte, rührte sie verletzend auch deren inneres Leben an, und die kritische Philosophie ließ nach vollbrachtem Werke der Sichtung noch die tiefsten unabweisbaren geistigen Bedürfnisse unbefriedigt. Diesen trachtete die Naturphilosophie zu begegnen, schöpfend aus den ewigen Urquellen der Wahrheit und des Lebens, die wieder zugänglich geworden. Während dieser stillen

Geistesarbeit, die einen neuen Grund legen sollte, mußte die andere Seite der Aufklärung und der kritischen Philosophie äußerlich ihren Fortgang nehmen, alle Consequenzen mußten an den Tag treten, um aus der Auflösung den Kern ganz zu erkennen, die negative Philosophie als solche zu begreifen und von ihr zur positiven fortzuschreiten. So erhielt man in der Hegel'schen Philosophie die Weisheit, welche Gott nicht sein, sondern werden läßt, so daß er sich in der Weltgeschichte als ein durch dieselbe sich entwickelnder Gott fortwälzte; der Heiland ward zum Symbol künftig sich zu entwickelnder Weisheit, die endlich sich zusammenfaßte in den Kundthuungen der neuesten Hegelingischen Schule, welche in den Voltaire zurückstolperte, in die platteste Ansicht der Dinge, nur mit einem Überfluß von Symbolik vorgetragen. Zwar war auch die ältere Naturphilosophie zum Pantheismus übergegangen, von wo sie vielfach in Materialismus herabsank; aus dieser Trübung aber zu einem höhern Theismus sich erhebend, erlangte sie die Bedeutung einer Mittelstufe für das religiöse Erkennen, wie die geschichtliche Bildung aus der kritischen Revolution zu einer freien und höhern Idee der geschichtlichen Offenbarung zurückkehren sollte. Dieser Durchgang und innere Aufschwung des religiösen Bewußtseins geschah in einer seltenen Schaar ausgezeichneter deutschen Persönlichkeiten, wie denn solche niemals großen Übergangsperioden gefehlt haben. Goethe, Schiller, Fichte, Schelling, Schleiermacher, Steffens, alle diese und gleichgesinnte Männer durchdrang frühzeitig ein Positives des Christenthums, der bloßen Aufklärung gegenüber, ein Gefühl, das, wenn es auch oft namenlos blieb, zum christlichen Bewußtsein gesteigert, das Ewige und Positive der göttlichen Liebe ist. Dazu kam die große Zeit der Völkererhebung wider das Napoleonische Fremdjoch. Jene Gefühle schlugen damals, wo das

Wort noch eine That war, wo der echte Seelenmuth täglich Todesproben zu bestehn hatte, auch politisch in der deutschen Nation auf. Napoleon hatte gewiß ein dunkles Gefühl von Gefahren, wenn er auf die Ideologen schimpfte. Doch kaum schien es noch der entzündenden Worte zu bedürfen, welche Schleiermacher und Fichte, unter den Bajonnetten der Unterdrücker, dem Volke zuriefen, um es aus der Gesunkenheit zu wecken; — ein tief religiöses und vaterländisches Gefühl durchdrang die Nation, und hallte wieder in Liedern und Gesang, bald auch in der von Görres, dem genialen vaterländisch-katholischen Vorkämpfer, geleiteten Presse. Wie dieses Gefühl dann dadurch gekränkt ward, daß sich die äußerliche Politik — die verhängnißvolle Donaupolitik — auch jetzt wieder, wie vor dreihundert Jahren im Zeitalter der Reformation, seiner bemächtigte, wie sein scheinbarer Sieg in der heiligen Allianz, der machiavellistischen Gestaltung des damaligen Völkeraufschwungs, ihm Verderben bereitete — freilich, wie wir jetzt erkennen, damit es sich noch läuterte und im ganzen Volke verinnerlichte — wer beklagt es nicht? Auch in Frankreich triumphirte politisch die Reaction zu Gunsten des Christenthums, nicht aber zu ihrem Heile, indem dadurch das Anstreben gegen das vorige Jahrhundert mehr äußerlich als innerlich betrieben wurde, es mithin den alten ungläubigen Menschen nicht wirklich besiegen konnte, wozu eben die Freiheit des Geistes fehlte. Die Julirevolution konnte in dieser Beziehung nur günstig wirken, besonders dadurch, daß sie Kirche und Staat unabhängiger von einander gemacht hat, ob auch anscheinend das Unchristenthum jetzt in Frankreich noch bunter zu Werke geht als früher.

Welche geistige Entwickelung nun den wahren Anliegen der Religion und des Christenthums die höhere Gewähr biete, die französische oder die deutsche, das kann nach dem allem keine

Frage mehr sein, und ich glaube nichts würde auf Belgiens Gesittung so nachhaltig wohlthuend einwirken, als gerade ihre innige Durchdringung und Durchsäuerung mit deutscher Wissenschaft und deutscher Theologie, statt der jetzigen Überfluthung durch die französische Litteratur, in welcher sich die mehr äußern als innern Gegensätze, grasser Unglaube und Jesuitismus, mit dämonischer Unfreiheit herumzerren, wahrhafte religiöse Befriedigung daher nicht zu finden ist. Ja, während die Dichter und Philosophen Frankreichs, die Lieblinge des französischen Volkes, im Gegensatze zwischen Glauben und Wissen, im Negativen fest stecken geblieben sind, hat in Deutschland auf der Höhe der Bildung Kunst und Wissenschaft ihre Versöhnung mit der Religion zu feiern begonnen. Der oft bittere Verneinungsgeist in unsern großen Dichtern konnte doch ihrer gesunden Natur nicht an, die christlichen Grundwahrheiten blieben unverletzt in ihnen, bei Lessing und Schiller entschieden im protestantischen, bei Goethen vielleicht mehr im katholischen Sinne; Kant, bescheiden aber mit voller Geisteskraft sich zur praktischen Vernunft, zum Positiven wendend, Fichte, so groß und innig im Kampfe für die höhere christliche Wahrheit, Schelling, kurz unsere größten Dichter und Denker, ebenso die uns verwandtesten englischen, sie alle haben sich — sehr verschieden von jenen französischen Volkslieblingen — der Wahrheit treu zugekehrt, ernst und redlich nach ihr gerungen. Auf dem Gipfel aber unserer geistigen Entwickelung haben Kunst und Wissenschaft durch den größten Denker und den größten Dichter mit der Religion das befreiende Versöhnungsfest gefeiert. Zwar hat, wie Goethe vom Negativen in der Kunst, Schelling vom Negativen in der Wissenschaft den Ausgang genommen, ringend aber haben sie den Weg zum Positiven gefunden, der Eine Faust symbolisch an der Hand der Liebe zur Erlösung führend, der Andere die negative Philosophie durch den mythologischen Prozeß und die Offenbarung zum Positiven zurückleitend, —

zu dem leuchtenden Ausspruch: „daß der Tod, weit entfernt die Persönlichkeit zu schwächen, sie vielmehr erhöht, indem er sie von manchem Zufälligen befreit." Das Ringen aller dieser Männer bezieht sich, einfach gefaßt, auf den allein rettenden evangelischen Gedanken, daß der freudigste, innigste Glaube an die höchste Vermittelung aller Religion in Christus zusammenbestehn könne, ja müsse mit jeder wahren Errungenschaft der Wissenschaft, des Staats, der Gesellschaft. Merkwürdig, daß auch einer der ausgezeichnetsten protestantischen Geistlichen Englands, der übrigens das Wort Rationalist nicht fürchtete, und keinem traute, der Fanatiker geworden, Arnold, ganz unabhängig von der deutschen Philosophie, zu dem gleichen Ausspruche kömmt: die tyrannische Weise, den Glauben der Vernunft entgegenzusetzen, sei mit Nachdruck zu verwerfen. Philosophie und Religion sind freilich beide schlechthinnig nur aus sich selber zu fassen; jene hört auf Philosophie zu sein, wenn sie nicht aus sich selber begriffen wird, und die Religion verliert alle Wahrheit, wenn aus etwas ihr Fremdem erzeugt. Absolute Gegensätze aber sind sie nicht, Vernunft und Glauben, Freiheit und Religion. Glaube ohne Freiheit und Selbstbestimmung hat kein Verdienst; er ist nur äußerer Glaube ohne innern — ein übertünchtes Grab, das im Verlaufe der Zeiten in sich zusammenstürzt. Die Philosophie aber, als der Gedanke in der frisch voranstrebenden Zeit, ist dem Volke ein Licht auf seinem Wege, und darin gerade besteht das Schöne und Große unserer Tage, daß man, mit Abwendung von einem blinden Naturwuchs und rohen Experimentiren, vor der Ausführung überlegt, daß man Ideen zur That werden läßt. Theorie und Praxis, vereinzelt ungenügend, müssen einem selbstbewußten Leben weichen, Glauben und Wissen müssen sich darin durchbringen. Ihre vollkommene Aussöhnung aber, die Freiheit der einen Kirche ist die Verwirklichung des Christenthums.

Presse und Bühne;

Sangvereine; hervorragende vlämische Schriftsteller; der Kranz auf Willems' Grabe.

In einem Lande das, wie Janus, zwei Gesichter hat, und wo am Thore der Zeit der böse Genius mit dem guten ringt, den Eingang zu erstürmen, da müssen die Herzen wach und die Stimmen laut sein und mehr als anderwärts die Wächter von den Zinnen rufen: „Steht auf, der Morgen ist da!“

In keinem europäischen Lande besitzt die Presse so große Freiheiten als in Belgien. Sie übte dieselben bisher ohne Gefahr, ungeachtet das Schulwesen in Belgien nicht so hoch steht wie in Deutschland, der junge Staat nur noch wenig politische Erfahrungen und seine Dynastie erst eine Geschichte von siebzehn Jahren hat, ohne Zusammenhang mit den alten Volkserinnerungen. Keine Präventivmaßregel hindert oder erschwert die freie Äußerung in Schrift und Rede. Um eine Zeitung zu gründen, bedarf es in Belgien nicht, wie in Frankreich, eines Geldpfandes und verantwortlicher Geranten *). Hat ein Preßvergehn stattgefunden,

---

*) Jedes periodische Blatt, welches in kürzern Zeiträumen als 14 Tagen erscheint, ist bloß einer Stempeltaxe von 2 bis 5 Centimen für jede Nummer, je nach seinem Umfange unterworfen Nur in den Vereinigten Staaten Amerika's ist die Presse auch vom Stempel frei, wogegen sie dort die Postversendung sehr vertheuert. In Belgien zahlt jedes Blatt auf der Post, ohne Unterschied der Entfernung, 2 Cent. für den Bogen. Der Zeitungsstempel bringt dem Staate jährlich zwischen 3= bis 400,000 Fr. ein.

so trifft die gesetzliche Verantwortlichkeit nicht den Verleger, Drucker, oder Verbreiter der Schrift, sondern allein den Verfasser, vorausgesetzt, daß dieser in Belgien ansässig und bekannt ist. Die Gesetzgebung wollte, daß der Schriftsteller von der Censur des Druckers und Verlegers frei bleibe, und erst durch dieses Prinzip wird der Publizist unbeschränkt in seiner Meinungsäußerung. Das Strafgesetz vom 20. Juli 1831 ahnt jeden öffentlichen und böswilligen Angriff gegen die obligate Gewalt der Gesetze, das verfassungsmäßige Ansehn und die Rechte des Königs, die Unverletzlichkeit seiner Person, die Rechte und das Ansehn der Kammern. Alle Preßprozesse kommen vor das Geschwornengericht; die Angeklagten sitzen dabei nicht auf der gewöhnlichen Anklagebank, sondern auf einem besondern ausgezeichneten Platze. Beweis't der der Verleumdung gegen die öffentlichen Behörden Angeschuldete die Wahrheit der von ihm behaupteten Thatsachen, so kann keine Strafe über ihn verhängt werden. Bei alle dem gibt es nur wenig Preßprozesse, von 1840 bis 1845 fanden deren z. B. nur zwei statt, von denen der eine mit Freisprechung endete; seitdem scheinen sie zuzunehmen. Die belgischen Staatsmänner haben das Richteramt über die Preßausschweifungen dem geraden Sinne des Landes überlassen; in der Regel läßt man bloß in das verläumdende Blatt auch die Entgegnung einrücken, und die öffentliche Meinung, deren Sinn eben durch die Preßfreiheit geschärft, weiß gleich woran sie ist. In der That, das wichtige Amt, die Spreu von dem Weizen zu sondern, gebührt nicht einer Beamtenhand, die dabei Unterschleife begehn könnte — die Censur gehört dem ganzen Volke.

Bei dieser unbedingten gesetzlichen Öffentlichkeit, an welche die Belgen sich schnell gewöhnten, fand selbstredend die Jour-

nalistik einen fruchtbaren Boden. Sie hat sich seit der Revolution in Belgien mehr als vervierfacht, und man mag gegenwärtig an 150 Blätter zählen, welche durchschnittlich indeß nur etwa 40,000 Bogen täglich drucken lassen. Die Entwickelung der periodischen Presse ist sehr ungleich in den verschiedenen Landestheilen. Der größte Lesebedarf zeigt sich in den Provinzen, welche die größten Städte haben, namentlich in Brabant mit der Hauptstadt, sodann in den Flandern und Antwerpen; des gewerbreichen Hennegau's Antheil an der Tagspresse ist viel schwächer als es seinen Verhältnissen zukäme, und die belgischen Theile von Luxemburg und Limburg zählen fast gar nicht. Was das sprachliche Verhältniß betrifft, so muß in der politischen Presse die vlämische natürlich der französischen nachstehn, so lange das Französische die ausschließliche Sprache des Staats und der politischen Verhandlungen ist. Seit einigen Jahren ist indeß fast in jeder vlämischen Stadt auch ein vlämisches Blatt aufgekommen, deren Zahl sich jetzt auf vierzig belaufen mag und noch immer im Steigen ist; wo hingegen leider die Zeitungen von Deutsch-Limburg und Deutsch-Luxemburg nach wie vor französisch sind. In Gent allein erscheinen fünf vlämische Blätter, unter denen die Zeitung van Gend die erste Stelle verdient, schon weil sie ein Alter von mehr als hundert Jahren erreicht hat; sie ist das älteste Blatt in Belgien, trägt noch gern das Zöpfchen aus ihrer Jugend und bildet in dieser Hinsicht den Gegensatz von ihrer ältesten französischen Schwester, dem Journal de Liége, die, obschon in den Achtzigen stehend und zur Zeit der alten Fürstbischöfe von Lüttich geboren, doch sehr jesuitenfresserisch gestimmt ist. Im Fache der Politik bleibt jedoch für die vlämischen Blätter gar viel zu wünschen übrig; sie sind meist nur für die untern Schichten des Volkes, für örtliche Interessen und Anzeigen bestimmt, einige

erscheinen dreimal, manche auch nur einmal die Woche. Ein Unglück für das Land, ein Krebsschaden für die Entwickelung eines wirklichen Nationalgefühls aber ist es, daß die meisten und die gelesensten französischen Zeitungen in Belgien, die natürlich ganz den französischen Zuschnitt haben, unter der Leitung von Franzosen stehn, lediglich darum, weil diese den Belgen in der Behandlung ihrer eigensinnigen Sprache doch Meister sind. Nur ausnahmsweise bringen die harten, unbiegsamen Belgen es zu einem fehlerfreien klassischen Französisch; immer schleichen sich in die französische Darstellung des Wallonen wie Vlamen Provinzialismen ein, die zu geißeln die Pariser Presse nicht unterläßt. Da ferner keine Sprache durch einzelne Ungeschliffenheiten so leicht eine Scharte oder einen lächerlichen Anstrich bekömmt wie die französische, so erklärt sich die große Zahl französischer „Redacteurs" in Belgien, welche Frankreich als Inland betrachten, dagegen Deutschland, das sie nicht kennen, wie Thule behandeln. Bei schwankendem Interesse zwischen Frankreich und Deutschland stehn diese Herren natürlich auf französischer Seite, wie sie denn auch nichts aufzutischen unterlassen, was zur Herausstreichung Frankreichs und zum Beweise seines Übergewichts über alle andere Nationen beitragen kann, obschon sie unterweilen durch Redensarten, wie wenn sie Belgen wären und belgisch dächten, den äußern Schein zu retten suchen. Ja, sie ignoriren völlig selbst die vlämischen Blätter, mögen diese noch so Wichtiges vorbringen, und nie nehmen sie vlämische Artikel, welche die französischen Anmaßungen bekämpfen, in ihre Spalten auf. Nur das „Journal de Bruxelles", Hauptorgan der katholischen Partei, und der „Observateur", das Blatt der vorgerückten Liberalen — beide trotz ihrer Einseitigkeit achtungswerth, weil sie es treu mit dem Lande meinen — werden von Belgen redigirt, und dasselbe galt

wenigstens 1844 vom „Belge“ und dem „Journal de la Belgique“; dagegen wurden von Franzosen acht Brüsseler Blätter redigirt, nämlich der Moniteur (von Hrn. Bourson), der Politique (von Hrn. Justin; damals ein Organ Nothombs), die Indépendance (von den HH. Faure und Perrot), ferner Emancipation, Eclair, Commerce Belge, Courrier Belge und Fanal (von Hrn. Jobard); dazu kam noch ein neuntes Blatt, der Globe, dessen Schaffer zwar ein Belge war, das aber den seit der Revolution in Brüssel ansässigen Franzosen Gebrüder Briavoine gehört und unter ihrer Leitung steht. Diese Brüder geben, auffallend genug, vier Zeitungen heraus (Emancipation, Commerce, Belge, Globe), die, so zu sagen von einer Redaction besorgt, verschiedene Meinungen, wie liberal und katholisch, vertreten; natürlich ist die Einnahme und nicht die Gesinnung dabei die Hauptsache, auch Deutschland würden sie mehr berücksichtigen, hätte das klingenden Werth für sie. Unter allen diesen Blättern hat kein einziges ein entschiedenes Übergewicht über die anderen, vielleicht zählt keines über 2000 Abonnenten. Natürlich, nach Verhältniß ist Belgien so wenig centralisirt wie Deutschland und die Vereinigten Staaten; es durchkreuzen das Land die verschiedenen Sprachstämme und die verschiedenen Interessen, die Gemeinde- und die Provinzialfreiheiten, und diese Zersplitterung mäßigt allerdings die Macht und die Gefahren der französischen Journalistik im Lande.

Das vlämische Element ist also in der politischen Presse, ihrem Einfluß im Staate nach, zu schwach vertreten, und diesem Bedürfnisse ist unter obwaltenden Umständen schwer abzuhelfen. Man wird das noch stärker fühlen, wenn man erwägt, daß die meisten Männer, die seit 1830 zur Leitung des Staats berufen wurden, aus den französisch journalistischen Kreisen hervorgegan-

gen sind und mit einem Fuße noch immer dieser Presse angehören, wie die Herren Rogier, Lebeau, Devaux, Nothomb, de Gerlache, Van de Weyer, Malou, Dechamps und andere.

Das Jahr **1844** versprach einen erheblichen Fortschritt. Mit demselben trat ein großes politisches Blatt in niederdeutscher Sprache für die vlämische Sache auf den Kampfplatz — das erste vlämische Tagblatt in Brüssel. Die jungen Schriftsteller hatten das Geld zur Bestreitung der Kosten für die ersten Monate größtentheils aus eigenen Mitteln zusammengeschossen; De Laet, Sleeckx und Van de Velde verließen, alles opfernd, ihre Geburtsstadt Antwerpen, nicht um sich der Zukunft eines Blattes, sondern um sich dem Vaterlande zu widmen. Schwierigkeiten erhoben sich von allen Seiten; man mußte sich sogar dem ersten besten Drucker und Setzern überliefern, die theilweise gar kein oder nur wenig Vlämisch verstanden. Doch gleich von Anfang bekämpfte Vlaemsch=Belgie, unter der Hauptleitung Joh. Alfried De Laets, rüstig und gewandt die französischen Tendenzen, es trat der Ausbeutung des Landes durch die französischen Journalisten muthig entgegen, vertheidigte mit Umsicht die öffentlichen Interessen und reichte Deutschland zur Wiederanknüpfung inniger Beziehungen die Bruderhand. Es zeigte sich überall zu Hause, in der Litteratur, in der Politik, in der Volkswirthschaft, und erschien fast auf jedem Felde mit überlegenen Kräften, vor allem mit der Kraft der Wahrheit. In Brüssel selbst, wo die französischthümelnde Entartung ihren Thron aufgeschlagen, erklang diese für die Rechte der Vlamingen plaidirende bedeutende Stimme, an welche, als an ihren Hauptthalt, sich bald die vlämischen Provinzialblätter anlehnten, ihr moralisches Gewicht dadurch vermehrend. Es eroberte die Herzen und den Verstand, gewann auch die Theilnahme vieler in der Gesellschaft hochstehnder Männer,

die Anfangs nicht an das Unternehmen glauben wollten; Brüssel schien sich allmählich als die wirkliche Hauptstadt Belgiens darzustellen, nicht mehr als ein Faubourg von Paris. Nicht gegen die Wallonen kämpfte Vlaemsch-Belgie, sondern gegen die Feinde des niederdeutschen Volksgeistes, deren Stimme täglich in tausend Echo wiederhallt und eine Saat der Verderbniß in die arglosen Herzen ausstreut; gegen die schlauen Franzosen, die um mit dem Kunst- und Letterblad zu sprechen, alle innern und äußern Begebenheiten, die dem vlämischen Volke Unmuth über seine Unterdrückung erwecken könnten, zu verfälschen suchen, die dieses Volk höhnen und lästern, um es zu entmuthigen, und die sich nicht schämen, alle Schmähungen und Witzeleien der Pariser Presse über Belgien zusammenzulesen und diesem aufzutischen, nur damit das Selbstgefühl der Belgen nicht wieder erstarke und sich den französischen Anmaßungen entgegenstemme. Denn alle diese Franzosen, die an dem Fette Belgiens zehren, kommen, wie verschieden sonst ihre Ansichten und Neigungen sein mögen, doch darin überein, daß sie nach dem einen Ziele streben, den niederdeutschen Volksgeist in Belgien zu untergraben, die volkthümlichen Kennzeichen zu verwischen und alles vorzubereiten, um Belgien bei der ersten Gelegenheit als ein Departement Frankreich einzuverleiben.

Doch nein, auch unter diesen Franzosen gibt es Wahrheitsfreunde. Das Journal d'Anvers, von gebornen Franzosen herausgegeben (Pesen und Jouan), hat sich mitunter der Rechte der vlämischen Muttersprache angenommen, als des nebst der Religion theuersten und heiligsten Pfandes für jedes Land. „Obschon unsere persönliche Neigung und litteräre Anschauungsweise uns für die größere Verbreitung des Französischen stimmen," sagte es in guter Stunde, „so haben wir es doch immer von uns ge-

wiesen, gegen die vlämische Sache zu sprechen, weil unser Gewissen uns unaufhörlich zurief, daß sie eine gerechte sei." An diesen Worten eines Fremdlings könnten manche vlämische Belgen, die mit ihrer Verwälschung prunken, sich ein Beispiel nehmen, ausgenommen selbst nicht das katholische Journal de Bruxelles. Übrigens hat sich unter allen belgisch-französischen Zeitungen keine mit solchem Edelmuthe benommen wie das Journal d'Anvers. Nehmen wir auch noch den Antwerpener Précurseur aus, ein für die maritimen Handelsverhältnisse nicht unwichtiges Blatt, so haben alle übrigen die Inhabilitationsversuche der vlämischen Presse Anfangs nur mit Achselzucken und mit ungläubigen Mienen begleitet und die neue, in allen Kreisen Achtung gebietende Erscheinung so lange es anging grundsätzlich übersehen.

In allem was die Zustände des Auslandes betrifft, waren die belgischen Zeitungen, deren Artikel über inländische Zustände sehr mannigfaltig, belehrend und wichtig sind, nichts als französische Departementszeitungen. Vlaemsch-Belgie durchbrach zuerst diese enge Schranke, und stellte sich auch in auswärtigen Angelegenheiten auf den höhern vaterländischen Standpunkt, indem es die ausschließlich französische Anschauung der auswärtigen Verhältnisse mit kühner Entschiedenheit bekämpfte. Dazu ward ihm eine günstige Gelegenheit in den Streitigkeiten und Unterhandlungen, die dem Abschluß des Handelsvertrages zwischen Belgien und dem Zollvereine vorausgingen. Vlaemsch-Belgie sah auf dem Grunde des Streits sehr richtig die hochwichtige, ihrer letzten Entscheidung freilich noch fernstehnde Frage: ob Belgien, um ausgedehnte oder gar ausschließliche Handelsbeziehungen anzuknüpfen — denn alles scheine auf beiden Seiten dahin zu drängen — sich zu Frankreich oder zu Deutschland wenden solle. Mit überlegenen Gründen erklärte es sich im Allgemeinen für Deutsch-

land, wogegen die französischen Organe thätig waren, den Belgen Frankreich als ihren natürlichen Freund und Beschirmer darzustellen und sie von Deutschland fern zu halten. Merkwürdig aber, wegen dieser Stellung mußte es selbst in einigen deutschen Blättern Vorwürfe über sich ergehn lassen von Briefstellern, die es die „Vertrauten der belgischen Minister" nannte, durch welche diese zu Deutschland mit leerem Schnickschnack sprächen, um ihm selber Abbruch zu thun*). „Was unser Ministerium an Deutschland sagen läßt," waren mehrere seiner Artikel überschrieben. In der Überzeugung, daß Belgien und der Zollverein sich zu verständigen hätten, stellte es sich mitten inne und tadelte zwar das ganze bisherige Benehmen des belgischen Ministeriums gegen Deutschland, das noch zuletzt nur den Willen kundgethan, diesem zu schaden, ohne doch die Macht dazu zu haben, nannte aber auch die Repressivmaßregel des Zollvereins unvorsichtig und unpolitisch, weil sie den Französischgesinnten Gelegenheit biete, Deutschland bei den belgischen Landsassen in gehässigem Lichte darzustellen und Belgien zu Frankreich hinzudrängen. „Die französische Presse hier zu Lande" — so schloß Vlaemsch-Belgie — „hat die Rolle die ihr auferlegt war, richtig gespielt: mißbilligen und heftig bekämpfen was Deutschland gegenüber Belgien thut, billigen alles was Belgien gegen Deutschland unternimmt, uns zu Rachemaßregeln aufhetzen und dann und wann, um Niemand abzuschrecken, um das letzte Ziel der Menge zu verbergen, als Honig an den Rand des bittern Kelches, den feigen (flauwhartigen) und gleißnerischen Wunsch äußern, es möchte doch bald ein Verständniß zu Stande kommen. Uns sind die Listen unserer französischen Presse zu bekannt, um nicht

---

*) Gleiches wiederholt sich heute!

zu wissen, zu welchem Glücksspielerstreiche sie bei jeder Gelegenheit ihre Zuflucht nehmen. Und beruht die Anklage, wir wollten Zwiespalt stiften zwischen Vlamingen und Wallonen, auf besserm Grunde als die Schlüsse die man daraus gezogen hat? Gottlob, nein! Wir wollen Ein Belgien, aber ein kräftiges Belgien, das auf sichern festen Säulen ruht und in seinem eigenen Schooße keinen Keim der Auflösung birgt. Die Zukunft wird richten zwischen uns, die zu des Landes Gemeinwohl verhindern wollen, daß der eine Theil des Vaterlandes über den andern sich erhebe, und erstreben, daß die Gleichheit der Rechte und Pflichten, der Vortheile und Lasten, durch das Grundgesetz verbürgt, eine Wahrheit werde, und denjenigen welche, durch politische Hirngespinste verblendet, die Rechte der Vlamingen mißachten wollen, ohne zu erwägen, daß auch die zäheste Geduld zu Ende läuft und daß selbst wenn die Vlamingen — und das halten wir für unmöglich — sich dem Joche das man ihnen aufdringen will, beugen sollten, sie, die Träumer, doch weit entfernt davon sein würden, Einheit in Belgien hergestellt zu haben, daß sie vielmehr nichts Anderes erwirkt haben würden, als das Vaterland für die französische Herrschaft vollkommen reif zu machen. Ludwig Philipp, der weise Fürst, wird nicht immer regieren; schütze ihn die Vorsehung vor den Anschlägen elender Mörder, die Gesetze der Natur behalten ihren Lauf, und wenn seine Stunde geschlagen hat, weh dann dem Lande, das französisch sprechen wird und auf dem Wege liegt nach dem Rhein! Man wird uns noch oft beschuldigen, Belgien entzweispalten zu wollen; das ist unsern Gegnern so bequem, und gibt ihnen einen Scheingrund, alle unsere Bitten abzuweisen, alle unsere Warnungen in den Wind zu schlagen. Wir aber, in der Überzeugung — und sie ist innig, tief, unerschütterlich — daß die Grundsätze der gleichen

Berechtigung, die wir vertheidigen, allein Belgiens Einheit und staatliche Unabhängigkeit sichern und schirmen können, wir werden auf dem Wege fortschreiten, auf dem wir bisher gewandelt haben, im Trutze unserer gerechten Sache und durch Thatsachen die falschen Worte unserer Gegner abwehrend."

Und um ein solches frisches Blatt auf öder Haide zu stützen, um einer so hellen germanischen Stimme unter den wälschen Sirenenklängen den Athem frei zu halten, geschah von Deutschland aus gar nichts. Was Niemand vorausgesehen, Niemand für möglich gehalten hatte, trat ein: De Laet mußte sein so ruhmreich begonnenes Unternehmen noch vor Ablaufe des Jahrs wieder aufgeben, seine äußern Mittel waren erschöpft. Ein freidenkender Mann, fand er Feinde in beiden politischen Lagern, dort in dem Einflusse des französischen Elements, hier in dem Jesuitismus, dabei mitunter kalte oder gar treulose Freunde. Die Katholischen sagten: ihr seid nicht katholisch genug, und die Liberalen klagten: ihr seid nicht liberal genug. Beide hatten in ihrem Sinne Recht; doch war Vlaemsch-Belgie nicht gestiftet, um in das Horn der einen oder andern jener Parteien zu blasen, sondern um die mißkannten Rechte der Volkssprache zurückzufordern und zu vertheidigen. Es zeigte sich, daß die Vlamingen als solche zwar zu einer nationalen Bewegung, aber noch zu keiner compacten politischen Partei vorgedrungen waren, und darin bekundeten sie sich als gute Deutsche: begeistert für die Sprachangelegenheit, in der sie frei, nach individueller Stimmung und Laune sich ergehn können, vermochten sie doch zu politischer Gesammtwirkung sich noch nicht zu vereinen, und lassen so dem gemeinsamen Gegner auf dem politischen Felde freien Raum. Bei den belgischen Verhältnissen sind übrigens die vlämischen Publicisten auf ihre eigenen Mittel beschränkt, und ungeachtet ich in der Allgemeinen Zeitung

unausgesetzt auf Vlaemsch-Belgie hinwies, fand es in Deutschland nicht die verdiente thätige Theilnahme, unsere Regierungen bekümmerten sich nicht um sein Schicksal, und für die kräftige Theilnahme unseres Volkes, die in solchen Dingen nur langsam erstarkt, hätt' es wenigstens noch einiger Jahre bedurft. Die Jesuiten, die in alles ihre Hände mengen um es zu vergiften, mochten es für wichtig halten, sich eines Organs, das für's vlämische Niederland so bedeutungsvoll zu werden versprach, zu bemächtigen, und, als Körperschaft vermögender als jene zerstreuten Einzelnen, wußten sie sich wirklich durch den Verleger, der Geldvorschüsse gemacht, und einzelne schwache Mitherausgeber des Blattes zu bemächtigen und Hrn. De Laet aus dem Sattel zu heben. Doch wenn die Mehrzahl der Vlamingen katholisch gesinnt ist, noch weit entschiedener ist sie antijesuitisch, und das Blatt fand, als es unter den Einfluß der Jesuiten gekommen, bei den vlämischen Schriftstellern wie beim Publikum so geringe Theilnahme, daß es bald von selbst aufhören mußte.

So lange das Französische die Sprache des Staats und der Volksvertretung bildet, wird natürlich auch die französische Presse das Übergewicht behaupten — eins steht und fällt mit dem andern. Desungeachtet hat die periodische vlämische Presse an Bedeutung und Ausbreitung erstaunlich gewonnen: vor zwölf Jahren zählte man in Flandern mit genauer Noth ein paar Blätter in der Muttersprache, die sich nur mit örtlichen Neuigkeiten und „Advertentien" aufhielten, und jetzt finden wir in jeder Stadt, in jedem Flecken mindestens ein niederdeutsches Blatt, und in diesem Blatt einen warmen Vertheidiger vlämischer Anliegen. Kurz, die frühere Lahmheit und Gleichgültigkeit für das Vlämische hat der innigsten Theilnahme für alles was zur Veredlung und Erziehung dieses Volkes beitragen kann, Platz gemacht. Die Vlamingen sind aus

ihrem politischen Schlafe erwacht, und der Grund davon ist die systematische Verkennung ihrer Volksrechte, gegenüber dem Aufwachsen ihrer geistigen und moralischen Kräfte. Die edelsten Vlamingen, empört von dem Unrecht der Übermacht, haben den politischen Kampf begonnen, der nicht enden wird bis Gerechtigkeit errungen. Jeder Vlaming, den Geistesgaben auszeichnen, fühlt, daß er eine Sendung zu erfüllen hat — er schwört persönlichen Interessen ab, um sich dieser Sendung hinzugeben. Und es gibt keine schönere, theuerere Pflicht als die, zu streiten und zu handeln für Befreiung seines Volkes aus fremdem Geistesbanne, aus Druck und moralischem Elende. „Erst meinen Millionen leidenden Brüdern helfen und dann mir selber," ist der leitende Grundsatz. Welch ein Unterschied zwischen den Triebfedern in der vlämischen und der französischen Presse! Hier der Vlaming, der seine Rechte geltend machen, dort das Gold, das die Rechte verfälschen will; ein lauteres Streben für echte Volksfreiheit und Volkswohlfahrt bei den einen, feige Verstoßung und Verhöhnung der besten vaterländischen Bemühungen bei den andern: „hier das Herz, das nach Bildung und Veredlung ringt, dort der blinkende Koth, der die Seele erniedrigt." Unter allen vlämischen Blättern ist kein einziges, das seine Sendung nicht verstände. Über die Mittel und Wege, die Rechtsgleichheit zu erlangen, können sie verschiedener Meinung sein, alle sind von der Wahrheit gleich entschieden durchdrungen, daß in einem Staate mit verschiedenen Volksbestandtheilen, die sich sprachlich nicht zu etwas Neuem verschmelzen können, weder der eine noch der andere gedrückt oder begünstigt werden darf, ohne das Gleichgewicht zu brechen, das allein die Ruhe und die Macht des Landes ausmachen kann. Eben weil sie jedem neuen Spalt vorbeugen möchten, um nur ein Volk zu bilden, eins durch seine Anliegen, eins durch seine

Verfassung und Gesetze, eins selbst durch seine weitere Nationalität, fordern sie Gerechtigkeit für ihre Volkssprache. Und sie wird früh oder spät ihnen werden, davon lebt die Überzeugung in jedem Gemüthe, das verheißt die Reinheit ihrer Sache, die uneigennützigen Beweggründe ihrer Kämpen.

Was die litteräre periodische Presse betrifft, so wiegt das Vlämische darin vor, weil es hier den Staat nicht so unmittelbar gegen sich hat wie in der Politik. Den französischen Bedarf dieser Art stillt vorzüglich das Feuilleton. Unter den Revüen ist die von dem liberalen Deputirten Deveaux in monatlichen Lieferungen herausgegebene Revue nationale de Belgique die wichtigste, obwohl es an kritischer Sichtung und wissenschaftlicher Schärfe darin sehr mangelt; in Lüttich erscheint eine Revue Belge des beaux arts; von dem in Gent, meist von Vlamingen herausgegebenen Messager des sciences historiques de Belgique, eine Vierteljahrschrift für belgische Kunstgeschichte und Bibliographie, war schon früher die Rede. Eine Reihe von Jahren hindurch erschien noch eine vierte einflußreiche katholische Revue de Bruxelles von den geistvollen Kammermitgliedern Dechamps und De Decker, von denen der erstere seit 1842 (bis 1847) Minister der auswärtigen Angelegenheiten war.

Die niederdeutsche Litteratur besitzt in Belgien gegenwärtig, so viel mir bekannt, acht periodische Zeitschriften schöngeistiger und wissenschaftlicher Art, unter denen das 1837 von Willems gegründete „Belgische Museum" als die älteste und berühmteste oben an steht. Es befaßt sich mit der alten und neuen niederdeutschen Litteratur, mit der Sprache selbst und Grammatik, mit Alterthumskunde und Geschichte im weitesten Umfange, bemüht sich eifrig, um wenig oder gar nicht bekannte Dichtungen ꝛc. aus frühern Jahrhunderten an den Tag zu bringen und in ihr rechtes Licht zu stellen. Nirgends sonst findet der Belge über sein altes

Vaterland und dessen geistige Blüten eine gediegenere und schönere Belehrung; mit ebenso viel Genuß als Frucht lies't man eine Menge Aufsätze von dem gelehrten Gründer selbst wie von seinen Mitarbeitern; viele mitteldeutsche Dichtstücke sind zur Erläuterung beigegeben und mit trefflichen Bemerkungen versehen. Für Geschichte und Alterthumskunde enthält es eine Menge sehr belangreicher Mittheilungen, unter andern die Briefe von Jan Van der Warck an die Staaten von Seeland, die Briefe von Wilhelm von Oranien, von Marnix rc., alle in den Jahren 1578 bis 1579 geschrieben und von Gewicht. Endlich geben nordische, in's Niederdeutsch übertragene Sagen und andere Aufsätze schöngeistiger Art der ernst gelehrten Schrift eine angenehme Abwechselung. Nach Willems' Hinscheiden ward das Museum durch Gleichgesinnte, Snellaert, Bormans, David rc. fortgesetzt.

Würdig schließt sich an das belgische Museum der „Middelaer" (Mittler, Vermittler) an, der erst seit 1840 herauskömmt und fast ausschließlich der Belehrung gewidmet ist. Diese treffliche Monatschrift erschien von 1840 bis 1844 in Löwen unter der Hauptleitung von Professor David; von da ab unter einem geänderten Titel zu St. Truijen, unter Mitwirkung eines der tüchtigsten Schüler Davids, des Geistlichen Bogaerts. Sie umfaßt hauptsächlich ernste Litteratur, wofür Prof. Peters ein wackerer Mitarbeiter, Geschichte und Pädagogie. Eine Geschichte der Freiherrschaft Mecheln, Fragmente aus der Landesgeschichte von David und anderes mehr erfreuten alle Freunde der Muttersprache; „die niederdeutschen Kanzelredner" von Bogaerts ist ein trefflicher Beitrag zur Geschichte der Redekunst in Belgien und hat auf die Kanzelberedsamkeit günstig eingewirkt. Einen eigenthümlichen Werth geben dieser Monatschrift Aufsätze über den Unterricht, und für das Studium der niederdeutschen Sprache ist sie mit dem Museum unerläßlich.

Wacker und thatkräftig wirkt das „Kunst en Letterblad," das zuerst in Gent unter Leitung F. A. Snellaert's, eines echt vaterländisch gesinnten, ernst und feurig strebenden Arztes, herauskam, seit ein paar Jahren aber in Antwerpen von Conscience und Ryswyck herausgegeben wird. Es hat zahlreiche Mitarbeiter unter den Jungen und Alten, und greift bedeutend in das öffentliche Leben ein. Zuerst nach dem Belgischen Museum erscheinend, ist es die zweitälteste vlämisch-litteräre Zeitschrift; es nimmt sich der vlämischen Sprachbewegung unmittelbar am eifrigsten an, erstrebt in fester Haltung und mit dem Feuerdrange der Begeisterung neben der Ausbildung der Volkssprache ihre Anerkennung als Staatssprache. Obwohl eine wesentliche Lücke ausfüllend, genügte es doch den allseits erwachenden Bedürfnissen noch nicht, und bald schlossen sich mehrere andere Zeitschriften ähnlichen Styls an. Merkwürdig in der That, daß dort wo sechs Jahre früher kaum eine einzige litteräre Zeitschrift sich zu behaupten vermochte, deren dann schon sechs bestanden, und nichts kann wohl mehr beweisen, daß Geschmack und Liebe für die Muttersprache sich bei den verschiedenen Klassen des Volkes ausgebreitet haben. Das Kunst en Letterblad macht weniger Anspruch auf Gelehrsamkeit als es sich das Schöne und Gute in der Gegenwart anzieht und um den jetzigen Zustand der Wissenschaft und Kunst bemüht; dabei spiegelt es treu und in gediegener Weise die Bestrebungen des Tags, all die Kämpfe und Siege, all das erwachende vlämische Leben. Sein Motto heißt nach altem Liede:

„Syt vrolik, het is geworden dach!"

Nach ihm kam der „Nordstern (Noordstar)," um die Lesebegier nach romantischen Erzählungen zu stillen, und für die Lust zu lachen und zu weinen nach eigener Sprache; sodann der „Vlaemsche Biekorf" und die Zeitschrift von Onderwyzers. Seit

kurzem erscheint auch bei Max Kornicker in Antwerpen eine treffliche Monatschrift für Sprach- und Dichtkunde und für verschiedene Leselust: „De vlaemsche Rederyker;“ sechs der monatlichen Hefte, mit Stichen und Bildnissen niederländischer Gelehrten und Künstler, bilden einen Band, die zwei ersten sind erschienen, der ganze Jahrgang kostet nur 4 Thaler. Herausgeber ist L. van Hoogeveen-Sterck, ein Dichter mit freiem Sinn und frommbegeistertem Schwunge; namentlich erschien von ihm 1844 „Die Schlacht bei Nieuwpoort“ in Gesängen, auch sind lieb seine „Ostern- und Weihnachtsklänge.“ Doch darf ich hier am wenigsten des poetischen Jahrbuches: „Niederduitsch letterkundig Jaerboekje, Gent, Michiels“ vergessen, das schon seit 1834 erscheint und für den schöngeistigen Fortgang der Sprachbewegung bezeichnend ist. Gleich erkennt man, daß darin ein frischerer und mehr romantischer Geist vorherrscht, als man ihn gewöhnlich in holländischen Dichtungen findet, die immer noch an der geschmacklosen Classicität laboriren. Das patriotische Element schlägt immer vor, altvlämische Helden und Thaten werden besungen, Egmond und Hoorn, die Schlachten von Crecy und Cassel, den großen Bierbrauer van Artevelde nicht zu vergessen, dessen Andenken erst in neuerer Zeit wieder zu den hohen Ehren gebracht worden, die er verdient; auch finden sich schöne Sagen vor, und auf die gemeinsame deutsche Sage wird Rücksicht genommen — so hat Blommaert aus den Nibelungen Siegfrit und Kriemhildens Liebe in einen sinnigen Romanzenkranz frei übertragen; — endlich fehlt es nicht an Gedichten zärtlichen, sowie moralischen und satyrischen Inhalts.

Alle diese Blätter, die in verschiedenen Richtungen ein Ziel verfolgen, haben meist nur ein kleines Publikum, aber ein auserlesenes, das sich unmittelbar und selbstthätig die große vlämische

Sache anzieht. Ihr Bestehn beruht einzig auf der erwachten Begeisterung für das Volkseigene. Es erscheint in Wahrheit bewundernswerth, daß so Vieles aus den alten Litteraturschätzen der Volkssprache kann zu Tage gefördert, so viel Vlämisches kann gedruckt werden, wenn man bedenkt, daß diese Hervorbringungen nur bei den durchgebildeten Männern von drei Millionen Vlamingen Leser und Abnehmer finden, leider aber nur wenig in Nordniederland, und in Deutschland gar nicht. Oder will man entgegnen, daß einige deutsche Universitätsbibliotheken das „Belgische Museum" halten? Ist es vielleicht ein Beweis von deutscher Gründlichkeit und deutscher Theilnahme an dem Loose der Stammesbrüder, daß z. B. von dem „Kunst en Letterblad" auch nicht ein einziges Exemplar nach Deutschland geht?

Der strebende Theil der belgischen Jugend bildet den eigentlichen Herd der vlämischen Bewegung. Das muß so sein, die Muttersprache muß die Leidenschaft der Jugend werden, wie es in den gebildetsten Kreisen von Antwerpen, Gent, Brügge ꝛc. wirklich der Fall ist, soll sie in allen Gemüthern wieder aufleben und die Herzen durch ihre Blüten gewinnen, soll sie die Thatkraft entwickeln, die zum siegreichen Widerstande gegen den Andrang des Französischen nöthig ist. Mächtig unterstützt wird dies Streben durch Liedertafeln, gewöhnlich Koormaetschappyen, auch wohl Samenzangen genannt, welche ganz nach deutscher Art entstehn und sich merkwürdig rasch über das Land ausbreiten. Sie geben der Jugend, statt der französischen Schnurrpfeifereien und Gassenhauer, deutsche Lieder und Weisen in den Mund und senken ihr diese in's Herz hinein. Vor zwölf Jahren noch hätte man schwerlich eine Liedertafel in Belgien aufweisen können, und gegenwärtig besitzt schier jedes vlämische Dorf deren eine, die meisten Städte mehrere; ihre Zahl wächs't täglich, ebenso die Forderungen an

sie. Die Sängervereine in Gent, Antwerpen, Brüssel stehn in voller Blüte, sie singen auch Lieder und Choräle in hochdeutscher Sprache oder aus dieser in's Niederdeutsche übertragen mit allgemeinem Beifall. Willems war auch wieder auf diesem Gebiete der erste Anstifter und vielseitige Förderer; er war Gründer und Vorstand dieser und anderer Vereine zu Gent. Um dem einheimischen Lied und Sang noch mehr aufzuhelfen, gab er, unermüdlich wie er war, altvlämische Volkslieder mit den Melodien heraus, die fast alle lieblich und schön und echt deutsch sind, und die auch im übrigen Deutschland bekannt zu werden verdienen.

Diese höchst merkwürdige Erscheinung ist zum Theil die natürliche Rückwirkung davon, daß die öffentliche Bühne und die Oper in Belgien durchaus französisch sind. Freilich ist die Bühne fast in allen Ländern dem eigentlichen Volksleben entfremdet, sie ist unter dem Druck der Höfe, der Verweichlichung und des Ungeschmacks eine kostbare Modeanstalt für die Blasirten und — — — geworden, ein aus allen Ingredienzien zusammengeschmiertes Pflaster auf die Betrübniß des Volkes und auf den Schäden unserer Zustände. Doch in Belgien gibt es gar keine öffentliche Bühne der Volkssprache, weder für den Ernst des Lebens noch für Kunst und Spiel; das französische Modetheater, schrankenlos mit der Revolution hereinbrechend, hat gleichsam die Tiefen und Flächen des Landes überschwemmt und sich überall festgesetzt. Die Vorurtheile waren ihm günstig, und das gilt nicht bloß von den Kreisen der Staatsbeamten, sondern auch von den Behörden vlämischer Städte, die im voraus von der Unerreichbarkeit der französischen Bühne überzeugt waren. Ein Beispiel. Im Januar 1844 wollte bei einer gewissen Gelegenheit die Genter Liebhabergesellschaft „Taelyver en Broedermin (Spracheifer und

Bruderliebe)“ ein vlämisches Stück in dem großen Theater von Antwerpen aufführen. Alles war bereit, die Bedingungen mit dem französischen Director dieses Theaters festgestellt, eine Menge Plätze schon für viele angesehene Personen des Adels und der Bürgerschaft belegt, da versagte ganz unerwartet die städtische Obrigkeit, oder vielmehr die mit den Theaterangelegenheiten beauftragten verwälschten Schöffen die Erlaubniß zur Aufführung, und zwar weil diese in vlämischer Sprache stattfinden sollte! Also das Schauspielhaus soll für Vlamingen, mit deren Gelde es erbaut ist, nicht dienen! Es steht sonst Jedermann zum Gebrauche offen, die französischen Schauspieler werden hingerufen — man gibt ihnen jährlich noch 40,000 Fr. Zuschuß aus der Gemeindekasse — die Italiener, selbst die Hochdeutschen sind willkommen, Monsieur Philipp, der Taschenspieler, ist gut aufgenommen, die Seiltänzer, die Ringer, die fliegenden Menschen, die wohlgedrillten Hunde und besonders unsere Halbbrüder die Affen, sie alle sind in der Antwerpener Schauburg willkommen — nur die Vlamingen sind ausgeschlossen, vlämische Klänge sollen in diesen Räumen nicht wiederhallen! Und die Obrigkeit die so befiehlt, die Menschen die es so wollen, nennen sich Liberale? Nein, es sind langohrige Narren, gewöhnt für französischen Tand und Plunder gegen alles, was die wahre Freiheit und Bildung des Volkes fordert, hinten auszuschlagen.

Jene Erscheinung hat aber noch einen andern Grund, nämlich in der tiefgreifenden Einwirkung noch nicht erloschener altvolkthümlicher Einrichtungen, zumal der redemuntern Kammern, mit deren Hülfe sich auf dem Lande und in den kleinen Städten stets eine Art vlämischer Volksbühne vor dem Andrange des Französischen erhalten hat, und in denen jetzt überall wieder in der weichen niederdeutschen Zunge gesprochen, gesungen, gespielt und

gelacht wird. Auch unter den traurigsten Verhältnissen erhielten sich in Belgien Trümmer jenes mittelalterlichen Bühnenwesens, das an sittlichem Werthe wie an wahrer Erheiterung für das Volk höher stand, als unser privilegirtes widerlich geleicktes Modetheater für die vornehme abgeschwächte Welt; denn in ihm sprach sich das Volksleben aus in Trauer- wie in Lustspielen, und nicht bloß schmeichelten Wortspiele dem Ohre, Stichwörter dem Herzen, sondern auch satyrische Masken, Glossen und hächelnde Refrains geißelten schlechte Sitten und Handlungen, ohne Unterschied der Person. Diese Überbleibsel aus jener Zeit, wo die belgischen Städte, sich herausfordernd zum Streite um die Ehre, das geistige „Kleinod" des Landes zu erwerben, der vaterländischen Tüchtigkeit in Rede und Gedicht Ehrensäulen stifteten, wo Fürsten Mitglieder dieser Rederykerkammern waren, und man die Sieger unter jauchzendem Beifall des Volkes mit Lorbeer krönte — sie ließen hoffen, daß sich wieder Großes daran knüpfen und der alte Sinn bei der neuen Geistesströmung verjüngt daraus erstehn werde. Angehaucht von der vlämischen Sprachbewegung und überdrüssig der französischen Vaudevilles und Opern, schlossen die wirklich Kunstsinnigen nun lieber einen Bruderring von vaterländischer Wirksamkeit, man errichtete Liebhaberbühnen, und das französische Theater ward allmählich nur noch das Stelldichein der Verwälschten, des vornehmen Jan Hagels. Von neuem versammeln sich häufig in dieser oder jener Stadt aus nah und fern Redner, Stegreifdichter, Sänger; man trägt da Gedichte vor, führt vlämische oder in's Vlämische übersetzte Schauspiele und Schwänke auf, und kämpft um einen Preis. Die neue Entwickelung dieser Vereine und dieser Kampfstreite, die allenthalben bereits wieder zu allgemeinen Volksfesten geworden sind, ging um so rascher, als sie in Sitten und Gemüthe des Landes

einen bereiten Boden fanden. Schönere geistdurchhauchte Volksfeste als die vlämischen kennt man sonst nirgend. Dort herrscht nicht toller Mummenschanz, dort lärmt und tobt man nicht in Saus und Braus, nein, unter lebendiger Theilnahme des Volkes und stattlichen Festaufzügen wird um Ehrenpreise in schönem Vortrage und der Kunst des Mimen, im Stegreifreden und Dichten, in Poesie und Sang gekämpft; dahin ziehen aus Land und Städten Tausende mit wehenden Fahnen, Musik und Gesang, diese Vereine zu den andern, denn sie alle stehn im brüderlichen Verbande. Und wie Unsägliches wird durch diese veredelten und vergeistigten Volksvergnügungen gefördert! Die verderbliche Wirksamkeit des französischen Theaters von oben findet hier ihre heilsame Gegenwirkung von unten, und diese vlämische Liebhaberbühne hilft wesentlich mit, das Bewußtsein seiner Nationalität im Volke zu wecken, zu kräftigen und zu befestigen, wie es jede natinale Bühne sollte, deren Aufgabe nimmermehr darin bestehn kann, den Sympathien für das Ausländische zu fröhnen. Unter den Bühnenspielen, die bei solchen und andern Gelegenheiten von Liebhabern aufgeführt werden, findet sich manches artige und reizende ein- oder mehractige Stück von vlämischen Verfassern, unter denen ich außer Willems nur Van Peene, der zuerst seit der Umwälzung wieder ein ursprünglich vlämisches Schauspiel auf die Bühne gebracht, und den wackern Karl Ondereet, beide Vorsitzer der Genter Gesellschaft „Bruderliebe und Spracheifer,“ letzterer überdies ein großer Schauspieler, hervorhebe. Obwohl die jungen Dramaturgen und Schauspieler ihre Vorgänger noch lange nicht erreicht haben, so kann man ihr Spiel doch nicht ohne Hoffnung auf die Zukunft der niederdeutschen Bühne und ohne patriotische Rührung mit anhören; auch strömt das gebildete Publikum wieder von Jahr zu Jahr zahlreicher hinzu, und diese

Ermuthigung bildet einen neuen Sporn für die Bühnendichter. Das Lustspiel hat bedeutende Anfänge, denn die vlämische Satyre findet mannigfachen Stoff; vorzüglich der Thorheit der Nachäfferei, der ehr- und pflichtvergessenen Französischthümelei gelten die Geißelhiebe. Diese Schauspielgesellschaften bilden insgesammt eine Achtung gebietende Phalanx, die wahrhaft einzig in ihrer Art wirkt und vorwärts schreitet. Das alles entwickelt sich aber unmittelbar aus dem Volke heraus, da sind keine Treibhausblüten, da ist alles natürliches Leben und gesundes Wachsthum in die Zukunft hinein. Ja, alle großen Kräfte in den Völkern treiben durch einen dunkeln Drang von unten auf — „von unten auf bricht das Wasser das Eis."

Die Liedertafeln, als solche neugepflanzt, entsprechen doch völlig dem vlämischen Boden und sind, Dank den Sangpreiskämpfen die sich allmählich dem übrigen Wettstreit anfügten, daraus wie durch einen Zauberschlag hervorgesprungen. In den Preiskämpfen der Rederyker von Westflandern besteht längst schon durchgehends ein Preis für den Gesang, und ebenso ist dieser Brauch seit mehreren Jahren wieder in Ostflandern, Brabant und Limburg aufgelebt. Hieraus sind denn die eigenen Liedertafeln oder Koormaetschappyen unmittelbar hervorgegangen, welche hinwieder die besondern Wettkämpfe im Gesang, die nun auch in den Städten aufkamen — früher nur noch in Dörfern — veredelten und erweiterten; die Alleinsänger wurden Nebensache, die Chöre Hauptsache. Gent, Dendermonde, Aelst, Brüssel und andere Städte haben solche Wettpreise für bestsingende Chöre ausgeschrieben, und in Aelst ließen sich im Jahre 1841 zuerst an 300 Sänger hören, wozu vier Sangvereine von Gent, einer von Brüssel, zwei von Dendermonde und einer von Ninove beigetragen hatten. Das Hochdeutsche findet in diese Chöre mehr und mehr Eingang, wie namentlich in die Genter

Gesellschaft Orpheus, natürlich neben der Sprache Artevelde's. Um jene Zeit schrieb auch die Stadtbehörde von Brüssel im Einverständnisse mit der Regierung Wettpreise im Gesang zur Feier der Septemberfeste aus, wozu sie sogar ausserländische Liedertafeln einlud. Zweiundzwanzig Vereine erschienen auf dem Kampfplatze, unter ihnen zwei deutsche, Aachen und Köln, und zwei wallonische; alle übrigen waren vlämische. Die deutschen Liedertafeln riefen eine unbeschreibliche Begeisterung hervor, und wurden für die Vlamingen ein neuer Hebel. Doch was noch wichtiger ward, damals schlossen die Vlamingen zuerst mit den Deutschen eine Sangverbrüderung, die seitdem mehr und mehr befestigt worden ist. Uns lebt noch in froher Erinnerung wie auf dem Genter Sangfeste der vlämisch-deutsche Sängerbund feierlich geschlossen und poetisch geweiht worden und dann in Köln seine Bekräftigung gefunden hat. Wir Deutschen wissen es am besten zu schätzen, welche Bedeutung der Gesang in ethischer und vaterländischer Beziehung hat, und welch ein reicher nationaler Keim in diesen Liedertafeln und ihrer Verbrüderung schwellt. Im vlämischen Volksliede schwingt und erhebt sich die vlämische Volksseele, stärkt und läutert sich das nationale Bewußtsein, und der Volksgesang läßt in den Herzen alle vaterländischen Quellen wieder aufsprudeln, die das Fremdjoch sich bemühte, bis in die Tiefen zu verstopfen. Alle die verschiedenen litterären, dramaturgischen und musikalischen Gesellschaften, die Rederyker, die Schriftsteller, die Dichter und Tonkünstler — denn auch hierin, zumal im Volksliede für die Chorvereine der Gemeinden, geschieht viel — sie alle helfen das eigene Wesen wieder aufrichten und das Haus für's Volk wohnlich auszimmern. Ja, diese frische genossenschaftliche Bewegung der Vlamingen hat selbst bereits auf Nordniederland anregend eingewirkt, auch dort viele Herzen zu gleichen

Bestrebungen entzündet. In allen größern holländischen Städten, Rotterdam, Amsterdam, Haag, Arnheim, Leiden, Utrecht rc. haben sich Liedertafeln gebildet, die in einen besondern Bund mit den niederrheinischen, sowie in den allgemeinen vlämisch-deutschen Sängerbund eingetreten sind. Ebenso sind in den meisten jener Städte von neuem Rederykerkammern, Liebhaberbühnen, Vereine für altniederländische Litteratur und Geschichte*) und ähnliche schnell hinter einander entstanden, die alle ein fröhliches Gedeihen versprechen, und in deren Tiefen der deutsche Genius wieder frisch und heiter seine Flügel schlägt. So entwölkt sich allgemach der Gesichtskreis über den herrlichen Mündungsgebieten des Rheins und der Schelde, und wir können den Blick nach dem Nordwesten, der uns so lange durch eine heillose Politik entfremdet war, wieder hoffnungsreich aufrichten. Ja, es ist nicht alles mehr in Deutschland flatterlich, zerfließend und darum schwächlich, ein buntes Alles und Nichts, wie die Fremden die Spiele der deutschen Metaphysik nennen. Der Deutsche will sich endlich in einem großen Gesammtbunde der Kraft und Stärke wieder sammeln. —

Bei Gelegenheit der Preisvertheilung am kleinen Seminar zu Mecheln im Jahre 1844 ward ein Singspiel „Die Zukunft der vlämischen Litteratur," verfaßt vom Professor De Voght, von den Schülern aufgeführt, das die Versuchung und den Sieg der

---

*) Ich nenne nur den Haager Verein für altniederländische Litteratur, der eine wichtige Thätigkeit begonnen hat. In den Schriften desselben hat unter andern de Vries den „Leekenspiegel" gegeben und später eine kritische Ausgabe von Fergunt folgen lassen; der Dichter Velthem, Maarlants „Rymbybel" haben Bearbeiter gefunden; von Lacelot sind 12,000 Verse abgedruckt von 90,000, und die alte Romantik, noch so wenig geschätzt, tritt wieder näher; der Roman von Limborch, der schöne Roman „Walewein," die altniederländische Mythologie finden Bearbeiter.

vlämischen Dichter sinnbildlich dargestellt. Der Vorgang beweis't, wie tief die vlämische Sache schon in die Jugend gedrungen ist. Ein Chor junger Belgen singt:

Bron van't heilig maetgeluid,
Stort eens over Belgie uit;
Zielenzonne! geef ons dichters,
Hartontstekers,
Geestverlichters,
Liefdesprekers,
Vlamentongen, vroom en koen,
Die den boozen zwygen doen — — *).

Der Versucher tritt auf und beginnt seine schwarzen Künste. Ein Jüngling schwankt; der Versucher bietet ihm einen Apfel der Erkenntniß an, er möge von ihm kosten, und wie die Götter werde er alles wissen. Wissensdrang wird die Brücke zum Straucheln des Jünglings — —

Zoo maer beker op beker
Van schuimenden wyn!
En gebrast, in't onzeker
Wat morgen zal zyn!

Chor:

De slang heeft een steker
Met doodlyk venyn.

Da kömmt der Jüngling einen Augenblick zur Besinnung, er greift in sich, offen gähnt der Abgrund ihm entgegen, und schaudernd ruft er Gott um Beistand an. Ein Genius erscheint, der Versucher sieht sein Spiel verloren und verschwindet.

*) Quelle des heiligen Gesangs (Maßgeläute), ström' einmal über Belgien aus; Seelensonne! gib uns Dichter, Herzentzünder, Geisterleuchter, Liebeverkündiger, Feuerzungen, fromm und kühn ꝛc.

Der Genius:

Als hemelsche sterren
Daerboven verwarren,
Dan dwalen ze ver, en
Dan vallen ze diep:
Maer dieper toch stuiken
In 't hellewaerts duiken,
Die 't dichtvuer misbruiken,
Dat God in hen schiep — —*).

Allmählich fallen die Dichter ein, und sie singen zusammen:

Die dichtergeest erven,
Zyn groot in de wereld, en wonder in magt;
Maer zoo zy verderven,
Dan zullen zy sterven
En vallen met d'Aertsengel neêr in den nacht. — —

Der Genius:

Neem die harp, myn uitverkoren,
Reine harp van 't vlaemsche lied!
Speel, en laet ze Europa hooren!
Maer ontwyd heur klanken niet **).

Die vlämischen Dichter:

Ja de wereld zal u hooren,
Heilge harp van 't vlaemsche lied!
En 'k beloof't en 'k heb't gezworen —
U ontwydt een Vlaming niet.

---

*) Wenn himmlische Sterne daroben verwirren, dann schweifen sie fern, und dann fallen sie tief; doch tiefer noch sinken und der Hölle zu taumeln die, welche das Dichtfeuer mißbrauchen, das Gott in ihnen schuf. — —

**) Nimm die Harfe, mein auserkoren, die reine Harfe des vlämischen Lieds! Spiel, und laß Europa sie hören! Aber entweih' ihre Klänge nicht!

Chor:

Laet die harp eens hooren!
Nieuwe harp van 't vlaemsche lied!
Zanger, Godes uitverkoren,
Zanger, ach, ontwyd ze niet!

Von den vlämischen Schriftstellern will ich noch diejenigen, welche sich bisher in der vlämischen Bewegung am meisten hervorgethan haben, in gedrängter Übersicht vorführen. An ihrer Spitze stand Johann Franz Willems, der Vater der vlämischen Streiter, bis zu seinem Tode am 24. Juni 1846. Er ward zu Bouchoute, einem Dorfe bei Antwerpen, am 11. März 1793 geboren *), erreichte also nur ein Alter von 53 Jahren, 3 Monaten. Er war bestimmt, wie sein Vater, den Posten als Küster und Landmesser daselbst wahrzunehmen. Ein Advokat jedoch in dem nahgelegenen Städtchen Lier, viel natürliche Anlage in dem jungen Willems gewahrend, zog ihn an sich und gab ihm Gelegenheit zu weiterer Ausbildung. Bald zeichnete er sich in Liers Rederykerkammer aus, deren Vorsitzer sein Beschützer war, und entwickelte im Schauspiel eine große Darstellungsgabe. Von dort ging er nach Antwerpen, wo sich seine Neigung zur Poesie immer mehr entfaltete und sein Dichterberuf sich schon in selbständigen Versuchen entschieden aussprach. Nur fehlten ihm die Mittel sich Bücher anzuschaffen, und um diesen Mangel einigermaßen zu ersetzen, getröstete er sich der Mühe, die schönsten niederdeutschen Gedichte, die unter seine Hände kamen, abzuschreiben. In der litterären Welt machte er sich zuerst im Jahre 1811 oder 1812 bekannt, wo er bei einem poetischen Wettkampfe (Dicht-

*) Die Einzelnheiten dieser Lebensskizze verdanke ich der Güte Dr. Snellaerts, des Busenfreundes von Willems.

stryd) zu Gent, den die dortige Kammer der Rhetorik „Die Fonteinisten,“ zu deren Vorsitzer Willems später gewählt ward, ausgeschrieben hatte, den ersten Preis davon trug. Trat auch erst nach dem Sturze der französischen Herrschaft allmählich hervor, was Willems seinem Lande werden würde, so eröffnete er doch schon zu einer Zeit, da noch Muth dazu gehörte, der unbeschränkten Herrschaft der französischen Litteratur entgegen zu treten, auf eine glänzende Weise die Kampfbahn. Im Jahre 1818 gab er den ersten Theil einer Geschichte der niederländischen Litteratur vorzüglich in den südlichen oder belgischen Landestheilen heraus, welchem Werke, gleichsam zur Einleitung, er einen poetischen Aufruf: „An die Belgen“ vorausgehn ließ, worin der Schwung des Dichters mit dem Feuer des Vaterlandsfreundes um die Palme ringt. Wie schwach es damals mit der vlämischen Sache stand, beweis't der Umstand, daß er noch eine französische Übersetzung, französische Noten und eine französische Vorrede für nöthig hielt. „Ich mußte wohl,“ sagt Willems im Vorwort, „eine französische Übersetzung und französische Noten den folgenden Versen beisetzen, weil ich mit Leuten zu thun habe, welche, obschon gegen die vlämische Sprache schreibend, gestehn müssen, daß sie nichts von ihr verstehn. Dagegen behaupte ich nicht sie französisch wiederzugeben. Von uns Vlamingen, die wir französischen Blättern zu glauben halbe Barbaren sind, kann man nicht erwarten ohne Barbarismen zu schreiben; auch haben die Herren des Roches, Paquet, Tarte und andere uns im voraus erklärt, daß es uns unmöglich sein werde, die französische Phrase ganz zu erreichen. Ich komme darauf in dem Buche selbst bezüglich der verschiedenen Charakter und der verschiedenen Gefühlsweise der beiden Völker zurück. Man kann, ich weiß es, einige Beispiele vom Gegentheil anführen, doch sie

sind so selten, wir sind so wenig im Stande darüber zu urtheilen, oder vielmehr wir sind so wenig französisch, daß die Ehre richtig und ohne Flandricismen in der eigensinnigsten Sprache der Welt geschrieben zu haben, sich für uns immer auf eine wahre Kleinigkeit zurückführen wird. Niemals werden wir den französischen Klassikern beikommen, niemals wird dieses Volk, mit Recht eifersüchtig auf seinen litterären Ruhm, einwilligen ihn mit uns zu theilen. Höchstens werden wir es mit großer Mühe dahin bringen ihr geneigtes und gnädiges Wohlwollen zu verdienen, immer jedoch in dem Fall jenes Königs von England (Karl II.) bleiben, der den Ruf eines vortrefflichen Tänzers hatte. Eines Abends, da der König in Gegenwart eines Franzosen tanzte, frug Jemand diesen, was er von der Geschicklichkeit des Monarchen halte? „„Für einen Fremden tanzt er passabel““ — lautete die Antwort.“

Der Aufruf an die Belgen zeichnet sich bereits durch Reinheit der Sprache, Klarheit, Gedankenfülle und eine Wärme aus, die das ganze Gedicht durchglüht; er bedient sich des sogenannten politischen Verses und beginnt also:

Auch ich, ich bin ein Belge, und darf zu Belgen sprechen,
Des Vaterlandes Ehre vor jedem Angriff rächen,
Anstimmen meine Zither im vaterländischen Ton
Und gute Waffen suchen vor unverdientem Hohn.
Ich sing' die freie Sprache, die alte Belgen sprachen—
Wer sollt' für sie, die theuere, den Eifer können tadeln?
Sie sog ich aus Mutters Brust, sie las ich auf Bruders Grab,
Mein Vater sprach sie auch, da er mir seinen Segen gab. — — —

Europäischen Ruf jedoch errang Willems vorzüglich als Sprach- und Geschichtsforscher. Im Jahre 1824 erschien der zweite Theil der Geschichte der niederländischen Litteratur in Belgien, und eng damit verbunden eine kleinere Abhandlung über „die holländische und vlämische Schreibweise des Niederdeutschen,“ worin er sich bemühte, für beide seit zwei Jahrhunderten sprachlich wie staatlich einander entfremdete Theile des Reiches eine volle Übereinstimmung in der Schreibung der Schriftsprache wieder zu gewinnen; dieser Schrift, welche wirklich die Grundlage der zwanzig Jahre später allgemein in Belgien angenommenen Rechtschreibung ward, konnte selbst Siegenbeek, der Begründer der in Holland jetzt allgemein befolgten Schreibung, seine volle Anerkennung nicht versagen. Da zu jener Zeit die politische Opposition in Belgien Haß oder Gleichgültigkeit gegen die Sprache der Mehrheit von der französischen Herrschaft her fortzupflanzen trachtete, war Willems der vornehmste und kräftigste Kämpfer für dieses väterliche Erbgut. Damals ward es Ton, unter den Oppositionsmännern sich zu stellen, als ob man gar kein Niederdeutsch verstände. Um ihnen trotz dem beizukommen, nahm Willems nun die französische Sprache, deren er vollkommen mächtig war, zur Hand und sandte, in der Form von Briefen an die Herren De Staſſart und Van de Weyer, zwei geharnischte Manifeste über die Rechte der Sprache in die Welt. Durch die niederländische Regierung zum Mitglied der Commission zur Herausgabe noch ungedruckter Urkunden für die Landesgeschichte ernannt, war er eben mit der Herausgabe eines mittelalterlichen Heldengedichts „Die Schlacht von Wuringen (Slag van Woeringen) von Johann van Helo“ beschäftigt, als die Umwälzung von 1830 ausbrach. Seine Gegner waren unedel oder rachsüchtig genug, den eifrigen Vlaming ihre neue Macht auf kränkende

Weise fühlen zu lassen. Die provisorische Regierung versetzte ihn aus Antwerpen, wo er ein einträgliches Amt bekleidete, nach Eekloo, einer kleiner unansehnlichen Stadt Ostflanderns, wo er in einer Art Verbannung fünf Jahre zubrachte. Hatte Hr. Van de Weyer an Willems Ungnade, wie man behauptet, Antheil, indem beide vor dem Abfall über die Rechte der Volkssprache in heftigen Streit wider einander gerathen waren, so gebührt ihm auch das Verdienst, zu der Rückberufung seines ehmaligen Gegners am meisten beigetragen zu haben. Die Jahre der Verweisung blieben indeß nicht ohne bedeutsame Frucht. Mit Willems' Erniedrigung glaubte man den Mann und seine Sache zu verderben; aber man kannte ihn schlecht. Das Herrschende in Willems' Art war mannhafte Thätigkeit; anstatt sich über sein Loos zu beklagen, und ohnmächtig in seinem Unwillen zu wühlen, benützte er die mehr gewonnene Muße zu den wichtigsten Forschungen. Die altvlämische Litteratur fand den Verbannten gerade in der rechten Lage und Stimmung, um sie aus den Fesseln zu befreien, in denen sie noch durch die gesammten Niederlande gebunden lag; er wußte aus einer Menge Sammlungen von Handschriften, die er überall aufstöberte, und von denen er das Geeignete abschrieb, erstaunliche Schätze, zumal Volkslieder und eine Auswahl mitteldeutscher Gedichte aus der Holthem'schen Bibliothek, an den Tag zu fördern, die erst allmählich werden bekannt werden. Zugleich lernte er den alten vlämischen Text von Reinecke Fuchs (Reinaert) durch Grimms Ausgabe kennen. Was Goethe mit diesem Volksbuche für's Hochdeutsche gethan hat, das wollte Willems für's Niederdeutsche thun — er übertrug den Reinaert in die moderne niederdeutsche Schriftsprache mit dem glücklichsten Erfolge. Vor dem Gedicht aber ließ er einen Aufruf an die Vlamingen drucken, der die ganze glühende Kraft seiner Gesinnung und den vollen

Schwung einer edlen vom Unglück des Vaterlandes tief ergriffenen und von der Erniedrigung der Landessprache tief empörten Seele athmet. Das war der erste durchdringende Schrei zu den Waffen des Geistes, um den Rückdrang gegen das vorschwellende und niederdrückende französische Element zu beginnen — es war das flammende Zeichen zur höhern Wiederbelebung der Muttersprache. Kaum war der Reinaert zu Eekloo erschienen, als man in allen vornehmsten vlämischen Städten gleichzeitig Jünglinge sich erheben sah, die mit begeisterter Stimme Willems' Feldgeschrei beantworteten, die ihn den „Vater der heiligen Volkssache" nannten, für die er zuerst sich erhoben, und die sein Wort im hundertfachen Echo verstärkten.

Noch war kein Jahr verflossen seit der Aufruf ergangen, als Willems aus seiner Verbannung erlös't und nach Gent auf einen Posten versetzt ward (als Recipient der Registratur, „Ontvanger der Registratie te Gent"), der ihm den Verlust seines frühern Amts in Antwerpen vergütete und ihm alle Muße ließ, seinen wissenschaftlichen Arbeiten obzuliegen. Die Brüsseler Akademie, die ihm selbst unter der holländischen Regierung wegen seines Eifers für die Landessprache ihr Thor verschlossen gehalten hatte, räumte ihm nun einen Sitz ein, ja bald ward sein Ansehen in ihr überwiegend. Jedermann bewunderte seinen Scharfsinn und sein treffendes Urtheil, verbunden mit ausgebreiteten Kenntnissen in der Geschichte, in fremder und einheimischer Litteratur; er war in den romanischen und germanischen Sprachen gleich sehr zu Hause, in Alterthumskunde und Kunstgeschichte. Zu jener Zeit besorgte er die meisterhafte Ausgabe des alten Textes von Reinecke mit Glossen, worin er beweis't, daß dieses Thier-Epos, worüber Gervinus eine so schöne Abhandlung geschrieben, ursprünglich ein vlämisches Gedicht ist aus dem zwölften Jahr-

hundert. Diesem Gedichte ließ er, als Mitglied der neuerrichteten Geschichtscommission, zwei brabantische Reimchroniken, die „brabandsche Yeesten“ (Annalen, gestae res) und die mehr epische Schlacht von Woeringen folgen. Nach allen Richtungen hin, seit 1837 auch im Belgischen Museum, blieb er nun unausgesetzt thätig als eines der Häupter der vlämischen Bewegung, wenn man ihn nicht das wirkliche Oberhaupt derselben nennen will. Denn so oft belangreiche allgemeine Versammlungen zu Brüssel oder Gent gehalten wurden, ward Willems einmüthig zum Vorsitzer derselben erkoren, und jedesmal mußte man nicht bloß seinen umfassenden Kenntnissen, sondern auch seiner würdigen Bedachtsamkeit und seinem edlen Charakter, der immer vorleuchtete, Huldigung darbringen. Auch sein Umgang war angenehm, geistig anregend, für Freunde hingebend, seine Unterhaltung voll Reiz, und er theilte immer mit von seinen Gedankenschätzen. Er war von hoher, breitschultriger und stattlicher Gestalt, deutsch in seiner ganzen Erscheinung; nicht bloß aus seinen tiefsinnigen großen blauen Augen, auch aus seiner Haltung, seinen Mienen und Bewegungen sah der volle deutsche Mann. Er war eben der Ausbruch seines Stammes, wie Moritz Arndt diesen schildert: „Schwere Leiber, schwere und verhüllte Gestalten, Zähigkeit, ja Hartnäckigkeit des Willens, stille Festigkeit, eine Unstörlichkeit, was sie Unanthunlichkeit nennen. Sie sind still und ernsthaft, in deutscher Langsamkeit, aber geringerer Langmüthigkeit; denn sie halten das Ihrige grimmig und schlagen, wenn man es antastet, mit sächsischer und friesischer Schwere hart aus.“ Und welch ein herrliches Haupt trug dieser Mann! Man sehe nur das Bildniß aus seiner Lebensblüte, welch ein Tiefsinn spricht aus diesen Zügen, welch eine Denkkraft strömt von dieser Stirn, und diese schwellende Beredsamkeit des Mundes, eine Beredsamkeit

für welche die Gesinnung des Volksfreundes die Brücke zur That wird! Kurz zeichnet ihn Prudenz van Duyse:

Wat krachtig brein gloeide in dien schedel,
Zoo breed, zoo echt-germaensch, en 't voorhoofd als Socraet
Omwelfd! — Wat eerlik hart, van Zelfvermogen edel,
En groot als onze tael-en letterdageraed! *)

Außer seinen mehr gelehrten Schriften hat Willems auch Gedichte, — „Marie von Brabant" ist eines seiner bedeutendern — Reden, Lustspiele und andere schöngeistige Werke hinterlassen. Die Gedichte zeichnen sich durch Reinheit und Einfachheit aus, die Reden durch Klarheit, Anmuth und Bündigkeit des Styls; ein paar in seiner Jugend gedichtete Lustspiele werden unterweilen noch aufgeführt. Seine Freunde gedenken dies alles gesammelt herauszugeben, auch eine Auswahl seiner Briefe beizufügen. Diese sowie seine „Topographie und Alterthümer der Stadt Antwerpen" und die Schrift über die Etymologie der Namen der Städte und Gemeinden von Ostflandern zeugen gleichfalls dafür, daß alle seine Anstrengungen auf das eine Ziel gerichtet waren: das nationale Bewußtsein der Vlamingen zu wecken und zu heben, und ihrer Muttersprache den Rang in Belgien wieder zu erringen, der ihr von Gott und Rechtswegen gebührt. Von den durch ihn gesammelten und gesäuberten altvlämischen Liedern ist erst eine Lieferung erschienen, die zweite jedoch von seiner Hand zur Presse vorbereitet — noch am Morgen seines Hingangs hat er daran

*) Welch kräftiger Geist glühte in diesem Schädel, so breit, so echtgermanisch, und die Stirn wie Sokrates umwölbt! — Welch ehrlich Herz, aus eigener Kraft edel, und groß wie das Morgenroth unserer Sprache und Litteratur!

gearbeitet. Immer bleiben eine bedeutende Anzahl Werke, womit sein Geist sich gern beschäftigte, jetzt ungeschaffen.

Willems hatte einer Einladung zur ersten Versammlung des Germanistenvereins in Frankfurt (September 1846) zu folgen gewünscht, und schon bereitete er sich ernstlich darauf vor, als der Tod diese und andere Pläne durchschnitt. Seit zwei Jahren war er unpäßlich gewesen und zuweilen mit Schlaganfällen bedroht — vierzig Jahre unermüdlicher Thätigkeit, von Tagsarbeiten und nächtlichen Studien drückten auf seinen kräftigen Schultern. Doch hatte man sich gewöhnt, seinen Körperbau für so eisern zu halten, als sein Geist frisch und jugendlich war; auch schien wirklich sein Kränkeln seit mehreren Wochen völlig aufgehört zu haben, er wieder der Rüstige, der Starke zu sein. Wie verjüngt und mit der alten Thatenlust betrat er von neuem das Heiligthum der Wissenschaft und Litteratur, „der Gottesschöpfung nach dem Geist,“ und nichts ließ das nahe plötzliche Ende seines so wirksamen Lebens vermuthen. Am Abend zuvor hatten seine Freunde ihn noch im Schauspielhause gesehen, wie er sich an dem Spiel und Gesang einer trefflichen deutschen Operntruppe unter Lachners Leitung ergötzte. Als Vorstand der Rederykerkammer, der Fonteinisten, welche bei Gelegenheit der bevorstehenden Stadtkermis auf der großen Bühne auch ein deutsches Schauspiel aufführen wollte, hatte Willems, um darüber die letzten Anordnungen zu treffen, sich am 24. Juni zu dem Rath der Bürgermeister und Schöffen begeben; Mittags nach Hause kommend, bemerkte seine Gattin Isabel (geborene Borrekens) daß er das linke Bein schleppte. Die Hülfe der Kunst brachte nur eine kurze Hoffnung, ein Schlagfluß war erfolgt, und ruhig entschlief Willems Abends um 7 Uhr. Verborgen reift oft die Saat des Todes. Die Eiche, die am Abhang stolz ihre grünen Zweige gegen den

wetterschwangern Himmel und in den Streit der Elemente streckt, an welcher der Blitz herabfuhr ohne sie zu brechen, sie wird vielleicht durch ein Bächlein aufgewühlt, das sacht murmelnd an ihren Wurzeln spielt. Das Bächlein scheuert und leckt die Erdschollen, welche Wurzeln und Stamm umschließen, und unterhöhlt den trotzig stolzen Bau — die Blätter entfärben sich, die Säfte stocken, die Zweige trauern und das riesige Prachtstück stürzt zur Erde. So drang ungemerkt der Tod in Willems' starke Natur und fällte ihn dann plötzlich wie durch einen Donnerschlag. Van Boekel sprach es, Namens der Gesellschaft der Fonteinisten, an Willems Grabe also aus:

„Zoo treft de woeste orkaen den koning van den wald,
Wiens breedgespreide kroon een eeuwstam onderstutte,
Die, tegen storm en vuer, de tengre heesters schutte,
En, door een' enklen ruk doorkliefd, ontworteld valt." *)

König Leopold war dem Verstorbenen befreundet, und hatte ihn zum Ritter des Leopoldordens ernannt. Auch war Willems Mitglied des königl. niederländischen Instituts, sowie mehrerer niederländischen litterären Gesellschaften. Er hatte sonst keinen gelehrten Titel, keinen Rang, und darum vielleicht hat weder eine deutsche gelehrte Körperschaft noch ein deutscher Fürst jemals diesen belgischen Mann von echt deutschem Schrot und Korn zu würdigen und zu ehren gewußt. Doch nein, ich vergesse — und ver-

---

*) Wörtlich auf Hochdeutsch (das kräftige Wort eeuw fehlt; doorkliefd und durchklüftet sind dieselben Wörter, Klief gleich Spalte, Ritze):
So trifft der wild' Orkan den König von dem Wald,
Des breitgespreitete Kron' ein Urstamm mächtig stützte,
Der gegen Sturm und Glut die zarten Stauden schützte,
Und nun, durch einen Ruck durchsplitst, entwurzelt fallt.

bessere mich, damit Hr. Hofrath Thiersch voll loyalen Zornes mich nicht nochmals zurechtweise — die Münchner Akademie hat ihn, noch nicht ganz ein Jahr vor seinem Tode, zu ihrem Mitgliede ernannt! Ein Ausschuß hat sich gebildet, um das Andenken an Willems zu verherrlichen; sein marmornes Brustbild wird in dem öffentlichen Buchsaale der Genter Universität aufgestellt, ihm ein Denkmal in seinem Geburtsort und auf seinem Grabe errichtet, eine Gedenkmünze zu seiner Ehre geschlagen. Am schönsten aber wird er fortleben im Herzen des Volkes und in den Folgen seiner Wirksamkeit — dann noch, wenn die äußerlich glänzenderen Gestirne seiner Zeit und seines Vaterlandes längst verblichen sind. Und die bei ihm, der treu gefallen, stehn, sie können ihn nicht besser ehren, als daß sie sich an seinem Grabe heilig geloben: zu neuem Kampf auf seiner Spur!

„Kein Mausoleum wölbt in stolzen Hallen,
Pflanzt frische Zweige in der Heimat Flur,
Und schlingt daraus bei jedem neuen Lenze
Für's Grab des Heimatbarden grüne Kränze." *)

Unter den ältern und jüngern Männern die sich Willems würdig anreihen, nenn' ich zuerst den Geistlichen David, Professor der belgischen Geschichte und der vlämischen Litteratur an der katholischen Universität Löwen. Er ist ein Brabanter, steht in den Fünfzigen, und verbindet gründliche Kenntnisse mit ansprechendem Vortrage. Von seiner Monatschrift und seiner belgischen Geschichte war schon die Rede. David übt auf alle Niederdeutschen, die in Löwen studiren, großen Einfluß aus,

*) Von dem Zweige den Frau v. Plönnies auf Willems' Grab niedergelegt hat.

nicht bloß, weil er in seinen Vorträgen die Liebe zur Muttersprache zu nähren weiß, sondern auch als erster Vorstand der Studentengesellschaft für vlämische Litteratur, worin die Studirenden aller Fakultäten ihre Liebe für das Teutonische zu bethätigen Gelegenheit finden, und die in dem jungen Van Straelen einen unermüdlichen Untervorsitzer erkoren hat. Wo es auf Bewegung ankömmt, ist die Körperlichkeit der Streiter nicht gleichgültig. Bei David, einem stattlichen und „kluggebauten", d. h. etwas beleibten Manne, hat so wenig wie bei Willems ein reizbares Nervensystem die Oberhand, und darum waren sie beide wie geschaffen die Vermittler zu bilden zwischen dem unruhigen wühligen jüngern Geschlechte, das die Zügel der Unterdrückung gern mit einem Schlage zerbräche, und den Herrschenden, die aus der Ungeduld der Vlamingen selbst den Vorwand hernehmen möchten um den Zeitpunkt, wo ihnen Gerechtigkeit werden muß, noch so weit als möglich hinauszurücken.

Leider ein arger Hypochondrist, doch ein äußerst fähiger Kopf ist der berühmte Verfasser des durch die Commission über die Schreibung und Grammatik des Vlämischen ausgegebenen Berichts, Bormans, ein Limburger. Er steht den Fünfzigen nahe, und ist gegenwärtig wohl der tiefste Sprachforscher Belgiens und einer der vornehmsten Hellenisten Europa's. Seit häßliche Kabalen ihn von der Universität Gent verdrängt haben, ist er Professor der klassischen Litteratur an der Lütticher Hochschule.

Der früher schon erwähnte Jungherr Blommaert, ein angehnder Vierziger, von Haus aus Jurist, ist unter den gebornen Gentern der hervorragendste, überhaupt eines der ausgezeichnetsten Häupter der vlämischen Bewegung. Bereits im Jahre 1834 machte er sich vortheilhaft bekannt durch Herausgabe einer Vierteljahrschrift die „Letteroefeningen (Litteraturübungen)" unter

Mitwirkung einiger Freunde, aus der die ganze Richtung seines Geistes schon hervorleuchtet. Als Dichter schlicht und ernst, scheint er sich in seiner Sprache wenig um die Blumen und den Schmuck zu kümmern, womit Andere sich so gern umhängen. Sein Styl ist kurz, kraftvoll, sehnig, und jeder Vers hat ein vaterländisches Ziel. Blommaert besitzt eine ersprießlich wirkende Vorliebe für altgermanische Gesittung: er zuerst hat die Vlamingen mit der Edda und dem Niebelungenlied vertraut gemacht, von welchem letztern man nur ein Bruchstück von einer vlämischen Bearbeitung aus dem 13ten Jahrhundert kannte, das vor mehreren Jahren zu Gent aufgefunden worden. Von seinen Sammlungen altvlämischer Gedichte aus dem 12., 13. und 14. Jahrhundert, von seiner Chronikenherausgabe, seiner Bearbeitung einer allgemeinen Geschichte der niederländischen Volksstämme war die Rede. Körperlich wie geistig unterscheidet sich Blommaert von dem aus Dendermonde gebürtigen Dichter Van Duyse und dem jungen Antwerpener Sänger Van Ryswyck. Diese sind von etwas mehr als mittlerer Größe, behend und rasch in Worten und Gang, doch nicht immer bestimmt und scharf in ihrer Rede; Blommaert ist kurz von Gestalt, schwarzhaarig, und hat dunkelbraune Augen; leicht aufbrausend bei einem Hang zur Schwermuth, doch nicht Hypochondrist, ist er in allem Thun bestimmt und überlegt. Er war es, der im Vereine mit dem für's Vaterland so warm fühlenden tiefsinnigen Snellaert, dem Verfasser einer vortrefflichen Geschichte der vlämischen Litteratur und dem Begründer des Kunst- en Letterblad, im Jahre 1840 den König von dem allgemeinen Bittgesuch zu Abstellung der vlämischen Beschwerden benachrichtigte, und der mit seinem Namen die Umlaufbriefe an Bürgermeister, Pfarrer rc. von ganz Vlämisch-Belgien zeichnete.

Vor Van Ryswyck war Belgiens berühmtester Dichter der Advokat Van Duyse, jetzt Archivar der Stadt Gent, gleichfalls ein angehnder Vierziger. Seit mehr als zwanzig Jahren schon ist er bekannt; seine poetische Fruchtbarkeit ist sprüchwörtlich. Er besitzt ungleich mehr Belesenheit als Van Ryswyck, doch kann man nicht sagen, daß das Vielwissen gerade der Entwickelung seines eminenten poetischen Talents sehr günstig gewesen sei. Mit großer Leichtigkeit Verse bildend, ergoß seine Leier mit strömendem Klange sich bei jeder Gelegenheit, wo man der vlämischen Muse noch gern horchte, und ihm gebührt das Verdienst, daß er in den unglücklichsten Tagen des vlämischen Volkslebens in mancher Brust das Feuer der Liebe zur Muttersprache unterhalten half. Van Duyse lieferte Gedichtproben in fast allen Arten von Poesie, auch versuchte er sich einmal auf dem Gebiete der Prosa. Gegenwärtig befaßt er sich vorzugsweise mit Liedern für die auflebenden Sangvereine, wie er denn auch zu denen gehört, die sich das Zustandebringen des vlämisch-deutschen Sängerbundes mit Begeisterung angelegen sein ließen.

Ziemlich gleiches Alters mit Van Duyse und Blommaert sind die zwei Freunde Rens und Ledeganck. Beide waren schon vor der Umwälzung günstig bekannt, doch erlangte ihr Name später erst Gewicht. Im Jahre 1834 gründete Rens, unter Mitwirkung des damals vortheilhaft bekannten Devos, das litteräre Jaerboekje, eine Art Album, worin die jungen Dichter und Schriftsteller Proben ihres Talentes niederlegten, und das ein erstes Band ward, welches sie vereinte. Dieses Album wird in zahlreichen Exemplaren als Neujahrsgeschenk durch Flandern und Brabant verbreitet, und hat nicht wenig beigetragen, die Verfasser bekannt und geehrt und ihre Gedanken volksmäßig zu mamachen. Rens' Poesie ist immer kernig, sehnig, durchgehends

didaktisch, und macht seinem Herzen wie seinem Kopfe Ehre. Nachdem er in untergeordneten, nicht glücklichen Verhältnissen lange geseufzt, bekleidet Rens gegenwärtig ein ziemlich einträgliches Amt. Auch Karl Ludwig Ledeganck, wie Willems im Bauernstande 1805 in dem ostvlämischen Landstädtchen Eekloo geboren, war Beamter, zuletzt Generalinspector für den Volksunterricht in Ostflandern; auf seinem frühern Posten als Friedensrichter — 1835 ward er bei der Genter Universität zum Doctor promovirt — führte er das verdienstliche Werk aus, das bürgerliche Gesetzbuch in's Vlämische zu übertragen; von dem Ministerium Van de Weyer ward er auch zum aggregirten Professor in Gent ernannt. Seine Dichtung trägt das Merkmal gründlichen Studiums der Engländer, vorall Byrons, von dessen Werken er auch mehrere übersetzte. Diese Vorliebe für den Dichter der Zerrissenheit und Verzweiflung hing mit seinem siechen körperlichen Zustande zusammen; er starb an der Schwindsucht. Außer seinen kleineren Gedichten, unter dem Titel „Blumen meines Frühlings" 1839 herausgegeben, erschienen von ihm noch zwei größere: „Die Wahnsinnige (De Zinnelooze)" 1842, und „Das Schloß von Zomergem" 1840, welches letztere in Betreff sowohl des Inhalts als der Form ersteres überragt und das in jeder Litteratur eine ehrenvolle Stelle einnehmen würde. Endlich erschienen 1846 „De drie Zustersteden" von ihm, indem er jeder der drei vlämischen Hauptstädte, Brügge, Gent, Antwerpen eine Ode widmete. Im Jahre 1833 hatte die Staatsregierung einen Preis für den besten Gesang auf „Belgiens Unabhängigkeit" ausgesetzt und aus guten Gründen die vlämischen Dichter nicht ausschließen dürfen, so daß es zwischen der französischen und der vlämischen Poesie die Palme zu erringen galt. Merkwürdig genug, alle beider Sprachen Kundigen erkannten einstimmig den

vlämischen Stücken den weithin höhern poetischen Werth vor den französischen zu, ungeachtet diese Fürsprache fanden und das Vlämische unter den Füßen lag. Der nun schon heimgegangen. Ledeganck, der, ohne Mittel, nur aus eigenem Drange etwas geworden, errang in diesem Wettkampfe den ersten Preis. Der zweite ward Blieck zuerkannt, aus Werdick in Westflandern gebürtig, jetzt Notar zu Isegem. Dieser junge Mann ist von sanfter, etwas schwermüthiger Gemüthsart; alle seine Gedichte spiegeln ein reines Herz wieder. Auch war Blieck der erste, der mit Erfolg sich bemühte, die Ballade auf vlämischem Boden wieder aufzuwecken.

Die Lieblinge des vlämischen Volkes unter den Jüngern sind Heinrich Conscience*) und Th. Van Ryswyck, beide von Antwerpen gebürtig und dort lebend, beide ungefähr gleich alt, angehnde Dreißiger und ehmalige Kriegskammeraden. Der erste ist von mittlerer Gestalt, schwarzhaarig, etwas bleich von Aussehen, mit schwermüthigem Auge. Als Freiwilliger im belgischen Heere dienend, brachte er mit der poetischen Richtung seines Geistes es nicht weiter als zum Grade des Sergeantmajors. In's bürgerliche Leben zurückgekehrt (1837), schloß er sich der vlämischen Bewegung mit vollem Herzen an, und zog bald die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, sowohl durch seine poesievollen Schilderungen als durch den hinreißenden Vortrag in seinen Stegreifreden. Dann, wie es scheint, als Volksmann in all' seinen Aussichten getäuscht, verschwand er auf einmal vom Schauplatze öffentlicher Wirksamkeit und gab sich der Blumenzucht und Gärt-

*) In Deutschland spricht man diesen Namen, seines französischen Ursprungs halber, häufig auch französisch durch die Nase aus, in Flandern dagegen, wie der Vlaming selber, niederdeutsch mit dem Ton auf der ersten Silbe etwa wie Kónscienz.

nerei hin, bis er, wie man sagt, mit Hülfe des Hrn. Rogier, der lange beliebter Gouverneur von Antwerpen war und Conscience's Talente achtete, zum Secretair der wieder aufgerichteten Antwerpener Akademie der bildenden Künste mit einem Jahrgehalt von 2400 Franken ernannt ward. Conscience war der erste in Belgien, der einen Roman schrieb. Sein Erstlingswerk „Im Wunderjahr (1566)" ward mit ungewöhnlichem Beifalle aufgenommen, sein Ruhm schwoll nun fortwährend an, bis „der Löwe von Flandern" in drei Theilen erschien — ein Werk, das ihm den Lorbeer auf die Stirn setzte. Seitdem hat er keinen historischen Roman mehr geschrieben und sich hauptsächlich auf Skizzen aus dem Volksleben beschränkt, unter denen einige echt niederländische Genreschilderungen, z. B. „Was eine Mutter leiden kann" und „Wie man Maler wird" für meisterhaft gelten können, die denn auch so gefielen, daß man von ihrem Absatze wirklich gesagt hat: sie seien nicht ausverkauft, sondern ausgefochten worden. Diese vlämische Stillleben hat der Fürstbischof von Breslau, Diepenbrock, ein Westfale von Geburt, in's Hochdeutsche mit dem Hauch ihrer Frische und Naivetät übertragen; auch erscheint in Münster eine Sammlung ausgewählter Schriften von Conscience in guter hochdeutscher Übersetzung. „Der Pilgrim im Osten" ist eine Mymering oder Träumerei, worin die süßesten Töne und oft wehmüthige Empfindungen eines Dichters das Herz zerschmelzen. In seiner illustrirten Geschichte Belgiens — sie ist mit 200 Platten bereichert — entzückt dieselbe hinreißend schöne Sprache, die so nur aus einer echt vaterländisch gesinnten Brust entströmen kann. Weit entfernt als Gelehrter prunken zu wollen, ist es ihm in diesem Werke allein darum zu thun, das Volk für die Thaten, den Ruhm und die Sprache seiner Väter zu begeistern. Er hat sich tief im Herzen seiner Landsleute eine Stätte bereitet, ein

Zauber hängt an seiner Feder, der „das Volk anzieht, seine Worte wie Honig aufzusaugen.*)“

Was Hendrick Conscience in der Prosa, ist Theodor Van Ryswyck in der gebundenen Sprache, der Liederdichter, der junge Zauberer, der durch seine Verse zu begeistern und mit fortzureißen weiß. Es war im Kriegsgeräusche der ersten Jahre der Umwälzung, daß Van Ryswycks Muse ihre kunstlos schönen Töne zuerst erklingen ließ. Wenn von irgend Jemand, mag man von ihm sagen, daß sein Herz allein singt: er ist ein lauteres, frisches und geistvolles Naturkind, und Niemand in der Welt denkt weniger daran, mit Wissen und Gelehrtheit zu prunken, als er. Bei einem Wortstreit einst mit einem andern Dichter, der schier alle Poeten der Welt in ihren Quellen kennt, erklärte er mit argloser Aufrichtigkeit: nie habe er den Homer gelesen. Groß ist bereits die Zahl seiner Gedichte, in welchen man, wie von einem Geiste zu erwarten ist, der noch nicht gelernt hat, seinen unbändigen Flug zu zügeln, neben erhabenen Gedanken und hochpoetischen Bildern oft auf fast drollige Wendungen oder Gemeinplätze stößt und wie aus dem Himmel auf die alltägliche Erde herabgeschleudert wird. Züge dieser launigen Phantasie, die freiich oft zum grillenhaften Spielen mit dem Schönen wird, finden sich, mit einzelnen Ausnahmen wie von „Onze Vader“, mehr oder minder in allen seinen frühern Gedichten, besonders in den „Eigenaerdige Verhaelen“, auch selbst in seinem schönen „Eppenstein“**), und sie stören oft plötzlich die Illusion; doch werden sie

*) König Leopold hat neuerdings H. Conscience zum Lehrer seiner Söhne in der vlämischen Sprache und Litteratur ernannt. Natürlich kam das der französisch gesinnten Presse in Belgien sehr ungelegen, und daß diese auch in der deutschen Journalistik nachhallt, ist leider ein alter Jammer.

**) „Eppenstein, eene berymde legende. Antwerpen 1840.“ Eine reich poetische Bearbeitung einer bekannten nassauischen Volkssage, die in der Nähe

von Manchen, die Laune und Selbstironie ganz aus der ernsten Poesie verbannen und zwischen den verschiedenen Arten der Dichtung starre Schranken ziehen möchten, gewiß viel zu hart getadelt. Er erinnert in dieser einen Hinsicht mitunter an Heinrich Heine. Doch werden jene possirlichen Übergänge und Wendungen von Van Ryswyck nicht gesucht, um pikant zu sein, er bleibt stets natürlich, und vergebens haben Andere gestrebt, selbst hierin ihm nachzufolgen. Der echte Volksdichter wird geboren, er geht lebendig aus dem Volke hervor und in dasselbe zurück, er lebt in dem, was das Herz des Volkes bewegt und seine Saiten klingen dessen Gefühle. So ist Van Ryswyck der Dichter-Vorfechter der vlämischen Opposition, man könnte ihn den vlämischen Beranger nennen, jedes Lied, das die Zeitverhältnisse seiner freigebigen und reichen Ader entlocken, macht ungesäumt den Zug durch's Land und hallt aus jedem Munde wieder. Und wie er dichtet, so ist auch ganz der Mensch! Dieselbe feurige Natur, dieselbe offene Hingebung und Innigkeit, derselbe unbändige Herzensdrang, dabei die feine schlanke Gestalt, die geistvollen Züge und Augen voll Glanz und Seele, aus deren tiefer Schwärmerei doch zugleich der heitere Schalk hervorguckt! Mir bleibt der Abend unvergeßlich, den ich mit Van Ryswyck in den weiten hohen leeren Hallen seiner Wohnung, die altkirchlichen Gebäuden in einer abgelegenen Gasse Antwerpens anzugehören schien, beim Gläserklang verlebte — ich war wie in eine andere Welt versetzt, wo die phantastischen Zauberbilder des nordischen Kunstgenius lebendig

---

des Rheins spielt. Van Ryswyck wechselt darin mit dem Versmaße ganz nach seinem Gefühle, wie Van Lennep sagt:

Ja, 'k min haar teer, myn vryheid; licht te veel:
Geen regelmaat, geen voorschrift kan my dwingen.
'K ontwoelde my den breidel: 't blyft myn deel,
Om onverlet en onbeperkt te zingen.

werden wollten, mich umgaukelten nebelhafte Gestalten und romantisch verschlungene Räthsel, die sich auf Augenblicke jedoch dem Schleier entwanden. — Im Jahre 1844 gab Van Ryswyck einen Band Balladen heraus, die nach dem Urtheile Vieler seine meisten frühern Dichtungen in Schatten stellen und die zeigen, daß er noch in voller Entwickelung begriffen ist und eine größere Zukunft verheißt. Wie schön sind „Marnix van Sint Aldegonde" und „Karel de Stoute", wie lieblich das „Wilmientje bede", obwohl dies kleine Gedicht eigentlich keine Ballade ist! Das belangvollste Stück vielleicht ist „De Duivelenladder", doch macht es z. B. einen seltsamen Eindruck, wenn der kleine, vom Grafen Sibo mißhandelte und weggehetzte Fürst der Gnomen, Rache schnaubend, nach seiner Mergelgrube eilt, und der Dichter dies nach den Zornesausbrüchen also beschreibt:

En knagend op zyn 'scherp gebit
Doorliep hy bui en vlaeg;
De koude drong hem door het lyf,
De regen door zyn kraeg.

Schön gedacht ist das Gedicht „der Tod des Generals Van Merlen auf dem Schlachtfelde von Waterloo," in dessen Schlußversen der Sänger von sich selber ausruft:

Maer dit bezweer ik by myn leven,
O Belgen! die nog Belgen zyt;
Dat ik den kamp niet op zal geven,
Dat ik 't verderf zal tegenstreven,
Het dagen blyf ten bloedgen stryd:
Breng, dit in d'afgrond der ellende
Uw lyden echter niet ten ende:
Het zy verzachting voor de smart;
Diep wil ik de verbastring wonden,

En ieder schot haer toegezonden,
Is my een drukkend wigt van 't hart.

Fast in gleichem Alter mit Van Ryswyck und in der Humoristik mit ihm wetteifernd, doch ihn nicht erreichend, ist der Dichter Rolet de Brauwere aus Seeland. Er hat eine Reise durch Scandinavien und einige Theile Rußlands gemacht und sie poetisch beschrieben. Auch hat er im Jahre 1840 einen epischen Versuch „Ambiarix" in die Welt gesandt, obschon seine Neigung der Humoristik sich zuwendet. Er gehört zu den wenigen vlämischen Schriftstellern, die für reich gelten; seine Erziehung hat er zu Gent erhalten und wohnt jetzt in Brüssel.

Seitdem die belgische Lesewelt mehr Schriften in der Muttersprache zu genießen angefangen, ist die Novellistik lawinenartig angeschwollen. In diesem Fache machten sich noch bemerklich Van Kerkhoven aus Antwerpen, der mit Beifall trauliche Schilderungen aus dem Familienleben entwirft *), Ronsse aus Audenaerde, Ecrevista zu Eeklo und Baron Jules de St. Genois, Bibliothekar der Genter Hochschule, die alle drei den historischen Roman bebauen. Noch vor wenigen Jahren schrieb Baron St. Genois ausschließlich französisch, in welcher Sprache er in den ersten Jahren der Revolution seine Studien gemacht hatte, wie die meisten jungen Männar. Doch besaß er zu viel Einsicht und Vaterlandsliebe, um nicht bald zu begreifen, daß allein das vlämische Element die Grundsäule der volklichen und staatlichen Selbständigkeit Belgiens werden kann, und hiervon durchdrungen zögerte er nicht, sich der vlämischen Bewegung mit Muth und Eifer anzuschließen. Mit Blommaert, seinem edlen Blutsverwandten, hat er bereits viel beigetragen, das in den höhern

*) Van Kerkhoven hat sich vor kurzem durch ein Pamphlet gegen einige der wackersten Vlamingen traurig berühmt gemacht.

Ständen zu Gent noch gegen die Muttersprache herrschende Vorurtheil zu beseitigen. Auch auf andere französisch schreibende Schriftsteller wirkte sein Beispiel günstig ein; so befasst sich gegenwärtig Felix Bogaerts, einer der vorzüglichsten französischen Schriftsteller Belgiens, mit Herausgabe vlämischer Novellen unter dem Titel „Die alte Zeit in Belgien."

Das litteräre Jahrbüchlein von 1839 brachte eine Zusprache an die vlämischen Dichter in Versen, welche die größte Hoffnung für das poetische Talent Joh. Alfried De Laets, des Busenfreundes von Conscience, erweckte. Nicht lange jedoch fuhr De Laet fort, seine reichen Gedanken mit einem Reimkleid um zu hängen, er zog die Novelle vor; am bekanntesten ist sein kunstvolles Werk „Das Haus von Wesembeke", eine Episode aus dem niederländischen Freiheitskriege gegen Spanien. Als Publicist und Herausgeber von Vlaemsch-Belgie kennen wir ihn bereits. Seit De Laet sich von der politischen Presse zurückgezogen, hat er nicht gefeiert, und mit Vergnügen sind wir ihm wieder auf dem Felde der Novellistik begegnet, wo er neben Conscience eine würdige Stelle behauptet. Beide Schriftsteller haben viel mit einander gemein, selbst was den Reiz der einfach schönen Form betrifft, beide haben sich gleich eifrig Volksbildung, Bekämpfung schädlicher Vorurtheile, Erweckung und Läuterung des Volksbewußtseins als die sittlichen Zwecke ihrer Schriften gesetzt; während aber bei Conscience inniges Gefühl und entzündende Begeisterung vorwalten, treten bei De Laet mehr Gedanke und Tiefschau hervor. Mich hat De Laet's letzte Schrift „Het Lot. Eene schets van Vlaemsche dorpzeden. Antwerpen 1846," sehr angezogen; es führt uns vlämische Dorfsitten, Bräuche und Vorurtheile in Form einer Erzählung vor, und wir erkennen daraus, daß in dem vlämischen Landvolke noch ein tüchtiger Kern sittlichen

Ernstes lebt. Die Moral ist: wer sich in ihm selbst und in seiner Liebe, in seinem Hause und in seiner Genossenschaft zusammenhält, nur der hat übrig, wovon er in der Noth die Fülle nehmen und wieder ausgeben kann. Vielleicht wäre De Laet der rechte Mann, die bürgerlichen Zustände in Belgien nach allen ihren Seiten wahr und lebendig darzustellen, damit den französischsüchtigen Staatsmännern und Deputirten endlich einmal die Augen aufgingen. Jene Schrift lehrt auch manche Dialecteigenheiten um Antwerpen kennen, und wir stoßen auf vollschlagende Kernausdrücke; ein alter Lebensspruch finde hier seine Stelle:

Die geld en goed ten houlick wint,
Met 't meysken dat hy vryt en mint,
Is trouwens een gelukkig man.
Maer nog een beter lot gewan,
En ryker is hy nog getrouwd,
Wiens vrouken veel van sparen houdt.*)

Übrigens muß ich unumwunden gestehn, daß ich De Laet doch lieber wieder auf dem publicistischen Felde als auf dem novellistischen wirksam sähe, denn dort thut die Arbeit mehr Noth, dort bietet sich für seine Kräfte eine höhere Wirksamkeit, und ich kann nicht umhin, auch hier die Hoffnung auszusprechen, daß die Zeit nicht fern sein möge, wo Vlaemsch-Belgie unter seinet Leitung wieder ersteht.

Von Alters her werden die vlämischen Frauen wegen ihrer Sittsamkeit und häuslichen Tugenden gepriesen, und diesen Ruf

---

*) Wer Geld und Gut in's Haus gewinnt,
Mit 'm Mädchen, das er freit und minnt,
Ist traun wohl ein beglückter Mann.
Doch noch ein bess'res Loos gewann,
Und reicher noch ist der gesellt,
Des Frauchen viel auf Sparen hält.

verdienen sie im Allgemeinen noch immer, trotz der verderblichen Wirkungen der französischen Gouvernanten und noch mehr des französischen Pensionats, die Conscience mit so abschreckenden, doch treuen Farben schildert. Sie waren, was das deutsche Weib immer sein und bleiben soll, die alte Hausehre und Hüterin derselben, die Pflegerin des wachsenden Glücks und des stillen Friedens, die Hausherrin und Wirthin, die sich treu an den Mann lehnt, der von den Mühen und dem Kampfe des Lebens in das stille Glück des Hauses zuückkömmt, und welche Tugend und Vaterland, alles Innigste und Heiligste in die Herzen der Söhne und Töchter hineinhauchen muß. War ihnen sonst jedoch Muße gegönnt, so griffen sie am liebsten zur Palette, und an Talent für Malerei, mit Musik vielleicht die am meisten weibliche Kunst, hat es dem schönen Geschlecht in Belgien nie gemangelt. Die Geschichte der Kunst nennt mehrere vlämische Malerinnen, z. B. Margarethe, die Schwester der Van Eyck, und Lievine Bennings, die Heinrich VIII. gleichzeitig mit unserm Holbein an seinen Hof zog; auch gegenwärtig führt manche belgische Frau, wie die Gattin des Bildhauers Geefs, mit Verdienst den zwar farbenreichen doch keuschen Pinsel. Indeß hat die französische Lectüre allmählich eine andere Richtung in der vornehmen Frauenwelt, die gewöhnlich mehr der Mode als der Sitte zu huldigen pflegt, hervorgerufen. In einem Lande, wo es noch zum sogenannten guten Ton gehört, eine fremde Sprache über die eigene zu schätzen, wird diese in der Regel die wenigste Verehrung bei den Frauen der eleganten und koketten Gesellschaft finden — es ist eben der Eitelkeit und Schwäche des Geschlechts, die selten durch echte Bildung geleitet wird, zu gut zu halten. Inzwischen finden sich auch schon zahlreiche Ausnahmen, und manche ausgezeichnete Frau beweis't durch die That, daß die Muttersprache in ihrem

Munde der echten weiblichen Würde und der liebenswürdigsten Erscheinung nicht den mindesten Abbruch thut. Unter den Frauen, die als vlämische Dichterinnen Ruhm erworben, nimmt Marie Doolaeghe aus Dixmude in Westflandern den ersten Platz ein. Ein einfaches Mädchen wuchs sie im väterlichen Hause auf, als ein naher Freund den poetischen Schwung ihrer Seele dadurch zu nähren suchte, daß er sie auf das Studium der Muttersprache und der niederdeutschen Dichtung hinlenkte. Ihre Poesie hängt voll zarter duftigen Blüten, sie ist ganz Gefühl, ohne alle eitle Prunksucht, aber stolz und trutzig wenn sie vom Vaterlande singt. Seit mehreren Jahren hat sie unter ihren Geschlechtsgenossinnen glückliche Nachfolge gefunden, besonders an Frau Courtmans, der Gattin eines sehr verdienstvollen belgischen Schullehrers, die unter Anderm Maria Theresia besungen, an Frau van Ackere, der Verfasserin der „Madelieven (Gänseblümlein)", und an Fräulein D'Huyghelaere, der Tochter eines der betagtesten vlämischen Dichter. Der lyrischen Stimmung dieser vlämischen Frauen gegenüber haben die Wallonen, bezeichnend genug, an Madame Gatti de Gammond eine mit Geist begabte, modern überspannte socialistische Schriftstellerin.

Ich würde hier noch viele Namen aufzuzählen haben, wenn ich alle die ehrenwerthen Männer nennen wollte, die sich um die Muttersprache und deren Anbau verdient gemacht haben, ja die auch mitunter außer Landes günstig bekannt sind, wie, um nur ein Beispiel anzuführen, der Alt-Rathsherr bei dem Brüsseler Gerichtshofe, Cannaert, der das tüchtige Werk „Beiträge zur Kenntniß des alten Strafrechts in Flandern" geschrieben hat, von dem mehrere Auflagen vergriffen sind. Nur allgemein will ich noch drei wichtige Klassen thätiger Männer hervorheben, die zusammen eine unersetzbare heilsame Wirksamkeit auf das Volk

ausüben: die würdigen Geistlichen, die in gebundener wie ungebundener Sprache, meist in der Stille und tiefsten Zurückgezogenheit, beschäftigt sind, um die Gemeinde zu erbauen und zu unterrichten, dabei aber nicht minder mit Herz und Seele für die vlämische Bewegung zu wirken; sodann die große Zahl Lehrer an den mittlern und Elementarschulen, deren in gleichem Sinn verfaßte Schriften in allen Händen sind; endlich die vielen Mitarbeiter an vlämischen Blättern, unter denen vielleicht kein einziger gefunden wird, der nicht die innigsten und lautersten Gefühle für sein Volkthum nährt. —

Treten wir jetzt denn noch einmal an den Grabhügel des Mannes hinan, der durch seinen Auferstehungsruf und seine fast vierzigjährigen unausgesetzten Anstrengungen all dieses Leben im Vaterlande hat mit wecken und verbreiten helfen. Wir zollen ihm unsere innigste Verehrung, und Thränen der Bewunderung, der Rührung, des Dankes fließen ihm nach. Was spricht von diesem heiligen Hügel nicht alles mahnend auch zu dem ganzen deutschen Vaterlande! Was Ein Mann für sein Volk zu leisten vermag, wenn er äußerm Glanze und äußern Vortheilen zu entsagen weiß, wenn Tugend, Wahrheit, Liebe ihn beseelen — hier können wir es lernen! Hier haben wir ein leuchtendes Vorbild! Und von dieser Stätte mahnt es weiter auf's eindringlichste: erkennet euch, ihr Deutschen alle, und haltet zusammen! Hegt Eintracht, ihr Brüder, im Süden und Norden, im Westen und Osten, laßt ab von der alten Zwietracht, dem Neid, Haß, den Angeiferungen und Nergeleien um Nichts und Wiedernichts, was alles nur aus unreinem und untreuem Herzen entspringt; nur in eurer Eintracht liegt eure Kraft, liegt eure Größe, liegt eure Zukunft!!

Willems' klingende Stimme ist nun im Vaterlande ver-

stummt. Sein Tod war ein herber Schlag für die vlämische Sache, der in allen deutschen Landen schmerzhaft mitempfunden wurde. Ach, möchte dieser Verlust nicht zu schwer auf den Vlamingen liegen! Doch seht, auf die geweihte Stätte ist ein Kranz gesenkt, ein Leichenkranz, der nicht verwelken wird. Er duftet so lieblich, und spricht tröstend uns zu, und stärkt unsere Hoffnung.

Willems' Tod machte einen um so mehr erschütternden Eindruck, als er ganz unvorbereitet in den Streit hereinfiel, der aller Vlamingen Kräfte für Erkämpfung ihrer natürlichen Rechte fordert. Dr. Snellaert erzählt in seiner Grabrede, worin er mit der geheiligten Empfindung der innig trauernden und verehrenden Freundschaft Willems als Mensch, als Freund, als Vlaming, als Schriftsteller würdigt: als er wenige Augenblicke nach seinem Verscheiden in eine zahlreiche Versammlung junger Vlamingen gestürzt sei und die Worte hab hören lassen: „der Valling ist todt!“ — — — — da sei keiner von ihnen noch eines Gedankens, eines Gefühls mächtig gewesen, sie hätten ihn mit entsetzten Augen angestarrt, wie wenn ihnen der böse Feind erschienen. Es war die Empfindung, die sie alle unvorbereitet traf, von der großen Lücke, die der Tod in ihren Freundesring gerissen, von dem schmerzlichen Verluste, den das Vaterland, den Kunst und Wissenschaft erlitten hatten. Doch hierbei blieb es nicht, die wackeren Männer erholten sich bald von ihrer Bestürzung. Willems' Grabstätte sollte kein Feld der Entmuthigung werden, sondern ein Feld, auf dem die Saat zu neuer Begeisterung, zu frischer That keimt und aufsprießt. Das erste Gefühl war der Schrecken des Todes, das zweite mächtigere: ihm nacheifernd, den Tod wie er zu sterben. Dies spricht sich in allen Reden, Gesängen und Liedern bei der Bestattungsfeier aus, die man

nicht ohne Rührung und ohne schöne Hoffnungen für Belgiens Zukunft verfolgen kann; so endet z. B. Tollens sein Trauerlied an Willems' Grabe:

„Wy zweren, 't eens ons ward te maken,
Het wederzien in de eeuwigheid.
Wy zweren, wy die achterbleven,
Hoe hoog daar ginds uw woning zy,
Van ver uw opvaert na te streven,
Te stryden om als gy te leven,
En om te sterven, — rein als gy *).“

Nichts spricht für die Zukunft der vlämischen Sache stärker als die Gewißheit, daß selbst Willems' Tod, wie schmerzlich auch, ihr nicht mehr schaden, vielmehr nur als neuer Sporn dienen kann. Das hat Prudenz van Duyse gefühlt, wenn er singt:

„De hand des Heeren heeft de letterlamp verdoken,
Die jaren flonkerde voor onze Vlaemsche Zaek;
Maer nog, nog heft (hebt) zich daer zyn voorbeld tot een baek (Leuchthurm),
En, als 't de Heere wil, is wêer die lamp ontstoken.“

Freilich bleibt, wie viel schon geschehen, mehr noch zu thun übrig, und dazu bedarf es der vereinten befeuerten Kräfte der Vlamingen, sowie der vollen Theilnahme und thätigen Anerkennung ihrer Strebnisse durch das deutsche Gesammtvaterland, welchem Zwecke diese Schrift dienen soll. Doch über den Zufall, über Glücksfälle ist die vlämische Sache längst hinaus; sie hängt, nun sie zur Volkssache erstarkt ist, nicht mehr von der Persön-

*) „Wir schwören uns einst des Wiedersehens in der Ewigkeit werth zu machen. Wir schwören, wir, die hier zurückblieben, wie hoch dort jenseits Deine Wohnung sei, aus der Ferne Deinem Aufgange nachzustreben, zu streiten, um wie Du zu leben, und um zu sterben — rein wie Du.“

lichkeit Einzelner ab, wie bedeutend sie sich darstellen. Ja, wir fühlen und vergewissern uns eben aus den Erscheinungen, die Willems' Tod begleiten, daß die vlämische Bewegung bereits eine große und mächtige nationale Angelegenheit geworden ist, daß sie feste unrottbare Wurzeln in dem zahlreichen und kräftigen Mittelstande geschlagen hat, der ihr den Sieg nicht mehr entreißen läßt, und daß sie anhebt, auch die übrigen Stände nach oben und nach unten zu durchdringen. Diesen Trost, diese Überzeugung — der schönste Lohn seines Lebens — hat auch Willems mit in die Grube genommen. O, wer hätte vor zwölf Jahren, als er mit seinen wenigen Freunden noch allein dastand, sich scheinbar nutzlos abmühend in Wort und That, von der Regierung selbst verfolgt — wer hätte damals auf solchen Erfolg gehofft, auf solchen Wiederklang der vaterländischen Sache in allen Herzen? Wahrlich, keinen schönern Beweis hat unsere Zeit aufzustellen, daß auch sie noch für andere Dinge sich den Sinn erhalten hat als für rein materielle, daß sie noch sittlich Großes und Schönes zu vollbringen vermag!

Willems' irdisch Theil ward am Morgen des 29. Junius 1846 mit einer Pracht und einer so allgemeinen Theilnahme bestattet, wie Gents Jahrbücher kein zweites Beispiel aufweisen. Nicht bloß schaarten sich diejenigen, welche er auf die Bahn der Ehre gelenkt, zu seiner Todtenfeier, nicht bloß die Gelehrten, Dichter, Künstler, auch die edle Stadt Gent selbst, ja ganz Vlämisch-Belgien trauerte durch Abgeordnete der größern Städte, von deren Bannern schwarze Schleier wallten, an seiner Bahre. Der Stadtrath bot seine bewaffnete Macht in vollem Schmucke, die Militairbehörde ihre Kriegsmusik für den Zug auf; alle Gilden und Vereine mit ihren Wappen und Fahnen schlossen sich in unabsehbarer Reihe demselben an. Die Leiche ward von

Mitgliedern der Gesellschaften „De tael is gansch het volk,“ „die Fonteinisten“ und „Taelyver en Vroedermin“ getragen, das Bahrtuch von den Vorsitzern dieser und der Antwerpener Genossenschaft „Olyftak“ gehalten; unmittelbar bei der Feier hatten sich die vlämischen Gesellschaften von Brüssel, Antwerpen, Löwen, Brügge, Oudenaerde, Kortryk und andere vertreten lassen. Und nicht Belgien allein trauerte an dem Grabe des großen Mannes, denn nachdem funfzehn Reden und Gedichte theils von seinen nächsten Freunden, theils von Abgeordneten anderer Städte gesprochen worden, und als die jüngern Vlamingen auf dem erstarrten Gebeine desjenigen, den sie ihren Vater nannten, den Eid der Eintracht bekräftigt hatten, da streuete noch Jemand aus der Menge Dichtblumen mit einer Eichenkrone auf das Grab im Namen zweier edlen hochdeutschen Frauen.

Die Muse Flanderns aber neigte tief auf ihn die Leier und wand über seinem Grabe einen Leichenkranz, der vielleicht seines Gleichen nicht hat. Ein trauerumflortes Heft der in Antwerpen erscheinenden Monatsschrift „De Vlaemsche Rederyker“ (Jahrgang 1846) bringt diesen „Lykkrans“ mit dem Motto: „Die unerschrockenen Freunde des Lichts, das endlich auch dort durchdringt, wo die listigsten Kunstgriffe es abzuhalten suchen, die Pfeiler der Freiheit, deren Zungen durch keine Zwingherrschaft gefesselt, deren Bestrebungen zuletzt durch keine Gewalt vereitelt werden können — diese großen Männer haben sich selbst bereits die Gedenksäulen aufgerichtet, nicht bloß in der unparteiischen Geschichte, sondern in der wirklichen Veredlung und Befreiung der Menschen.“ Auch finden wir dort einen Brief des preußischen Gesandten in Brüssel, R. v. Sydow, an einen vlämischen Schriftsteller, worin er seine Theilnahme an Willems’ Hingang ausspricht und den Aufschub einer Reise nach Gent beklagt, der

ihn der Gunst beraubt habe, den Verstorbenen persönlich kennen zu lernen. Seine Gefühle, sagt v. Sydow sehr wahr, würden in der ganzen Ausdehnung des deutschen Vaterlandes von allen Denen getheilt, die in Willems den mit den herrlichsten Erfolgen bekrönten Verfechter der Wiederbeseligung eines edlen deutschen Sprachstammes liebten und verehrten. Wie so oft im Leben Freude und Schmerz, mischten sich auch jetzt die Jubeltöne, welche in Köln eben noch die vlämischen Dichter und Sänger begrüßt, mit dem Trauerrufe aus Gent. Möchten beide nun zum Ruhme dessen, der zu seinem Ursprung zurückgekehrt, zusammenwirken, um das von ihm begonnene Werk vollenden, die junge vlämische Litteratur kräftigen und die Ehre, Würde und den Glanz der niederdeutschen Sprache für alle Zeiten befestigen zu helfen. Diese Hoffnung sei sein Trost. — Unter denen aber, die den Leichenkranz gewunden, wie Rens, Van Ryswyck, Van Boekel, Tollens, Van Duyse, Snellaert, befinden sich auch der Nordniederländer Rietstap und die deutsche Dichterin Frau von Plönnies. Ja gewiß,

„De rouw van Noord en Zuid smelt zamen,
Die over hem gejammert wordt!"

Ich kann nicht umhin, den Schluß aus der Grabrede Snellaerts, in dessen Gemüthe der Verstorbene so ganz lebt, hier anzuführen. Nachdem er Willems noch als Mensch und Gatte gewürdigt — sein eheliches Glück ist zum Sprüchwort geworden — nachdem er die liebreiche Mittheilsamkeit hervorgehoben, womit er den Thau der Wissenschaften verbreitete und das Gefühl für alles Edle und Schöne in der Seele Jedes weckte der ihm nahte, sowie die Hingebung, die ihn alles, Gesundheit und äußeres Glück opfern ließ, nicht weil er eigenen Ruhm suchte, sondern den Ruhm, die Ehre und das Glück des Vaterlandes;

nachdem er hervorgehoben, daß eben um dieser seiner Tugenden willen auch seine Stimme so eindringlich, so mächtig bei Freund und Feind geworden, schließt er also: „Diese Stimme ist uns genommen, sie schweigt, und nun erst wird der Vlaming so innig als sein Feind fühlen, was wir in Willems missen — den Stamm um den das frischfarbige Rankgeblüm sich fröhlich schlingt, den besonnenen und überlegenen Verstand, der unsern jugendlichen Ungestüm gegen den Feind leitete. Die Stimme schweigt — — — Nein, sie ist uns entrückt, um unter den Schutzgeistern des Vaterlandes ihren Ehrenplatz einzunehmen. Von dort, aus dem blauen Gewölbe, sieht Willems auf unsere Wirksamkeit nieder; von dort spricht er zu uns, zu seinen Kindern — von Eintracht, von Abwendung unserer Ohren vom verlockenden Geschmeichel des Feindes. Ach ja, Brüder! uns thut es noth, durch festen Aneinanderschluß das zu vereinigen, was Willems in sich selber vereint besaß — umfassende Einsicht, Verstand. Beschwören wir hier, mit dem Knie auf seiner Asche, während wir sein kühles Gebein mit einer letzten Liebesthräne noch erwärmen, beschwören wir hier die Eintracht, und wünschen wir für uns was Gott ihm verlieh, das Glück, sterben zu dürfen für die Rechte der Sprache, für das Land."

So muß es sein! So wird der Entschlafene fortwirken unter den Wachenden — der Todte leben unter den Lebenden — so wird Willems auferstanden sein mitten unter ihnen!

Wie aber durch die Schicksale der Weltalter und der Welttheile ein Dunkles waltet und geht, gleichsam eine Gewalt Gottes, so waltet und geht es auch durch das Schicksal eines einzelnen Volkes, und seine Bewegung allein, keine andere, ist eine wahre, eine gestaltende Bewegung.

Das Verhältniß der vlämischen Bewegung

zu Deutschland

und Vermittelungswege zwischen ihnen.

„Duitschland uw' oneeningheid
Ramp en onheil u bereidt;
Duitschland eensgezind, vertrouwd,
Zich in g'luk en heil aenschouwt."

Auf dem Wege zur ersten Germanistenversammlung in Frankfurt, die den Erwartungen wohl jedes unbefangenen Theilnehmers entsprochen und ihm die Hoffnung eingeflößt hat, aus diesem deutschen Vereine viel Gutes und Schönes entsprießen zu sehen, kam mir der flüchtige Gedanke über obigen Gegenstand, wenn sonst die Umstände sich dazu schickten, einige fromme Wünsche auszusprechen, die mir schon lange auf dem Herzen liegen. Es unterblieb aus verschiedenen Gründen, besonders deshalb, weil der kurze Zeitraum von drei Tagen bereits mit der Durchsprechung sehr erheblicher Wissensgegenstände, die das innere und öffentliche Leben des großen Gesammtvaterlandes unmittelbar angehn, ausgefüllt war, und weil sich über dieselben Stimmen vom hellsten Klang in allen deutschen Marken vernehmen ließen, deren Aussprüche fester Überzeugung gewiß tief in die Gemüther eingedrungen sind. Gern bescheidete ich mich des Zuhörens und Lernens, wie denn jede derartige Versammlung sich in Redner und Hörer abtheilt, obgleich auch dieser Theil der Versammlung keineswegs bloß empfangend war, vielmehr die Rolle des Chorus

mit innig lebendiger Theilnahme durchführte, in dem sichern Bewußtsein, daß die Bestrebnisse Aller doch auf unser deutsches Volk, sein Recht, seine Sprache und die Förderung seiner Wohlfahrt gerichtet sind. Es waren drei herrliche Tage, unvergeßlich für Jeden, der den Verhandlungen, die freilich durch den todten Buchstaben ohne den geistigen Odem, der die Gesellschaft elektrisch durchströmte, bei aller Darstellungskunst nicht ganz wiedergegeben werden könnten, unbefangen anwohnte, nur Aufbauung in seinen Bestrebnissen und einen ehrlichen Gewinn für's Vaterland suchend. Sie schafften dem deutschen Geiste eine Befriedigung, belebten seine Hoffnungen, stärkten seinen Muth. Der Germanistenverein hat sich die Aufgabe gestellt, über das abstracte Wissen an sich hinauszukommen und es in seinen, das Volk am meisten berührenden Zweigen mit dem Leben zu vermitteln, ohne doch in's Gebiet der eigentlichen Politik einzugreifen, was freilich bei einer freien Verfassung in Deutschland eine sinnlose Beschränkung wäre — etwa, wie wenn man den Gelehrtenversammlungen in England die Politik verbieten wollte — und hoffentlich auch bald bei uns als eine kleinliche und überflüssige Schranke wird betrachtet werden. Der höchste Zweck, der wahre Ruhm aller Wissenschaft ist gerade die Befruchtung des Lebens, die Förderung der Volkswohlfahrt, vorzüglich durch Befreiung des Bewußtseins vom Drucke der Materie, von Gewalt und Vorurtheilen, ohne welche Befreiung nach keiner Seite Heil. In diesem Geiste seine allgemeine Aufgabe begreifend, sind auch die besondern Zwecke des Germanistenvereins volksgemäß und von umfassender Wichtigkeit. Längst fordert die öffentliche Meinung in entschiedenem Einklange mit dem Gefühl und dem gesunden Sinn des Volkes, daß unsere Rechtszustände geläutert, vereinfacht, geeint und von der vorwiegenden Herrschaft

des römischen Rechts befreit werden, das germanischen Sitten, besonders dem Stoffe nach, so wenig entspricht. Statt der Zweiherrschaft römischen und deutschen Rechts, statt getrennte, bald römische, bald germanische Institute im Rechte der Gegenwart zu unterscheiden, will man vielmehr das ganze vorhandene Recht in seiner Einheit begreifen und erkennt die Zurückführung desselben auf eine einheimische, volksgemäße Grundlage als Bedürfniß, indem man festhält, daß das römische Recht, wie wichtig auch für die wissenschaftliche juridische Bildung, nur in so weit gelte, als es durch Gewohnheit oder Gesetz in einzelnen Beziehungen aufgenommen, also einheimisch geworden ist. Ebenso wird die richtige Würdigung und eine zeitgemäße Wiedererweckung alter germanischen Einrichtungen, die häufig gerade in ihrer Urheimath der Ungunst der Umstände erlegen waren, während sie anderwärts zum Heile der Länder aufblühten, wie hinsichtlich des Gemeindelebens, der altdeutschen Gerichtsverfassung mit Öffentlichkeit und Mündlichkeit, des Geschwornengerichts, dessen Quelle der germanische Norden, überhaupt aber des öffentlichen Tagens und Richtens, mehr und mehr allgemein als wünschenswerth erkannt. Wie viel von altgermanischen Einrichtungen in der Verfassung und im bürgerlichen Leben, mit Berücksichtigung der neuen Zeitverhältnisse, wiedererstehn kann, ist nicht vorherzubestimmen; wissenschaftliche Aufgabe des Vereins aber ist auch in dieser Hinsicht, wie bezüglich Sprache und Dichtung, die deutsche Vergangenheit und Gegenwart in ihrem Zusammenhange zu begreifen, und das Große und Werthvolle, was wir hatten oder jetzt besitzen oder doch besitzen sollten, zum allgemeinen Bewußtsein zu bringen. Das kann natürlich nur an der Hand deutscher Sprach-, Geschichts- und Rechtsforschung geschehen, nur in der hohen und wissenschaftlichen Ausbildung dieser wichtigen

Gegenstände auf deutschem Lebensgebiete, wie das römische Recht und die klassischen Sprachen ihrerseits sie gefunden haben. Nirgends sonst als in unserer Volksentwickelung liegt zuletzt die Befreiung auch unserer Rechtszustände von der Herrschaft einer fremden Rechtswissenschaft und eines fremden Rechts; Gleiches gilt in Bezug auf die Herrschaft fremder Litteraturen. Wir werden daher fortan auf germanisches Recht und germanische Sprachen die Mühe und den Fleiß hinzuwenden haben, die bisher den klassischen und selbst den romanischen Studien zu Theil wurden; ja ohne Versündigung an dem Geist und der Zukunft unseres Volkes ist die billige Forderung nicht zurückzuweisen, daß deutsche Geschichte, Sprache und Litteratur nicht länger auf unsern hohen und niedern Schulen verabsäumt werden. Die Vorliebe für das bisher vorzugsweise gepflegte Fremde muß theilweise zum Opfer gebracht werden, das Vaterländische will sein unverjährbares Recht in allen Richtungen, in der Schule und Erziehung wie im Leben des Volkes geltend machen.

Wer fühlt nicht gleich, daß in allen jenen Beziehungen die Zwecke der Germanisten einen Boden und die nämliche Grundlage mit den Bestrebnissen der Vlamingen haben, daß sie in einem Kern und Mittelpunkt zusammentreffen? Nichts aber eint Einzelne wie Stämme mehr, als, bei naher Blutsverwandtschaft, Gleichheit der Gesinnung und der Bestrebungen. Somit erscheint der Germanistenverein gleichsam ein prädestinirtes Organ zur geistigen Vermittelung zwischen Vlämisch-Belgien und Deutschland. In Frankfurt begrüßten wir Niederländer, Kurländer, Dänen und Schweden und wurden durch den erregenden Gedankenstrom, der uns umwogte, fortwährend an das große Vaterland erinnert, über dessen Grenzen sich die Natur selber in den Zungen der Völker ausspricht, welche deutsch bleiben, selbst wenn ihnen viel-

leicht zufällige Umstände mehr als innere Nothwendigkeit den Gebrauch einer andern als der gemeinsamen Schrift zugetheilt haben. Dies ist vor allen der Fall mit den nördlichen und südlichen Niederlanden des Westens, in mancher Hinsicht freilich beklagenswerth für sie wie für uns — für sie, weil ihnen das Verständniß einer großen Litteratur und Geistesentwickelung erschwert wird; für uns schon darum, weil ein lebendiger Schriftzusammenhang mit einem großen Staatskörper immer dazu beitragen wird, die weithin gestreckten Glieder desselben vor dem Aufgehn in einer andringenden fremdartigen Nationalität zu wahren. Überhaupt aber hat Deutschland immerhin an den vlämischen Bestrebnissen ein hohes mehrfaches Anliegen: ein wissenschaftliches, weil halbverschollene deutsche Sprachschätze und langvergessene Sprachdenkmale wieder an's Tageslicht gelangen und alle Forschungen und Entdeckungen der Niederländer auch uns zu gute kommen; ein sittlich volkthümliches, weil es ein schöner, unserer Nation würdiger Ehrgeiz ist, der Herrschaft ihrer Sprache, dem Einflusse ihres Geistes so große Ausdehnung als möglich gewinnen zu sehen, und weil es erhebend ist, die entferntesten Zweige des alten Volksbaumes, trotz ihres Jahrhunderte langen Benagtwerdens durch fremde verderbliche Einflüsse, wieder frisch ausschlagen und grünen zu sehen; endlich auch ein politisches, weil Deutschlands Macht nur gewinnen kann, je lebendiger das germanische Element an den Küsten der Nordsee, nach welchen die sehnsüchtigen Blicke der französischen Seepolitik sich beständig richten, und an den Grenzen Frankreichs sich entwickelt.

Im Zeitalter der Reformation ward jene Trennung im Gebrauche der Schrift, vorbereitet durch die politischen Verhältnisse, eine Thatsache. Sie fand nämlich — und das ist wohl zu beherzigen — im Grunde nicht zwischen dem Süden und Norden,

sondern zwischen den östlichen und den westlichen Stämmen niederdeutscher Mundart statt, indem jene damals allmählich die Schrift, die zunächst nur ihnen angepaßt war, gegen die hochdeutsche aufgaben, in welcher die meisten Flugschriften der deutschen Reformatoren und Luthers Bibelübersetzung geschrieben waren, und die allmählich den Vortheil bot, vom fernsten deutschen Osten bis zum fernsten Süden gültig zu sein, während die Niederländer bei ihrer eigenen bereits sehr entwickelten Schriftsprache beharrten und sich so von dem Gange der allgemeinen deutschen Litteratur absonderten. Hiezu trug die fremde Herrschaft bei, indem die burgundischen und spanischen Fürsten die Niederlande mehr und mehr vom Reiche abzuwinden suchten, nicht minder wirksam aber die eigene frische Entwickelung, in welcher die Niederlande damals in Bezug auf Gewerbe und Politik wie auf Kunst begriffen waren, und die ihnen eine große selbständige Zukunft zu verheißen schien. Auch darum, weil die Niederlande von der Reformation mehr durch das Kalvinerthum als durch das Lutherthum ergriffen wurden, hatten sie nicht den Anlaß, an jener Bewegung, kraft welcher die übrigen niederdeutschen Lande der hochdeutschen Büchersprache sich anschlossen, ihrerseits Theil zu nehmen. Sie maßen sich Stärke genug zu, sich auch in Hinsicht auf Sprache zwischen zwei mächtig anziehenden größern Massen, Deutschland und Frankreich, frei schwebend zu halten. Dieser Versuch ist im Grunde keinem der beiden Theile, in welche Niederland sich spaltete, besonders eben wegen dieser neuen schwächenden Trennung, gelungen, wenn auch der Republik der sieben nördlichen Provinzen, die durch Kraftentwickelung mancher Art, was ihr an Ausdehnung fehlte zu ersetzen wußte, mehr als dem vlämischen Niederland, wo schon in den Tagen der glänzenden burgundisch-französischen Hofhaltung die südnachbarliche

Sprache und Sitte in gewissen Schichten der Bevölkerung Eingang gewonnen hatte. Überhaupt überwogen, wie aus den damaligen traurigen politischen und litterären Zuständen Deutschlands leicht erklärlich ist, die Anziehungskraft und der Einfluß Frankreichs bedeutend, selbst in Holland. Dieses Übergewicht steigerte sich denn endlich bis zu einer völligen politischen Verschlingung Belgiens und Hollands durch Frankreich — beiden zum Beweise, daß ihre eigene getrennte Kraft doch zu ihrer Selbständigkeit und zur nachhaltigen geistigen Entfaltung ihres Volkes nicht ausgereicht hatte, und daß ihr vollständiger Abbruch vom deutschen Reiche in letzter Folge ein Unglück für sie, ein allgemeiner beklagenswerther Fehler war, den man füglich zu geeigneter Zeit, wie in den Jahren 1814 und 1815, hätte zu verbessern suchen müssen.

Wer aber trägt die Schuld dieser ganzen traurigen Trennung und Entfremdung? Wer hebt den ersten Stein auf gegen den Andern? Ich glaube kein Theil hat dem andern viel vorzuwerfen, beide haben sich selbst anzuklagen. Es war eine unglückselige Zeit, die von den Religionskriegen bis zum Vertrage von Campo Formio im Jahre 1797, wo der Kaiser endlich die österreichischen Niederlande an Frankreich abtrat und sich selber bemühte, von dem deutschen Reichstage die vollkommene Vernichtung des Augsburger Bundesvertrags von 1548 zu erlangen, der Belgien bis dahin noch immer an den Reichskörper der deutschen Nation knüpfte. Von allen Seiten sind während dieser langen Zeit viele und große Fehler begangen, und diese Fehler sind auch hart gebüßt worden. Inzwischen hat das deutsche Reich eher Belgien, als die Belgen das deutsche Reich verlassen.

Werft einen Blick auf die alte vlämische Hauptstadt Brügge, wo einst die stolzen Schiffe der stolzesten Städte des Südens und Nordens vor Anker lagen und ihrer Aufträge harrten, auf diesen vor-

sondern zwischen den östlichen und den westlichen Stämmen niederdeutscher Mundart statt, indem jene damals allmählich die Schrift, die zunächst nur ihnen angepaßt war, gegen die hochdeutsche aufgaben, in welcher die meisten Flugschriften der deutschen Reformatoren und Luthers Bibelübersetzung geschrieben waren, und die allmählich den Vortheil bot, vom fernsten deutschen Osten bis zum fernsten Süden gültig zu sein, während die Niederländer bei ihrer eigenen bereits sehr entwickelten Schriftsprache beharrten und sich so von dem Gange der allgemeinen deutschen Litteratur absonderten. Hiezu trug die fremde Herrschaft bei, indem die burgundischen und spanischen Fürsten die Niederlande mehr und mehr vom Reiche abzuwinden suchten, nicht minder wirksam aber die eigene frische Entwickelung, in welcher die Niederlande damals in Bezug auf Gewerbe und Politik wie auf Kunst begriffen waren, und die ihnen eine große selbständige Zukunft zu verheißen schien. Auch darum, weil die Niederlande von der Reformation mehr durch das Kalvinerthum als durch das Lutherthum ergriffen wurden, hatten sie nicht den Anlaß, an jener Bewegung, kraft welcher die übrigen niederdeutschen Lande der hochdeutschen Büchersprache sich anschlossen, ihrerseits Theil zu nehmen. Sie maßen sich Stärke genug zu, sich auch in Hinsicht auf Sprache zwischen zwei mächtig anziehenden größern Massen, Deutschland und Frankreich, frei schwebend zu halten. Dieser Versuch ist im Grunde keinem der beiden Theile, in welche Niederland sich spaltete, besonders eben wegen dieser neuen schwächenden Trennung, gelungen, wenn auch der Republik der sieben nördlichen Provinzen, die durch Kraftentwickelung mancher Art, was ihr an Ausdehnung fehlte zu ersetzen wußte, mehr als dem vlämischen Niederland, wo schon in den Tagen der glänzenden burgundisch-französischen Hofhaltung die südnachbarliche

Sprache und Sitte in gewissen Schichten der Bevölkerung Eingang gewonnen hatte. Überhaupt überwogen, wie aus den damaligen traurigen politischen und litterären Zuständen Deutschlands leicht erklärlich ist, die Anziehungskraft und der Einfluß Frankreichs bedeutend, selbst in Holland. Dieses Übergewicht steigerte sich denn endlich bis zu einer völligen politischen Verschlingung Belgiens und Hollands durch Frankreich — beiden zum Beweise, daß ihre eigene getrennte Kraft doch zu ihrer Selbständigkeit und zur nachhaltigen geistigen Entfaltung ihres Volkes nicht ausgereicht hatte, und daß ihr vollständiger Abbruch vom deutschen Reiche in letzter Folge ein Unglück für sie, ein allgemeiner beklagenswerther Fehler war, den man füglich zu geeigneter Zeit, wie in den Jahren 1814 und 1815, hätte zu verbessern suchen müssen.

Wer aber trägt die Schuld dieser ganzen traurigen Trennung und Entfremdung? Wer hebt den ersten Stein auf gegen den Andern? Ich glaube kein Theil hat dem andern viel vorzuwerfen, beide haben sich selbst anzuklagen. Es war eine unglückselige Zeit, die von den Religionskriegen bis zum Vertrage von Campo Formio im Jahre 1797, wo der Kaiser endlich die österreichischen Niederlande an Frankreich abtrat und sich selber bemühte, von dem deutschen Reichstage die vollkommene Vernichtung des Augsburger Bundesvertrags von 1548 zu erlangen, der Belgien bis dahin noch immer an den Reichskörper der deutschen Nation knüpfte. Von allen Seiten sind während dieser langen Zeit viele und große Fehler begangen, und diese Fehler sind auch hart gebüßt worden. Inzwischen hat das deutsche Reich eher Belgien, als die Belgen das deutsche Reich verlassen.

Werft einen Blick auf die alte vlämische Hauptstadt Brügge, wo einst die stolzen Schiffe der stolzesten Städte des Südens und Nordens vor Anker lagen und ihrer Aufträge harrten, auf diesen vor-

maligen Stapelplatz der Erzeugnisse aller Länder und selbst der Schätze des fernen Indiens, wo siebzehn Königreiche ihre Factoreien und zwanzig fremde Höfe ihre Minister hatten! Wer hat sie ihres Glanzes beraubt? Einer der schwächsten und unbedeutendsten deutschen Kaiser, Friedrich III., der aus seinem funfzigjährigen Schlaf auf dem Throne nur dann und wann halb erwacht zu sein scheint, um in's Blaue um sich zu schlagen. Die aufrührerischen Zünfte von Brügge hielten seinen Sohn, ihren Regenten und nachmaligen Kaiser Maximilian, eingesperrt und trotzten dem Reichsheere und dem päbstlichen Banne, bis Maximilian ihnen auf offenem Markte knieend und entblößten Hauptes schwur, sich in ihren Willen zu fügen und die Beleidigungen, die ihm widerfahren, zu vergessen. Der edelmüthige Max hielt sein Wort, doch sein Vater nahm für ihn Rache, und statt die übermüthige Stadt zu bestrafen, hat er sie vernichtet und dadurch Flanderns Kraft, die so oft für sich allein der Schrecken Frankreichs gewesen war, geschmälert und für immer herabgedrückt. Indem der deutsche Kaiser Brügge's Hafen sperrte, ihre Privilegien und Freiheiten aufhob, ihren Handel zerstörte, riß er einen der reichsten Juwelen aus der Krone seines Enkels, schwächte die Hansa, untergrub eine der Schutzmauern Deutschlands gegen Frankreich und trug nicht wenig dazu bei, den englischen Handel empor zu bringen. Kein späterer Kaiser oder deutscher Fürst hat dieses unsinnige Verfahren seines Vorgängers wieder gut zu machen verstanden.

Als die Niederlande sich gegen die Tyrannei der spanischen Herrschaft und Philipps II. mit mächtiger Anstrengung erhoben, da sahen sie sich vom Reiche und selbst von allen protestantischen Fürsten im Stich gelassen; außer einigen benachbarten Edelleuten aus Berg, Cleve, Mark 2c. rührte sich keine Faust für ihre

Freiheit. Die südlichen Niederlande geriethen in die schwierigste Lage: auf der einen Seite unterwarfen sich die Wallonen wieder an Parma, während auf der andern die nördlichen Provinzen die Utrechter Einigung schlossen; von den einen halb verlassen, von den andern verrathen, mußten die Vlamingen ihre Stärkten und Festungen nach einander in die Hände des Feindes fallen sehen. Dennoch blieb noch lange nachher Aller Wunsch und Streben auf ein nationales Bestehn von ganz Niederland gerichtet, worüber die Archive von Ostflandern belangreiche Zeugnisse besitzen. Ja, dem Wohle Deutschlands brachten sie noch manche Opfer dar, sogar unter der spanischen Regierung, wo sie sich unter anderm bereit erklärten, die Russen aus Lief- und Esthland von der Ostsee vertreiben zu helfen, um, wie sie schrieben, „das gebildete Europa gegen die Gefahr der barbarischen moskowitischen Zwingherrschaft zu sichern."

Bei manchen spätern Gelegenheiten, selbst noch in der jüngsten Zeit, haben Belgen ihr Blut für Deutschland und das österreichische Haus verspritzt. Gegen Napoleon stritten noch mehrere Tausend Belgen unter Österreichs Fahnen, bei Leipzig floß ihr Blut für Belgiens Befreiung, obschon Landsleute ihnen gegenüberstanden, auf Napoleons Zwanggebot. Oft hat Erzherzog Karl, der Sieger von Aspern, die Tapferkeit hervorgehoben, welche seine belgischen Soldaten bei verschiedenen Gelegenheiten an den Tag legten. In den Befreiungskämpfen schlossen sich namentlich die Vlamingen voll Begeisterung der Sache der Völker an; Graf de Lens ordnete aus eigenen Stücken eine bewaffnete Macht und wirkte zu dem Frieden von 1814 thätig mit. Im Jahre darauf erwarteten die Belgen den Feind auf der Landesgrenze und trugen, wie Wellington durch ein glänzendes Zeugniß anerkannte, nicht wenig zu dem Siege von Waterloo bei.

Wie auch König Leopold schon mit hoher Auszeichnung in den Befreiungskriegen gegen das Fremdjoch gefochten, haben wir vor kurzem noch aus den „Erinnerungen eines alten Soldaten“ vom General Freiherrn v. Rahden erfahren. „Wenn in den Tagen nach der Schlacht (von Kulm), erzählt er, der Kaiser Alexander und unser ritterlicher König bei den Truppen vorüberkamen und von denselben jubelnd begrüßt wurden, wiesen unsere Soldaten immer mit Fingern auf einen ganz jungen Obersten oder General und Adjutanten des Kaisers, welchen die allgemeine Stimme als denjenigen bezeichnete, der zum Gewinn der Schlacht an beiden Tagen besonders viel beigetragen haben sollte. „„Sieh, sieh Bruder! den jungen schönen Prinzen, mit dem schmucken Lockenhaar, der kwam neulich gerade zur rechten Zeit mit seinen Tragunern und Kürassieren. Es ist noch gar à junges Blut, und doch schon so brav und muthig.““ Das Lob des gemeinen Soldaten, welcher, beiläufig gesagt, immer das treffendste und sicherste Urtheil besitzt, galt dem Prinzen Leopold von Coburg, jetzigem Könige der Belgen.“ — —

Kurz, wir Deutschen haben unsern vlämischen Brüdern nichts vorzuwerfen, daß sie von uns getrennt erscheinen. Aber stehn sie wirklich uns noch so fern? „Im gegenwärtigen Augenblicke — so ruft uns eine Stimme in Vlaemsch-Belgie zu — erinnert sich das wiedererwachte niederdeutsche Belgien von neuem lebhaft des alten Zusammenhangs, noch einmal steht es da für das große deutsche Volk, das seit den Tagen der Hohenstaufen nicht so mächtig, so in sich einig gewesen ist, wie jetzt. Hohe volkthümliche Gedanken und festes Vertrauen auf die Zukunft bewegen und erwärmen alle deutschen Gemüther, frische Lebenssäfte steigen in der deutschen Eiche auf und treiben neue Blüten hervor, saftiger ist ihr Grün, herrlicher ihre Entfaltung.“ In der

That, die Vlamingen haben ihren deutschen Sinn, ihre deutsche Natur in Kunst und Dichtung von neuem kund gethan, sie haben ihr deutsches Herz, ihre Zuneigung zu uns bereits wieder bethätigt. Als im Jahre 1840 sich Kriegsgewölke zusammenzog und der französische Ruf nach der Rheingrenze wieder stärker erscholl, da weckte die damalige deutsche Stimmung den lebhaftesten Anklang in ihnen und sie standen auf unsrer Seite, entschieden und fest. Selbst in deutschen Bundeslanden ist das Rheinlied von Niklas Becker wohl nirgens volksbeliebter geworden als in Flandern und Antwerpen; nicht bloß ist es übersetzt, sondern auch vielfach nachgeahmt worden. Die Schelde und die Maas, die Sprache, sogar der belgische Löwe von Waterloo, der um den Franzosen zu schmeicheln zerstört werden sollte, wurden Gegenstand von Gedichten im Sinne des Lieds: „Sie sollen ihn nicht haben."

Zy zullen hem niet hebben
Den vryen duitschen Ryn,
Zo lang an Schelde's Boorden
Er vlaemsche vuisten zyn!

Andrerseits wuchs allmählich auch die deutsche Theilnahme für die vlämische Bewegung. Noch vor sechs oder sieben Jahren konnten die Vläminge sich mit Recht über die Gleichgültigkeit der Deutschen beklagen, wir schienen für ihre Sache kein Herz zu haben. Damals konnte man hundertmal in den französisch geschriebenen belgischen Blättern spöttische Bemerkungen lesen wie: die sogenannte vlämische Litteratur werde nie über das eigentliche vlämische Land hinausdringen, nie zu Belgiens Ehre und Ruhm beitragen, nie werde die spießbürgerliche Stimme der Vlamingen anderswo klingen noch Widerhall finden, als in ihren engen vier Pfählen. Sie urtheilten wie sie es begriffen, und wie selbst Deutsche

urtheilten, denen die Mittel fehlten jene klangvolle Stimme zu verstehn. Dies hat sich in den letzten Jahren geändert, wozu besonders Deutsche, die sich mit den vlämischen Bestrebungen bekannt gemacht hatten, auch die „Freie Presse" beitrugen, deren Stimmen nicht mehr echolos hinhallten. Mehr und mehr widmeten deutsche Zeitschriften dem wackern Ringen der Vlamingen ihre Theilnahme, wie namentlich die Allgemeine Zeitung, einige rheinische Blätter, Wolfgang Menzels Litteraturblatt, Kuranda's Grenzboten, Dullers Vaterland und andere. Besonders in dem Belgiens deutschem Stamm am nächsten verwandten Norden lauschte man mit immer größerm Vergnügen den Tönen, die erst so sachte und schüchtern, dann lauter und mächtiger herüber klangen und in die Herzen drangen. In Holland, obschon es sich auf sein klassisches Niederdeutsch noch gar sehr steifte, war man gleich Anfangs von denselben angenehm überrascht worden, und dieses Erstaunen war schnell zur innigsten Theilnahme übergegangen. Man fühlte in Nordniederland einen frischen poetischen Hauch aus dem Süden wehen, schon darum weil die Vlamingen, an die reine Schriftsprache des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts anknüpfend, nicht wie die Holländer sich in eine steif conventionelle Litteratur nach dem Schnitte der französisch-klassischen eingewickelt hatten. Dies führte auch dort zum Kampfe gegen die bräuchlichen steifleinenen oder verknöcherten Formen. Gingen demnach einzelne holländische Dichter und Publicisten anderen Deutschen in Anerkennung der vlämischen Sache voran, so haben allerdings auch die Nordniederländer in volklicher wie staatlicher und handelsmännischer Hinsicht das unmittelbarste Anliegen an dem Bestand belgischer Unabhängigkeit, und das sah schon Bilderdyk so gut ein, daß er an einer Stelle singt:

Dan sterft de aloude naam, de naam van Nêerland uit,
Zoo Belg en Batavier, de hand niet samen sluit.

Gegenwärtig jauchzen alle Völker deutschen Ursprungs den vlämischen Bestrebungen zu, und an den Ufern der Themse und Donau wie an denen der Ost-, Nord- und Südersee steigen die Wünsche für ihren glücklichen Ausgang zum Himmel. Besonders aber folgt Deutschland jetzt jeder Wendung, jedem Fortschritt der vlämischen Bewegung mit unverwandtem Blicke, und dankbar erkennen das die Vlamingen an, denn immer beglückt Theilnahme, wenn sie auch den Eifer nicht noch erhöhen kann. „Welch' feurige Wünsche für das Glücken unserer Anstrengungen," rief Vlaemsch-Belgie in einem seiner letzten Blätter mit Stolz aus, „schlagen uns überall aus dem Herzen Deutschlands entgegen! O viel weiter bringt bereits, voller, reicher tönt und strömt schon die vlämisch-belgische als die französisch-belgische Litteratur! Oder ist es nicht so? Während jene Europa an unser altes Volksleben, unsere ehemalige höhere Unabhängigkeit, an die schönsten Zeiten unseres Ruhmes erinnert und uns in seiner Achtung emporhebt, erweckt diese höchstens den Gedanken, daß Belgien noch ein französisches Departement abgeben könne. Nein, das vlämische Wort bleibt nicht ohne Widerhall, jede unsrer Bemühungen wird in Nordniederland, in Deutschland gewürdigt, jeder unsrer Schritte aufgezeichnet, und die brüderliche Aufnahme von Vlaemsch-Belgie in den breiten Ring der deutschen Presse bildet für uns keinen geringen Beweggrund, daß wir den mühsamen, oft so qualvollen Streit gegen romanische Übermacht muthig und ungeschwächt fortführen. Auch hat man uns öfter schon aus den entlegensten Gauen Deutschlands ein herzliches Wort zugerufen, wie z. B. folgenden — gewiß aus deutscher Brust gequollenen — Brudergruß aus dem Fichtelgebirge an die Vlamingen:

„Es lauscht das Ohr auf jedes liebe Zeichen,
Das Auge schweift nach jedem heim'schen Ort —
O hört, da schallt durch langes tiefes Schweigen
Fernher ein schönes krafterfülltes Wort,
Ein Bruderruf! Er schlägt an unsre Herzen;
Ja, Brüder, ja, wir reichen Euch die Hand
Hoch über Berg und Thal! In Freud' und Schmerzen
Schließt eng Euch an an's schöne Mutterland.

An's Mutterland! Bebt nicht bei diesem Namen
Die frohe Brust, schlägt nicht das Herz Euch kühn?
Ja, diese Liebe wirft den schönsten Samen,
Aus dem der Menschheit schönste Thaten blühn!
Euch schwellt die Brust das unbezwinglich' Sehnen,
Ihr blickt um Euch! Es scheint, Ihr steht allein!
Doch nein, Ihr wollt an's Mutterhaus Euch lehnen,
Und wir, wir freu'n uns, Brüder Euch zu sein!

Wir freuen uns! O gebt uns fest die Hände,
Wie wir sie fassen fest und bruderwarm!
Manch' Mutterkind, ach, fühlt die fremden Wände
Und steht, wie eine Waise, liebearm!
Im West und Süd, im Ost, im fernen Norden,
Viel sind der Brüder, die von gleichem Blut,
Und die uns sind wie Fremdlinge geworden,
Davongeführt durch wilder Zeiten Flut.

Wir, die wir hier am Mutterherzen wohnen,
Wir sahen wunschvoll oft nach ihnen aus,
Es möchte unsre Bruderliebe lohnen

Ein Sehnblick nach dem mütterlichen Haus.
Und wenn alsdann in steigendem Verlangen
Das Bruderherz uns übermächtig schwoll,
Da wollte oft die Brust angsttraurig bangen:
Nie werde ihr der treuen Liebe Zoll!

Wir blickten auch nach Euch, Ihr deutschen Brüder —
Ihr wollt es sein; wir haben Euer Wort,
Und dieses sei des Bundes starker Hüter,
Hier sei es wahr, und wahr auch sei es dort!
Vlamingen denn, die Hand zum Bruderzeichen,
Schlagt in die feste liebewarme Hand!
Und laßt mit uns das Flehn zum Höchsten steigen:
Gott schütze unser deutsches Vaterland!"

Wird somit das Verhältniß der vlämischen Bewegung zu Deutschland allmählich ein herzinniges, so ist es doch noch von zarter Natur und will schonend berührt werden. Die vlämischen Blätter finden noch manchmal Gelegenheit sich über die den hochdeutschen Händedrücken beigegebenen Ermahnungen etwas zu verwundern, und sie hatten bisher nicht etwa bloß darüber den Kopf zu schütteln, daß die Deutschen in ihren belgischen Berichten fortfuhren, gute deutsche Ortsnamen sowie gelegentlich die Namen der Straßen in Gent, Antwerpen, Brügge, Brüssel französisch zu schreiben, nicht wie das Volk, sondern wie die hohe Staatspolizei, z. B. Tirlemont statt Thielen, Mons statt Bergen, Franchimont statt Frankenberg, Arlon und Martelange (im Luxemburgischen) statt Arlen und Martelangen, Thionville statt Diedenhofen, Mariemont statt Martenberg, ja wohl gar Léau statt Leeuw, Louvain statt Löwen. Diese Unart verschuldet weniger Franzosentollheit,

wie Blücher diese Seelenkrankheit nannte, sondern eben nur die Unkenntniß jener in der eigenen Sprache vorhandenen Ortsnamen. Überhaupt haben die Vlamingen in Deutschland, wenn nicht mehr mit Ungunst und Gleichgültigkeit, so doch noch mit Mißverständnissen, mit schiefer Auffassung der belgischen Zustände und mit thörichten hochdeutschen Zumuthungen zu kämpfen, denen lediglich Unkunde zu Grunde liegt. Während man diesseits sich selber um das Niederdeutsche wenig kümmerte, als sei es eines ernsten Studiums gar nicht werth, machte man den Vlamingen doch einen Vorwurf daraus, daß sie bei ihren Bestrebungen sich entschieden auf ihre uralte Volkssprache und deren Litteratur, und nicht gleich auf die deutsche Hochsprache stützen, daß sie nicht alles spornstreichs verhochdeutschen wollen.

Abgesehen davon, daß solches doch nicht so im Fluge geht, thun sie meines Erachtens auch sehr weise daran, sich in dieser Hinsicht nicht zu überstürzen und ihre große Sache, die nicht bloß für heut' und morgen ist, in eine falsche Stellung rücken zu lassen, wie unter der holländischen Regierung. Vorerst muß ihnen alles daran liegen, das eigenthümliche Leben und den Geist ihres Volkes wieder aufzurichten, und das kann schlechterdings nur mittelst der Volkssprache geschehen; erst wenn diese in ihre Rechte eingesetzt, und so gestützt schon auf einer volksmäßigen Entwickelung, können sie sicher und hoffnungsreich näher mit uns anknüpfen. Jetzt lernen, der staatlichen Verhältnisse wegen, natürlich mehr Vlamingen französisch als hochdeutsch, und obgleich jenes eine fremde Sprache für sie, bietet sich ihnen doch mehr Gelegenheit dar sie zu üben als unsere Schriftsprache, und es lohnt sich auch mehr. Wie will man dem gemeinen Manne noch das Erlernen, das Lesen und Schreiben einer Sprache aufzwingen, die bei dem jetzigen traurigen Zustande des deutschen

Volksunterrichts in Belgien ihm so gut wie fremd ist? Wo soll er die Mittel dazu hernehmen, und hätte er diese gefunden, wo soll er, der seit früher Jugend von seiner Hände Arbeit leben muß, die Zeit dazu finden?

Ich erinnere hier an einen langen Aufsatz über Belgien in der Minerva. Trotz einem Franzosen fällt der Verfasser über die vlämische Litteratur sowie über diejenigen her, die sie in Belgien und Deutschland unterstützen, wie wenn sie ein gefahrvolles Staatsspiel spielten und zuletzt doch nur eine Thorheit förderten. Das Streben der Vlamingen nach Zustandebringung einer eigenen Litteratur könne zu gar nichts führen! Wenn die Belgen Frankreich nicht angehören wollten, so möchten sie hochdeutsch schreiben; nur eine „hochdeutsch-vlämische Litteratur" sei möglich. In ähnlicher Weise haben sich früher vielfach Stimmen in der Europa, in der Kölnischen Zeitung, hat sich selbst Kuranda, obschon sehr mild, in seinem Buche ausgesprochen, und dabei auf die wenigen Millionen Vlamingen hingewiesen, deren Sprache der hochdeutschen überdem so nahe verwandt sei, daß sie selbst nimmer Schwierigkeit gefunden, sich mit ihnen zu verständigen. Vlaemsch-Belgie hat darauf (Nr. 144 vom 16. Juni 1844) etwas kräftig geantwortet: alles das sei nur gedankenloses Nachstammeln (gedachtelos nagestamel) dessen, was die Franzosen und die Affen der Franzosen in Belgien sagten. Die Franzosen hätten, wenn sie sagten, die Belgen müßten entweder französisch oder hochdeutsch schreiben, ihre guten Gründe; denn sie wüßten recht wohl, daß die Zahl Belgen die hochdeutsch verständen, in gar keinem Verhältnisse stehe zu der Zahl Belgen die französisch sprächen und schrieben. Gälte jener Grundsatz, so wäre Belgien von Stund an eine französische Provinz. Das Vlämische sei eine Brücke zum Hochdeutschen. Gut! Doch für

jetzt sei es Wahnwitz, das ursprüngliche vaterländische Niederdeutsch in Belgien durch das Hochdeutsche verfangen zu wollen, das, im Beginne mindestens, von den Landeskindern ja schwerlich würde verstanden werden. Ein solches Beginnen wäre durch und durch Narrheit.

Diese Antwort erscheint auf dem objectiv-vlämischen Standpunkte, dem die hochdeutschen schulmeisterlichen Zurechtweisungen widerlich sein müssen, kerngesund, und ich begreife vollkommen, daß Vlaemsch-Belgie in dem Verfasser des erst erwähnten Aufsatzes zwar keinen listigen Feind der deutschen Sache im Allgemeinen, doch ein blindes Werkzeug solcher listigen Feinde sehen, und in allen Fällen die Herausgeber der Minerva bedauern konnte, daß sie 60 Blattseiten solchem politischen „Schuljungengewäsche (schooljongenspraet)“ eingeräumt hatten.

Gewiß, ist der vlämische Zweig des germanischen Baumes erst wieder im frischen Grünen, so wird er sich auch mehr und mehr wie von selbst des Zusammenhangs mit dem großen Stamme bewußt werden, und gern auch aus ihm Säfte zu seiner schönern Entfaltung ziehen. Dieser natürliche Trieb, diese zwanglos aus dem Streben selbst hervorgehende Neigung tritt bereits in den neuen vlämischen Dichtungen entschieden hervor; ja, das Brechen des fremden Geistesbannes, das Lösen der eigenen deutschen Mutterzunge, im beseligenden Hinblick auf ein großes Germanien, kann seiner Natur nach nicht anders sein als ein Wiederanknüpfen und Anlehnen an das deutsche Element überhaupt. Ebenso gewiß aber ist: nur durch den Provinzialismus, nur durch den Anbau der niederdeutschen Sprache kann sich das deutsche Bewußtsein in den vlämischen Provinzen Belgiens wieder erheben, nur an ihm kann es ranken und erstarken und in das gesammtdeutsche Leben aufgehn. Der umgekehrte Weg, näm-

lich mit Vernachlässigung der Volkssprache den Vlamingen unsere Hochsprache, die dann eben ihnen natürlich fremd erscheinen würde, ohne weiteres aufbürden und einprägen zu wollen, müßte gänzlich vom Ziele abführen und könnte nur der Franzosen Gespötte herausfordern. Jawohl, wir würden dann zwar einige überflüssige hochdeutschschreibende und hochdeutschthümelnde vlämische Schriftsteller haben — vielleicht sogar eine Art „hochdeutsch-vlämischer Litteratur" — aber das vlämische Volk würde sich darum den Henker scheren, ihm würde nicht aus seinem sittlichen Elend geholfen sein, und es würde sich dann wahrscheinlich noch eifriger als jetzt auf das Französischlernen werfen.

Drum störe man die frischen gesunden Bestrebungen der Vlamingen nicht durch derlei voreilige Zumuthungen und verschone sie besonders mit leerem Wortgeschwall von deutscher Spracheinheit und Allgemeinheit, die wahrlich einen weit höhern Wurf hat als die Beschränkung und Niederdrückung des dem einzelnen Volksstamme Natürlichen und Eigenthümlichen zu Gunsten eines abstracten Gemeinguts. Vor kurzem wies in der Allgemeinen Zeitung ein Kritiker, dessen litteräre Berichte ich sonst gern lese, ungeachtet sie bei all ihren deutschpatriotischen Kundthuungen etwas französisch gefärbt sind, mit besonderm Wohlgefallen darauf hin, daß die einzelnen Dialekte unserer Muttersprache sich zu vermischen anfangen sollen. „Die provinziellen (!) Mundarten, sagte er, lösen sich nach und nach auf im schriftmäßigen Hochdeutsch, und es ist sicherlich keine Träumerei, wenn man den Zeitpunkt voraussieht, wo die dialektischen Verschiedenheiten aus dem Munde unseres Volkes in ähnlicher Weise verschwunden sein werden, wie sie in dem größten Theile Frankreichs *) schon ver-

*) Gibt es denn in Frankreich nur dialektische Verschiedenheiten, z. B. zwischen dem Provenzalischen und Französischen?

schwunden sind.“ Der Kritiker verkennt hier gänzlich die Verschiedenheit des Ursprungs und der Natur unserer Hochsprache, die mit der Geistesentwickelung der deutschen Volksstämme und des ganzen deutschen Volkes in unmittelbarer freier Beziehung steht, von der der französischen Schriftsprache, die, als Sprache der Hauptstadt und des Hofs, ihre Herrschaft auf geistige und sprachliche Unterdrückung der entferntern Theile des Reichs stützt. Er übersieht ferner, daß die Lebensbedingungen unserer Sprache, deren eigener Organismus uns gerettet ist, ganz andere sind als die der französischen; daß wir keine tonangebende Hauptstadt haben wie Paris, daß überhaupt alle deutschen Verhältnisse sehr verschieden von den französischen sind. Er freut sich, daß es augenscheinlich, wenn auch langsam vorwärts gehe, wie mit der Deutschmachung Deutschlands überhaupt, so auch insbesondere mit der Ausgleichung der mundartlichen Sprachunterschiede, auf denen als etwas Lebendigem doch gerade das ewig Frische und die Kraft unserer Sprache beruhen. Die deutschen Mundarten völlig ausgleichen und verwischen, zumal vor der Zeit, d. h. ehe sie ihre besten Schätze und Bildungskeime der Hochsprache zugebracht haben, hieße geradezu die Wurzeln unsrer Sprache im Boden und Leben des Volkes abschneiden, sie stumpf, dürr und starr machen, die Masse des Volkes aber in einen durchaus abhängigen und lakaienmäßigen Zustand versetzen. Indessen sind und bleiben, wie der Kritiker selbst bemerkt, die geographischen Grenzen der deutschen Mundarten noch immer dieselben, welche sie vor tausend Jahren waren, „denn das Hochdeutsche dringt nicht sowohl nach einer bestimmten Richtung vor, als daß es sich gleichzeitig auf beinahe allen Punkten des deutschen Bodens von oben herab niederläßt. Die gebildeten Stände der meisten deutschen Provinzen sind von dieser unsichtbaren Macht längst ergriffen, ja großentheils überwältigt,

und auch die mittlern Klassen haben sich vieler Orten schon, ohne es zu wissen und zu wollen, dem sprachverwandelnden Einflusse hingegeben. In die untersten Schichten des Volkes ist derselbe allerdings noch sehr wenig eingedrungen, und die schwerste Arbeit bleibt also noch zu thun übrig; es wäre aber auch gar nicht gut, wenn in solchen Dingen alles auf einmal geschähe; die Langsamkeit des Fortschritts soll uns weder an dem Vorhandensein desselben irre machen, noch in der Freude über die bisherige Errungenschaft stören." Nun, der gute deutsche Genius möge noch lange unser Volk vor einer solchen dialektfreien conventionellen Sprache behüten, die nur unter einer glättern uniformen Außenseite seine innere Rohheit vermehren würde, — vor dem geistig-sprachlichen Zustande Frankreichs, wo man nur in Paris gut spricht und schreibt, die entferntern Lande umher aber in einem Zwange leben, unter dem alles Selbständige und Eigenthümliche zerrieben wird. Vor einem Fortschritte, der unsere ehrenfesten Bauern zu Lakaien oder zu Tröpfen macht, über die jeder großstädtische Stiefelputzer und Theaterfritz die Nase rümpft, behüte uns der Himmel! Auch mir schwebt wohl eine deutsche Spracheinheit vor Augen, nur in einem ganz andern Sinne, die nämlich ihren Weg nicht über die Verwischung und Abtödtung der frischen Volkszunge nimmt, sondern umgekehrt gerade durch deren Ausbildung und von ihr getragen zu einer höhern Allgemeinheit führt. Wir haben die Mundarten seit dem westfälischen Frieden, zumal unter der Herrschaft der französischen Litteratur, nur zu sehr vernachlässigt, und das hat sich an uns bereits vielfach gerochen, besonders dort, wo noch wälsche Einflüsse thätig waren, wie im Elsaß und in der Schweiz, wo die deutsche Volkszunge zum Theil gänzlich verwahrlost und das Volk deshalb verroht ist, so daß es streckenweise selbst dem Deut-

schen in jeder Weise geistig vor dem wälschen Nachbar zurückzustehn scheint. Hätten Flandern und Niederland nicht ihre Mutterzunge so hoch entwickelt, hätte die Masse des Volks dort nicht an seiner Muttersprache noch einen geistigen Halt — längst wären diese Länder vom französischen Geiste unterjocht. Die deutsche Schriftsprache hat weder Lothringen noch Elsaß retten können, wie die eigene ausgebildete Mundart die Niederlande wirklich immer wieder geistig emporgerichtet hat. Ich will hiermit nicht der sprachlichen Trennung der Niederländer von uns das Wort reden, aber doch darauf aufmerksam machen, daß sie sich eigentlich in der Sprache nicht getrennt haben, vielmehr nur bei ihrer ursprünglichen Schrift verblieben sind, während die niederdeutschen Stämme des Ostens zwar die hochdeutsche Schriftsprache annahmen, dafür leider aber ihre eigene Mundart völlig vernachlässigten und sie in die traurigste Roheit versinken ließen. Das Eine ist nicht weniger einseitig und schlimm für die Volksbildung als das Andere: das Rechte und wahrhaft Volkersprießliche bleibt, meines Erachtens, Anschluß an das Allgemeine mit und durch Ausbildung des Besondern.

Seien wir den Vlamingen gegenüber billig und uneigennützig — hierin zeigen wir wahre Klugheit. Die vlämische Bewegung ist keine Naseweisheit, kein Schaum und Nebel, kein Machwerk noch ein Hirngespinnst, wie so Manches was nur aufgeführt wird um es eben vorzuführen, besten Falls noch der schönen Form wegen — selbst viele unserer politischen Sänger haben nur Todte besungen, die sie für lebend hielten, und, nicht ungleich dem sinnreichen Ritter Don Quijote, mit Windmühlenflügeln gefochten, die ihnen nicht einmal Wunden und Narben, sondern nur reiche Schätzchen und fette Plätzchen einbrachten. Sie ist vielmehr eine ernste heilige Volksangelegenheit, die, wie

alles was wirklich im Gemüthe des Volks vorgeht, auch mit religiösem Ernst und Schwung betrieben wird. Damit ein so viele Jahrhunderte von uns abgelöster, vernachlässigter und verwaister Zweig unseres Volkes sich wieder in seinem, d. h. deutschen Geiste zurecht finde, bedarf es der zartesten Pflege und Schonung, der ernstesten Hingebung, nicht leichtfertig phantastischer, auf nichts auslaufender und wohlfeiler Schönrednerei. Treten wir vor allen Dingen dem auf eine große Vergangenheit gegründeten Selbstgefühl unserer niederländischen Brüder nicht zu nahe, und vergessen wir nicht über das, was erst späterhin geworden, das Frühere und seine Rechte. Gerade weil die Niederländer ihre Mundart auch schrieben und ausbildeten, ist sie uns zugänglicher und näher als manche andere, die, auf die unteren Schichten der Bevölkerung zurückgedrängt, nur mündlich und entartet fortlebt. Eben darum auch ist sie gerade am geeignetsten für eine höhere Vermittelungsaufgabe, die sich vielleicht schon in den nächsten Jahrzehnten klar herausstellt; denn nicht ohne einen Weltzweck haben die beiden Niederlande zwischen Deutschland, England und Nordamerika sprachlich und staatlich ihre besondere Entwickelung gefunden. Bleiben wir eingedenk, daß nicht einer der deutschen Stämme und Äste, sondern alle zusammen den mächtigen Baum ausmachen, und daß die deutsche Hochsprache, wenn sie wirklich sein soll was man von ihr rühmt, die Krone aller deutschen Mundarten, ihr Leben nicht bloß aus den oberdeutschen sondern auch aus den niederdeutschen schöpfen muß, die sie bisher zu ihrem eigenen Nachtheil vernachlässigt hat. Vergessen wir endlich nicht, daß die litteräre Bedeutung der vlämischen Sache als solche nur untergeordnet ist, insofern Wissenschaft und Litteratur immer höhern Volkszwecken dienen, fruchtbar für Bildung und Gesinnung sein sollen, solche Zwecke nirgends

aber entschiedener vorschweben als in Belgien, wo an ihren Erfolgen die gesammte Volksbildung, die Zukunft des Landes hängt. Diese Bewegung, sich allein auf die Unbezwinglichkeit der deutschen, wie wohl jeder in Sprach' und Sitte ausgeprägten Volksnatur stützend, kämpft gegen jenes gottlose Prinzip an, das mit Grenzpfählen auch Nationalitäten verrücken zu können glaubt, und dessen Erfolg, wenn ein solcher je zu hoffen, in einem Verlaufe von Jahrhunderten voll der bittersten Erniedrigungen für die Tausende besteht, die gerade „in dem was am meisten den Menschen zum Menschen, das Volk zum Volke macht, sich selbst aufgeben und verachten sollen."

Unbeschadet der Berechtigung der niederdeutschen Schrift, liegt indeß für beide Theile der Wunsch nahe, daß sie zu einem wechselseitigen Verständnisse sich einander in die Hände arbeiten möchten, wodurch das Niederländische für alle Zeit einen festen mächtigen Anlehnepunkt, die hochdeutsche Schriftsprache dagegen eine organische Erweiterung erhielt. Mich dünkt, die niederländische Schriftsprache könne nur dann ihrer Zukunft sicher entgegen sehen, wenn sie von dem größern Theil der deutschen Stammgenossen, zunächst der niederdeutschen, dann wo möglich von allen verstanden wird, und es müsse dahin kommen. Zwar bin ich überzeugt, die vlämische Bewegung wird ohne zu ermatten fortgehn, bis sie der Volkssprache das volle Bürgerrecht im belgischen Staate errungen — das liegt in der Natur des Menschen, zumal in dem zähen, dem Volkseigenen so innig zugewandten Charakter des Niederländers. Nach dem Siege aber ist eher Gefahr vorhanden, daß die Bewegung allmählich einschlummere und die alte Begeisterung sich abkühle, oder noch mehr, daß die vlämische Litteratur doch einer ihr verderblichen Einseitigkeit verfalle, wie wir solches in Nordniederland gesehen haben, und wie es für ein sprachlich eng

begrenztes Gebiet nur zu natürlich erscheint. Hiervor kann die deutsche Bildung in Belgien offenbar nur dadurch geschützt werden, daß sie sich an die deutsche Gesammtbildung innig anschließt, daß die Vlamingen sich in Wechselwirkung an die große Sprachfamilie reihen, die über 40 Millionen Menschen zählt, alle ihre Stammesbrüder. Wenn der wallonische Belge sich naturgemäß mehr der französischen Bildung anschließt, hat der deutsche Belge nicht denselben Weg zu der gesammtdeutschen? Das ist um so angemessener, als der Anschluß geschehen kann, ja geschehen muß, ohne das Niederdeutsche zu opfern oder zu verabsäumen, wie es leider mit Annahme des Hochdeutschen als Litteratursprache durch die übrigen niederdeutschen Volksstämme geschehen ist.

Alles kömmt mithin auf Entwickelung der volksstaatlichen Zustände Belgiens dahin an, daß die öffentliche Meinung im Stande ist, die allgemeinen deutschen Verhältnisse in Bezug auf das eigene Land richtig zu würdigen. Vorzüglich muß der Volksunterricht im vlämischen Niederland naturgemäß gerade so deutsch organisirt sein, wie jetzt gegen die Natur französisch. Dann erst kann die Volksschule in Flandern allmählich, ganz so wie in Westfalen, Ostfriesland, Schleswig-Holstein, das Erlernen der deutschen Hochsprache jedem vlämischen Schüler leicht machen. Das Wissen aber, das der Vlaming durch die hochdeutsche Schrift erlangt, wird ihm vollkommen klar, und nicht wie durch einen Nebel stets schillernd zukommen, wie es mit dem Französischem, das nimmer ganz sein eigen wird, der Fall ist. Das Verstehn und Sprechen des Hochdeutschen, als einer mit der Mutterzunge organisch zusammen gehörigen, nur entwickeltern Sprache, würde auf jener Grundlage der Volksschule bald allgemein sein, sie würde dem Vlaming anfliegen ohne zu wissen wie. Fast jeder Holländer von einiger Bildung versteht hochdeutsch,

ich habe sogar niederländische Matrosen gesprochen, die sich das Hochdeutsch zu eigen gemacht hatten, wie wenn es ihnen angeboren wäre. Die deutschen Reisenden kommen in Antwerpen, Brüssel, Gent, Ostende, in ganz Nordniederland mit ihrem Deutsch aus, und sie sollten sich dort schon aus Grundsatz des Französischen enthalten; vlämische Dienstboten in deutschen Familien, die in Belgien leben, wissen nach Verlauf weniger Wochen sich mit den Gliedern derselben vollkommen zu verständigen. Im Limburgischen, selbst noch in Südbrabant, um Thielen und Löwen, ist das Vlämische dem Hochdeutschen gleich verständlich, und ebenso unsere Schriftsprache dem Ohre des Volkes. In einem Theile der Provinz Luxemburg hat Belgien selbst eine hochdeutsche Bevölkerung.

Gewiß, hätte die deutsche Muttersprache in Belgien ihr volles Bürgerrecht erlangt, und wären demgemäß Volksschule und höherer Unterricht eingerichtet, so würde die wichtige Aufgabe — wichtig in sittlicher wie in staatlicher Hinsicht — ein vollkommenes Verständniß zwischen der niederdeutschen und der hochdeutschen Schrift zu erreichen, bald zu lösen sein. Damit aber erschlösse sich dem vlämischen Volke der ganze Schatz deutscher Litteratur und Bildung. Die vlämischen Schriftsteller haben demnach die natürliche schöne Aufgabe, hier vorzubereiten und Übergänge zu bahnen, selbst in ihrem eigenen Belang; denn statt vereinzelt dazustehn und sich mit einer beschränkten Anerkennung begnügen zu müssen, würden sie zum Theil allmählich auch auf die weite Bühne der gesammtdeutschen Litteratur treten und von den vielfach erfrischenden Geistesströmungen eines großen Volk- und Staatenbundes mit ergriffen werden; statt nur zu opfern oder die eigene Thätigkeit nothgedrungen unangenehmen Beschränkungen zu unterwerfen, wür-

den sie eine große leseeifrige Nation finden, die dem strebenden Geiste seinen Lohn sichert.

Aber noch einmal, dieses Verständniß soll und kann nimmer dadurch erreicht werden, daß die vlämischen Schriftsteller den Anbau ihrer eigenen Muttersprache, wie man ihnen thörichter Weise hat zumuthen können, aufgeben und sich nur so äußerlich an unsere Hochsprache anschließen. Fern bleibe solcher Mißverstand, der keinen Gewinn, nur Nachtheile und Gefahren für beide Theile mit sich führte. Das Verständniß welches mir vorschwebt, ist ein anderes, ein inneres und freies, es ist eine Vereinung und Verschmelzung, die nur die volle freie Entwickelung selber bewirken kann. Nicht aufgeben sollen die Vlamingen und Holländer ihre niederdeutsche Muttersprache, im Gegentheil sie mit allen ihren Kräften bebauen und pflegen; nur so und auf keine andere Weise ist dieses innere Verständniß möglich, ja auch nur denkbar.

Wie reich und bildsam eine deusche Mundart sei, wie fein sie ausgebildet, immer wird sie doch im Rang unter unsrer allgemeinen Hochsprache stehn, welche ja eben, als Blüte und Krone aller deutschen Mundarten, deren frischeste Säfte, Formen und Schönheiten immer mehr in sich vereinen soll. Hieraus folgt von selbst, daß auch jede deutsche Sprachpflanze in ihrer freien Entfaltung dieser allgemeinen Krone wie der Sonne zustrebt, und daß dies um so entschiedener geschehen muß, je kräftiger und frischer der Sprachzweig sich entfaltet. Die Erfahrung bestätigt diesen Satz: dort wo die Mundarten unentwickelt blieben, sind sie verfallen, roh und plump geworden, oder sie sind doch stehn geblieben und haben sich von der Hochsprache mehr und mehr entfernt; ebenso gilt das Umgekehrte. Ja, ist nicht unsere Hochsprache selber wesentlich das Ergebniß der Entwickelung jener Mundarten, welche während der frühern Jahrhunderte vorzugs-

weise die deutsche Bildung und Entwickelung trugen, und wohin der Schwerpunkt unserer Geschichte so lange verlegt war, dem seine eigene Bahnen wandelnden Norden abgewandt? Wäre das Niederdeutsch auf seinem ganzen langgestreckten Gebiete von West nach Ost immer fleißig in Rede und Schrift angebaut worden, ohne sich deshalb jedoch von der allgemeinen Schriftsprache zu trennen, so würde nicht nur zwischen allen niederdeutschen Stämmen von der Newa bis zur Schelde ein weit größeres Verständniß obwalten, sondern es wäre auch keine Frage, daß das Niederdeutsch weit mächtiger auf die Hochsprache eingewirkt haben und ihr weit näher stehn würde denn gegenwärtig, zum Vortheil beider Theile. Denn man glaube doch nicht, daß ein solcher Gewinn nur einseitig sein könne, er ist immer wechselseitig, wie Jeder der sich mit dem Studium verschiedener deutschen Sprachzweige beschäftigt hat, bestätigen wird, und wenn die niederdeutsche Schrift noch auf dem Felde unserer Hochsprache die allergrößte Eroberung zu machen hat, so steht doch unserer Hochsprache auch auf dem niederdeutschen Gebiete noch eine wichtige Erweiterung bevor, die ihr mit der Zeit nicht entgehn kann.

Man wolle mich nicht mißverstehn. Das Niederdeutsch und das Hochdeutsch nähern sich in der Schrift, unbeschadet den eigenthümlichen Sprecharten der Volksstämme, gerade durch die beiderseitige Entwickelung wieder unaufhaltsam, und je mehr sich beide echt deutsch entfalten und von fremden Zuthaten reinen, je mehr sie sich im allgemein deutschen Sprachgeiste erweitern, desto inniger wachsen sie in einander; so zwar, daß auf dem wahren Gipfel ihrer Entwickelung sie sich gleichsam vereinen zu einer vor allen reichen Gesammtschriftsprache, in der einzeln sie nur noch als Momente leben. So sind fast alle Neuerungen und Verbesserungen der niederdeutschen, der vlämischen wie der holländischen,

Schrift aus der hochdeutschen geschöpft, und derartige Erweiterungen geschehen um so häufiger, je mehr die niederdeutsche Schrift sich von den französischen Fremdwörtern reint, die sie vor kurzem noch so sehr verunzierten. Selbst der vom klassischen Franzosenthum verzogene Bilderdyk hat ausgesprochen: ehe hundert Jahre vorüber seien, werde das Holländische sich wenig mehr von dem Hochdeutschen unterscheiden. Die niederdeutsche Sprache muß eben der allgemeinen Hochsprache wie ihrer eigenen Verschönerung, wie dem Ideal für deutsche Schönheits- und Geistesform nachstreben. Diese ist zuletzt doch auch die eigene Sprache des Niederländers, nur bereichert aus vielen Mundarten und an unschätzbaren Geistesfrüchten, und idealisirt in Form und Inhalt.

Noch einen Gedanken will ich kurz beifügen und der freundlichen Beachtung empfehlen: wie das vlämische Volk nur durch seine Mundart, seine Muttersprache wahrhaft veredelt und dem ganzen deutschen Sprachbaum und Schriftenthum zugeführt werden kann, so sollte wirklich überall der deutsche Sprachunterricht mit der eigenen volkslebendigen Mundart beginnen, also gerade auf den Mundarten fußen, und von diesen über die näher stehnden ältern deutschen Sprachformen und Sprachblüten, wozu die Mundart eine Brücke bildet, organisch zu der heutigen Hochsprache der Deutschen fortschreiten. Wie unendlich würde hierdurch der deutsche Sprachunterricht an logischem Zusammenhang und Innerlichkeit, an Weite und Tiefe gewinnen, wie würden die vernachlässigten Mundarten sich auf der Zunge des Volks veredlen, wie würde die Geläufigkeit des reinen deutschen Ausdrucks gefördert, der deutsche Sprachschatz vermehrt und das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit aller germanischen Völker erhöht, wie würde die Liebe endlich zu unsrer herrlichen reichen Sprache, die wir jetzt nur durch Unkunde Gelehrter und Ungelehrter zu häufig

verunreinen und verletzen sehen, wie würde das Gefühl für ihre Ehre, für den Ruhm unsers höchsten Gemeinguts gesteigert werden!! *)

Ich komme nun zu der Frage: ob es denn keine Mittel gebe, das wechselseitige Verständniß zwischen der niederdeutschen und der hochdeutschen Schrift zu erleichtern und zu beschleunigen? Allerdings! In Betracht des Bildungsgangs beider Schriftsprachen und ihrer Schreibweisen bin ich lebhaft überzeugt, daß ihr Verständniß durch eine wissenschaftlich übereinstimmende Rechtschreibung überaus erleichtert werden würde.

Vielleicht regen sich bei diesem Worte gleich eine Menge Bedenken und Einwürfe. Denn unsere Zeit, wie neuerungslustig sonst, ist doch äußerst empfindlich, ja stockconservativ gerade in

---

*) Mit wahrer Freude lese ich eben in der Allg. Zeitung vom 2. April 1847, daß unser verehrter Schmeller, im Laufe des letzten Winters nach zwanzigjähriger Unterbrechung der Universität München wiedergegeben, daselbst über Dialektologie oder vergleichende Darstellung der lebenden Mundarten deutscher Zunge ganz in obigem Sinne Vorlesungen gehalten hat. Jeder der Zuhörer, die ich darum beneide, weiß jetzt, heißt es in dem treffenden Bericht, „welchen Werth die Sprache seiner Mutter, seines Dorfes, seiner Landschaft hat, weiß, daß ein verborgen waltendes Gesetz gerade diese oder jene Form seiner Mundart geschaffen, weiß, daß ihn sein Dialekt am richtigsten anweis't wie er schreiben soll, weiß, daß ihm sein Dialekt in treuer Vererbung ein unschätzbares Hülfsmittel bietet zum Verständniß der Sprache der Altvordern. Die Besprechung des zunächst Gelegenen führte natürlich oft theils in die graue Vorzeit, theils in die weite Ferne" — — Ja, möchten diese Vorlesungen dazu dienen, daß viele, „recht viele ihrer Muttersprache ebenso lauschen, als sie der modegewordenen Schriftsprache dienen, daß sie mit dem Bilde der lieben Erzeuger auch das Gebilde der ersten freundlichsten Worte bewahren! Möge man von obenher warten und wehren, daß nicht eitle Schminke und gesetzlose Schulsatzung die Einfalt und den Grundton der Landessprache gänzlich vertilgt! Möge der arge Grausal unserer Pseudo-Orthographie gesäubert und beseitigt, möge Deutschland doch wenigstens einig werden in Schreibung seines Namens und die Härte, die diesen drückt, die gegen den Geist der Sprache und gegen das Recht der Geschichte kämpft, in zeitgemäßem Fortschritte mildern!"

dem Punkte, der die gewöhnliche Schreibung unserer Sprache betrifft, so fehlerhaft, verworren und willkürlich dieselbe sich auch darstellt. Daher sei vorab bemerkt, daß ich schlechterdings keine Lust in mir verspüre, jene Sprach- und Wörterkämpfe wieder zu erwecken, mit denen schon im siebzehnten Jahrhundert — dem der deutschen Sprachverwirrung — viele deutsche Gelehrte ihre kostbare Zeit vergeudeten, und die von den politischen Kriegen sich glücklicher Weise dadurch unterschieden, daß bei ihnen, statt rothen Blutes, nur Ströme schwarzer Tinte flossen, und daß die Waffen statt in Schwertern, bloß in gespitzten, doch oft sehr scharfen Federn bestanden. Es sind uns Berichte darüber in seltenen dickleibigen Büchern geblieben, die noch zu der Mahnung für uns nützlich sein mögen, unsere Zeit und Kräfte nicht mit ähnlichen Häkeleien und Nergeleien zu verlieren, während doch die vaterländischen Zustände zu ernstem Wirken so vielfach auffordern. Da ist ein im Jahre 1673 zu Braunschweig gedrucktes Werk, wahrscheinlich von dem hannoverschen Sprachforscher Justin Georgius Schottel (geb. 1612 und gest. 1676), mit einem ungeheuern, nach dem damaligen Brauche, halb lateinischen halb deutschen Titel: „Horrendum bellum grammaticale Teutonum antiquissimorum. Wunderbarer, ausführlicher Bericht wie vor mehr denn 2000 Jahren in Alt-Deutschland das Sprachregiment gründlich ausgeübt worden, nachderhand jedoch in Folge von Mißtrauen und Zwietracht zwischen den uralten deutschen Sprachfürsten ein furchtbarer Krieg entstanden“ u. s. w. An die Stelle des alten blühenden Staats aller deutschen Wörter, die wohlgeregelt waren und mit einander in wunderbarem Einklang standen, treten unselige Zwiste, Brand, Mord, Raub, Treubruch, Verrath, und daraus fließen die heillosen Entartungen der Sprache, die Verfälschungen der Wörter, der fremde Noth-

behelf, die Verwirrung. Doch schon dieses alte Deutschland kannte um den König Kunst auch Kunsträthe und Kunstheuchler als Reichskanzler; vertheilt war es also: Nennwörter und Zeitwörter bildeten Königreiche, die Eigenschaftswörter besaßen ein größeres Herzogthum, die Mittelwörter ein kleineres, die Fürwörter eine Grafschaft, die Beiwörter ꝛc. Vorstädte, Wälle, Schlösser; nebenher gab es noch Sprachfürsten, Offiziere, Soldaten, Städte, Wälder, Flüsse. König Preis hatte acht Regimenter, von denen die regelmäßigen Zeitwörter die sechs ersten, die unregelmäßigen die zwei letzten bildeten; diese waren zwei starke Dragonerregimenter unter den Anführern „fechten“ und „hauen“; König Kunst hatte zehn Regimenter aus Wurzelwörtern, unter Anführung der Fürsten Krieg, Blut, Feuer, Schwert, Speer, Tod, Raub, Mord, Sturm, Sieg. Die Moral der Fabel, einem Barden in den Mund gelegt, war: Deutschland sei einig, damit Du groß und glücklich werden könnest!

In einem andern 1663, in der Übersetzung von Joh. Georgius Seybolden erschienenen Buche „Bellum grammaticale“ ꝛc., das einige Jahre früher von Johann Spangenbergen lateinisch abgefaßt war, wird auf noch ergetzlichere Weise der Krieg erzählt, den die Könige der Nenn- und Zeitwörter, Poeta und Amo, in der Landschaft Grammatica gegeneinander um das Vorrecht gekämpft haben. Diese Könige, einst zu einem Gastmal zusammen gekommen, hatten dem Weine, dem sie beide gleich sehr zugethan sind, stark zugesprochen, so daß es in ihren Häuptern zu nebeln anfing und sie sich über die thörichte Rangfrage stritten: wer von beiden der nothwendigste in der Rede sei, mithin den ersten Platz verdiene. Das Nomen meinte von Geburt älter zu sein als das Verbum, dieweil Gott, selbst ein Nomen, alles geschaffen hat, also auch das Verbum. Dieses berief sich dagegen

auf des Apostels Johannes Wort: in principio erat Verbum, et Verbum erat apud Deum, et Deus erat Verbum. Der König der Zeitwörter, dem die Adverbia vertragsmäßig zu Hülfe kamen, vertheilte seine regelmäßigen Truppen in vier Haupttheile unter dem Namen Conjugationes, die durch verschiedene Zeichen kennbar waren; zu seinen unregelmäßigen Truppen gehörten auch sehr thätige Hülfs- oder Freischaaren, wie sum, habeo, eo, volo, fero; auch fanden sich bei ihm viele Überläufer aus dem feindlichen Lager ein, die sich als Gerundia und Supina zu erkennen gaben. Zu dem Könige Poeta schaarten sich die Pronomina, zumal das ego, meus und hic, haec, hoc, die Adjectiva und Präpositiones, welche letztere, wie klein auch, nicht wohl zu missen waren. Die Participia erklärten sich neutral. Nach langer vergeblicher Kriegführung wandten sich die Könige an drei Schiedsmänner, Priscianus, Servius und Donat — berühmteste Sprachforscher um die Mitte des 17. Jahrhunderts — die, beim Spruchsuchen streng nach den Regeln der Grammatik verfahrend, den Königen, weil sie für einander unentbehrlich seien, gleiche Rechte zuerkannten. Dieses Urtheil ward endlich von beiden Theilen angenommen und von der gesammten gebildeten Welt gutgeheißen. Nur von zwei Orten lief Widerspruch gegen die zugleich festgesetzte Aussprache der verba und nomina ein, nämlich aus Paris und Warschau, denen dann ihre eigene falsche Aussprache belassen ward, wenn sie sich darin nur verständlich zu machen wüßten — woher noch der Spott: „Nos Poloni non curamus quantitatem syllabarum."

Solches gelahrte Spiel mit den damaligen kläglichen sprachlichen und andern Zuständen Deutschlands mag sein Pikantes haben, doch freuen wir uns, daß diese Zeiten vorüber sind, die wir gewiß so wenig wieder herauf beschwören wollen als jene, wo

man sich um die größern Schönheiten des Deutschen und des Französischen, oder um die drei Einheiten des klassischen Drama gegenüber der genialen Freiheit Shakespeare's stritt. Diese Themata haben sich seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, wo noch Friedrich der Große mit Gottsched um die Vorzüge der französischen Sprache über die deutsche zankte, allmählich in die Hände der jüngsten Commis-Voyageurs herabgesponnen, und hoffen wir, daß auch auf diese bald der Gebrauch fremder Wörter sich beschränke, die jetzt noch einige Gelahrte für unvermeidlich halten und gewisse vornehme Reisende und Reisendinnen wie Schönpflästerchen meinen auflegen zu müssen.

Ich muß aber auf den merkwürdigen Lärm zurückkommen, der in den letzten Jahren über die „Schreibung (Spelling)" der vlämisch-niederdeutschen Sprache angehoben worden ist — ein Lärmen doch um etwas mehr als um nichts. Niederdeutsche Litteratur und Sprache hatten sich im Mittelalter, wie früher hervorgehoben, zuerst in Flandern entwickelt; während des achtzigjährigen Religionskrieges aber wanderten mit Handel, Gewerben und Kunst auch die besten vlämischen Schriftsteller nach Holland aus, das alles von den Vlamingen und Brabantern Geleistete gern aufnahm und es weiter zu fördern suchte. Holland blieb der Sitz der gemeinsamen Litteratur, vor deren Einfluß indeß als eines wesentlich protestantischen die südlichen Niederlande so ängstlich gehütet wurden, daß hier die Schrift in Verwahrlosung gerieth; die vaterländische Sprache ward ein paar hundert Jahre hindurch fast in jeder vlämischen Schule nach andern Regeln und anderer Schreibweise gelehrt und durch fremde Zuthaten „verbastert". Die Vereinung der beiden Niederlande brachte natürlich die Frage zur Sprache, wie die beiderseitigen Schreibweisen wieder in Übereinstimmung zu bringen wären; die Gesellschaft Concordia

zu Brüssel schrieb hiefür eine Preisaufgabe aus. In einer tiefgreifenden Antwort darauf vom Jahre 1824 zeigte Willems, im Ganzen auf die alte einfache Schreibung zurückgehend, wie und wo beide Theile vom Rechten abgewichen, wo der eine oder andere das Bessere behalten, und kam zu dem Ergebnisse, daß von jeder Seite etwas dem Gemeinsamen zu opfern, daß fortan nicht vlämisch, nicht holländisch, sondern niederdeutsch zu schreiben sei. Bei dem neuen Erwachen der vlämischen Litteratur schrieb indeß Jeder wie es ihm gutdünkte, ohne gerade wissenschaftliche Gründe für seine Schreibweise zu haben; ja die richtigere Schreibung ward wohl gar, wie es bekanntlich auch bei uns geschieht, für pedantisch oder abgeschmackt erklärt. Hieraus entsprang Wirrwarr und ein Gezänke, das, weil unwissenschaftlich geführt, von keinem Vortheil für die Sache war, vielmehr in dem kleinen Lande einen Hemmschuh des Fortschritts bildete, an dessen Beseitigung viel Talent und Eifer verschwendet wurden. Es gab traun so viele Schreibarten als Schriftsteller, und das Ziel einer Übereinstimmung schien sich nur zu entfernen. Um diesem Übelstand ein Ende zu machen, kamen die einsichtsvollern Männer, an ihrer Spitze Willems und Bormans, überein, durch einen Sprachausschuß die Grundsätze einer gemeinsamen Schreibung nach dem dermaligen Standpunkte der Sprachforschung festsetzen zu lassen. Der König ging darauf ein. Minister de Theux erließ unterm 6. September 1836 einen Aufruf an alle Gelehrte des Landes Abhandlungen mit Vorschlägen zur Erzielung der Schreibungseinheit einzusenden, deren zwölf eingingen (auf das beste Werk war ein Preis gesetzt); sodann ernannte er zur Untersuchung derselben, sowie zur Abgabe eines eigenen Gutachtens einen Ausschuß aus sieben der tüchtigsten Gelehrten, 3 Brabantern, 3 Vlämingen und 1 Limburger, unter Willems' Vorsitze.

Dieses Gutachten, das erst im August 1839 nach den genauesten Untersuchungen durch den in Brüssel versammelten Ausschuß zu Stande kam (Verfasser desselben ist J. H. Bormans), stellte acht Punkte als wesentlich auf; der Endentscheid ward jedoch, um Jedem die Gelegenheit zu geben seine Kritik an denselben zu üben und Verbesserungen vorzuschlagen, bis 1841 verschoben. Wirklich entbrannte der Streit darüber von neuem: Gegenerklärungen erschienen, und selbst Bände wurden geschrieben, um Althergebrachtes gegen einige von dem Ausschusse vorgeschlagenen Neuerungen zu vertheidigen. Indessen drang das neue System, gut vertheidigt, allmählich durch, die Mehrzahl der Litteraten entschied sich für dasselbe, und nun ward der Gedanke laut, die gereinte Schreibung durch einen förmlichen Sprachcongreß feierlich besprechen und annehmen zu lassen und durch ein glänzendes Fest zu verherrlichen, zu dem alle Sprachforscher und Sprachfreunde ohne Unterschied der Meinung eingeladen wurden. Dies geschah am 23. Oktober 1841 zu Gent, die acht Schriftgesetze wurden mit geringen Abweichungen angenommen von Sprachkundigen aus allen Theilen des Landes. Es war das erste große vlämische Sprachfest, dem an tausend Männer, alle vlämische und viele wallonische Schriftsteller, Gelehrte, Staatsmänner, auch ein Minister anwohnten.

Die so geweihte Schreibung schließt sich möglichst sowohl der einfachen mittelalterlichen als auch der jetzigen holländischen an, letzteres um die litteräre Verständigung mit diesem Lande zu erleichtern. Zwischen Bataven und Vlamingen besteht übrigens sprachlich der Unterschied nicht wie zwischen Süd- und Norddeutschen; einzelnen Charakterzügen nach ist dieser Vergleich schon passender, der Südniederländer verhältnißmäßig sinnlicher, heiterer, der Nordniederländer mehr überlegend und grübelnd — dort Ru-

bens, hier Spinoza. Die Belgen sind etwas schwerer zu regeln als die Holländer; dafür scheint zu sprechen daß in Holland ein paar einzelne Männer, Siegenbeeck und Weiland, auf persönliches Ansehen hin die Schreibung festzustellen vermocht — vielleicht auch nur darum, weil sie ihre Aufgabe im Ganzen glücklich lös'ten. Hatten die Holländer ihr Idiom als Sprache eines freien Staats mehr ausgebildet als die den Wirkungen eines französisch gebildeten Hofes unterliegenden Vlamingen, so blieben die bloß grammatikalischen und orthographischen Verschiedenheiten doch sehr geringfügig. So schreibt der Vlaming das lange a mit ae, der Holländer mit aa; am besten bliebe man im Niederdeutschen wie im Hochdeutschen einfach, wie vor Alters, beim ā und ebenso beim ē ꝛc. Der Holländer schreibt z. B. haar, aal, waar, haan, verraad; der Belge haer, ael, waer, haen, verraed; beide schreiben wee, speer; wir Hochdeutsche Haar, Aal, wahr, Hahn, Verrath, weh (nicht wehe), Speer. Wär' es nicht allgemein verständlicher, wenn wir Alle gleich schrieben wie wir Alle gleich sprechen, also wie ehmals: Hār, Āl, wār, Hān, Verrat (niederdeutsch Verrad), wē, Spēr? Besonders aber sollte man im Hochdeutschen nie mehr die Umlaute ȧ, Ȧ, ȯ, ꝛc. wie ae, Ae, oe ꝛc. sich zu schreiben erlauben, was Unsinn ist, und den Niederdeutschen nur verwirrt. Ebenso schreibt man holländisch uu, ij statt vlämisch ue, y, ohne daß ein wissenschaftlicher Grund für diese Verschiedenheit bestände. Verwechselungen wären zum bessern Verständnisse leicht zwischen g und ch, f und v, s und z, s und sch zu vermeiden; vor einem Selbstlaut gebraucht nämlich der Niederdeutsche gewöhnlich z (ganz weich) statt s, z. B. zecker = sicher, zack = Sack, zewen = sieben; vor einem Mitlaut dagegen wendet er gewöhnlich sehr richtig das s statt des sch an oder spricht es doch rein aus, z. B. slypen = schleifen, sluiten =

schließen, snüffelen = schnüffeln, swyn = Schwein, spelen = spielen. Wie bedeutend könnten Hochdeutsch und Niederdeutsch schon auf diesem einfachen Wege sich einander nähern! Leider ist im Niederdeutschen, fast wie im Englischen, die Beugung der Hauptwörter durch den Mißbrauch in Auslassung der Beugungsendungen sowie durch die Einführung des französischen s in der Mehrzahl — Mißbräuche die auch schon im Hochdeutschen wucherten und für „elegant" galten — sehr verwischt worden; die Anfänge zum Bessern zurück sind noch schwach, so lies't man jetzt z. B. häufig Broedren statt Broeders ꝛc. Früher fanden zwischen dem Vlämischen und Holländischen auch noch kleine Abweichungen bei der Beugung statt; doch man nahm die richtigere holländische Schreibung de, eene, deeze, uwe goede vader an, statt der von vlämischen Sprachverbesserern der spätern Wirrzeit auch für den Nominativ beliebten Akkusativform der männlichen Einzahl den, eenen, deezen, uwen goeden vader. Dahinter rochen einzelne Fanatiker sogar Ketzerei.

Die zu Gent angenommene Schreibung sollte natürlich Niemand in seinen wissenschaftlichen Forschungen Zwang anthun, deren Ergebnisse füglich der Anerkennung späterer Sprachversammlungen vorenthalten bleiben, um allmählich auch zu der einen wahren Rechtschreibung, der wissenschaftlichen, zu gelangen. Der Zustimmung der vlämischen Schriftsteller folgte die der vlämischen Blätter und Vereine nach einander; auch ward die Genter Schreibung, auf Bormans' Bericht, durch königlichen Beschluß vom 1. Januar 1844 zur amtlichen für die Übersetzungen der von der Regierung ausgegebenen Aktenstücke erklärt, um der bisher in die Gesetzsammlung eingeflossenen Buntscheckigkeit ein Ende zu machen. Nur wenige Gelehrte, wie Professor Behangel, der wenigstens Beachtenswerthes vorbrachte, und der Volksvertreter Abt de

Foere, Vorsitzer der vlaemschen Tael-en Letterkundigen Maatschappy von Brügge, hatten auf ihrer Schreibweise bestanden; überhaupt waren Schauplatz dieses Gegenstrebens bloß einzelne Theile von Westflandern, Brügge zumal, das sich der reinsten vlämischen Aussprache rühmt. Doch schien der Streit, wo nicht völlig geschlichtet, wenigstens eingeschlafen; selbst Brügge ist seitdem von seinem Vorurtheil zurückgekommen und hat seinen Beitritt erklärt. Da nach Verkündung jenes königlichen Beschlusses erhob sich auf einmal Abt de Foere, ein engherzigen Übertreibungen zuneigender Mann, in der Kammer und führte in langer scheltender Rede Krieg gegen die Genter Versammlung, deren Mitglieder er sogar als Apostel des holländischen Einflusses unter der Maske der Rechtschreibung verdächtigte. Zum großen Erstaunen der wallonischen Abgeordneten, die wenig davon begriffen — auch unter den vlämischen wußten die wenigsten die Frage sprachwissenschaftlich zu beurtheilen — nannte er die Genter Schreibung gefährlich für Belgiens Nationalität und Religion und den königlichen Beschluß einen aus Unkenntniß begangenen Staatsstreich. Alles das weil die gereinte Schreibung sich der holländischen nähert, der Sprache des protestantischen Hollands! Um sein Ziel, die vlämische Litteratur überhaupt der Kammer verhaßt zu machen, sicherer zu erreichen, erklärte er: sie ginge nur darauf aus, das Volk gegen die Wallonen und Franzosen aufzuhetzen. Wirklich gelang es ihm Anfangs beinahe die ganze Kammer für sich zu stimmen; denn wenn diese die eigentliche Frage auch wenig verstand, so ward ihr doch Gelegenheit geboten der unbequem werdenden vlämischen Bewegung unter Scheinvorwänden einen Schlag beizubringen. Zum Glück fand er überlegene Gegner, welche die vlämische Sache vertheidigten und seine Unwissenheit aufdeckten, und als De Decker ihn einen Verleumder und seine Rede eine

Schmährede hieß, da hatte Niemand den Muth mehr ihn zu unterstützen. Es war viel, daß nach dreitägigen lebhaften Verhandlungen die vlämische Sache einen halben Sieg über den Abt davon trug, was nicht nur die Erstarkung derselben auch in diesen Regionen beweis't,*) sondern auch zeigt, daß die vlämische Bewegung ihren von der klerikalen wie von der liberalen Partei gleich unabhängigen Gang geht. Bald liefen aus Gent, Antwerpen, Löwen, Brüssel und andern Städten Proteste gegen die Behauptungen De Foere's sowie Bittschriften bei der Kammer ein, für Aufrechthaltung des königlichen Beschlusses, die der Justizminister feierlich zusagte. In einer dieser Bittschriften aus Kortryk mit 72 Unterzeichnern, die zufällig vor mir liegt, werden jene Behauptungen De Foere's als ungereimt dargestellt, weil sie zwischen Schreibung und Styl keinen Unterschied machten, ja diesen von jener abhängen ließen; man könne in der holländischen Schrift, die sich übrigens noch immer von der vlämischen genug unterscheide, sehr gut vlämisch schreiben, und in der vlämischen holländisch; der Charakter der Völker sei in wesentlichen Zügen verschieden, darum auch ihr Styl. Einen angenehmen Eindruck machte die Thatsache, daß De Foere's Bittschrift gegen den königlichen Beschluß selbst bei der Brügger Geistlichkeit nur leisen Anklang fand, indem die meisten Domherren, Pastoren und Priester, ebenso der Bischof und sämmtliche Lehrer des bischöflichen Seminars daselbst sich weigerten, sich in die Fehde ihres Kollegen einzulassen. So liefen denn auch die letzten noch zurückgebliebenen Zustimmungen zu den Genter Schriftgrundsätzen ein, und bei dem spätern großen, diese nochmals weihenden Sprachfeste in Brüssel, wo Willems noch den Vorsitz führte, herrschte voller Einklang.

*) Neuerdings hat die vlämische Partei schon hier und da bei den Abgeordnetenwahlen den Ausschlag gegeben, wie bei der des Herrn Cogels in Antwerpen.

In allen diesen Sprachverhandlungen kamen unterweilen merkwürdige Gedanken zum Vorschein. Namentlich konnten einige Vlamingen, bedenkend die verhältnißmäßige Kleinheit des vlämischen Gebiets für eine besondere Schriftsprache, nicht umhin zu fragen: wenn die wälschen Belgen sich an das allgemein Französische hielten, ohne dabei eine Gefahr für ihre Neutralität zu sehen, was denn die niederdeutschen Belgen sich vergeben würden, wenn sie sich in diesem Punkt ihrerseits völlig an die Nordniederländer anschlössen? Die Wünsche gingen aber noch weiter, und erstreckten sich über das ganze Gebiet der Plattdeutschen, an deren Verwandtschaft der Vlaming sich gern erinnert. Es möchten sich, meinte man, mit den vlämischen und holländischen auch die übrigen nach Osten hin wohnenden Niederdeutschen vereinbaren. Dieser Wunsch ist bei den Vlamen häufig laut geworden und mit immer größerm Nachdruck wiederholt worden; ihr volkliches Bewußtsein, bekennen wir offen, ist in dieser Hinsicht uns Niederdeutschen östlich der Maas und des Rheins vorausgelaufen, indem in unserer Mitte nur erst schwache Anklänge, einige plattdeutsche poetische Ergießungen auf jene Bruderwünsche sich erhoben haben. Von jenem Gesichtspunkt aus verdient die Schrift von Hubert Vandenhoven volle Beachtung: „La langue flamande, son passé et son avenir. Projet d'une orthographie commune aux peuples des Pays-Bas et de la Basse-Allemagne. Bruxelles et Leipzig 1844." Ebenso ist die Schrift: (480 Seiten) des Linguisten P. Lebrocquy: „Analogies linguistiques. *) Du flamand dans ses rapports avec les autres

*) „Das ist nicht französisch", ruft ein französischer Recensent aus. Es gibt kein Adjectiv „linguistique" mit dem im obigen Titel untergeschobenen Sinne; das Wort bedeutet die Wissenschaft des Linguisten oder die dem Sprachforscher eigenthümliche Beschäftigung. Das Wort analogie aber zeigt eine Ähnlichkeit an, zwischen zwei oder mehreren verschiedenen Gegenständen, man kann

idiomes d'origine teutonique. Bruxelles 1845" ein vortreffliches Buch, dessen Studium diesseits wie jenseits der Maas anzuempfehlen. Wir schöpfen daraus wenigstens von neuem die Überzeugung, daß, je mehr man sich mit den germanischen Idiomen überhaupt vertraut macht, man auch um so tiefer in jedes von ihnen besonders eindringt, ja daß ein gründliches Studium der deutschen Sprache für Deutsche selbst die beste Vorschule für geistig lebendiges Ergreifen des Lateinischen und Griechischen, sowie aller indogermanischen Sprachen bildet. Der Verfasser leistet seinem Lande einen großen Dienst, indem er ihm die vergleichende Sprachenkunde erleichtert und z. B. die Verschiedenheit zwischen dem Vlämischen und Hochdeutschen auf etwa nur zwanzig allgemeine Prinzipien zurückführt.

Auch in den vlämisch-litterären Genossenschaften, namentlich zu Brüssel, Gent und Antwerpen, kam der Standpunkt der belgisch-niederdeutschen Litteratur gegenüber dem der übrigen germanischen Völker vielfach zur Sprache. So hielt Dr. Coremans Anfangs 1844 in der Brüsseler Genossenschaft einen beredten Vortrag, vorzüglich um zu beweisen, daß die vlämische Litteratur, als ein wieder frisch blühender Zweig der allgemein germanischen, durch Anknüpfung und Anlehnung an diese nur an Gewicht, Inhalt und Bedeutung gewinnen könne, mitsamt der Selbständigkeit und Unabhängigkeit Belgiens. Diese Ansicht fand entschiedenen Beifall. In der That, wenn der germanische Sprachbaum von ältester Zeit her sich in viele Äste und Zweige gespalten hat, so haben diese Zweige doch immer in einer förderlichen Wechselwirkung zu einander gestanden. Wie schon im grauen Alterthum

---

nicht sagen, daß ein Gegenstand sich selber analog sei; das englische mother, das vlämische moeder, das deutsche Mutter, das normännische môdir, das angelsächsische moder sind nicht analog, sondern ein und dasselbe Wort. Warum schreiben die Vlamingen doch nicht lieber deutsch?

das nordische Götter- und Heldenlied den deutschen Bardengesang geweckt, so hat die deutsche Litteratur im Zeitalter der Reformation vorzüglich die gleichartigen Schriften und Werke in England, Holland, Dänemark und Schweden mit hervorgerufen; und wenn Shakespeare das Urbild des deutschen Drama im weitesten Sinne geschaffen hat und insbesondere Schillers Ahnherr ist, wie Milton der Vater Klopstocks, so ist hingegen Byron der Lehnsmann Goethes, und noch mehr haben sich die dänischen Dichter Oehlenschläger und Bagelen, Norwegens politischer Dichter Wegeland und Schwedens edler Sänger Tegnér aus den Quellen der deutschen Dichtung erlabt. Am größten freilich scheint der Einfluß der deutschen Litteratur auf die holländische und durch diese wiederum auf die vlämische zu sein. Allein dieser mittelbare Einfluß ist für die neue Lage und das gewachsene Bedürfniß ganz ungenügend. Und warum sollten die Vlamingen aus dem mitunter trüben Regenbach ihrer Nachbarn schöpfen, wenn ihnen die frisch sprudelnde Quelle selbst ebenso bequem zu Händen steht? Der Belge mit seiner wärmern Gemüthsart folgt andern Richtungen als der Holländer; dieser fühlt sich mehr zu dem norddeutsch-protestantischen, jener mehr zu dem rheinischen und fränkischen Wesen mit seiner katholischen Färbung hingezogen. Ja, nicht selten lernt der Belge von den deutschen Schätzen in Wissenschaft und Litteratur erst über Paris etwas kennen, in schlechten französischen Übersetzungen, immer verstümmelt und entstellt, oder mit Spülwasser aus der französischen Küche aufgebrüht. Schöpfen doch bisher selbst die englischen Blätter noch ihre Nachrichten über Deutschland, Östreich, Italien, Rußland und die Levante fast ausschließlich aus den Pariser Correspondenzbureaux, von wo sie täglich durch einen Expressen der Hauptmorgenblätter nach London gelangen. Wer kennt nicht diese Neuigkeitsfabriken in der franzö-

sischen Hauptstadt, aus denen die deutschen Zeitungen hinwieder die meisten Nachrichten über Frankreich, Spanien, Portugal, ja selbst zum Theil über England erhalten, die ihnen, so kläglich sie sind, doch als Paradepferd einer weitverbreiteten Scheincorrespondenz dienen? Erhalten nun schon die politischen Neuigkeiten, in Paris durch das Medium der französischen Auffassungsweise hindurchgehend, ein so schillerndes Aussehen, daß es selbst dem mit der Sache Vertrauten schwer wird die ursprüngliche Farbe unter dem aufgetragenen Gemische von Übertreibung, Mißverstand und absichtlicher Verdrehung herauszufinden — wie viel mehr gilt dies von den tiefer liegenden Zuständen der Länder? Daher stoßen wir in England und Belgien so häufig auf erstaunliche Unkenntniß der deutschen Zustände, auf völlige Unbekanntschaft mit dem was Deutschlands Genius im Gebiete der Wissenschaft und Kunst gefördert; daher oft die schmerzliche Geringschätzung des deutschen Namens in diesen uns so nahe verwandten Ländern. Es ist das eine Schmach, die nur einer vielseitigen unmittelbaren innigen Verbindung zwischen ihnen und uns weichen wird.

Aus vielfachen Gründen sieht die vlämische Litteratur sich demnach aufgefordert in lebhaften Verkehr mit der hochdeutschen, überhaupt mit der germanischen Entwickelung zu treten. Freilich ihre Hauptstütze muß die vlämische Bewegung immer beim belgischen Volke selbst finden, im Herzen des redlichen Bürgers, im Gewissen der vornehmen Klassen; und die besten Mittel dazu sind unter allen Umständen Genossenschaft für Sprache, Litteratur, Sang und Verbreitung guter Volksbücher, d. h. solcher, die allen Klassen des Volkes gesunde Kost für Herz und Nieren bieten, und die mit ihrer Sprache zugleich ihren Geschmack und Geist veredeln. Auch sollen die Niederländer nicht blindlings

in die Fußstapfen hochdeutscher Vorbilder treten; nein, es gilt eine freie, sich von Natur angezogen und verwandt fühlende Nachfolge, es gilt ein geistiges Zusammenschließen von Brudervölkern in Wissenschaft und Kunst, in den Blüten des Menschlichen. Doch hiezu gehört ein tiefes Eindringen in den Geist der deutschen Litteratur; auch die größten Talente, ja das Genie selbst bedarf der Muster, und auf deren Wahl und Verständniß kömmt es mächtig an. Nicht bloß um ihrer selbst willen, zu ihrer eigenen Ausbildung und Vollendung müssen die vlämischen Schriftsteller sich mehr mit der gesammtdeutschen Litteratur befassen, sondern auch um eine gute Auswahl der Bücher zu treffen, welche sie dem Volke weniger für seine angenehme Unterhaltung als für seine Bildung, für Erweiterung seines Wissens und Lebens darbieten sollen. Was bisher aus dem deutschen Geistesschatze in's Vlämische übertragen worden, gehört nicht immer zu dem Besten, und die Rederykerkammern würden wohlthun, Kotzebue und Iffland ihrem Schicksal zu überlassen und sich dafür mehr an Shakespeare, Lessing, Goethe, Schiller, und selbst unsere jüngern dramatischen Dichter zu halten. Auf dem Felde der Wissenschaft und der höhern Volksbildung, auf dem die junge vlämische Litteratur natürlich nur langsam nachfolgen kann, sollte vollends nur noch ein Eigenthum sein zwischen Niederländern und den übrigen Deutschen. Wenn aber eine solche gegenseitige Tränkung an den Quellen vaterländischer Dichtung, wenn eine solche Erweiterung in Sprache und Leben Belgien überhaupt Deutschland näher führt, wer hat sich darüber zu beklagen? Die wallonischen Belgen gewiß nicht, denn diese Annäherung ist für sie zuletzt nicht weniger vortheilhaft als für die Vlamen, indem darin die stärkste und breiteste Gewähr der Unabhängigkeit ihres Landes liegt. Die Wallonen haben dieselbe politische Geschichte mit den Vla-

mingen; sie waren alle Jahrhunderte hindurch, wie diese, mit dem deutschen Reiche verbunden, ja sie verdanken lediglich diesem Umstande, daß sie ihrer Unabhängigkeit nicht verlustig gegangen sind. Was Verkehr und Handel betrifft, so würden die Provinzen Lüttich, Namen, Luxemburg durch eine nähere Verbindung mit dem deutschen Zollverein nicht minder große Vortheile erlangen als Antwerpen, das, einmal wirklicher Hafen des Zollvereins, die erste Seestadt Europas werden dürfte.

Wir Deutschen aber des deutschen Bundes, wir sollten bei jenen Wünschen unserer vlämischen Brüder gleichgültig bleiben können? Wir sollten ihnen nicht mit Herz und Hand entgegenkommen, nicht alles was in unsern Kräften steht, thun, um das innigste Verständniß mit ihnen herbeiführen zu helfen, selbst wenn es uns einige liebe Gewohnheiten und Opfer kosten sollte? Hierüber kann nur eine Stimme sein; auch für uns handelt es sich daher um das Erkennen der besten Mittel zu dem Zwecke.

Alle Beachtung verdient, dünkt mich, der Vorschlag, daß die Niederdeutschen östlich vom Rheine sich mit ihren westlichen Brüdern über gemeinsame Schriftgrundsätze ihrer Muttersprache verständigen möchten. Gerade für unsere Niederdeutschen ist es dringend nöthig, daß der deutsche Sprachunterricht bei ihnen eine andere Grundlage und Gestalt gewinne, damit einerseits die Zunge des Volkes nicht gänzlich verwildere, andererseits die Hochsprache dort nicht bloß auswendig, sondern wirklich volksgemäß und mundgerecht werde. Das Mittel ist unverkennbar der Wiederanbau der eigenen Mundart. Demnach hätten wir den Niederländern füglich nur eine Gegenbedingung zu machen: das gemeinsame Band mit dem Hochdeutschen darf nämlich über dem neuen Bunde nicht gelockert, sondern muß nur noch mehr verinnerlicht und gefestet werden. Das Endergebniß aber wäre, daß

die Niederländer allmählich thäten, was die übrigen zahlreichern Niederdeutschen längst gethan haben, sie schlössen sich dem großen deutschen Schriftvereine an; daß dagegen dem weit von West nach Ost gezogenen niederdeutschen Sprachgebiete auch wieder ein eigenes inneres Sprachleben aufging und zugleich eine größere Anerkennung als bisher auf dem gemeinsamen Sprachgebiete zu Theil würde. Jeder Plattdeutsche muß die Schmach fühlen, daß seine reiche, kernvolle, weiche, liebe und gemüthliche Zunge so grenzenlos verwahrlost wird und sich mit den ihr eigenthümlichen Schätzen in der allgemeinen Schrift so gar nicht geltend macht. Offenbar aber böte die sehr entwickelte vlämisch-niederländische Schriftsprache uns in dieser Hinsicht einen starken Stützpunkt, und die Plattdeutschen, dann mit der niederdeutschen wie mit der hochdeutschen Schrift vertraut, bildeten an sich das natürliche Vermittelungsglied zwischen beiden. Bald würde dann auch unsere Hochsprache, bloß durch eine zwanglose natürliche Entwickelung, in beiden Niederlanden, gewiß weit mehr denn das Französische, als eine gemeinverständliche Schrift neben der niederdeutschen gelten.

Ich bin ferner tief überzeugt, daß zu einem solchen Verständnisse, nicht nur aller niederdeutschen Mundarten unter sich, sondern auch des Niederdeutschen mit dem Hochdeutschen, eine wissenschaftlich übereinstimmende Schreibung beider wesentlich beitragen würde. Zu unsern Streitigkeiten über die Schreibung scheint Georg Philipp Honsdorfer schon um die Mitte des 17. Jahrhunderts die Lösung gegeben zu haben, und es ist seltsam, daß Männer aus früher und noch jetzt zum Theil slavischen Ländern darin am weitesten gingen, wie z. B. Popowitsch (aus Krain), der sogar griechische, hebräische und besonders slavische Buchstaben unter die deutschen Schriftzeichen einführen wollte.

Bekanntlich ließ sich auch Klopstock in den zwecklosen Streit über ein künstliches Schreibungssystem hineinreißen. Man stritt sich um Zeichen für Längen und Kürzen, um Vermehrung oder Wiederausmerzung von Buchstaben, die dem Stamme fremd, nur Dehnungen andeuteten und dergleichen. Dabei konnte nichts herauskommen, weil man willkürlich verfuhr und, statt nach den organischen Gesetzen unserer Sprache zu forschen, sie vielmehr schon wie leblos und dem Volksboden abgestorben behandelte und ihr allerlei selbstgemachte Gesetze unterschob. Hat das alles unserer Sprache vielleicht noch nicht geschadet, weil unsere großen Dichter und Schriftsteller, als die wahren Erfrischer und Bildner der Sprache, in ihren schönen Gestaltenschöpfungen sich jenen abgezogenen Regeln wenig unterwarfen, vielmehr mit Seherblick die höhern lebendigen Sprachgesetze, aus dem tiefsten Gemüthe des Volkes selbst geschöpft, siegreich entgegensetzten; so hat es ihr doch noch viel weniger genützt. Dies gilt selbst von dem Streite, ob wir fortfahren sollen, die Hauptwörter groß zu schreiben, oder ob wir sie auch wie die Niederdeutschen, die Engländer und andere klein schreiben sollen, wie schon Hemmers 1780 verlangte und Grimm gewissermaßen als ein Gebot aussprach; ich meines Theils sehe nicht ein warum wir es hier beim Gebrauche nicht belassen könnten, da die Hervorhebung der Hauptwörter durch große Buchstaben doch wohl nur zum leichtern Verständnisse beitragen kann. Es war bekanntlich ein Schriftsetzer des Pariser Moniteur, der in Frankreich die Schreibung Voltaire's mit ais allgemein in Schwung gebracht hat. Wahrlich wenn es sich bei uns um nichts Anderes handelte, als um ais oder ois oder um große und kleine Buchstaben oder um ähnliche Absonderheiten, ich würde rathen die Entscheidung dieser wichtigen Fragen gleichfalls den Setzern anheimzugeben.

Doch uns liegt eine andere Aufgabe vor, von deren glücklicher Lösung die Erleichterung des allgemeinen Verständnisses der germanischen Völker untereinander mit abzuhängen scheint. So aufgefaßt, erhebt sich die deutsche Schreibung zu einer nationalen, ja zu einer politischen Frage im weitesten Sinne des Wortes.

Die wahre Rechtschreibung, die nicht bloß mit der Geschichte sondern auch mit den organischen Gesetzen der Sprache zusammenhängt und diese Gesetze spiegeln soll, liegt bekanntlich mit der üblichen Pseudo-Orthographie überall in argem Widerspruch. Kann die vorherrschende Schreibung aber auch noch keinen Anspruch auf Rechtschreibung machen, so sollte sie mindestens doch sich dem jedesmaligen Standpunkte der wissenschaftlichen Forschung möglich nah anschließen, schon damit diese Gemeingut der Nation würde. Je mehr solches aber geschähe, desto genauer träfe, wohl zu merken, auch die Schreibung des Niederdeutschen mit der des Hochdeutschen von selbst überein, beide träten sich schon für das äußere Auge näher. Denn in Wahrheit, die richtige Schreibung keines Zweiges der deutschen Sprache kann aus ihm allein, sondern nur aus dem Vergleiche aller Zweige und Mundarten, aus der Erkenntniß der eigenthümlichen Gesetze die ihrem Organismus zu Grunde liegen und erst in unsern Tagen uns erschlossen sind, geschöpft und hergeleitet werden.

Vorurtheile stehn freilich einer solchen allmählichen Verbesserung viel im Wege, weil fast Jeder seine Schreibweise schon für die beste oder doch die „natürliche" hält. Ein Beispiel sei mir anzuführen erlaubt, weil das am meisten verbreitete deutsche Blatt es mir bietet. In der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 26. September 1846 wird von Stuttgart aus gesagt: die (reinere) Schreibung habe sich so ziemlich in dem Kreise der reinwissenschaftlichen Werke der Grimm'schen Schule gehalten, und wer

sich mit diesem Studium abgebe, müsse sich schon einmal daran gewöhnen, so widrig und oft störend sie auch dem gewöhnlichen Leser vorkomme, und obwol man auch in diesen Werken besser gethan hätte, dem einmal eingeführten Gebrauche zu folgen, statt sich den Anschein der Pedanterie zu geben. Doch daß diese Schreibart auch in Büchern hervorzutreten beginne, die der eigentlichen Lesewelt bestimmt sind, sei Greuel. Namentlich wird Rückert hart angelassen, daß er „einen Theil der Schreibarten der alterthümlichen Schule" in seine Werke, z. B. die Hamasa, aufgenommen, und ihm zugleich Mangel an Durchführung vorgeworfen. Der Kritiker scheint nämlich zu glauben, Rückert müsse, weil er das mindestens überflüssige h in Werth, Roth, roth, Wuth, Muth ꝛc. sowie das falsche e in Glied, viel ꝛc. ausmerzt, nun folgerichtig h, i, e überall auslassen; er wirft ihm vor, daß er z. B. geliebte, geschieht, gieng (Lied) stehn lasse, wo er doch Glid, Wert, Wut schreibe. Rückert gesteht dem Gebrauche freilich noch viel zu, doch der in den letztern Wörtern ausgemerzte Buchstabe ist bloß eingeschwärzt worden, während er den erstern Wörtern stammgemäß angehört und nicht wegfallen darf*). Wenn

*) In der schwäbischen Mundart hört man doch das e in Liebe laut genug durch, wie der Stuttgarter Briefsteller wissen sollte, auch wenn er kein Schwabe ist. Gehn (nicht „gehen," auch nicht „ich gehe," sondern „ich geh") aber lautet in der Vergangenheit „gieng," wie hieng, fieng; so sprechen ja eben Schwaben und Alemannen. Ebenso gehört das h in geschieht (Geschichte), in allmählich (statt allmächlich), in schmählich (Schmach) ꝛc. Ohne h soll man wie Kurfürst so auch Willkür, wie Monat so auch Heirat und Heimat schreiben. — Die Allg. Zeitung brachte zum Neujahrswunsch 1845 vortreffliche sprachliche Bemerkungen, die Mancherlei rügten. Ein wirklicher Sprachfehler, der jetzt häufig vorkömmt, war dabei jedoch vergessen worden. Bei den mit Vorsilben zusammengesetzten Zeitwörtern wie anerkennen, anbefehlen, anerziehen, anerbieten, abberufen, abgewöhnen, abgewinnen, aufbewahren, auferwecken, auswählen, ausersehen, zubereiten, zuerkennen ꝛc. ist allgemeines deutsches Sprachgesetz: hat die vor das Zeitwort tretende Vorsilbe den Hauptton, so wird sie

aber der Gebrauch alleinherrschen soll, gleichsam unsere Académie française, so muß man, um der Willkür nicht Thor und Riegel zu öffnen, zuerst festsetzen, was dann der Gebrauch ist. Nein, die Festsetzung und Ausbildung der Rechtschreibung ist lediglich Sache der freien Sprachwissenschaft, und kann so wenig der Autorität oder einer akademischen Willkür als der Tyrannei des Gebrauchs, die eben jede Forschung höhnt, überlassen werden.

Kann man übrigens im vollen Ernste glauben, der gebildete Theil unserer Nation werde stets fortfahren so zu schreiben, wie man es jetzt in der Schule gelernt hat, trotz dem daß er sich fortwährend bewußt wäre, falsch zu schreiben? Welche Selbstverläugnung! Und wozu, da sich doch so wichtige Anliegen unseres Volkes, so große Eroberungen unserer Sprache gerade an die wissenschaftlich übereinstimmende Schreibung knüpfen. Oder meint man vielleicht die auf einfache Naturgesetze sich stützende Rechtschreibung werde nimmer alle Schichten unseres Volkes durch-

---

vom Worte getrennt; nur in gewissen Fällen, z. B. nach wenn, als, da, weil, obgleich ꝛc. bleibt sie vorne stehn. Dennoch schreibt man jetzt häufig: „ich anerkenne es," statt: „ich erkenne es an"; obschon dabei ein durch und durch deutsches Gesetz verspottet und das deutsche Sprachgefühl verletzt wird. Wie mag man auf solche Abwege gerathen? Berthold Auerbach empfiehlt in seinen Volksbüchern ebenso wie „er anerkennt," und zwar zur Vermeidung der Nachschleppung anderer abgelös'ter bedeutsamen Wörter, „er geringschätzt", „er hochachtet," er „andeutet" u. s. w. zu sagen. Aber hier will er sehr verschieden gebildete Zeitwörter unter ein Zwangsgesetz thun; denn geringschätzen und hochachten haben keine bloße Vorsilbe wie andeuten, und er „andeutet" ist jedenfalls eine Sünde gegen den deutschen Sprachgeist. Diese Abtrennung der Vorsilben an, ab, auf, aus, zu, wenn sie den Hauptton haben, die man ohne weiteres als schleppend ganz willkürlich beseitigen möchte, ist gerade eine schöne Eigenthümlichkeit der deutschen Sprache, und findet sich mehr oder minder in allen ihren Zweigen und Mundarten wieder, zum Beweise wie sehr sie deutsch ist. Antworten spricht nicht gegen jenes Gesetz (es ist von Antwort abgeleitet, und ant oder ent hat nie den Ton), so wenig als frühstücken, radbrechen, rathschlagen.

bringen? Gewiß doch leichter als jene abstrakten Zwangsgesetze, die man in die Sprache künstlich hinein zu legen und herrschend zu machen wußte. Die deutsche Philologie ist wesentlich erst in unsern Tagen von den Grimm und gleichstrebenden deutschen Gelehrten begründet worden, und schon zählt sie überall begeisterte Jünger, schon hat sie erstaunliche Fortschritte gemacht! Wenn nun aber eintritt, was nothwendig mit der Zeit kommen muß, daß unsere Rechtsverhältnisse, unsere öffentlichen Zustände, unsere Erziehung und Bildung eine volksgemäße deutsche Grundlage erhalten, wie sie bisher wesentlich eine römisch-klassische hatten; wenn das deutsche Leben sich auch auf deutsch erfrischen und aufbauen will; wenn nun deutsche Geschichte im umfassendsten Sinne, wenn alles was in deutscher Sprache in den verschiedenen Zeiten geschrieben und niedergelegt, unmittelbare Bedeutung für praktische Zwecke gewinnt; wenn Erziehung und Schule sich dieser Bewegung, diesem Drange fügen müssen, um dem Leben zu diesen Zwecken die Mittel und Kenntnisse zu bieten, der ganze Sprachunterricht sich mithin umgestalten muß, um die jungen aufstrebenden Männer auch so auszurüsten, daß sie sich im Schatten aller Zweige des mächtigen deutschen Sprachbaums heimisch fühlen — ich frage: kann man zweifeln, daß die deutsche Sprachwissenschaft dann allen ihren Rechten auch praktisch volle Geltung verschaffen, daß sie einen herrlichen Sieg feiern werde? Ja, ich glaube sogar — und das däucht mir mehr als ein schöner Traum zu sein — daß an dieses ernstheitere, rührige, bewußte Streben der Germanisten, an diese Verinnerlichung und Verallgemeinerung des geschichtlichen, rechtlichen und sprachlichen germanischen Lebens sich auch die Wiedergeburt des einigen großen deutschen Volks und Staats knüpfen, und daß an dem durch die Säfte aller deutschen Mundarten und ihrer verjüngten Dichtungen wieder

frisch schwellenden Sprachbaum auch die Blüten jener neuen Litteraturepoche, die wir alle ersehnen und auf die wir hoffen, hervorsprießen werden.

Wäre die deutsche Schreibung überhaupt die rechte, so daß die Naturgesetze der Abweichungen unserer Sprachzweige daraus unmittelbar hervorleuchteten, wie ausnehmend würde das Erlernen derselben dem Oberdeutschen wie dem Niederdeutschen erleichtert werden! Viel wäre schon gewonnen, wenn wir an der Hand der Wissenschaft im Allgemeinen nur zu der einfachen Schreibung zurückkehren wollten, wie sie vor dem großen Sprachwirrwarr stattfand, und die zwischen Niederdeutschem und Hochdeutschem damals weit mehr übereinstimmte als jetzt. Das Niederdeutsche hat sich manche gute Schreibgrundsätze, zumal Einfachheit, bewahrt, die unser Hochdeutsch aufgegeben, doch wieder leicht sich aneignen könnte. So vermeidet es z. B. jede unnöthige Anhäufung von Mitlautern, wodurch unsere Hochschrift zumal bei den abgeleiteten und zusammengesetzten Wörtern, ein so vorstehndes Knochengerippe, ein so hartes wie unaussprechliches Aussehen gewinnt. Die niederdeutsche Schrift erscheint für's Auge fließender weicher, gefälliger, vokalreicher als die hochdeutsche, und der Niederländer findet wegen unserer Consonantenanhäufung Anfangs manche Schwierigkeit sowol beim Erlernen als beim Aussprechen des Hochdeutschen. Er schreibt z. B. einfach man, manbar, manhaft, mansleen (Mannslehn; wir setzen da vier Mitlauter hintereinander, während wir nur drei aussprechen), auch mans (stark, eines Mannes), manvolk (Mannsleute); ebenso stal, stem (Stimme), gewin, gewinnen, gewan, gewint, gewinzucht, mint, komt, wel (wohl und Quelle), welgrond (Quellgrund), welbehagen (Wohlgefallen), welkom (Willkomm), stam, stad (Stadt) stāl (Stahl) stān (stehn). Das ck (kk) schreibt der

Niederländer nie, auch nicht am Ende der Wörter, z. B. lek, nicht leck, wie wir. Das tz kennt er gar nicht, so wenig als das ß, da er ja überhaupt für diese scharfen hochdeutschen Laute gewöhnlich t hat. Nur schreibt er häufig ein z mit weicher Aussprache, wo wir s oder ein sch haben, z. B. zaad, zang, zat (satt), zee, zegen, zet (Sitz), zin (Sinn, tin-Zinn), zwan, (Schwan, zwanezang), zwārd (Schwert), zwak (schwach), zwanger, zwemmen, zwengel, zweren, zwermen. Wo er unsern Laut z hat, schreibt er ihn entweder in fremden Wörtern mit c, z. B. Ocean, oder sonst mit ts, z. B. lats Laz (richtiger auch Lats), sits Ziz (richtiger Zits), spitsboef Spitzbube; woraus zugleich erhellt, daß tz — tts ganz vermieden werden sollte, ist doch z schon ts. Am Ende des Wortes mögen ck und tz vielleicht noch stehn, folgt aber noch ein Mitlaut darauf, so reicht k und z gewiß aus, z. B. Glück (geluk), aber glüklich, vorsäzlich. Auch das sch braucht der Niederdeutsche vor einem l oder andern Mitlaut nicht, er schreibt einfach slag, slap (Schlaf), slapen, slaperig, slān (schlagen), slagten, slank, slang (Schlange), slecht, slechten (schlichten), slede (Schlitten), slee (Schlehe), sleet (Schleiß, Verschleiß; nicht „Verschluß" — verslot), slender, slym (Schleim), slymig, slim, (schlimm) slok (Schluck), sluis (Schleuse; es gibt im Plattdeutschen jedoch auch die Form slute, Schleuße).

Als besonders wichtig für das leichtere Verständniß zwischen Niederdeutschem und Hochdeutschem ist die Tonverschärfung der Mitlauter nach den drei Reihen j, g, k, ch; w, b, p, f; th, d, t, z oder ß in Obacht zu nehmen, indem die oberdeutschen Mundarten und so auch unsere Schriftsprache sich in der Regel des um einen Hauch schärfern Tones bedienen als das Niederdeutsche, Englische, Nordische, sich gleichsam um einen Ton vorgeschoben

haben. In den meisten Fällen springt die Schärfung desselben Mitlauts gleich in die Augen, und man erkennt das Wort ohne Schwierigkeit; z. B. woord Wort (englisch word), worp Wurf (engl. warp werfen), poot Pfote, pype (engl. pipe) Pfeife, lap Laffe, pligt Pflicht, ploeg Pflug (engl. plough oder plow), pond Pfund (engl. pound), pand (engl. pawn) Pfand, panden, pandspel, pad (engl. path) Pfad, pāl (engl. pale) Pfahl, pan (engl. pan) Pfanne, pāuw (engl. pea-cock) Pfau, penning (engl. penny), post (engl. post) Pfoste, kneep Kniff, gnersen knirschen (engl. gnash; so gnar knurren), ondeugd Untugend, godheid, zeep Seife, slypen schleifen, slyper, slap (engl. sleep), dag (engl. day; dawn tagen), dood (engl. death) Tod, (engl. dead todt), bed, dochter (engl. daughter), waden (engl. wade) waten, doorn (engl. thorn; thorny, dornig), dronken trunken, dronkārd (engl. drunkhard) Trunkenbold. Auch wo das niederdeutsche t sich hochdeutsch in z verwandelt, liegt keine Schwierigkeit vor; z. B. swart schwarz, zwarten schwärzen, tol Zoll, tegel, tögel Ziegel, twyfel Zweifel, teen zehn (engl. thir-teen dreizehn), twyg (engl. twig) Zweig, tusschen zwischen, tāl und sprak Sprache, tal (engl. tale) Zahl, tweetal Zweizahl, uit (engl. out) aus (richtig auß) toegift Zugabe, toeloop, Zulauf, wortel Wurzel, tjanken zanken, zout Salz, zouten, tap (engl. tap) Zapfen (daher tappen ausschenken, tapperei Schenke), tak Zacke, tin Zinn, tyd (engl. time) Zeit, tydverdryf, tang Zange, tanden zahnden, weit (engl. wheat) Weizen, tām (engl. tame) zahm, wit Wiz, twist Zwist. Nur wo das niederdeutsche t sich hochdeutsch in ß umgewandelt, z. B. lot (engl. und niederdeutsch) Loß sors, laten (engl. let) laßen, toelaten, water Waßer, bloot bloß, witten (engl. whiten) weißen, byten (engl. bite; biter rc.) beißen, groot (engl. great) groß, sleutel Schlüßel,

zoet (engl. sweet) süß, slot Schloß, sādvat Saatgefäß ꝛc. — in diesen Fällen liegt der Stein des Anstoßes, weil man sich im Hochdeutschen seit den Zeiten unseres Sprachgewirrs gewöhnt hat, statt des ß, dieses gerade dem Hochdeutschen doch ganz eigenthümlichen Buchstabens, den die romanischen Sprachen und die meisten deutschen Sprachzweige gar nicht kennen, der eben auch aus der ganz eigenthümlichen Bewegung der Mitlauter im Hochdeutschen hervorgegangen ist, oft ſſ oder s zu schreiben, ja mitunter nach dem falschen Schreiben auch zu sprechen. Wo im Niederdeutschen ein ſ oder ſſ steht, z. B. wyse (engl. wise) beste, gewis, lose, los-, mis-, kus, kussen, bewoest (bewust), blas, ros (Rose), passen, missen, da muß solches natürlich immer auch im Hochdeutschen stehn; wo aber das Niederdeutsche t hat, darf man hochdeutsch nicht einen diesem fremden Buchstaben ſ oder s, ebensowenig ſſ oder ſs schreiben, sondern ß, weil das t ja nie in ſ oder ſſ übergehn kann. Also muß man schreiben bloß, Kloß, Looß, Schoß, Maß, beßer (beter), faßen, laßen, Haß (hāt, engl. hate), haßen. Ein Hauptwort das in der Einzahl mit ß endet, kann in der Mehrzahl nicht auf einmal ſſ bekommen, z. B. Schloß (slot), Schlößer, nicht Schlösser. Manchmal gebrauchen wir auch das z nicht ganz richtig, wenn dafür nämlich schon im Niederdeutschen ein ts steht; z. B. spit heißt zwar Spieß (Schaufel ꝛc.), aber nicht spiz, was wir so schreiben heißt niederdeutsch schon spits, und daher schreiben auch wir besser Spits, Spitse, spitsig, Spitsbube, spitsen, spitsfindig, ebenso splitsen ꝛc.

Wenn das Gesagte auch nicht hinreicht dem Oberdeutschen gleich das niederdeutsche Sprachgebiet zu erschließen, wozu es indessen den Hauptschlüssel enthält, so wird es doch genügen, um Jedermann zu überzeugen wie leicht eine wissenschaftlich über-

einstimmende Schreibung zwischen der niederdeutschen und der hochdeutschen Schrift zu erzielen wäre, und wie ihr wechselseitiges Verständniß dadurch ungemein gefördert werden müßte. Die Verschiedenheiten sind nicht willkürlich, wie sie dem Anfänger erscheinen, sondern sie bestimmen sich nach einfachen Gesetzen, die bei richtiger Schreibung sich dem Auge jedes deutschen Lesers von selbst darstellen. Eine Ahnung davon ging zwar auch durch die belgischen Schreibungszwiste; doch uns ist die wichtige Aufgabe geblieben, es klar auszusprechen, und die ganze Frage dadurch einem höhern Endzweck entgegenzuführen. Wir sollen das große schöne Ziel freier Wiedervereinigung der deutschen Stämme in Sprache, Volkthum und Liebe, das Allen vorschwebt, vorbereiten helfen, und darum spreche man uns hierbei nicht mehr von Pedanterie, die sich gegen den Gebrauch auflehne, um etwas Besonderes zu haben! Wir wollen im Gegentheil das Besondere aufgeben, so weit es in sich keine Berechtigung hat und dem Allgemeinen, dem Verständniß aller Deutschen und aller deutschen Geistesblüten im Wege steht. O, gebt uns erst Deutschlands sprachlich geistige Einheit als eine wahrhaft lebendige, und wir überlassen euch gern den Gebrauch, wozu ihr ihn dann noch für nütze haltet. Kein Deutscher, er sei aus den fernsten Marken des Südens, von der untern Donau oder dem Oberrhein der die Niederländer in ihrer Heimath besucht, wird sie noch für „Fremdlinge" halten, um deren willen wir sprachlich keine Rücksicht zu nehmen hätten. Ja, es gilt die Vermittelungswünsche zu verwirklichen, die schon in so mancher deutschen Brust heiß auftauchten, wenn sie die freie Luft der gesegneten Maas- und Scheldelande einhauchte. Es gilt die Saaten deutscher Wissenschaft auf belgischen Boden pflanzen, die Zweige deutscher Geisteseichen auch über die Niederlande ausbreiten und aufgrünen zu

sehen, dagegen den gesunden praktischen Sinn, die Unternehmungslust, den Freiheitsschwung der Niederländer uns andern Deutschen einzuimpfen. Denn wer hat zu allen Zeiten eifriger für seine Freiheit gestritten, wer thatkräftiger hinaus über die Meere gestrebt, wer auf so kleinem Raume größere nützliche Thätigkeit entfaltet und mehr Denkmale der Kunst und des Unternehmungsgeistes aufzuweisen als unsere Brüder in den Niederlanden?

Ich weiß wohl, der hier ausgesprochene Wunsch sieht keiner baldigen Erfüllung entgegen. Darum war es mir auch gar nicht zu thun, ein augenblickliches Ergebniß ist gleichgültig; ich fühlte mich nur gedrungen, jenen Wunsch einmal in die Luft hinauszuschreien, den gütigen Winden überlassend, ob sie das Wort auf einen günstigen Boden tragen werden oder nicht. So was läßt sich nicht machen, durch keinen Willen erzwingen, es muß sich eben frei entwickeln. Wird das Ziel auf die eine Weise nicht erreicht, so auf die andere. Die Hauptsache ist, daß in der vlämischen Bewegung deutscher Samen ausgestreut wird, der, auf günstigen Boden fallend, gedeihen und Früchte tragen wird, die wir noch nicht ahnen. Kein Zweifeln an der Zukunft unsers Volkes, kein kaltes Mißtrauen soll mich in dieser Zuversicht beirren, und wie viele Hindernisse auch noch zu bewältigen sind, sie sollen uns die Freude an dem nicht trüben, was bereits errungen worden ist. Im deutschen Volke bereitet sich nicht Gewöhnliches vor, ist etwas Ausnehmendes im Werden, das fühlen nicht bloß die von großen volkthümlichen Gedanken bewegten und erwärmten deutschen Gemüther, das fühlt auch die Welt in dem Maße, als sie einen Begriff von dem bei uns aufgehäuften Bildungsstoff und von den tiefgreifenden bei uns unvermittelten Gegensätzen erhält. Das Herz von Deutschland klopft mit hörbarem Schlage, alle seine Adern schwellen an und brechen über-

all knospend wieder auf, der Blutumlauf geht wieder rasch und voll vom Herzen bis zu den äußersten Gliedern. Wann sonst erheiterte Deutschland an seinen äußersten Grenzen ein so tiefes und reges deutsches Schwellen und Leben als gegenwärtig? Schleswig-Holstein, herzumschlungen — welcher Deutsche ist nicht stolz und eifersüchtig auf dieses theure Bundesland?*) Selbst Deutsch-Lotharingen und Elsaß, aus vieljährigem Schlaf erwachend, suchen sich vorerst wieder als einen Zweig der deutschen Litteratur geltend zu machen, und schon überwacht der Franzmann mit erhöhtem Argwohn diese Bewegung, indem er vergißt, daß, wie von Natur, so nach dem Buchstaben und dem Geiste der alten Übereinkünfte das Elsaß deutsch bleiben muß. Aber Männer wie Friedrich Otto, Arnold, Ehrenfried Stöber und dessen Söhne August und Adolf, August Lamey, Candidus, Mühl, Jäger, Klein, Durbach, Gerock, Schnetzler und andere Leiter der elsässischen Bewegung trotzen allen feindlichen Angriffen und Verleumdungen;

---

*) Übrigens beklagen wir die Zerwürfnisse zwischen Schleswig-Holstein und Dänemark, als zwischen verwandten Völkern, deren Zusammenhalten fremden und feindseligen Mächten gegenüber Noth thut, und hoffen, daß der jetzige Zustand in dieser Beziehung nur ein vorübergehnder sein werde. Wir freuen uns der innigen Annäherung der skandinavischen Völker, und daß sie, trotz des Haders, sich der nahen Verwandtschaft mit uns mehr und mehr bewußt werden. Von allen fremden Litteraturen findet die deutsche gegenwärtig in Skandinavien den bei weitem größten Eingang, und selbst in Dänemark hat man seit Kurzem angefangen, der hochdeutschen Sprache gewissermaßen den Vorrang vor der lateinischen in den Schulen einzuräumen, wenigstens insofern die Schüler früher mit der deutschen als mit der lateinischen den Anfang machen sollen. Unsere Gegentheilnahme für die schwedische Litteratur ist bekannt. Vielleicht werden diese Sympathien früh genug auch auf dem politischen Felde erprobt werden, denn die Art wie Rußland in den Ostseeprovinzen und in Finnland schaltet, könnte geeignet sein sich der Friedensschlüsse zu Nystadt und zu Friedrichshamm zu erinnern und der diesen Provinzen darin vorbehaltenen Gerechtsame.

sie suchten mit regster Beharrlichkeit dem deutschen Geist und der deutschen Sprache Geltung zu bewahren, und indem sie dem von Alters her sangberühmten Elsaß von neuem eine achtungswerthe Stellung in der deutschen Litteratur errangen, bezwangen sie zugleich ihren bittersten Feind, die Gleichgültigkeit ihrer eigenen Landsleute. Daß der im elsässischen Volkthum wurzelnde dichterische Geist trotz der fast 200jährigen Fremdherrschaft nicht erstorben, daß die deutsche Sprache lebendig auch im Bürgerstande schafft, zeigen die Gedichte des wackern Straßburger Drechslermeisters Daniel Hirtz, des Straßburger Korbmachers Christian Hackenschmidt, des Drucksetzers Karl Bernhard (ehmals afrikanischer Jäger) und des Kolmarer Tapezierers Ed. Rosenstiel. Namentlich ist Daniel Hirtz ein tiefes Dichtergemüth. Die erste Ausgabe seiner Gedichte leitete Professor Reuß 1838 mit den Worten ein: „Wir reden deutsch heißt nicht bloß, daß wir unsere Muttersprache nicht abschwören wollen, sondern es heißt, daß wir in unserer ganzen Art und Sitte, in unserm Glauben, Wollen und Thun deutsche Kraft und Treue, deutschen Ernst und Gemeingeist, deutsche Uneigennützigkeit und Gemüthlichkeit bewahren und als ein heiliges Gut auf unsere Kinder vererben wollen. Das ist unser Patriotismus! Auf beiden Rheinufern wohnt für uns nur Ein Volk; Schlachten und Welthändel können es zersplittern und durch Zollhäuser und Schlagbäume trennen, aber die Herzen scheiden sie nicht. Unser Todfeind ist nur wer eine frevelnde Hand an unsere Nationalität legt". *) — — —

*) In den bereits zum fünftenmal erschienenen „Elsassischen Neujahrsblättern" ist nicht bloß ein Vereinungspunkt für die dichterischen Kräfte des Elsasses, sondern auch ein neuer Anknüpfungspunkt für die Pflege der Gemüthsverwandtschaft alemannischer Stämme auf beiden Rheinufern gegeben.

Und bringt der warme deutsche Pulsschlag nicht lautpochend wieder durch das niederdeutsche Belgien! Willems sprach zuerst aus: die Reformationsstürme und die spanische Bekämpfung derselben in Belgien haben bewirkt, die Vlamingen von den übrigen Deutschen zu scheiden und ihrer Litteraturentwickelung den Todesschlag zu versetzen; doch die Kenntniß der Ursache des Übels gebe zugleich das Heilmittel an die Hand. Und in seinem Geiste sprachen andere Belgen die Hoffnung aus: die heillose, von den Baumeistern zu Münster 1648 zwischen uns aufgerichtete Scheidemauer werde niederstürzen und der Augsburger Bundesvertrag vom Jahre 1548, durch die Kraft der Vernunft, der Gesinnung und der Volksanliegen, dafür wieder in Aufnahme kommen, damit die Vlamingen, sich mit den übrigen 50 Millionen Deutschen als eins betrachtend, fortan im Bunde mit ihnen auf dem Pfade der Ehre, der echten Freiheit und nationalen Entwickelung vorwärts schritten.

Vlaemsch-Belgie drückte am 26. Junius 1844, als dem 296sten Jahrestage der Bundeserneuerung zwischen Deutschland und den Niederlanden durch Kaiser Karl V. und die Reichsstände, den bedeutungsvollen Wunsch aus, auch Deutschland möge der dritten Säcularfeier des Augsburger Bundesvertrags mit Innigkeit gedenken, es möge sie feiern und an diesem schönen Tage, 26. Junius 1848, Belgien die Hand reichen zu einem neuen Bunde zum Schutze der wiedergewonnenen Freiheit und Unabhängigkeit! Kein Deutscher, der nicht in den Ruf einstimmte: Wir wollen es, wir erneuern den alten Bund!!

In Hoffnung aber auf ein so schönes Bruderfest glaub' ich, daß Manches geschehen könnte und sollte, um demselben gleich eine praktische Bedeutung zu geben. Und was könnte geeigneter

dazu sein, als ein allgemeiner Versuch zur Annäherung und bessern Verständigung in Sprache und Schrift? Nun, diese Aufgabe durchzuführen, das wäre, meines Bedünkens, des Germanistenvereins würdig. Wie Viel könnte dadurch erreicht werden, wenn die sprachliche Abtheilung desselben die Angelegenheit für wichtig genug hielte, sie zu ihrer eigenen zu machen! Und warum sollte sie die Erleichterung des sprachlichen Verständnisses mit unsern niederdeutschen Brüdern nicht für eine ihrer natürlichen Aufgaben erkennen, da der Gesammtverein ausgesprochenermaßen die wissenschaftliche Vermittelung aller deutschen Volksstämme auf dem Gebiete des Rechts, der Geschichte und der Sprache zu seinen wesentlichen Zwecken zählt?

In den letzten Jahrzehnten hat das gelehrte Deutschland für brüderliche Thätigkeit in allen Zweigen der Wissenschaft und ihren Anwendungen viel gethan, mehr vielleicht als ein anderes Land, und in allen Kreisen gesteht man nachgerade sich ein, daß Gemeinsamkeit ihre Arbeiten wie die Wissenschaft überhaupt höchlich fördern könnte. Das gesprochene Wort besitzt in mitstrebender vorbereiteter Versammlung eine eigene Kraft und übt einen nachhaltigen Einfluß und Zauber aus, welche durch das geschriebene Wort nimmermehr ersetzt werden können. Schon weil die Wissenschaften auch die verschiedenartigsten Berührungen in sich haben, muß jede wissenschaftliche Thätigkeit eine um so gediegenere, geläutertere, jeder Unterricht ein um so besserer sein, je mehr ihre Träger und die Volkslehrer in wirklichen Zusammenkünften die gegenseitigen Beziehungen, Hin- und Rückweisungen festzustellen wissen. Sind die allgemeinen Vortheile wissenschaftlicher Vereine bei allen ungefähr die nämlichen, weil ein mit Verbrüderten unternommenes Werk den Einzelnen immer gar viel saure Mühe und verlorene Zeit ersparen kann, so traten in Frankfurt noch

höhere Volkszwecke hinzu; nichts steht jedem Herzen näher, als das Menschliche und Vaterländische in Sprache, Dichtung, Recht und Geschichte, und der Germanistenverein will die Forschungen auf diesen Gebieten fruchtbringend für das deutsche Volk machen, daß ihm daraus ein unversiegbarer Quell zur nationalen Aufbauung und Befreiung entströme. Diese Wissenszweige sind wesentliche Bestandtheile einer deutschen Wissenschaft, und das deutsche Volk findet in ihrer Gemeinsamkeit, trotz der Mannigfaltigkeit in Mundarten wie Staats- und Rechtsformen, noch immer seine alte Einheit. Daß also das große Gesammtvaterland, das andere Grenzen umschließen, als die engen, welche menschliche Willkür gesteckt hat, sich dieser Einheit im höhern Maße bewußt werde, dazu soll der Germanistenverein ein mächtiger Hebel sein. Hierin liegt sein Beruf auch für jene Aufgabe, ein genaueres Schriftverständniß zwischen den Niederdeutschen unter sich und zwischen ihnen und den Hochdeutschen anzubahnen. Dem Verein gehören Männer aus allen deutschen Volksstämmen an, und nirgends sonst fänden sich die zu dem Werke nöthigen umfassenden Kenntnisse so vereint, als in ihm: von ihm angeregt, würde der Gedanke weithin Anklang finden, zumal in den niederdeutschen Gauen und an den Ufern der Schelde. Und was verschlüge es, wäre dazu später auch noch ein besonderer Sprachcongreß, vorbereitet durch die gemeinschaftlichen Arbeiten eines Ausschusses aus Niederdeutschen und Oberdeutschen, etwa in einer Rheinstadt nöthig, wie die Vlamingen solchen für sich schon in Gent und Brüssel gehalten? Welch ein Sprachfest würde das geben, dies allgemein deutsche, vielleicht umklungen von den vaterländischen Tönen des vlämisch-deutschen Sängerbundes, der seine Tage bald in einer belgischen, bald in einer diesseitigen Stadt feiert! Wie würde das alles das deutsche Bewußtsein in Belgien erheben

und ermuthigen, und wie groß würde der wissenschaftliche und litteräre Gewinn für beide Theile sein!

Der Germanistenverein hat große Hoffnungen geweckt, weil in der Verbrüderung von Sprache, Recht und Geschichte sich der Grundgedanke der Zeit zeigte, die rechte Wechselwirkung zwischen Kopf und Herz, zwischen Wissenschaft und Leben. Männer von eben so gründlichem Wissen als sich selbst klarer und fester Gesinnung verbürgen sie dem deutschen Volke, das eben, wie gesagt, in jener Verbrüderung noch immer seine alte Einheit begreift. Freilich wäre zu wünschen, es fände diese Einheit auch in andern gemeinsamen Anliegen, in Handel und Wandel, in der auswärtigen Politik, im Staate — und alsdann gehörte die Wissenschaft des deutschen Staats, die deutsche Politik, recht eigentlich zu den Wissensgegenständen des Germanistenvereins. Dahin führt der Weg aber einzig nur durch das System einer vollständigen umfassenden Vertretung, welches trotz scheinbarer Mängel stets die meiste Gewähr der objectiven Freiheit darbietet; und zwar führt er dahin an der Hand der Geschichte, die hier dem öffentlichen Rechte vorarbeitet und lehrt, daß nur der wahrhaft wirksam sein kann, der die Zeichen der Zeit kennt und ihren Forderungen Rechnung trägt. Die Geschichte soll zur Erfüllung der Staats- und Volkszwecke nicht sowohl alte und veraltete Baustücke liefern, als vielmehr zeigen, daß und wie in der menschlichen Entwickelung jede neue Zeit auch zu neuen politischen Umwandlungen vordrang, die vorausgehenden Formen entweder überwindend oder zu frischen Lebensgliedern umgestaltend. Das war das in Frankfurt vorherrschende Gefühl: dort redete aus den Vertretern deutscher Wissenschaft in vernehmlichen Worten die Überzeugung der Zeit, und wo in den wissenschaftlichen Abhandlungen zeitgemäßer Forderungen gedacht ward — und das geschah stets mit Freimuth — da

durchlief es wie ein electrischer Feuerstrom die Reihen der Versammlung und machte sich unaufhaltsam Luft. Gewiß, wer der Versammlung anwohnte, konnte sich rühmen, den Herzschlag unseres Volkes gefühlt zu haben — ein wunderbares, alle Fibern durchzitterndes und durchglühendes Gefühl!

Keine Zeit trug ihre Zeichen so klar und lesbar an der Stirn als die unsrige in Deutschland, und man muß blind sein, um sie nicht zu sehen. Jene Versammlung zum Theil ergrauter Koryphäen der Wissenschaft gab von neuem den Beweis davon, daß das Streben unseres Volkes nach nationalpolitischer Gegenständlichkeit und öffentlicher Freiheit nicht für Täuschung oder augenblickliche Aufregung zu halten ist. Die unabweisbare Forderung leuchtet aus Allem, daß die Regierungen aufhören, dem Volke gegenüber bloß Abstraction zu sein, concret nur zum Steuern und Dienen. Bedarf der deutsche Verein, um hiezu durch den freien Wellenschlag der Wissenschaft das Seinige beizutragen, wie Gervinus und Dahlmann durchführten, vor allen Dingen der frischen, von Einzelzwecken ungehemmten Mittheilung des freien Austausches möglichst vieler Ansichten und Belehrungen, so geschieht dem dadurch kein Eintrag, daß in seinem Schooße sonst noch manche besondere Arbeitszwecke keimen, wie der hier besprochene, zu denen die Anregung allmählich ausgeht. Das eben erscheint so bedeutsam an ihm, daß alle seine wissenschaftlichen Aufgaben einen Charakter haben, bei dem die Wissenschaft eine Brücke zum Leben und zur That bildet, wo das Wort Fleisch, der Gedanke eine Schöpfung werden muß.

Auf diese Regungen und Forderungen der Zeit habe ich hier um so mehr hinweisen zu müssen geglaubt, als begreiflicher Weise politische Freiheit zu den wirksamsten Mitteln gehört, uns Belgiens Volksneigung näher zu führen. Hierin lag bisher Frank-

reichs geheime Macht und unsere offenbare Schwäche: Frankreich gilt hier und dort noch als Haupt und Vertreter der Liberalen auf dem ganzen Continent. Freilich keimt dort nicht der neue Volksstaat. Vielmehr sehen wir eben in Niederland das Volk vor uns, welches zuerst in Europa sich für politische und religiöse Freiheit als für unverjährbare Rechte erhob und die Lehre verkündete, daß der Despotismus nimmer rechtmäßig sein kann, weil die Regierungen für die Völker, und die Völker nicht für die Regierungen da sind. Niederland war es, das selbst dem mächtigen, seitdem auf der parlamentarischen Bahn so groß und beneidenswerth vorgeschrittenen England einen Fürsten schenkte, der es mit dahin leitete, ein freies Volk, die Unterthanen eines constitutionellen Königs, nicht die Unterwürflinge der Launen und Grillen eines unbeschränkten Gewalthabers zu sein. Auch wäre wol manchen Diplomaten die, wie's scheint, fast erloschene Schule Jan de Wits zu empfehlen, des grobschrotigen Republikaners, der mit geradem Blick und Witz die feingesponnenen Ränke der durchtriebensten Diplomatie zu Schanden machte, und die Politiker könnten auch heute vielleicht noch mehr von einem Van Beuningen oder einem Grotius lernen, als von den Künsten und Kniffen der Herren Guizot und Thiers. Allein zu einem Weltgefühl, zu einer allgemein menschlichen Angelegenheit und neuen Weltmacht wurden jene Bestrebungen erst durch die französische Revolution. Und wer könnte, bei manchen Schattenseiten, doch die großen Züge des französischen Rechtsstaats verkennen? Anerkennung ist nicht Nachahmung, und wenn die selbständige Entwickelung aus dem eigenen Volkskern heraus immer den Vorzug verdient, so soll das Gute doch darum, weil es fremd ist, nicht abgewiesen werden.

Politische Freiheit nun ist für Belgien eine Nothwendigkeit seines Bestehens. Die dem Stamme nach gespaltenen Belgen

müssen ein gemeinsames Staatliches haben, das sie zusammenhält, und das kann nur die politische Freiheit sein. So lange diese nicht für beide Volksbestandtheile zur vollen Wahrheit geworden, muß der innere Gegensatz, weil er noch politisch getrübt ist, stärker hervortreten. Sobald aber die Vlamingen als solche, und nicht als künstliche Franzosen, die ihnen gebührenden staatlichen Rechte erlangt haben, wird der volkliche Gegensatz zwar noch in den meisten Lebensverhältnissen fortbestehn, als politischer aber wird er verschwinden und in der wirklich freien Staatsverfassung aufgehn. Die größte innere Gefahr für Belgiens Selbständigkeit liegt also darin, daß Regierung und Kammern verblendet genug sein könnten, den gerechten Beschwerden der Vlamingen hartnäckig Gehör zu versagen. Schon jetzt sind die Herzen gegen einander tief erbittert, und einzelne Verordnungen, z. B. daß die Offiziere des Heers sich mit dem Vlämischen nothdürftig bekannt machen sollen, reichen zur Versöhnung nicht hin. Recht und Gerechtigkeit müssen walten, nur dies kann die Wunden heilen und den in den Gemüthern sich anhäufenden Brennstoff wieder entfernen. Keine andere Rettung gibt es vor jener Gefahr, die der Unabhängigkeit des jungen Staats in der Zuflucht zu Frankreich droht, das dem Schwachen nur eine Stütze gewährt, wie dem Sinkenden ein gebrochenes Reis. Allein unter jener Bedingung findet Belgiens schwankende Lage ein glückliches dauerndes Ende, das freilich nur ein langsam vorbereitetes, aus der Entwickelung selber hervorgehendes sein kann. Unsererseits darf daher die Theilnahme nicht ermüden. Belgiens Haltung hat viele Zweifler beschämt, und wir müssen die neue bedeutsame Phase der Entwickelung, in die es getreten, um so freudiger begrüßen, als sie sein Erheben zu wahrhafter Selbständigkeit hoffen läßt. Nicht als ob die Zuneigungen zu dem einen oder andern

Nachbar plötzlich verschwunden wären, nur das Gefühl der Abhängigkeit von Frankreich, das früher bei allem Widerstreben einzelner im Staate durchschimmerte, hat sich vom Herzen des Volkes losgewunden, und dafür ist der Wille, selbständig zu sein, wirklich in dasselbe eingedrungen, seine Thatkraft erhöhend. Die französischen Liebkosungen geschehen nicht Belgiens, sondern des eigenen Vortheils wegen, und reizen oft so sehr die belgische Empfindlichkeit, daß selbst in der Brust vieler Wallonen sich Unwille gegen Frankreich erzeugt hat. Der erste französische Andrang ist im Ganzen am jungen Belgien abgeprallt, und man weiß, ihr erster Angriff ist am gefährlichsten.

Die Franzosen sind eine tapfere und hochbegabte Nation, aber sie verbinden damit eine ausschweifende Ruhmesliebe, die bewirkt, daß sie sogar Nationalfreiheit und Nationalreichthum bei sich selbst — geschweige denn bei andern — noch weniger um der Wohlfahrt willen die daraus für alle fließt, als um ihrer Vortheile willen achten, die darin für Herrschaft und Kriegsruhm liegen. Niemals haben sie erfahren oder vielleicht auch nur daran gedacht, das Prinzip der Selbstregierung, diese reiche Quelle der Freiheit und Wohlfahrt, in Anwendung zu bringen. Daher kömmt es, daß nach sechzig Jahren weltumgestaltender innerer Bewegungen und äußerer Kämpfe für Freiheit und Nationalgröße, trotz mancher schönen und beneidenswerthen Errungenschaft, zumal was die Rechtsinstitutionen betrifft, doch der politische Organismus Frankreichs nicht viel mehr als eine Maschine erscheint, zu einem großen continentalen Kriegszwecke. Und worauf zielt zunächst die Wirksamkeit dieser ungeheuern Kriegsmaschine? Die Franzosen haben gute Gründe, nach dem Rhein und den Niederlanden zu begehren für ihre See- und Weltmacht. Im Besitze von Belgien und dem Rhein kann es ihnen nicht schwer fallen,

sich noch einmal über Holland an der Nordsee auszudehnen, und indem sie damit den vielleicht kräftigsten Theil der germanischen Rasse des Festlandes auf den romanischen Stamm ihres Staats impfen, verschaffen sie diesem die Eigenschaften, welche ihnen fehlen, nämlich hohe Schaffungskraft in allen Erzeugungszweigen und Geschick für Emporbringung der Schiffahrt und Colonialmacht. Denn von den drei europäischen Rassen wohnt vorzugsweise der germanischen vermittelst ihrer Gabe der Selbstverwaltung und Selbstordnung die wichtige Eigenschaft bei, wilde oder barbarische Länder zu bezwingen, anzubauen und zu verfeinern mit Gründung neuer, oft vollkommnerer Gemeinwesen. Eben aus dem Gefühle der Unzulänglichkeit ihrer Nationaleigenschaften, die nur durch Aufnahme deutscher Stämme zu ergänzen, erklärt sich im letzten Grunde sowohl Frankreichs als Rußlands Andrang auf Deutschland und die Übereinstimmung der Interessen beider Großmächte gegen uns, auf der ihre, wenn auch politisch verschleierte, wechselseitige Zuneigung beruht; wie Frankreich auf Antwerpen und die deutsche Nordseeküste, so hält Rußland den Blick unverwandt auf Memel und die Ostseeküste bis Kopenhagen gerichtet; für beides liegen historische Zeugnisse vor. Dem Streben nach nationaler Vergrößerung gegen den Rhein und die See hin entkeimt auch der Wunsch der Franzosen, eine Zollunion mit Belgien einzugehn, ohne Rücksicht darauf, daß die deutsche Handelseinigung nur darum eine naturgemäße und wohlthätige ist, weil sie einen Bestandtheil der deutschen Nationaleinheit selbst bildet. Über die Tragweite der französischen Unionswünsche kann man sich in Belgien nicht täuschen, da Handelseinung und politische Einung Zwillingsschwestern sind, die nacheinander zur Geburt kommen, gleichviel welche zuerst.

Jener mächtige germanische Zug, das Bedürfniß nach Selbst-

regierung, verbindet aber im Großen und Ganzen ebensosehr die germanischen Völker miteinander, als er sie von dem französischen Staatswesen scheidet. Von dem französischen Verwaltungsdespotismus, diesem traurigen Erbtheil langen Schaltens absoluter königlichen und revolutionären Gewalt, dieser Kehrseite der französischen Institutionen, die beweis't, daß die französische Nation nur erst den einen Theil verfassungsmäßiger Volksfreiheit errungen hat — von ihm will man so wenig in Belgien als in Niederland etwas wissen, das ihn nur zu furchtbar kennen gelernt und grausam wie kein anderes Land darunter gelitten hat. Wir haben das Vorgefühl davon, daß Frankreichs öffentliche Freiheiten mitsammt seinem Verwaltungsmechanismus auf den jetzigen germanischen Staat übertragen, bald für das Volk dieses Staats unerträglich werden würden — vielleicht der Fall wo selbst das so besonnene, so treue, so geduldige, jeder Gewaltthat so abgeneigte deutsche Volk zu dem Äußersten aufzustacheln wäre, um ein solches Joch abzuschütteln. Es gibt einmal keinen größern Widerspruch als den zwischen dem französischen Verwaltungsmechanismus und dem germanischen Prinzip der Selbstregierung, das schon in den Urwäldern Germaniens heimisch war, wie jetzt im großen Walde des angelsächsischen Amerika, und das sich auf dem alten Welttheil in England, den Niederlanden, am deutschen Meere und in den Alpen am frischesten erhalten hat.

Diese Erkenntniß ist auch Belgien wieder aufgegangen. Fast anderthalb Jahrzehnte des innern Kampfes hat es bedurft, um dahin zu gelangen, daß Belgien als Staat sich nicht mehr ausschließlich im Zusammenhang mit Frankreich fühlt, dort allein seine Bundesgenossen, seine Sicherheit und Zukunft sucht; daß im Kerne seiner Bevölkerung der Wille reifte zu einem selbständigen Gang. Dieser Schritt zu seiner Befreiung ist folgerecht:

es konnte sich nicht von Frankreich loswinden, um sich Deutschland in die Arme zu werfen, sondern nur um eine selbständigere Stellung zu gewinnen. Wenn es die Hoffnungen, die es früher auf Frankreich stützte, nur auf Deutschland übertragen hätte, wie wir die Hoffnungen der italienischen Völker so oft zwischen Österreich und Frankreich haben hin und her schwanken sehen; so läge darin noch keine Entwickelung, keine Gewähr für die Zukunft. Der Entschluß mußte reifen, sie lediglich auf sich selbst zu setzen. Nichtsdestoweniger ist diese freiere Stellung Belgiens ein Gewinn für Deutschland, denn als Staatenbund können wir im Grunde nur seine Selbständigkeit und Freiheit wünschen, die wir freilich durch seinen Anschluß an den Bund erst für völlig gesichert und gefestet halten, wie wir sie in seinem Zollanschluß an Frankreich auf's Höchste gefährdet sehen würden. Nicht durch den Abfall von Holland, sondern durch seinen erstarkten Widerstand gegen die französische Zudringlichkeit, durch seine Verträge mit dem deutschen Zollverein und mit Niederland hat Belgien den wichtigern Schritt zu seiner Befreiung gethan. Dieser mußte jedem andern vorhergehn, und wenn es zu einem weitern uns günstigen gelangt, so kann derselbe nur Folge seiner größern Erfahrung und Entwickelung selbst sein. Belgiens wahre Rückkehr zu uns kann mithin nur auf freiem Wege, mit der innern Nothwendigkeit der Entwickelung geschehen, indem es aus dem Kern seines eigenen Volkthums, aus den Säften seines Bodens sich neu herausbildet und nach allen Richtungen entfaltet, dann aber in dem neugebornen Bewußtsein seiner wahren Lebensbedingungen sich auch wieder des gleichen Ursprungs seiner Wurzeln und Bildung mit den allgemein deutschen erinnert, sich durchdringt von seinem alten Zusammenhang mit dem Ganzen, dessen Glied es bildet, und worin es alsdann eben sein Eigenstes am höchsten

gesichert und bewahrt erkennen wird. Also nur durch den Provinzialismus — die Hauptursache, welche die Niederlande von uns getrennt — kann das Deutschthum Belgien auch wieder beikommen, und darum ist in Wahrheit die Lossagung von Frankreich zu Gunsten seiner Selbständigkeit ein bedeutungsvoller Schritt zur Annäherung an Deutschland. Es ist eben eine deutsche Regung, denn während in der germanischen Natur sich der Individualismus als Grundzug in Politik, Kirche und Litteratur darstellt, tritt im keltisch-französischen Wesen als solcher der Hang der Uniformität gegen jeden selbständigen Sonderungstrieb hervor. Je kräftiger Belgien nach Selbständigkeit strebt, desto mehr muß es einer Verschmelzung mit Frankreich abgeneigt werden, weil diese vermöge des Instinkts und der bewußten Richtung des französischen Staatswesens jene aufheben würde; und je mehr seine Selbständigkeit wirklich zunimmt, desto unwahrscheinlicher wird es, daß sie, als das Allgemeine, je besonderen Anliegen, z. B. einem Handelsinteresse, geopfert werden könnte. Umgekehrt wird, je enger Belgien sich dem deutschen Staatenbunde anschließt, um so größer die Gewähr seiner Selbständigkeit, und je mehr diese wächst, desto entschiedener wird es Deutschland zuneigen, selbst wenn augenblickliche Handelsvortheile zu opfern wären. Hiegegen könnte vom Ausland kein gerechter Einwand stattfinden, so lange die Annäherung in freier Weise vor sich ginge, wie vorausgesetzt wird; freie Staaten berathen selbständig über ihr Wohl und Weh und dulden keine Einmischung. Übrigens würde die Eifersucht Europa's sich eher dabei beruhigen, Belgien, ein altes deutsches Erbland, als unabhängigen Staat dem deutschen Bunde in Zoll und Handel, zu Schutz und Trutz angehören, denn als Provinz in der einen oder andern Form Frankreich, dem in sich am meisten zusammengedrängten Staat, einverleiben zu sehen.

Die Gegensätze in den ältern Entwickelungsepochen der französischen und der deutschen Nation sind auf belgischem Boden oft heftig aufeinandergeplatzt, und die der neuern Epoche ringen auch jetzt dort nach Ausgleichung. — Eine zweitausendjährige Geschichte spricht wieder laut für unsere Hoffnung. Gleich wie schon die Züge der gallischen Wanderer reich an Siegen und Eroberungen sind, so hat die Geschichte des modernen Frankreichs glänzende Kriegsthaten, überraschende Umwälzungen und Züge schnell bewältigender Propaganda aufzuzählen; doch die Wurzelhaftigkeit und unzerstörbare Festigkeit des germanischen Wesens, das selbst in Leiden und Druck von seinem Eigenen nur zäh etwas preisgibt, hat zuletzt immer wieder den Sieg über den französischen Ungestüm davon getragen, und bei allen politischen Verlusten haben die Germanen von ihrem Gebiete, so weit es durch Sprache, Sitte und Volksart bezeichnet ist, selbst während der sechs Jahrhunderte politischen Verfalls nur unwesentliche Einbuße erfahren. Findet sich im französischen Wesen, neben gewinnender Leichtigkeit, das beweglichste und am meisten um sich greifende Element der Gegenwart, so bildet das deutsche dagegen die feste und beharrliche Grundlage moderner Gesittung. Der Materialismus hat sich im französischen Leben, wie anderwärts, eine siegreiche Stätte geschaffen, und das deutsche Volk ist, um mit Eduard Arnd zu sprechen, noch das einzige, „in dessen Gegenwart sich, wenn auch beschränkt und getrübt, das Bild einer unendlichen Zukunft abspiegelt." — — Gewiß, in den sittlich-geistigen Mächten liegt vorzüglich Deutschlands Kraft und Hoffnung. Nur müssen dieselben auch praktisch werden und für die ganze Nation in volle freie Wirksamkeit treten können. Dann erst geben sie uns eine höhere Zuversicht als bloß materielle Bande, wie z. B. der eiserne Arm, den Belgien uns nach dem Rhein entstegnegreckt, und der

kein Vorzug mehr für uns ist, seit man von Brüssel nach Paris in zwölf Stunden reis't. Selbst von Ostende, Brügge, Gent, Antwerpen, Löwen kann man zwischen Morgen und Abend, und binnen 24 Stunden sogar von Köln am Rhein nach Paris gelangen. Kein Zweifel, das muß auf jegliche Art Verkehr zwischen Frankreich und Belgien belebend einwirken, und der Gedanke einer Zollunion zwischen beiden Ländern, der uns wach halten muß früh und spät, wird dadurch neuerdings in eindringlicherer Weise denn je nahe gelegt. Die Anhänger des franko-belgischen Zollvereins entwickeln große Thätigkeit*). Die Frage hat Fortschritte gemacht, und es wäre ein Irrthum, den die dabei betheilten deutschen Anliegen vielleicht theuer büßen müßten, wenn man glaubte, daß die politischen, aus Belgiens Stellung zum europäischen Staatensystem sich ergebenden Hindernisse gegen seinen Zollanschluß an Frankreich schlechterdings unübersteiglich seien, denn da gibt es mehr als ein Auskunftsmittel diese Hindernisse zu umgehn, und man kann Verträge auf breiten Grundlagen und mit der ausgedehntesten Wirkung abschließen, ohne von einer Zollvereinigung zu reden. Vorsicht ist besser als Nachsicht; man kann seitens des Zollvereins nicht früh und ernst genug an eine prinzipielle Erweiterung seines Vertrags mit Belgien denken. Ungleich nachhaltiger indeß als jene politischen Hindernisse würde sich die vlämische Bewegung im Widerstande gegen Belgiens Anschluß an Frankreich erweisen, besonders wenn sie in voller Entfaltung sich sicher bewußt wäre, daß hinter ihr eine große Nation von 40 Millionen Brüdern steht, bereit die vlämische Sache zu der ihrigen zu machen.

---

*) In Paris predigt ihn unter andern Michel Chevalier, besonders im Journal des Débats.

Das Gefühl solchen Zusammenhörens in den höchsten Anliegen wird jetzt, außer der Litteratur, hauptsächlich durch den vlämisch-deutschen Sängerbund getragen, und es war ein eigenes Zusammentreffen, daß das Fest zur Eröffnung der französischen Nordeisenbahn an denselben Tagen mit dem vlämisch-deutschen Gesangfeste in Köln stattfand. In Lille und Brüssel hielt der Börsenkönig Rothschild, der Erbauer der Eisenbahn, glänzenden Hof; in Köln herrschten schlichter Gesang und Volkslust. Dort drehten sich alle Reden um den einen Gedanken: Union zwischen Frankreich und Belgien; hier brachten die Sänger vom Rhein, vom Odenwalde, aus ganz Deutschland bis nach Schleswig-Holstein hinauf, die belgischen Brüder vor das Haus des greisen Moritz Arndt, führten sie nach dem Drachenfels, nach dem Siegesdenkmal des Übergangs über den Rhein (1814), und sangen vereint in die Welt hinaus: „Das soll es sein, das muß es sein, das ganze Deutschland soll es sein!“ Auf die Redensarten in Lille und Brüssel, die, so schön sie konnten, auf Stelzen gingen, sangen zur Antwort am Rhein zweitausend schlichte Männer: „Das ganze Deutschland soll es sein!“ Der Geist vereint, und wenn man mit einem Lied keine Länder erobert — so wenig als man sie mit eisernen Schienen fesselt — und keine Schlachten gewinnt, so kann es sie doch vielleicht überflüssig machen, und das ist noch mehr. Wir nur fühlen des deutschen Liedes Kraft. Möge denn wahr werden der Gruß, den Van Duyse auf dem Genter Sangfeste an den Kölner Männer-Gesangverein gerichtet und mit welchem er den vlämisch-deutschen Sängerbund geweiht hat:

— — — „Het vlaemsche lied aen ’t duitsch gezang gepaerd,
Verrukte ook Artevelde’s Schim,

En uw triomf voorspelde hem den val
Van 't vreemde zanggebied.

Dat die voorspelling heilge waerheid zy!
Verbroedre u deez' kamp nog meer
Met Teutos kroost, dat Hermans kindren kust
Vormt u tot bardenkoor!

Welaen, Germaen en Belg, te saem ten stryd
Voor vryheid, tael en vaderland!
De vaen van 't duitsch en vlaemsche zangverbond
Prael op 't gentsch eeregoud!

Wy willen vry zyn, als den adelaer
Die stout op eigen wieken dryft,
Voor wie'n er slechts een koestring is: de zon.
Ons zon is 't vaderland!

De Schelde breng den Rhyn ook dan haer groet
In liederen vol vlaemsch gevoel!
En Belgie breng een steen ook aen den bouw
Van Keulens reuzendom!

Daer voor't altaer ryze onze broedereed
Den God, die ons Germanen schiep
Ter eer, den God van 't fiere voorgeslacht,
Die allen dwang weerstond. — — —

En waer is 't vaderland des duitschen stams?
Alom waer der Germanen tael
Zich heft en bloeid en 't volk verrukt
Daer is ons vaderland." *)

*) Dem vlämischen Lied, eurem deutschen Sange geeint, horchte Artevelde's Schatten in hoher Verzückung; euer Triumph war Seherkunde ihm vom Sturze der Herrschaft fremdes Sanges.

In diesen Sängen und Festen fühlen wir die Siegeshoffnungen des deutschen Geistes verkündet, und das ist mehr als ein schöner Traum. Wir sehen unser Volk im Begriffe auf einer Bahn zu wandeln, wo die Herrschaft der Intelligenz, gestützt und verbreitet durch Schule, litteräre und wissenschaftliche Vereine, auf der einen Seite, die Turn-, Gesang- und Kunstvereine auf der andern sich bedingen und ergänzen. Auf diesem Wege kann der Gedanke Fleisch und Blut gewinnen, dadurch die Selbständigkeit der Individualität und die Einheit des Ganzen in einem innerlich erwachsenden Organismus der Gesellschaft und damit Freiheit und Ordnung zugleich verwirklicht werden.

Nur eine Bedingung ist dazu noch unumgänglich — dies auch damit das deutsche Element auf belgischer Erde nicht unterliege — die Entwickelung unseres Gesammtbewußtseins im Staate, politische Freiheit.

In Deutschland hat eine Gesinnung Bestand gewonnen, fest genug um das Werk alter und neuer Hoffnungen für selb-

---

Werde heilige Wahrheit diese Kunde! Verbrüdere euch dieser Kampf noch enger mit Teuto's Geschlecht, o Söhne Hermanns, werdet ein Bardenchor!

Wohlan, zusammen zum Streite, Deutscher und Belge, für Freiheit, Sprach' und Vaterland! Die Fahne des vlämisch-deutschen Sängerbundes erhebe sich als Bundesfahne mit dem Lohne eures Sieges!

Wir wollen frei sein, gleich dem Aar, der stolz auf eigener Flügel Kraft die Lüfte durchschwimmt, und für den es nur eine Wollust gibt, den Blick in die Sonne. Unsere Sonne ist das Vaterland!

Die Schelde bringe dem Rhein auch ihren Gruß in Liedern voll vlämischen Gefühls; und Belgien bringe bald seinen Stein auch zum Baue von Kölns Riesendome!

Da vor dem Altar steige unser Brudereid zu dem Gotte, der uns Germanen schuf, zu dem Gott unserer edlen Väter, die allem Zwang widerstanden. — — — —

Ja, so weit wie deutsche Stämme wohnen, allum so weit wie deutsche Zunge klingt und blüht und das Volk entzückt, so weit erstreckt sich unser Vaterland!

ständige volkthümliche Entwickelung darauf zu bauen, und es besitzt für diesen Bau reiche, ebenso ursprüngliche als edle und durch das Feuer der Wahrhaftigkeit geläuterte geistige Kräfte. Das Heer der Männer des gesetzlichen Fortschritts ist ein unübersehbares und, als gestützt von der ganzen Nation, ein unüberwindliches. Ihnen muß man entsprechende Bahnen öffnen, gegenüber denen die ihre Hoffnungen auf nichts als ihre eigene Hoffnungslosigkeit gründen, nicht ihrer heilsamen Wirksamkeit überall den Weg verrennen. Die heldenmüthigste Erhebung, die glänzendste Reihe von Siegen zur Befreiung des Vaterlandes haben dem deutschen Volke nur die Blüte schöner Hoffnungen, nicht aber die Frucht einer Achtung gebietenden Weltstellung getragen. Während andere, an Zahl minder mächtige Völker vermöge der freien Presse und eines Verfassungsorganismus, der alle Kräfte des Denkens und Handelns in geordnete Bahnen leitet und zu energischer That zusammenfaßt, ihre Anliegen mit sicherm Blick verfolgen und Geltung nach außen erlangen, sind wir politisch vierunddreißigfach getheilt, ja fehlt selbst dem deutschen Handelsbunde nicht nur die äußere Abrundung, sondern auch im Innern noch jeder lebendige, aus volkthümlichen Elementen gebildete Mittelpunkt, in welchem die Widersprüche sich lösen, die Gegensätze sich vermitteln, und von dem aus zur passenden Stunde mit der rechten That gehandelt werden kann. Um die deutsche Entwickelung über diesen Berg zu bringen, vor dem sie schon so lange sich abmühend und verzehrend hält, dazu gibt es nur ein wirksames Mittel — ein deutsches Parlament mit freiem Wort in Schrift und Rede. O, lasset den Spalt, der bereits so breitmäulig gähnt, zwischen den Forderungen der öffentlichen Meinung und dem was besteht, lasset ihn sich nicht noch erweitern! Die Rathgeber werden von blinder Zerstörungswuth getrieben, die nicht einsehen daß die tiefgreifen-

den und aufwühlenden Gegensätze welche die Gegenwart wirklich, auch der nicht aufgeregten Phantasie, darbietet, nicht durch die Mittel bloß äußerer Polizei ausgeglichen oder bewältigt werden können, daß dazu Handhaben höherer Art und Triebfedern nöthig sind, welche bloß die volksmäßige Entwickelung selber bieten kann. Nach der Überzeugung der bewährtesten Vaterlandsfreunde können Deutschlands innerer Friede und die landständisch-monarchische oder constitutionelle Grundlage der bestehnden Ordnung nur gerettet, können aber auch die öffentlichen Bedürfnisse und Nationalanliegen nur klar erkannt, weise geleitet und kräftig gehandhabt werden durch Staatseinrichtungen, welche das Volk in seinen wahrhaften Vertretern zur Theilnahme an Lösung aller dieser wichtigen Aufgaben aufrufen, und die eben mittels beständiger Reform verhindern, daß die Spälte und Gegensätze nur immer weiter reißen in die Breite und in die Tiefe, und der ganze Zustand der Dinge über Rissen Höhlungen und Abgründen schwebt, in die der nächste Weltsturm ihn hinabschleudert.

Auch mahnt die Zeit, daß Deutschland als Ganzes aus seiner vielhundertjährigen politischen Lethargie sich endlich aufraffe. Die Verhältnisse wachsen gegenwärtig gleichsam nach Welttheilen. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika, in demselben sittlichen und staatlichen Boden wurzelnd, in welchem England so hoch gewachsen ist, besitzen außerdem in noch viel höherem Grade die materiellen Elemente nationaler Größe als Großbritannien, sie nehmen an Bevölkerung und Macht gleichsam im geometrischen Verhältniß, die europäischen im arithmetischen zu. In dieser Hinsicht übertrifft, um mit Friedrich List zu sprechen, das „Kaliber ihrer Nationalität" in nicht minder hohem Grade das von Großbritannien, als im 17ten Jahrhundert das nationale Kaliber von Großbritannien das der vereinigten Provinzen der Niederlande übertraf. Dieser Entfaltung der alten und neuen Groß-

mächte gegenüber, liegt nur in der Einheit der deutschen Nation und in ihrer vollständigen handelspolitischen Organisation, welche den einheitlichen Willen kräftigt, die Gewähr der künftigen Existenz aller deutschen Staaten. Die fortwährende Bevormundung durch die Bureaukratie kann aber nimmer dahin führen, den Reichthum von innern individuellen Kräften in Deutschland, deren bewußter Besitz die Deutschen eine größere Zukunft ahnen läßt, mittels einer vollkommnern politischen und ökonomischen Organisation zu sammeln und zu einer Nationalkraft zu vereinen. Die Bureaukratie, deren Schwächen und Mängel durch die fremde Diplomatie benützt werden, um der nationalen Ausbildung des Zollvereins und andern Grundlagen der politischen Einheit Deutschlands entgegenzuwirken, hält, besten Falls zu Gunsten einer pretentiösen Mittelmäßigkeit, nur den höhern Aufschwung nieder, nicht allein in den Mittelständen, sondern auch in der Aristokratie, zweien Elementen der Freiheit und Unabhängigkeit, die, völlig emanzipirt, in kurzer Zeit die Nation befähigen dürften, sich auf den höchsten Grad politischer Ausbildung emporzuschwingen und die wahre Gewähr ihrer Selbständigkeit in sich selbst, in der eigenen nationalen Entwickelung und Größe zu finden. Gewiß Deutschland, das über Englands Größe beschämt, mit Widerwillen an die künftige Suprematie von Nordamerika denkt, das die von Frankreich fürchtet, die von Rußland verabscheut, es stünde an der Spitze unseres Continents, würden seine gerechten Forderungen freier Institutionen und einer nationalen Organisation, der Theilnahme der Nation an der Regierung und Politik erhört. Und wie soll anders als in einem zur allseitigen Erörterung und Mitentscheidung der großen Lebensfragen der Nation berufenen Volksorgan die Lösung derselben sowie der Streit der Parteien zu einem befriedigenden Abschlusse gelangen, wie kann

der deutsche Staat anders als auf den verfassungsmäßigen Ausspruch der öffentlichen Meinung gestützt, eine nach außen achtunggebietende Macht entwickeln? Dann erst fühlt der Staat seinen Lebenspuls kräftig schlagen, wenn dieser mit dem der Nation aus einem Herzen bringt, was ohne Vertretung, ohne deutsches Parlament, unterstützt vom freigegebenen Wort in Schrift und Rede, nicht möglich ist.

Wir wollen und können gottlob den Fortschritt der Entwickelung des öffentlichen Geistes in Deutschland nicht läugnen. Wir erkennen solchen besonders auch in den ständischen Einrichtungen Preußens seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. (1840), der jenem Drang nach ständischer Vertretung, welcher mit augenscheinlich steigender Lebhaftigkeit auch Preußen ergriffen hat, entgegenkam und statt des bloßen mechanischen und bureaukratischen Überwachens den Weg selbständiger Gestaltung in Kirche und Staat wählte. Ein großherziger königlicher Wille, jener historischen Schule zuneigend, die das durch das Leben des Volkes sich bildende Recht anerkennt, strebte tapfer mit Wort und That über die zwischen dem Thron und dem öffentlichen Geist von der Bureaukratie gezogene Kluft nach einem innigern organischen Wechselverkehr mit seinem Volke. Dafür spricht die Belebung der Provinzialstände, die Gründung ständischer Ausschüsse, die Verheißung und ein Beginn von Selbstregierung und Selbstentwickelung der Kirche, das freiere Auftreten der politischen Presse, das Ober-Censurgericht, das Toleranzedict, dessen Inhalt fast zu schwer für diesen Namen, Öffentlichkeit im Gerichtsverfahren, zuletzt das Verfassungspatent vom 3. Februar 1847 und seine weitere Entwickelung. Darum eben hat auch die große Mehrheit des preußischen Volkes das Verliehene wie das Morgenroth eines neuen Tags begrüßt, als einen Krystallisirungspunkt für weitere Bildungen, eine Handhabe für Erwirkung und Feststellung der Principien der vollsten Öffent-

lichkeit, der Preßfreiheit, der vollen persönlichen Freiheit und politischen Gleichheit der Bekenntnisse. Mit diesen, in die Zukunft gehnden Hoffnungen ist das Patent fast von allen denen aufgenommen, die zugleich an eine höhere Nothwendigkeit wie an eine höhere Freiheit in der Geschichte der Menschheit glauben.

Groß ist jetzt die Aufgabe, groß und bedeutsamer denn je vorher auch die der deutschen Presse. Es gilt die öffentliche Meinung so besonnen wie freimüthig zu leiten und dadurch die Preßfreiheit, als ein unantastbares Palladium der deutschen Nation, selbst zu erringen. Auch sind eine Menge Fragen der Verständigung zuzuführen. Denn selbst von denen die gesinnungsvoll und sonst mit gleicher Entschiedenheit eine freie parlamentarische Entwickelung wollen, werden die mächtigen Zeiterscheinungen, namentlich so lange sie sich nicht selbst gegenständlich näher bestimmt haben, verschieden aufgegriffen und beurtheilt. Jenes Gefühl, welches das deutsche Volk, eingedenk dessen was seit den Unglückstagen von Jena in Preußen geschehen, gegründet, verbessert und umgeschaffen ist, eingedenk der ganzen neuern deutschen Geschichte und Entfaltung, seine schönsten Hoffnungen auf Preußens Entwickelung setzen läßt, weil sie nur eine deutsche sein kann — es wacht mit neuer Kraft und inniger denn je auf. In der That, was die Freiheit des Bodens und der Arbeit, die Zustände der Bauern und der bürgerlichen Handwerker, die Entwickelung der Industrie und der technischen Gewerbe, was die Selbstverwaltung der Gemeinden und Kreise, die Volksbildung, die Wehrverfassung, die Zustände der Kirche sowie der Rechtspflege und der gesammten Verwaltung betrifft, so sind darin nur einige der kleinern süddeutschen Staaten, Preußen nachgefolgt, oder ihm in einzelnen Stücken vorangeschritten. Wenn sich ferner das Maß der Preßfreiheit in einem Staate

stets an der Freiheit in Beurtheilung der innern Zustände desselben mißt, so ist auch die Presse keines andern deutschen Staats in innern Angelegenheiten so frei geworden und hat sich so emporgehoben als die preußische seit 1840, und darum ist gerade dort, wie unter den kleinern Staaten in Baden schon längst, ein Zustand vorbereitet worden, der die Preßfreiheit vollkommen erträgt, ja für die gediegene Entwickelung nothwendig macht; zu ihr überzugehn besteht sicher auch der ernste Vorsatz in Preußen. Damit geht natürlich Hand in Hand die Erstarkung des Gemeinsinns, die Läuterung des Freiheitsgefühls und des deutschen Bewußtseins, die Hingebung für politische Ideen, die Lern- und Lesebegier, kurz gewecktes öffentliches Leben nach allen Richtungen. Seltsam, selbst viele Deutsche sträuben sich den Aufschwung des öffentlichen Geistes in Preußen seit 1840, der wenigstens an keinen Rückschritt denken läßt, anzuerkennen, und von ihnen ward daher auch die preußische Verfassungsfrage nicht ohne Vorurtheil behandelt, namentlich erhob sich von Süddeutschland aus, wo man sich mehr in die Formen des französischen Repräsentativstaats hineingedacht und halb mit hineingelebt hat, fast keine anerkennende Stimme, so daß man dort oft an dem Dasein des Sinns für Auffassung preußischer Zustände hätte verzweifeln mögen. Unvermerkt, ja wider Willen mischen sich in die Empfindung und Beurtheilung auch wohl Säuren, die noch aus den gährenden Überresten vieler unserer alten deutschen Tugenden aufsteigen, als da sind übertriebener Provinzialgeist, Stämmehaß, Neid, confessionelle Zersplitterung, und da kann es denn nicht Wunder nehmen, daß Heine's „Mein Deutschland trank sich einen Zopf", nun auch einmal in umgekehrtem Sinne, an Manchen zur Wahrheit wurde, die das am wenigsten für möglich gehalten hätten.

Freilich, das Patent vom 3. Februar ist keine Verfassung,

mit der wir uns begnügen können, es entspricht selbst nicht den streng rechtlichen und verbrieften Ansprüchen des preußischen Volkes. Die Reichsstände sollen verbriefter Maßen eine Repräsentation des Volkes bilden, an der alle Klassen der Staatsbürger theilnehmen; die neue Verfassung aber hat keine solche Vertretung für Jeden im Volke geschaffen, der zu den öffentlichen Lasten beisteuert. Nur Gutsbesitzer sind repräsentirt, und zwar vorzugsweise herrliche und ritterschaftliche, die zusammen kaum ein Zwanzigtheil des gesammten Stammvermögens der Nation und der National-Einkünfte besitzen, aus denen die sämmtlichen öffentlichen Ausgaben bestritten werden müssen, und diese Wenigen sollen die Macht über den bisher doch verschlossenen Geldbeutel des gesammten Volkes erhalten. Der Ver einigte Landtag scheint überhaupt zunächst ein mehr theoretisches als praktisches Interesse in Anspruch zu nehmen. Darauf deutet auch seine wesentlich negative Aufgabe, zu verhüten, daß der praktische Kern der neuen ständischen Anordnungen nicht in den Ausschuß oder gar in die ständische Abordnung verlegt werde, was allein durch Erzielung einer festen periodischen, am besten alljährlichen Einberufung des Vereinigten Landtags geschehen kann. Denn erst durch eine Vereinfachung der ständischen Behörden, deren Vervielfachung viel weniger noththat als ihre Erweiterung nach innen und an Rechten, und durch eine regelmäßige Organisation des Vereinigten Landtags kann dieser zu wirklichen Reichsständen erwachsen. Indeß will die neue Verfassung weniger von dem Standpunkte der Buchstabenjustiz als aus dem Geist und den Umständen beurtheilt sein. Die Nothwendigkeit ist noch mehr als ein verbrieftes Wort, und man durfte den Weg in die Zukunft, wie eng und unbequem auch, um deswillen nicht versperren, weil er nicht der gerade war. In großen geschichtlichen Krisen ist die scharfe juri-

stische Sichtung allein nicht am Orte, sie hat für deren Erfassung weder Tiefe noch Umfang genug. Die politische Bühne ist keine Gerichtsbank. Man soll die Ungeduld zügeln, so lange es vorwärts, wenn auch langsam, aber doch immer vorwärts geht, und ein wichtiger politischer Vorschritt ist jedenfalls das Patent vom 3. Februar, darüber hat das Volksgefühl, haben die Ergebnisse entschieden.

Die deutsche Presse hat ihre Aufgabe dabei im Ganzen richtig erfaßt. Je mehr sie die Linie der bestehenden politischen Grundlage und der historischen Fortbildung einhielt, desto schärfer konnte sie die Schwächen und das Ungenügende der neuen Verfassung aufdecken, desto kräftiger die Momente andeuten, worauf es für die Weiterentwickelung vorzüglich ankömmt. Auch hatte sie die umhüllten Keime zu einer großartigen Gestaltung in's Licht zu stellen, dem Volke den Muth zu erhalten und in ihm jene aufbauende Kraft des Vertrauens, jene Flamme der Begeisterung anzufachen die allein zu Großem führen. Ist es am Ende nicht besser, daß Nation und Stände sich erst die rechte Verfassung zu erstreiten haben — und dazu sind die Handhaben geboten — als wenn sie ihnen fertig vorgesetzt wäre, ohne daß die Nation vorher in innig lebendige Mitleidenschaft gezogen worden wäre? Lediglich auf die Entwickelung kömmt alles an. Ein Volk besitzt nur was es selbst erringt und in Saft und Blut aufnimmt, und von den Regierungen wollen wir keine größere Weisheit erwarten, als daß sie das durch's Leben des Volkes sich bildende Recht anerkennen und den Bedürfnissen in der Gestaltung des Rechtsstaats entgegenkommen. Eben weil Preußens Stände sich bisher die Verfassungsformen gleichsam selbst geschaffen haben, ist zu hoffen, daß sie dieselben auch mehr als anderwärts gleich mit lebendigem Inhalt ausfüllen und in ununterbrochenem Wachsthum weiter

entfalten, dem schon im Testamente Steins gestellten deutschen Ziele mit Muth und Thatkraft zusteuernd.

Wie von innen, so wird Preußen auch von außen dahin gedrängt. Es ist die kleinste Großmacht mit den verhältnißmäßig meisten Grenzen, in der Mitte ohne Breite, ja ohne Landzusammenhang, ein Staat, wie man gesagt hat, der gleichsam erst eine Façade über Europa hat, und der seine wahre Einheit offenbar nur in dem gemeinsamen Deutschthum finden kann. Die einzige Großmacht welche die drei andern unsers Continents berührt, und darum auf allen Seiten ausgesetzt, bildet Preußen dagegen mit Deutschland und gestützt auf dessen Sympathieen, den Schwerpunkt von Europa. Die Form dafür, der Träger der Gemeinsamkeit deutscher Anliegen aber ist der deutsche Handelsstaat, der Zollverein, dessen Zukunft, d. h. unsere politische und commerzielle Bedeutung in der Welt, besonders mit von dem freien Vordringen dieses binnendeutschen Staatskörpers an die Nordsee von Ostende bis Rendsburg abhängt. Die Niederlande sind in dieser Hinsicht, wie in jeder andern, für Deutschland, dessen natürliches Strom- und Seegebiet sie bilden, ungleich wichtiger als für Frankreich. Es liegt darin eine Lebensfrage für ganz Deutschland, die jedoch nimmermehr zu unsern Gunsten wird gelös't werden, ohne daß Preußen, die Macht an der Spitze des deutschen Handelsbundes, offen und vollständig in die Bahn der Repräsentativmonarchie und des Volksstaats eintritt. Erinnern wir uns wie oft schon deutsche Glieder sich haben losreißen lassen, um für die verlorene Nationalität Bürgschaften demokratischer Freiheit einzutauschen — Bürgschaften des unveräußerlichen Rechts frei zu reden, persönlich sicher zu sein, sich selbst zu richten, an der Gesetzgebung und Verwaltung theilzunehmen, auf welche alle Völker die nämlichen Ansprüche haben. Die so lehrreiche Geschichte des Elsasses be-

weis't, daß die Nationalität allein kein hinreichend festes Band abgibt, sprach- und charakterverwandte Stämme unauflöslich zu umschließen, daß vielmehr ohne eine höhere politische Weisheit in gemeinsamen Rechten und Pflichten die zäheste Nationalität zerbröckeln kann, dagegen jenes gemeinsame Recht, jene gemeinsame Pflicht ein mächtiger Kitt werden kann, um Volkselemente verschiedenen Ursprungs zu einem imposanten Ganzen zu verbinden. Ein Mischvolk ohne eigene Sprache, ohne eigene Bildung ist freilich für sich nichts mehr, es zählt nur noch in der Masse; aber daß die alemannischen Elsasser und die Vlamingen unter dem so begünstigten französischen Einflusse der letzten sechzig Jahre sich nicht schon längst in ihrer Umgebung aufgelebt haben, das verdanken sie und wir lediglich der Zähigkeit dieser Stämme, als zu denen gehörig, die sich nicht leicht in fremde Sitte schmiegen und nicht die Fertigkeit haben, jede fremde Sprache leicht zu schreiben und zu reden.

Das in Preußen aufbrechende Verfassungsleben wird gerade auf dem Gebiete, wo bisher die größte Kluft war, neue Brücken von Deutschland in die Herzen der niederländischen Stämme schlagen, um so mehr als nicht bloß im Charakter und Gemeindewesen derselben mit dem in Niederrhein, Kleve, Berg und Westfalen, sondern auch zwischen manchen Grundzügen der preußischen Verfassung und denen des niederländischen Grundgesetzes eine bedeutsame Übereinstimmung besteht. Hier wie dort gilt noch das Prinzip der ständischen Gliederung, das mittelbare Wahlsystem in den Städten und Landgemeinden, das Vorwiegen des ritterschaftlichen Grundbesitzes in den Provinzialständen, folglich auch an dem allgemeinen Landtage, der ständische Einfluß auf die Verwaltung zu deren Verstärkung; selbst der Vereinigte Landtag, richtiger gesagt der Ausschuß geht in Preußen ungefähr so

aus den Provinziallandtagen hervor, wie die Generalstaaten in Niederland aus den Provinzialstaaten, obwohl, meines Erachtens, in der preußischen Verfassung weit mehr Keime großartiger Entfaltung als in der niederländischen liegen. In dieser, Sprache, Volkscharakter, Verkehrsinteressen, Verfassung, kurz das ganze Leben wieder umfassenden Übereinstimmung wächst natürlich eine bewußte Gemeinsamkeit aller höhern Anliegen und Fragen des öffentlichen Lebens, und daraus müssen allmählich auch gemeinschaftliche Bestrebungen erblühen, wodurch hinwieder das Bewußtsein des alten nationalen Zusammenhangs aller dieser deutschen Lande sich beleben und kräftigen wird. Um nur eins anzudeuten: in Niederland ist heute die Wahlreform die große Frage des Tages, und läßt sich nicht mit Gewißheit voraussehen, daß eben die Wahlreform auch bald in Preußen diejenige Frage sein wird, welche alle andern Verfassungsfragen beherrscht?

Formen übrigens, die für einen großen Staat, dessen Bestandtheile sich noch wenig ineinander gelebt haben, geeignet erscheinen, ja lange Zeit noch die Träger und Handhaben der öffentlichen Entwickelung für ihn abgeben können, bis sie sich verschleißen und neuen Platz machen, sie können für einen kleinern Staat, dessen näher gedrängte Theile seit Jahrhunderten schon in einander gewachsen sind, untauglich werden, besonders wenn der kleine Staat eine Weltstellung zu behaupten hat, welche die Entfaltung verhältnißmäßig ungewöhnlicher Macht und großer Energie verlangt. Dies ist das Verhältniß Niederlands und Belgiens zu Preußen, obwohl letzteres wiederum in einem ähnlichen Verhältnisse zu den übrigen Großmächten dasteht: auch Preußen hat eine mit seiner räumlichen Größe in Mißverhältniß stehnde Weltstellung zu behaupten, wozu es gleichfalls fortwährend der größten Anstrengungen, der vollsten Entwickelung seiner Hülfsquellen und

der frischesten Thatkraft bedarf. Hierin liegt der Grund, daß Preußen vorwiegend demokratisch, ich meine jedenfalls mehr demokratisch als die übrigen Großmächte, constituirt sein muß, um darin ein Gegengewicht gegen deren Massenüberwucht zu finden; auch müssen kleinere Staaten darum demokratischer eingerichtet sein, weil in ihnen, wie in der Gemeinde, der große Besitz schon von Natur überwiegenden, meist hemmenden Einfluß übt. Das aristokratische Element, das für die Freiheit und Größe Englands so wesentlich beigetragen, würde in derselben Stärke für die Schweizer Kantone zermalmend und unhaltbar gewesen sein. In dem traurigsten Jahrhundert der deutschen und der europäischen Geschichte gab die demokratische Verfassung der Vereinigten Provinzen Nordniederland das Übergewicht auf unserm ganzen Festland, und ebenso droht jetzt die rein demokratische Verfassung der Vereinigten Staaten Nordamerika's das Übergewicht über Europa zu geben, wenigstens zwingt sie die wesentlich auf der Aristokratie begründete Riesenmacht Englands sich mehr und mehr demokratisch umzugestalten, um ihr das Gleichgewicht halten zu können. Auch Preußen hat in jenem traurigen Zeitraum ausnahmsweise seine Größe als Staat begründet, es arbeitete sich unter seinen vortrefflichen Regenten vor den übrigen absoluten Monarchien empor, einen Augenblick selbst bis zur ersten Stelle durch den großen Friedrich. Es folgte jedoch auf dieser raschen Entwickelungsbahn zwei sich widersprechenden Prinzipien: es war reformatorisch und aufklärend vielleicht noch entschiedener als selbst die niederländische Republik und England, zugleich aber absolutistisch-büreaukratisch und die landständischen Gerechtsame schwächend, ja vernichtend, im Gegensatz mit diesen der politischen Freiheit zustrebenden Staaten. Diese Gegensätze konnten nur in der großen Per-

sönlichkeit der preußischen Fürsten und deren politischer Dictatur sich einigermaßen mildern, mußten aber, sobald diese nachließ, zu Verderben führen, das denn auch nur zu bald nach Friedrich des Großen Tode hereinbrach. Unter dem Drucke des Fremdjochs machte Preußen sodann, angeführt von den besten Staatsmännern, die es je besessen, seit 1807 die ersten großen Anstrengungen zur Befreiung von jenen innern Gegensätzen und zu seiner socialen Umformung, doch ohne sich noch jener bureaukratisch-politischen Dictatur zu entäußern, und es feierte seine politische Wiedergeburt, indem das Volk mit seltener Hingebung Vaterland und Thron errettete. Der 3. Februar 1813, wo König Friedrich Wilhelm III. den Aufruf an sein Volk zur Herstellung der deutschen Ehre erließ, war ein großer, von äußern Gefahren umhüllter Moment; größer aber noch erscheint der 3. Februar 1847, wo vom Throne mittelbar der neue Aufruf an alle Söhne des Vaterlandes erging, Theil zu nehmen an dem großen Kampfe für die Befreiung von innern Übeln, für Deutschlands Volksehre und Freiheit. Diese That dünkt uns der zweite entscheidende Schritt zur Umbildung der preußischen Monarchie in die deutsche, d. h. dahin, diese Monarchie vollends von ihren verderblichen Gegensätzen und der bureaukratisch-politischen Dictatur zu befreien und ihre Entwickelung auch politisch in die Bahnen des freien nationalen Staats, des wahrhaften und wehrhaften Volksstaats einzulenken. Wir stehn am Markstein der preußischen, der deutschen Geschichte, wir treten in eine neue Ära! Der Freiheitsgedanke in Deutschland ist ein tieferer und inhaltsvollerer als er im siebzehnten Jahrhundert in England, im achtzehnten in Frankreich war, und er hat hoffnungsvoll sein frohes Ostern gefeiert. Zu dem Pfingstfest aber bereiten wir uns vor.

„Den König soll'n des Zelters Hufe tragen
Als Herzog vor den ebenbürt'gen Rittern,
Die der Geschichte große Schlachten schlagen."

Ja, ehren die deutschen Fürsten sich und ihr Volk, ihre Throne befestigend, durch Gewährung freier Institutionen und einer nationalen Organisation Deutschlands, dann kommen auch für unser Volk Tage des Ruhmes und der Größe wieder, von denen die kleinmüthigen Seelen jetzt keine Ahnung haben. Dann können auch wir, bei Anbruch dieses neuen Tages, wieder mit erhobenem Haupt um uns blicken und unsern Brüdern auf den fernsten Grenzen froh und zuversichtlich die Hand reichen; ja, dann werden wir mit starkem, einigem Arme das Siegeszeichen des deutschen Geistes als Bundesfahne auf die Höhe der Geschichte pflanzen. Dahin muß es kommen, und das wird die rechte Weihe sein des erneueten Bruderbundes zwischen Vlamingen und Deutschen. —

Zum Schlusse noch ein Wort an die Deutschen, welche die vlämische Bewegung in ihrer ganzen Bedeutsamkeit noch nicht würdigen, ihr noch nicht ihre volle Sympathie zuwenden. Denn obwohl durch den Gegensatz zwischen Romanismus und Germanismus in Belgien der deutsche Standpunkt gleichsam von selbst gegeben ist, zeigt sich doch in der Behandlung der Hauptfragen, die Belgien bewegen, bei uns häufig noch ein unbestimmtes Schwanken. Es rührt daher, daß man auf der Frankreich zuneigenden Seite sich bemüht, die vlämische Bewegung gewissermaßen im Gegensatz zum Liberalismus darzustellen. Das ist falsch.

Ein Volk, ein Staat darf sich niemals, wie der Einzelne, einem Prinzip opfern; der Staat ist Selbstzweck, nicht ein Mittel für Andere. Die Liberalen in Belgien haben nun die Annähe-

rung an Frankreich nie gescheut, für sie stehn gewisse politische Begriffe höher als die Nationalität, während die katholische Partei die Verwirklichung ihrer Begriffe vom Staate von der Erhaltung der Nationalität hofft, und diese scheint ihr in der Annäherung an Deutschland eine größere Gewähr zu haben als in der an Frankreich. Man kann es mit der Freiheit sehr ehrlich meinen, ohne die Nationalität aufzugeben; ja es gibt keine wahre Freiheit außer der, welche einen nationalen Boden hat, um sich in demselben zu entwickeln. Ein Volk kann nur frei sein, wenn es fest zusammenhält und sich seine Freiheit aus seinem Fleisch und Blut volkthümlich heranbildet. Das ist das vlämische Prinzip.

Innig angezogen fühlten die meisten Deutschen sich von keiner der beiden Parteien, welche seit den dreißiger Jahren sich auf dem Vordergrunde des belgischen Staats miteinander um die Gewalt streiten. Uns dünkt keine von ihnen echt national-belgisch, keine in ihrem Wollen und Wirken ausreichend für die wahrhaften Bedürfnisse des Landes, namentlich des vlämischen Volkes. Keine trägt die schwellenden Keime einer dauernden schönen belgischen Zukunft in ihrem Schooße; beide haben sich mehr oder minder vom Lebenskern des Eigenen, des Nationalen losgewunden und gehören zwar einem verschiedenen, aber darin übereinkommenden Granitationssystem an, daß beider Schwerpunkt außer Landes liegt. Ihre Sympathien gehn nach Paris oder nach Rom.

Dagegen sehen wir, freilich noch im Hintergrunde der staatlichen Bühne, aber unmittelbar aus dem Boden des Volkes wachsend und mit seinem tiefsten Wesen verwurzelt, eine uralt belgische und doch jugendlich frische, geistig rege Partei sich erheben — die vlämische. Immer mehr sehen wir diese Partei die edelsten Säfte und Kräfte des Landes aufnehmen und in

duftige Blüten aufbrechen. Dort ist gesunde belgische Natur, dort bildet das Eigene die Grundlage der Zukunft. Dieses Leben aber, das an dem vlämischen Zweige des deutschen Baumes so frisch wieder ausschlägt, wendet sich mit allen seinen Neigungen uns Deutschen zu, und ihm gehören auch die unsrigen; wir können, wir sollen uns in Belgien nicht theilen.

Das höchste Staatsanliegen der Wallonen steht dem nicht entgegen. Denn wie Belgiens Selbständigkeit je bei Unterdrückung der vlämischen Sprache, des vlämischen Genius zu sichern wäre, vermögen wir nicht einzusehen; wohl aber, daß diese Unterdrückung die gewisseste Vorbereitung bilden würde zur Einverleibung Belgiens mit Frankreich. Was kann das für ein unabhängiges Belgien sein, das französisch spricht und verhandelt und gerade das vlämische Element, in dem von jeher die alte Unabhängigkeit, die alte Bedeutung des Landes beruhte, niederhält? Das ist ein Widerspruch in adjecto, wie man französischerseits recht wohl fühlt und weiß.

Etwas Dauerbares, Lebensfähiges hat in Belgien immer nur der vlämische Genius geschaffen, während der Hader der jetzt herrschenden Parteien stets, meist nach einer vorhergehnden großen vereinten Anstrengung, das Land zerrissen und seine Selbständigkeit untergraben hat. Zur Eintracht und zur Gerechtigkeit gegen den niedergedrückten Volksbestandtheil mahnt, ich wiederhole es, die historische Thatsache, daß Belgiens Unabhängigkeit und Freiheit jedesmal einen Sieg feierten, wenn die Parteien einig und sich gerecht waren, und daß dieser Sieg jedesmal wieder durch innere Zwietracht und gegenseitige Unterdrückung verloren ging. Möchte denn jetzt durch die Besonnenheit und Mäßigung der Herrschenden die gefährliche Klippe, die wieder mitten durch's Land ihre scharfe Kante vom Süden gegen den

